tendit ad astra
Ad Bibliothecam
Academiæ Scientiarum
Electoralis Boicæ Monachii

Neuer
Schauplatz der Natur

Zweyter Band

C bis Fevillea.

Neuer
Schauplatz der Natur

nach den

richtigsten Beobachtungen und Versuchen

in

alphabetischer Ordnung

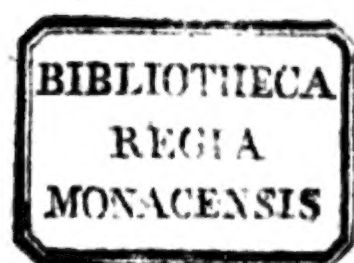
durch eine

Gesellschaft von Gelehrten

Zweyter Band

Leipzig

bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1776



C.

C.

Unter den Schmetterlingen giebt es einige, die auf ihren Flügeln sichelförmige Flecken haben, daher man sie, wegen der Aehnlichkeit dieser Flecken mit dem lateinischen C, C. Schmetterlinge zu nennen pfleget. Vornehmlich giebt man diesen Namen folgenden drey Arten.

Das weiße C, Papilio C. Album Linn. ist ein Schmetterling aus dem Geschlechte der Tagvögel und zwar aus derjenigen Abtheilung, welche in dem Linnäischen Systeme Nymphen, Nymphales phalerati, genannt werden. Die Franzosen heißen ihn Gamma oder Robert le Diable, und die Engländer the Comma Butterfly. Er hat eingekerbte, hochrothe, mit schwarzen Flecken besetzte Flügel, welche unterwärts marmoriret sind. Auf den Hinterflügeln an der untern Seite befindet sich derjenige Flecken, wovon er seinen Namen erhalten hat, nämlich ein weißes C, welches aber bey einigen Schmetterlingen dieser Art mehr einem lateinischen G ähnlich sieht. Die Raupe, welche sich, so wie auch der Schmetterling, auf dem Hopfen, auf den Brennesseln und auf den Johannis- und Stachelbeerstauden einzeln aufzuhalten pfleget, ist vorn gelblich und schwärzlich, hinten aber weißlich und mit zackichten Dornen besetzet.

Das goldene C, Papilio C. aureum Linn. ist ebenfalls ein Tagvogel aus der Classe der Nymphen, welcher vorzüglich in China gefunden wird. Er hat eckichte, feuerrothe und schwarz gefleckte Flügel, welche an der untern Fläche gelb gewölket sind. Auf den Hinterflügeln, an der untern Seite, ist das lateinische goldgelbe C, welches seinen Namen veranlasset hat.

Das schwarze C, Phalaena C. nigrum Linn. ist ein Schmetterling aus dem Geschlechte der Nachtvögel, und zwar aus derjenigen

nigen Abtheilung, welche die sogenannten Eulen enthält, die mit einem Saugrüssel und einem Kammrücken versehen sind. Er hat eine rothe und hellbraune Farbe. Am hintersten Rande der Flügel erblicket man einen schwarzen Flecken, welcher wie ein C gestaltet, und an der einen Seite gelb ausgehöhlet ist. Man findet diesen Nachtvogel in verschiedenen Europäischen Gegenden auf den Weiden und Espen.

Caa-apia.

Unter diesem Namen hat man ehedem eine Wurzel erhalten, und dieselbige für eine Art der Ipecacuanha ausgegeben. Man hat zur Zeit noch keine hinlängliche Erkänntniß davon, und muß es bey der Nachricht, die Piso gegeben, bewenden lassen. Die Wurzel dieser niedrigen Pflanze ist ohngefähr eine Gänsefeder dicke, runzlicht und mit vielen Fäserchen besetzet, äußerlich gelblicht, innerlich weiß. Sie treibt drey oder vier kurze Stielchen, auf deren jeden ein länglichtes, oberwärts grünes, unterwärts weißliches Blatt sitzt. Die Blumen stehen auf besondern Stielen und sollen den Gänsestöckchen ähnlich seyn. Die Wurzel schmecket scharf, und hat fast einerley Kräfte mit der Ipecacuanha, wirket aber viel gelinder, und muß in größerer Menge gegeben werden. Die Pflanze wächst in Brasilien, und die Einwohner pflegen solche zu zerstoßen und den ausgepreßten Saft zu trinken; wie sie denn auch solchen äußerlich bey vergifteten Wunden und wider den Schlangenbiß gebrauchen. In dem ersten Theile der neuesten Schriften der Kayserl. Naturforschenden Gesellschaft wird eine andere Wurzel, unter dem Namen, Cipo de Cameras erwähnet, welche auch gleiche Wirkung mit der Ipecacuanha haben, aber schwächer wirken soll. Ist diese vielleicht von jener nicht unterschieden?

Caaigora.

Eine Art von wildem Eber in Amerika, die auch unter dem Namen Pecari und Tajacu bekannt ist. S. Pecari.

Caapeba. S. Pareira.

Caapschnecke.

Unter den Porcellanschnecken, welche man an der Afrikanischen Küste findet, giebt es eine bräunlichtgelbe Art, welche mit verschiedenen dunklern Strichen und Flecken, vornehmlich aber mit einem breiten, auf verschiedene Art gekrümmten Streifen gezeichnet ist. Weil nun dieser Streif gleichsam ein Vorgebirge und Meerbusen vorstellet, so haben die Holländer diese Schneckenart Kaaphoorn, d. i. Caapschnecke genannt. In dem Linnäischen System heißt sie

Cypraea

Cypraea mappa, beym Rumpf aber Porcellana montosa, und bey den Französischen Schriftstellern Carte geographique, womit auch die bey einigen deutschen Naturforschern übliche Benennung, Landcharten-Porcellanschnecke, oder bergichte Porcellanschnecke, übereinstimmet. Diese Benennungen sind alle daher entstanden, weil die verschiedenen Striche und Flecken auf ihrer Schale fast eben so aussehen, wie eine Landcharte, auf welcher bergichte Gegenden und Flüsse verzeichnet sind.

Cabbage.

Unter diesem Namen hat ein Wundarzt in Jamaica, Herr Duguid, eine Rinde bekannt gemachet, welche von den Einwohnern daselbst als ein kräftiges und zuverläßiges Mittel wider die Spulwürmer in den Gedärmen gebrauchet würde. Sie kochen solche mit Wasser und trinken dieses. Die Rinde kömmt von einem noch nicht genau bestimmten Palmbaume, welchen Sloane Voyage of Iamaica, Taf. 215. abgebildet. Man sehe die Schriften der Edinburgischen Gesellschaft, 2ter Theil, 264 S.

Cabbeliau.

Cabiliau, Bakkeliau, Kabeliau rc. eine Art vom Stockfische, S. Pannugel, Callarias I. Klein. auch unsern Artikel, Bolch, S. 904. Von der Geschichte und verschiedenen Gattungen dieses Fisches handeln ausführlich Pontoppidan, Historie von Norwegen, Th. II. S. 242. und Zorgdrager Grönländ. Fischerey, vom Bakkeliau- und Stockfischfange, bey Terre neuf nach dem Denys; welchem noch die Nachrichten beyzufügen, die sich in den Samml. aller Reisen, Band XVII. S. 238. und B. XXI. S. 24. u. f. finden, davon folgendes vorzüglich anzumerken seyn möchte: der gemeinste Fisch, welcher den größten Reichthum der Isländer ausmachet, ist der Kabeljau, oder der große Stockfisch, welchen die Insulaner Torsch nennen. Dieses ist ihre vornehmste Kaufmannswaare. Es ist eben derselbe Fisch, welchen die Franzosen und Holländer auf den Isländischen Küsten vom März bis auf den Herbstmonat fangen. So, wie man ihn fängt, schneidet man ihm den Kopf ab, wischet ihn rein ab, nimmt ihn aus, und leget ihn mit Steinsalze oder Lissabonner Salze in Tonnen. Der auf solche Art zubereitete Stockfisch ist zart und weiß. Man muß erstaunen, wenn man die ungeheure Menge Stockfisch bedenket, die man jährlich auf der großen Bank, in Norden, u. s. w. fängt, daß die See nicht davon entvölkert werde. Doch ein gedultiger

Naturforscher will ja in einem einzigen Fische, 9,344,000 Eyer gefunden haben.

Cabiai.

Ein Amerikanisches vierfüßiges Thier, welches von den Reisebeschreibern und von den meisten Naturforschern, obgleich mit Unrecht, unter die Schweine gezählet wird, und auch die Namen Bomba, Cabionara, Capybara, Capiibava und Capivard führet. Bey dem Herrn von Linné heißt es Sus Hydrochaeris, und im Deutschen wird es von einigen Sumpfschwein oder Wasserschwein, so wie im Französischen Cochon d'eau genannt, weil es sich gern in Sümpfen und im Wasser aufzuhalten pfleget. Es gleichet nur in einigen Stücken dem Schweine, nämlich in Ansehung des Haares und der Bildung des Leibes; in den meisten übrigen Theilen ist es von ihm ganz unterschieden. Der Kopf des Cabiai ist, nach der Beschreibung des Hrn. Daubenton, lang und an den Seiten platt; die Schnautze ist weit dicker, als sie breit ist; die Unterlefze geht nicht so weit hervor, als die Nase; die Oberlefze hat unter der Nase einen Ausschnitt und läßt die obern Schneidezähne bloß, wenn gleich der Mund nicht offen ist; die Oeffnung des Mundes ist überaus klein, die Nase rund und dunkel aschfarbig. Die beynahe runden Oeffnungen der Nasenlöcher stehen von einander ab; die Augen sind schwarz und weit größer als Schweinsaugen; die Ohren kurz, gerade, kahl, und haben an der Spitze einen Ausschnitt und eine gleiche Farbe, wie die Nase. Der Hals ist dick und sehr kurz. Die Hauerzähne und der Schwanz fehlen diesem Thiere. Die Beine sind ebenfalls kurz. Die Vörderfüße haben vier, die Hinterfüße aber nur drey Zehen, welche etwas größer sind, als die Zehen an den Vörderfüßen. Zwischen den Zehen befindet sich eine kleine Schwimmhaut, fast von eben der Art, wie man bey den Zehen der Hühner antrifft. Das Haar, welches den Schweinsborsten gleichet, aber etwas feiner ist, hat auf dem Kopfe, auf dem Rücken und an der Außenseite der Beine meistentheils eine schwärzliche, hingegen um die Augen, unten am Kopfe und am Leibe, wie auch an der inwendigen Seite der Beine eine lichtere Farbe, die ins Falbe fällt.

Der Cabiai wird niemals völlig so groß, wie ein Schwein. Wenn er ganz ausgewachsen ist, hat er gemeiniglich nur die Größe eines jungen Schweines von anderthalb Jahren. Seine Stimme hat mehr Aehnlichkeit mit dem Geschrey eines Esels, als mit dem Grunzen eines Schweins. Er hält sich gemeiniglich nahe beym

Wasser auf, worinnen er, wie ein Fischotter schwimmen kann. Seine vornehmste Nahrung besteht in Fischen, die er mit den Klauen und dem Rachen zugleich erhaschet; doch frißt er auch Getraide, Zuckerrohr, Obst und andere Gewächse: denn wegen der spitzigen Klauen, womit seine Füße versehen sind, wird es ihm sehr leicht, auf die Bäume zu klettern. Er sitzt gemeiniglich auf dem Hintern, wie ein Affe, ist übrigens von sanftem Naturell und beschädiget niemals andere Thiere. Er läßt sich auch zahm machen und fast auf eben die Art, wie ein Hund, abrichten. Das Fleisch ist fett und zart, hat aber, wie das Fleisch vom Fischotter, einen übeln Fischgeschmack. Bloß der Kopf wird für eine wohlschmeckende Speise gehalten.

Cabosch.

Unter den Fischen, welche dem großen Strome in Siam eigen sind, ist der von den Europäern also genannte Cabosch, der bekannteste; er ist anderthalb Schuh lang, und zehn bis zwölf Zoll dicke. Sein Kopf ist etwas flach und beynahe viereckicht. Es giebt zweyerley Gattungen, eine aschgraue und eine schwarze, welche die beste ist; er wird auch von den benachbarten Völkern sehr gesuchet, also, daß man starken Handel damit treibt. Selbst die Holländer führen ihn in großer Menge nach Batavia und essen ihn, wie Gervoise vorgiebt, statt der Westphälischen Schinken. Die Fische in besagtem Strome sehen den unsrigen überhaupt wenig gleich, schmecken auch viel besser. S. Samml. aller Reisen, B. X. S. 316.

Cabridi.

Cabridi, auch Cabridos, sollen zu Teneriffa besser seyn, als unsere Forellen. Spret, Hist. der K. Soc. S. 207. u. Samml. aller Reisen, II. 18.

Cabritta.

S. Besenpflanze.

Cabueriba.

S. Balsam.

Cabuja.

Eine Art Hanf, der in der Provinz Panama in Westindien aus einer Pflanze bereitet wird, welche den Blättern nach der Iris gleich kommen soll. Die Blätter werden geröstet, und wenn sie trocken geworden, mit hölzernen Schlägeln so lange geschlagen, bis nichts mehr, als der Faden, übrig bleibt. Diese Fäden spinnen die Indianer, und machen daraus vortreffliches Garn, Stricke und Matten, welche häufig nach England und Holland gebracht werden. Dieses Gespinnste soll so feste seyn, daß man

man solches statt einer Säge, das Eisen damit von einander zu sägen, gebrauchen könne, wenn man es auf einen Bogen spannet, und auf das Eisen ein wenig feinen Sand streuet.

Cacaboga.

Unter diesem Namen wird von einigen Schriftstellern eine Brasilianische Schlange angeführet, welche sowohl im Wasser als auch auf dem trockenen Lande leben, einen dunkelrothen Körper haben, und nicht viel über eine halbe Elle lang seyn soll. Sie gehöret nicht unter die schädlichen Schlangen; denn sie beißt zwar, wenn sie zornig gemachet wird, allein ihr Biß ist nicht im geringsten gefährlich. Sie wird aber demohngeachtet sehr ungern gesehen, weil sie den Hühnern, die ihre liebste Speise sind, nachzustellen pfleget.

Cacaobaum.

Theobroma Linn. Unter diesem Geschlechte hat Hr. v. Linné zwo Arten angeführet, von welchen die bekannteste ist

1) Der wahre Cacaobaum, Chocolatenuß, Theobroma Cacao Linn. Dieser Baum hat einen aufrechtstehenden, etwan dreyzehn bis vierzehn Fuß hohen, und in Aeste getheilten Stamm, dessen Rinde mit Ritzen und Erhebungen ungleich gemachet wird. Die glatten, vollkommen ganzen, eyförmigen Blätter stehn mit ihren Stielen einander wechselweise gegen über, und sind den Citronenblättern ziemlich ähnlich. Die Blumen, welche sowohl auf den Aesten, als an dem Stamme hängen, und deren verschiedene bey einander sitzen, ruhen auf einem zarten, haarigen Stiele, und haben folgende Beschaffenheit: Der Kelch besteht aus fünf, oder nach des Hrn. v. Linné Beschreibung, aus drey schmalen, spitzigen, äußerlich blaßen, innerlich röthlichen Blättern; die fünf blaßgelben, herzförmigen, oder an der Spitze getheilten, an dem untern Ende vertieften, und mit kleinen rothen Erhebungen besetzten, kleinern Blumenblätter stehen in einem Kreise, und umgeben eine besondere Röhre, welche fünf- oder mehrmal eingeschnitten ist, und vom Hrn. von Linné ein Honigbehältniß genannt wird. An dieser sitzen die fünf unterwärts gekrümmten Staubfäden, deren jeder in der Spitze in fünf andere kürzere Fäden abgetheilet wird, dergestalt, daß auf jedem größern Staubfaden fünf Staubbeutel ruhen. Der Stempel trägt einen einfachen Griffel. Die Frucht ist länglicht, spitzig, mit zehn erhabenen Furchen, und vielen Warzen besetzet, anfangs grünlicht weiß, hernach gelbe, und endlich hellroth, sie enthält fünf Reihen

von länglicht runden, ungleichen, bräunlichen Saamen, welche unter der dünnen zerbrechlichen Schale einen dichten, trocknen, gefettigen Kern enthalten, den man in viele, verschiedentlich gestalltete, vorher genau mit einander vereinigte Stückchen zerbrechen kann. Die Frucht ist zuweilen verschieden und Hernandez erwähnet vier Sorten, welche aber nur in Ansehung des Vaterlandes und der Größe nach von einander unterschieden sind. Es giebt wirklich nur eine Art vom Cacaobaume, aber der, auf der Caraibischen Küste, ist der Beste; man kennet ihn an seinen kleinen Flimmern, womit die Rinde, wie besprenget ist; der Kern der Frucht ist auch größer, und sein Geschmack süßer, und läßt beym Kauen sehr wenig Mark zurücke. Der Cacao Barbiche kömmt von den großen Antillischen Inseln, und ist dem Caraibischen am nächsten, oft aber wurmstichig; der schlechteste ist der von Cayenne und Martinico, er hat weniger fette und balsamische Theile, er ist auch von Geschmacke bitterer. Nach Hrn. Jacquins Berichte soll man in Martinique zwo Sorten finden, eine mit gefurchter, warziger und langer Frucht, und eine mit glatter und kurzer Frucht, die letzte soll aus Cayenne abstammen. Ob die weiße Art des Cacao, welche Dampier beschrieben, und unter der dünnen Schale einen weißen mehlichten Kern enthält, auch von den Spaniern, um die Chocolate recht schäumend zu machen, gebrauchet werden soll, eine verschiedene Art sey, ist nicht ausgemachet. Man wähle diejenigen Saamen, welche frisch, ganz, fett, und einen gelinden bitterlichen Geschmack haben. Der Baum wächst in dem mittägigen Amerika, auf den Antillischen Inseln und in Gujane giebt es ganze Wälder davon, woselbst die Früchte denen Affen zur Nahrung dienen. Es soll dieser Baum des Jahres zweymal Früchte tragen, oder vielmehr, man findet Blüthe und Frucht zugleich an demselben. Die Spanier und Portugiesen haben den Nutzen der Cacaobohnen vielleicht zuerst eingesehen; ohngefähr 1649 wurden selbige andern Völkern bekannt, doch erst 1680 ein Gegenstand der Handlung, und fast allgemein eingeführet. Jacquin berichtet, wie im Jahre 1727 in Martinique alle Cacaobäume eingegangen, hierauf ein einziges kleines Bäumchen aus dem Pariser Garten dahin gebracht worden, welches sich so vermehret hat, daß bis 1756 aus dieser Insel allein 18000000 Pfund verschiffet worden.

Die Saamen oder Cacaobohnen haben eine nahrhafte und lindernde Kraft. Man pfleget solche von ihrer Schale zu reinigen,

gelinde zu rösten, mit einer polirten eisernen Kugel auf einem ausgehöhlten, mäßig erwärmten Steine zu reiben, und in ein Muß zu verwandeln, nachher mit Zucker, Gewürze, und sonderlich Vanylie zu vermischen, und daraus die bekannte Chocolade zu verfertigen. Die Amerikaner sind die Erfinder von diesem Getränke, von welchen es die Spanier erlernet, und von diesen ist selbiges in Europa bekannt gemachet worden. Es mag diese mit oder ohne Gewürze bereitet werden, so sind doch die Cacaobohnen als der Hauptbestandtheil anzusehen, und der Chocolade stärkende und ernährende Kraft kömmt einzig und allein von diesen, der übrige Zusatz verändert nur den Geschmack und Geruch, und verursachet, daß solche zuweilen mehr schädlich, als nützlich wird; indem sie dadurch eine erhitzende Eigenschaft erhält, und daher bey ausgemergelten Körpern, denen sie sonst zuträglich ist, nicht füglich kann gebrauchet werden. Man empfiehlet solche auch den hypochondrischen Körpern, und der Cardinal Richelieu soll dadurch von dieser Krankheit befreyet worden seyn, nachdem alle andere Mittel vergeblich gebrauchet worden. Der Indianer Chocolade besteht aus gerösteten Cacaobohnen zwey Pfund, Zucker in Rosenwasser aufgelößet, und gestoßenen Maiskernen von jedem ein halb Pfund. In Spanien pfleget man nur den Cacaoteig mit etwas Zimmet zu vermischen, und obgleich zu dieser Chocolade keine Vanylie kömmt, soll sie doch im Geschmacke vortrefflich seyn. In den Inseln machet man von dem Cacao, wenn er erst halbzeitig ist, mit Ambra und andern wohlriechenden Sachen und Zucker Confituren; diese heißen Cacaoconfect, werden auswärts verführet, und hochgehalten. Die Cacaobohnen geben ein fettes und süßes Oel, welches wie Mandelöl schmecket, und durch das Auspressen erhalten und nachdem es kalt geworden, gleichsam in eine Art Seife verwandelt wird. Man kann auch die Bohnen auf einem heißen Steine reiben, und mit Wasser verdünnen. Wenn diese Masse wie ein Brey geworden, giebt sie viele Fettigkeit, welche sich oben aufsetzet, und wie Unschlitt sich darstellet. Man pfleget solches Cacaobutter zu nennen. Einige bedienen sich derselben innerlich bey dem Husten, gemeiniglich aber brauchet man solche äußerlich, die Fehler der Haut zu verbessern, die Narben, sonderlich nach den Blattern, zu vertilgen, Flechten, Mähler und andere dergleichen Zufälle damit zu heilen, den Musceln ihre natürliche Bewegung wieder zu geben, und die Schmerzen der Glieder

zu stillen. Mit Bleyweiß vermischet kann selbige bey der blinden güldenen Ader nützlich seyn. Eisen und Stahl verwahret sie vor dem Rost. Nach Jacquins Berichte, ist auch das weiche Fleisch der Frucht eßbar, und von einem nicht unangenehmen säuerlichen Geschmacke. Die dasigen Einwohner aber halten solches für ungesund und glauben, daß es leicht Fieber verursache.

In den Gärten Deutschlands wird man selten Cacaobäume antreffen. Die Saamen, welche man erhält, haben bereits die, zum auswachsen nöthige, Kraft verloren, daher muß man suchen junge Bäumchen zu erhalten, und diese, da sie bey uns die freye Luft gar nicht vertragen, beständig in einem warmen Gewächs- oder Lohglashause erhalten; und sorgfältig warten.

Die andere Art dieses Geschlechts, welche unter dem Namen Guazuma bekannt worden, und in Jamaika wächst, unterscheidet sich von der vorigen durch die eingekerbten Blätter, und durch die runde, über und über mit Warzen besetzte, fünffächerichte, und mit einer durchlöcherten Schaale bedeckten Frucht. Einiger Nutzen ist von dieser Art nicht bekannt.

Cacaopflaume.

S. Icaco.

Cachelot oder Potfisch.

S. Wallfisch, Balaena dentata 2. Klein.

Cachicame.

Ein Amerikanisches vierfüßiges Thier aus dem Geschlechte der Armadille oder Panzerthiere, welches auch unter dem Namen des Tatu mit neun Reifen und Atuco, Dasypus nouemcinctus L. bey den Schriftstellern vorkömmt und bereits oben unter dem Artikel Armadill S. 385. beschrieben worden ist.

Cacholong.

Cacholonius, ist ein Stein, der zu den Kieselarten gehöret. Wallerius Mineral. S. 110. u. f. saget, daß derselbe ein weißes oder opalgefärbtes Ansehen habe, im Bruche etwas ungleich und eckicht, und einem Quarz nicht ungleich sey, und zäh und hart befunden werde, doch aber sich drehen und poliren lasse, und eine angenehme Politur annehme, im Feuer ganz undurchsichtig und uneben, wie ein gebrannter Knochen werde, und zuweilen in Glas gehe. Der Cacholong soll, wie eben derselbe anzeiget, in der Kalmuckey an einem Strome, so Cach heißt, gefunden werden, und weil die Kalmucken alle Steine Cholong heissen sollen, daher den Namen Cacholong erhalten haben. Cron-

stedt Mineral. S. 62. saget von diesem Steine, daß er durch einen Schwedischen Officier, Namens Renat, bekannt geworden. Die Kalmucken sollen daraus ihre Götzenbilder und allerley Hausgeräthe schleifen, und sich beym Schleifen des Schmirgels bedienen.

Cachoreten.

Gemelli Caveri berichtet in seinen irrenden Reisen, nach den Maridanen, daß in zween Tagen, die von den Spaniern Cachoretes benannten Fische in so großer Menge gefangen worden, daß den Matrosen dafür geeckelt habe. S. A. R. B. XII. S. 528.

Cachou.

S. Arecapalme.

Cackerlacken.

S. Rackerlacken.

Cadogapala.

S. Conessirinde.

Cäcilia.

S. Röhrhalzschnautz, Solerostomus 2. Klein.

Caffeebaum.

S. Coffeebaum.

Caffeebohne.

S. Coffeebohne.

Cagui.

Ein Brasilianischer langgeschwänzter Affe von der Gattung der Sagoinen, der einen mit sehr langen Haaren besetzten Schwanz hat und daher gemeiniglich der Affe mit dem Fuchsschwanze genannt wird. S. Saki

Caibo.

Caibo oder Kera, der weit schöner als der Nincka ist, zeiget sich in den ersten Tagen des Heumonaths in allen Flüssen. Im Herbste fängt man ihn bey den Quellen in tiefen Hölen, wo die Wasser ruhig sind. Man saget, seine Zähne sollen den Hundeszähnen gleichen; seine Zunge hat drey Spitzen; sein Fleisch ist weiß und seine Haut ohne Flecken. Er gehöret im Kamtschatka, unter die Fische, die zugleich im Meere und den süßen Wassern leben. Die meisten von diesen Fischen, werden bald Weiß-, bald Rothfische genannt. Sie sind Silberfarben, wenn sie aus dem Meere kommen, und werden in den Flüssen roth. Man hat sich deshalben oft mit ihnen geirret, und dieser Veränderung halber einerley Fische zu verschiedenen Gattungen gemachet. S. unsern Artikel Belaja Riba, S. 657. und Samml. a. R. B. XX. S. 280.

Cajeputöl.

S. Cardamome.

Caiman.

S. Krokodil.

Cainito.

S. Sternapfel.

Calababaum.

Calophyllum Linn. Die Blätter der zwo Arten dieses Geschlechtes sind ungetheilet, und zu jeder Seite der Ribbe, die sie in zwey gleiche Blättchen dem Ansehen nach theilet, gehen einfache Ribben, wie an den Schreibfedern die Bärte, heraus, welches selbigen eine schöne Gestalt giebt, und zu dem Geschlechtsnamen Gelegenheit gegeben. Daher hat auch Dietrich dieses Geschlecht Schönblatt genannt. Die Blume hat keinen Kelch, sondern nur vier rundliche, ausgehöhlte, ausgebreitete Blumenblätter, davon die zwey äußerlich gestellten kleiner sind. Zehn oder mehrere kurze Staubfäden umgeben den rundlichen Fruchtkeim, auf welchem der köpfige Staubweg ohne Griffel sitzt. Die saftige Frucht enthält eine große, runde, zugespitzte Nuß. Hr. Jacquin hat auch männliche Blumen wahrgenommen. Die Arten sind:

1) der großblätterichte Calababaum, Calophyllum inophyllum, L. wächst in Ostindien an dem Meerufer. Ist ein sehr hoher Baum, und soll die Höhe von neunzig, und die Dicke von zwölf Fuß erreichen, mit vielen Aesten, deren Rinde, wenn sie geritzet wird, einen weißlichten Saft von sich giebt; der Stamm aber, dessen weißes Holz mit einer dicken, schwammichten, äußerlich schwärzlichten, innerlich röthlichten Rinde bedecket ist, giebt nach dem Ritzen, einen dicken, zähen, gelblichten Saft, welcher durch die Sonnenhitze in ein Harz verwandelt wird. Die Blätter stehen an den Aesten auf kurzen Stielen einander gegen über, sind den Blättern von der Seeblume ganz ähnlich, dicke, glatt, glänzend, oberwärts dunkel, unterwärts hellgrün, eyförmig, einer Spannen lang und ansehnlich breit, mit seitwärts gezogenen, von einander abwärts stehenden, Streifen gezieret. Die Blumen erscheinen an dem Ende der Aeste büschelweise, riechen angenehm, und haben außer den vier weißen Blumenblättern auch vier also gefärbte Kelchblätter. Die Frucht ist anfangs grün, und wird hernach bräunlicht; das fleischichte Wesen derselben hat einen säuerlichbitterlichen Geschmack, wie denn auch der Kern von der Nuß anfangs zwar süßlich, hernach aber sehr bitter schmecket, und wenn man ihn zerschneidet, gleichfalls ein gelblichtes Harz fließen läßt. Die Indianischen Frauenspersonen zieren mit den wohlriechenden Blumen ihre Haare, und legen sie bey die Kleider, um selbigen einen angenehmen Geruch zu geben. Aus dem Kerne pressen die Indianer

ein Oel, welches sie zu den Lampen, auch wider die Unreinigkeit der Haut und die Krätze gebrauchen. Der Trank von der Rinde vertreibt das Blutharnen; die Blätter mit Wasser zerrieben, färben dasselbe blau, und dieses Wasser vertreibt die Hitze aus den entzündeten Augen, wenn man solche damit auswäscht. Das harzige Wesen von der Rinde und dem Kerne erreget Erbrechen und Stuhlgang mit vieler Heftigkeit.

2) Der kleinblätterichte Calababaum, Indianischer Mastixbaum, Calophyllum Calaba Linn. Dieser wächst in beyden Indien, und ist dem vorigen ziemlich ähnlich. Das Holz ist röthlich und die Rinde schwarz. Aus der zerschnittenen Wurzel quillt ein gelber harziger Saft. Die Blätter sind nicht, als nur der Größe nach, verschieden, und vielmal kleiner, als bey der ersten Art, auch etwas stumpfer. Die Blumen haben keinen Kelch. Die Frucht ist der Corneliuskirsche ähnlich, länglichtrund, roth, ebenfalls vom Geschmacke bitterlich. Wie Miller meldet, fließt aus dem Stamme und den Aesten ein klares Gummi, welches dem Mastix gleicht.

Beyde Arten sind in den Gärten Deutschlands noch nicht anzutreffen; sie müssen ohngefähr wie der Coffeebaum gewartet werden.

Calabas.

S. Kürbis.

Calabassenbaum.

Calabassenbaum, auch Kürbsbaum, Cujete, lateinisch von Peter a Crescentiis, einem Italiener, welcher im dreyzehnten Jahrhunderte vom Ackerbaue und Anbaue einiger Pflanzen ziemlich schlecht geschrieben, Crescentia genannt. Der kleine abfallende Kelch ist in zween rundliche Einschnitte getheilet, und die krumme Röhre des Blumenblattes mit fünf ungleichen Lappen geendiget; inwendig erscheinen zween kurze und zween längere Staubfäden, und der gestielte Fruchtkeim mit dem Griffel, dessen Staubweg ein Köpfchen abbildet. Die Frucht enthält unter der harten Schale ein fleischichtes Wesen, und viele herzförmige, zweyfächerichte Saamen. Hr. Miller hat zwo Arten bestimmet, welche auch zuletzt Herr von Linne angenommen.

1) Der schmalblätterichte Calabassenbaum, Crescentia Cujete L. wächst in Brasilien und Virginien bis dreyßig Schuh hoch, hat am Stamme eine weißliche Rinde, treibt oberwärts viele lange, einfache, ausgebreitete Aeste, lange, hellgrüne, gestielte, an beyden Enden spitzige Blätter, grünlichtgelbe, braungestreifte und gefleckte Blumen, welche trauben-

weise

weise bey einander stehen. Die Größe der Frucht ist sehr verschieden, manchmal nur einen Zoll, ein andermal einen Fuß lang. Unter der äußerlichen, dünnen, grünlichtgelben Haut, liegt eine harte, hölzerne Schale, und diese dienet den Amerikanern zu mancherley Gebrauche. Sie machen daraus Trink- und andere Geschirre, in welchen, wie Jacquin berichtet, man sicher Wasser sieden kann. Das innerliche Mark sollen die Jäger auf den Antillischen Inseln, den Durst zu löschen, gebrauchen.

2) Der buntblätterichte Calabassenbaum, Crescentia cucurbitina Linn. wächst in Campeche. Die Blätter sind dunkler, länglicht eyförmig, die Blumen auch kleiner und dunkler, und die Frucht hat eine dünne zerbrechliche Schale; sonst ist der Baum der ersten Art ganz ähnlich, und vom Herrn von Linné auch ehedem nur als eine Spielart betrachtet worden. Der sogenannte Calabassenkürbis gehöret nicht hieher, sondern ist eine wirkliche Art Kürbse.

Calambacholz.

S. Aloeholz und Calambour.

Calambour.

Ein grünlicht wohlriechendes Holz, welches von einigen mit dem Calambacholze fälschlich verwechselt wird. Es wird in langen dicken Scheiten aus Indien gebracht, und von den Tischlern und Drechslern zu verschiedener Arbeit gebrauchet. Die Bader bedienen sich dessen um dem Badwasser einen angenehmen Geruch zu geben; in der Arzneykunst wird es nicht gebrauchet, ob es gleich ein kräftiges Oel und flüchtiges Salz enthalten soll. Der Baum, von welchem es kömmt, ist nicht bekannt.

Calappi.

S. Cocosbaum.

Calcinirung.

Calcination, Calcinatio; ist nach dem allgemeinen Begriffe diejenige Operation, wodurch feste Körper ohne mechanische Instrumente durch bloße physikalische Mittel zerreiblich, oder in ein Pulver verwandelt werden. Unter der eigentlichen Calcination versteht man, wenn feste Körper durch das Feuer zerreiblich und ihrer bindenden Materien beraubt werden. Verlieren sie solche ganz, so ist die Calcination vollkommen; verlieren sie aber dieselbe nicht völlig, so ist sie unvollkommen zu nennen. Der nächste Zweck der Calcination besteht also darinne, daß die Körper zerreiblich und von der bindenden Materie befreyet werden; indem aber dieses erfolget, so geschieht es oft, daß die Körper neue und von den erstern ganz verschiedene Eigenschaf-

ten erhalten. Werden die Körper durch das bloße Feuer zerreiblich, so wird diese Operation die Calcination auf dem trocknen Wege genannt. Geschieht aber diese Wirkung vermittelst feuchter oder nasser Auflösungsmittel oder nur feuchter Dämpfe, so heißt die Operation die Calcination auf dem nassen oder feuchten Wege. Zur Calcination auf dem trocknen Wege rechnet man; 1) die eigentliche Calcination, da vermittelst des Feuers und der zutretenden freyen Luft, ohne Beyhülfe eines andern physikalischen Mittels, die Körper ihrer bindenden Materie beraubet und zerreiblich werden; 2) die Reverberation, Reuerberatio, welche auf eben diese Weise geschieht, nur mit dem Unterschied, daß die Flamme über die Körper hinstreichet; 3) das Rösten, Vstulatio, welches von der eigentlichen Calcination darinne unterschieden ist, daß die Körper zwar zerreiblich und von den fremden Theilen befreyet, aber nicht des reinen brennbaren Wesens beraubet worden; 4) das Dörren, Tostio, welches darinne besteht, daß zähe Körper vermittelst eines gelinden Feuers vieler wäßrichten Theile beraubet werden, dergestalt, daß sie trockner und zerreiblich ausfallen. Indem aber dieses geschieht, so werden auch oft die brennbaren Theile aus ihrer Verbindung mit andern gesetzet, und von dem Innern nach der äußern Fläche zu getrieben, dergestalt, daß die Körper desto zerreiblicher werden, jemehr die brennbaren Theile verändert nach der äußern Fläche zugetrieben werden. Eine Art des Dörrens ist das Verkohlen des Holzes, bey welchem nicht allein alle wäßrichten Theile geschieden, sondern auch die brennbaren ölichten Theile so verändert werden, daß nichts, als das brennbare Wesen vermittelst des fetten Sauren mit den erdichten Theilen verbunden übrig bleibt; 5) Das Verbrennen der Körper und das mit selbigem unmittelbar verbundene Einäschern derselben, Combustio et Incineratio. Es geschieht solches, wenn feste Körper, welche dem Feuer ausgesetzet werden, sich mit einer lichten Flamme entzünden, und dadurch in ein lockeres Pulver oder Asche verwandelt werden; 6) das Decrepitiren oder Brennen des Kochsalzes, Decrepitatio, welches nur bey dem Kochsalz statt findet, indem dasselbe, wenn es dem Feuer ausgesetzet worden, einen geringen platzenden Schall oder Knistern hören läßt, und von dem bey sich habenden Wasser befreyet und trockner wird; 7) das Verpuffen, Detonatio, welches darinne besteht, daß brennbare Körper, vermittelst des Salpeters, im Feuer sich mit einem mehr oder weniger heftigen Knall entzünden

und zerreiblich werden. Von diesen besondern Arten der Calcination soll jede an ihrem Orte besonders betrachtet werden.

Die Calcination hat einen großen und weitläuftigen Nutzen. Wenn man nur z. E. das Kalchbrennen betrachtet, als wovon diese Operation den Namen bekommen hat, so kann dieselbe wegen des Nutzens, den der Kalch im gemeinen Leben hat, mehr als zu nützlich genannt werden. Dieses ist aber nicht der einzige Nutzen: das Rösten der Erze und Mineralien, die Bereitung einiger Salze durch das Calciniren, das Calciniren der Metalle, der Erden und Steine zu mancherley Gebrauch in der Oekonomie und verschiedenen Künsten machet diese Operation überaus wichtig und nützlich, so daß sie die Aufmerksamkeit der Naturforscher und Chymisten verdienet, und die Bemühungen derselben auf eine nützliche und weitläuftige Art beschäfftiget, indem sie dadurch mit mancherley Eigenschaften der Körper bekannt, und oft zu einer genauen Kenntniß der Naturen der Körper geführet werden.

Calea.

Calea Linn. wird von Hr. Planern Strebarsch genannt. Die Blume ist aus vielen trichterförmigen, fünffach eingekerbten Zwitterblümchen zusammengesetzet, und der gemeinschaftliche Kelch aus länglichten, locker über einander liegenden Schuppen gebauet; die fünf Staubbeutel sind walzenförmig verwachsen, und der Griffel zeiget zween auswärts gebogene Staubwege. Die Spelzen des Blumenbettes ragen über den Kelch und die Blümchen selbst hervor, und die länglichten Saamen sind mit einer Haarkrone besetzet. Die Arten wachsen in Jamaika, sind aber in hiesigen Gärten noch nicht bekannt.

Calebassier.

S. Affenbrod.

Calecuter.

Calekutisches Huhn, Meleagris vulgaris, ist die bekannte Art der Indianischen Hühner, und gehöret unter das eigentliche Hühnergeschlecht, (gallinaceus) von welchem der Calekuter eine besondere Zunft ausmachet. Das mehrere wird sich unten beym Worte Kalekutisches Huhn, Kalekuter, finden.

Calendelblume.

S. Ringelblume.

Calfonium.

S. Fichte.

Calinichen.

S. Schwelgenbaum.

Callin-

Callinkenbeer.

S. Schwelgenbaum.

Callmar.

Callmar, sonst auch Dintenfisch und langer Blackfisch, weil er demselben und dem Meervielfuße sehr gleicht; wird vorzüglich an den Portugiesischen Küsten angetroffen. Nach dem Chomel und Bomare heißt er Calmar, Calemare und Tante. Letzterer beschreibt ihn ausführlich. Nach dem Linne' gehöret er unter die Sepias und Laligines. S. unsern Artikel Ancornet, S. 300. doch soll er länger und runder seyn, sich in eine Spitze endigen und weicher Fleisch haben, sich mit seinen Floßfedern über das Wasser erheben, und an den Küsten herum flattern, so lange bis diese Floßen trocken werden; weswegen er auch den fliegenden Fischen beygesellet wird.

Calms.

Calms oder Clam ist eine Art von Austern, welche sich an die Felsen so fest anhängt, daß man sie unmöglich davon losreißen kann; daher man sie denn auch zur Zeit der Ebbe, an eben dem Orte, wo man sie findet, aufmachet, und das Fleisch heraus nimmt, welches sehr dick, fett und von gutem Geschmacke ist. Dampier hat dergleichen nur in den Königl. Inseln an der Spitze Garrachine, zu Pina, und an der Mexikanischen Küste auf 23 Grad Norderbreite gesehen. S. A. R. Band XII. S. 373.

Calmus.

Kalmus, Ackerwurzel, Ackermann, Zehrwurzel, Calamus aromaticus, Acorus Linn. Dieses Schilfgewächse machet ein eigenes Geschlecht aus. Die lange, schiefe, rundlicht platte Wurzel, welche von den abgestorbenen Blättern äußerlich gleichsam Gliederweise abgetheilet, fäßericht und grauröthlich, innwendig aber weiß und schwammicht, vom scharfen Geschmacke und gewürzhaften Geruche ist, treibt viele, unterwärts dicht an einander liegende, eine bis anderthalb Ellen lange, schmale, völlig ganze, durch den mittlern Nerven ungleich abgetheilte, und nach dem Ende mehr spitzige, glatte Blätter. Auf einem von diesen Blättern, welches dicker als die übrigen ist, steht seitwärts eine Kolbe oder Aehre, so überall mit dicht an einander liegenden Blümchen bedecket ist. Sechs ausgehöhlte, stumpfe, gleichsam abgestutzte Blättchen machen die Blumendecke aus, welche einige für den Kelch, andere für Blumenblätter halten; mit den sechs dicken, etwas längern Staubfäden sind so viel starke, und gleichsam gedoppelte Staubbeutel

beutel genau vereiniget. Auf dem Fruchtkeime sitzt kein Griffel, sondern man sieht nur einen vorragenden Punct, welcher den Staubweg ausmachet. Das kurze, dreyeckichte und dreyfächerichte, trockene Saamenbehältniß enthält viele länglichte Saamen. Es wächst die Pflanze bey uns überall in sumpfichten Wassergräben, sie blühet im Brachmonate und erhält sich in der Wurzel. Man hat auch den Asiatischen Calmus, welcher dem gemeinen in allen gleich kömmt, und sich nur durch die dünnere Wurzel unterscheiden läßt. Letztern pfleget man auch den wahren Calmus zu nennen, indem die ältern Aerzte vermuthlich sich desselben bedienet; der inländische aber besitzt alle diejenigen Tugenden, welche von jenem sind angemerket worden. Der falsche Calmus, Pseudo Acorus, wird bey der Iris vorkommen. Die Calmuswurzel könnte man das deutsche Gewürze nennen; Geruch und Geschmack zeigen davon. Sie hat eine scharfe, erhitzende und stärkende Eigenschaft, und wird sowohl in Pulver von zehn bis zwölf Granen, als auch in Weintränken zu zwey Quentchen, den Magen zu stärken, die Blähungen abzuführen, den Schleim zu zertheilen, das Blut in Bewegung zu setzen, und den Ausfluß der Feuchtigkeiten durch die Nieren und Haut zu befördern, gebrauchet, und billig angerühmet. Die Tartarn pflegen, nach Clusii Berichte, diese Wurzel beständig bey sich zu tragen, und nicht eher Wasser zu trinken, bis sie zuvor in selbiges dergleichen Wurzel geleget haben; daher empfiehlt S. Pauli diese Gewohnheit den Soldaten, wenn sie schlechtes und verdorbenes Wasser trinken müssen, und glaubet, sie würden dadurch wider die rothe Ruhr und andere ansteckende Krankheiten gesichert seyn. Die mit Zucker überzogene Wurzel ist der Zunge und dem Magen angenehm, man rühmet sie auch wider die Catarrhe, und die Türken essen sie des Morgens wider die ansteckende und verdorbene Luft.

Man findet auch eine Art Calmuswurzel unter dem Namen Sanley bey einigen Schriftstellern angeführet, welche in China um die Stadt Canton wächst; vermuthlich aber von der vorigen nicht unterschieden, oder der wahre Calmus selbst ist. Die Chineser pflegen die frische Wurzel in Scheibchen zu zerschneiden, zu trocknen, und, damit ihre Kraft nicht geschwächet werde, in bleyernen Büchsen aufzubewahren. Sie wird daselbst in großem Werthe gehalten, und das Pulver davon von 20 bis 40 Granen bey hitzigen Fiebern und allen ansteckenden Krankheiten eingenommen. Man bedienet sich auch dieses Pulvers äußerlich wider den Biß der giftigen

giftigen Thiere, vermischet solches mit Wasser, und leget es auf die Wunden. Man lese die Ephemerid. Nat. Curiosor. Vol. IV.

Unter dem lateinischen Namen, Calamus aromaticus verus, wird auch zuweilen eine ganz andere Pflanze verstanden, und diese im deutschen das aromatische Rohr genannt. Es ist solche aber zur Zeit nicht genau bekannt. Es soll diejenige seyn, welche bey dem Dioscorides vorkömmt, und vom Alpin in den Exoticis Cassabeldarrira genannt worden. Der Stängel ist, wie das Rohr, ausgehöhlt, dünne, etwa von der Dicke einer Schreibfeder, auswendig gelblicht, inwendig weiß, vom Geschmacke scharf und angenehm bitter, und von gutem Geruche. Da es in unsern Apotheken nicht zu haben, wollen wir auch davon weiter nichts erwähnen. Man lese Geoffroi Mat. Med. II. Theil 384 S.

Calville.

S. Apfel.

Camaripugvacu.

Ein Brasilianischer Fisch des Marcgravs dessen Zeichnung mit der Beschreibung nicht allerdings übereinstimmet. Er soll einen geraden Rücken und etwas vorragenden Bauch haben, da doch der Rücken bogichter und der Bauch mehr gerade erscheint; er ist in der That, wie nach dem Anfühlen, fett; der Kopf vorwärts zugespitzet; das Maul weit, ohne Zähne; und kann er das Maul rundlich aufthan, so daß er zwo geballte Menschenhände auf einmal, auch wohl einen Menschenkopf, fassen und annehmen könnte; und zwar nur mit dem beweglichen Oberkiefer bey dem unbeweglichen Unterkiefer, der doch länger als jener ist, folglich das Maul von oben her geschlossen zeiget. Die Zunge ist kegelförmig und dick; die runden crystallinischen und silbernen Augen breiter als ein Thaler; die Kiemen weit geöffnet. Er wächst in einer Länge von eilf bis zwölf Fuß, und eines Mannes dicke; hat sieben Floßen, zwo lange dreyangelichte, nicht weit von den Kiemen, nahe an den Seiten des Vorderbauches, unter welchem zwo kleine, kaum bey dem Schwimmen sichtbare befindlich; in der Mitte des Unterbauches zwo ebenfalls dreyangelichte, etwas breitere, doch kürzere, neben einander; nach selbigen am Hintertheile eine einzelne, dreyangelichte, breite, geschuppte, mit einem nach dem Schwanze zu gespitzten Anhange (eine, einen halben Mond mit seinen spitzigen Hörnern vorstellende, Afterfloße) mitten auf dem Rücken gegen den Schwanz, eine breite, dreyangelichte, spitzig auslaufende, mit einem nach dem Schwanze zu über dem Rücken gerade fortlaufenden,

dreymal

dreymal längern, einem dicken Stricke, vielmehr einem langen, sich verjüngenden Stachel vorstellenden, Anhange; endlich eine breite, mondförmige, Schwanzfloße. Er ist mit großen, rundlichen, schildförmigen Schuppen, in der Größe eines Thalers, bedecket, welche am Rücken kleiner scheinen, da sie sich mehr oder weniger decken, und kleine silberne Mondchen, reihenweise, mit darzwischen laufenden silbernen Furchen oder Büchelchen vorstellen, so daß der ganze Fisch fast silbern erscheint, außer am Rücken, wo die blaue Farbe mehr hervorsticht; und ist die Materie der Schuppen weiß, durchsichtig wie Perlmutter. Auch sind alle Floßen silberfarben, nur die Rückenfloße, wie der Rücken selbst, mit einem durchstechenden Blau vermischet. Sein Fleisch ist zähe, und muß lange gekochet werden; mit vielen, doch starken, und beym Essen leicht abzusondernden, Gräten durchwebet; also daß der Fisch lieblicher anzusehen, als zu speisen, und vielleicht nur für einen hungrigen Magen zur Erfüllung schicklicher. Die Beine des Oberkiefers sind so hart, als die Knochen eines jeden andern Thieres.

Camaronen.

Man findet noch andere Fische in dem Fluße Kima, und darunter Camaronen oder Hummern, die zween bis drey Zoll lang sind; diese könnte man aber, eigentlicher zu reden, Langostinen oder Wasserjungfern nennen, weil sie ihnen in der Gestalt gleich kommen. S. Allgem. Reis. B. IX. S. 433.

Cameade.

S. Pfeffer.

Cameel.

S. Kameel.

Cameelheu oder Stroh.

S. Bartgras.

Camehuja.

Gemma huja, ist ein Stein, und gehöret zu den Onyxarten. Er unterscheidet sich aber von dem sogenannten Onyx darinne, daß er nicht aus Cirkeln, sondern aus verschiedentlich gefärbten und übereinander laufenden Schichten besteht. Die Alten, und vorzüglich die Römer, waren gewohnt, aus selbigem Steine mit erhabenen Figuren zu schneiden, wovon der Grund schwarz oder dunkelbraun und die erhabene Figur weiß oder blaulicht weiß sahe. Man machet sie noch heut zu Tage nach, fasset dieselben in Gold und trägt sie an der Hand, als Ringe. Wallerius Mineralog. S. 115. beschreibt diesen Stein unter dem Namen Memphit. S. Onyx.

Camellie.

Hr. von Linné erwehnet einen Engländer, Jos. Camellus, welcher zu Anfange dieses Jahrhunderts bekannt wurde. Da aber von diesem nichts vorhanden, konnte dieses Geschlechte dem Jesuiten George Andreas Camellus gewidmet seyn, welcher die Luzonischen und Philippinischen Pflanzen aufgezeichnet. Diese baumartige, wenig bekannte, Pflanze wächst in Japan; der Kelch besteht aus vielen, schuppenweise über einander liegenden, rundlichen Blättern; die fünf Blumenblätter sind, nach Art der Pappelartigen, unterwärts mit einander verwachsen, wie denn auch die vielen Staubfäden nur einen Körper ausmachen; der Griffel zeiget einen spitzigen, rückwärts geschlagenen Staubweg. Die holzige Frucht ist mit verschiedenen Furchen durchzogen und enthält einige Nüsse.

Camerarie.

Plumier und Dillenius haben zwey ganz verschiedene Geschlechter mit diesem Namen beleget. Das letztere wird unter dem Namen Montie vorkommen. Hrn. Plumiers Camerarie ist zwar mit der Tabernämontana genau verwandt, und von Böhmern auch damit vereiniget, hingegen die Affodillilie mit dem letzten Namen beleget worden, doch hat selbige Herr von Linné beybehalten, welches um desto besser scheint, damit dieser Name nicht endlich ganz verlohren gehe. Solcher erhält uns das Andenken des Joachim Camerarius, eines Nürnbergischen Arztes, welcher sich durch die verschiedenen Ausgaben des Matthioli, und durch seinen Garten um die Kräuterlehre gar verdient gemachet hat. Die Tübingischen Lehrer, gleiches Namens, könnten auch darauf einigen Anspruch machen, zumal Rudolph Jacob, welcher von dem Geschlechte der Pflanzen bereits vor hundert Jahren geschrieben. Der kleine Kelch ist fünffach eingeschnitten; das trichterförmige Blumenblatt hat eine lange, oben und unten bauchichte Röhre, und einen Rand mit fünf schiefen lanzenförmigen Einschnitten. Fünf kurze Staubfäden sitzen in der Röhre, und der doppelte Fruchtkeim endiget sich mit zween, kaum merklichen, Staubwegen. Die Frucht besteht aus zween, auswärts gebogenen, und hinterwärts auf beyden Seiten mit einem Lappen besetzten, einfächerichten Schoten, welche sich der Länge nach öffnen, und viele, über einander liegende, an einer besondern Haut befestigte, Saamen einschließen. Beyde bekannte Arten wachsen in Amerika. Die breitblätterichte, latifolia, ist ein hoher, ästiger Baum, welcher in allen Theilen einen scharfen, milchichten Saft enthält, mit

mit eyförmigen, an beyden Enden spitzigen, am Rande völlig ganzen, und mit Querstreifen durchzogenen Blättern und weißen Blumen besetzet ist. Die schmalblätterichte, angustifolia, ist mehr staudicht, und trägt gleichbreite, schmale Blätter, und weiße kleinere Blumen. Die Pflanzen müssen bey uns das ganze Jahr über im Glashause unterhalten, und sorgfältig gewartet werden.

Camillen.
S. Chamillen.

Caminfeger.

Caminfeger, wird von den Engländern ein vortrefflicher Fisch in der Bay der Insel Juan Fernandes genannt, welcher an Gestalt einem Karpfen nicht unähnlich, an Farbe aber schwarz ist. Ueberhaupt ist diese Bay sehr reich an den schönsten Fischen, Krebsen und besonders erstaunlich großen Stockfischen, die sich hier so häufig finden, als an der Küste von Terre neuve. S. Allgem. Reisen, B. XII. S. 140.

Camini.
S. Cassinenstaude.

Campagnol.
S. Feldmaus.

Campechenholz.
S. Amomum und Brasilienholz.

Campeschenholz.

Lignum Campechianum. Haematoxylum Campechianum. Der Baum wächst zu Campeche in Honduras, und andern niedrigen sumpfichten Oertern Westindiens, und wird mit großem Eifer in Jamaika und andern Englischen Colonien gebauet. Er wächst daselbst so schnell, daß er in zehn bis zwölf Jahren zum Gebrauche tüchtig ist, treibt viele krumme Aeste, so mit Dornen besetzet sind, und gefiederte Blätter, welche aus drey oder vier paar herzförmigen Blättchen bestehen. Aus dem Blätterwinkel wachsen kurze Blumenähren. Der fünffach getheilte Kelch umgiebt fünf eyförmige, einander ähnliche, etwas größere Blumenblätter, zehn Staubfäden, und einen Griffel, dessen Staubweg dicker und eingekerbet ist. Die lanzenförmige, einfächerichte Fruchthülse theilet sich in zwo nachenförmige Klappen, und enthält einige länglichte Saamen. Von diesem Baume kömmt das bekannte Campeschenholz, welches, weil es zumal wohlfeil ist, zu vielen Farben gebrauchet wird; indem es vermittelst verschiedener Salze und mancherley Zurichtungen viele Farben und Schattirungen giebt, die man aus andern, zum Schönfärben gebräuchlichen, Materialien nur mit vieler Mühe erhalten kann. Dieses Holz findet man

außer der Campechenbay auch in Jamaika, daher es von einigen Jamaisches, auch Indianisches Holz, von andern Blauholz genannt wird. Wenn es gefället wird, ist es äußerlich weiß, der Kern aber roth, und dieser wird von dem andern abgesondert, und nach Europa verführet. Wenn es einige Zeit abgehauen gelegen, wird das rothe Holz schwarz. Es ist schwer und brennet gut. Das damit abgekochte Wasser erhält eine braune und schwärzlichte Röthe, und machet die andern schwarzen Farben gelinder und dunkelroth, daher es mit Galläpfeln und Kupferwasser zu allen Schattirungen des grauen, die in Schieferfarbe, Lavendelgrau, Holztaubengrau und Bleyfarben fallen, gebrauchet wird. Es wird auch daraus ein schönes Violet gemachet, wenn man die Wolle, wie gewöhnlich, mit Alaune und Weinstein absiedet, und nachgehends in eine Brühe von diesem Holze bringt, und noch ein wenig aufgelößten Alaun darzusetzet. Es giebt auch eine blaue Farbe, wenn man unter die Brühe von dem Holze ein wenig blauen Vitriol menget, und mit Zusatz der Kerner von Avignon und Grünspan eine schöne grüne Farbe. Die Seide, wenn sie zuvor alaunet ist, wird auch damit violet gefärbet, welches etwas dauerhafter ist, als das von Orseille, und selbst der Seife in etwas widersteht. Man muß aber diese Farbe kalt gebrauchen, und daher das Abkochen mit diesem Holze einige Tage zuvor unternehmen; doch kann man den abgekochten Trank davon, nicht so lange, als den vom Brasilienholze, aufbewahren. Wenn man Campeschenholz abkochet, und auch dergleichen Brühe vom Brasilienholze machet, und beydes besonders auf die Seide bringt, wird das Violet viel schöner und röther, als vom Campeschenholze allein, ohne jedoch, daß es dauerhafter wäre. Die Spanier und Engländer treiben einen starken Handel mit diesem Holze.

Wenn man Saamen aus Amerika erhält, und solchen in ein gutes Mistbeet säet, geht er leichtlich auf, es sind aber die daraus erzogenen Bäumchen sehr zart, und müssen beständig im Loh- oder Treibglashause erhalten werden.

Campferbaum.

Camphorifera arbor, wächst in verschiedenen Orten Ostindiens, in China, sonderlich auf der Insel Borneo, wie auch in Sumatra, wird hoch, und breitet sich mit seinen Aesten stark aus. Die Rinde an den jungen Bäumen ist glatt und hellgrün, an den alten uneben, rauh, mit Warzen besetzet und aschgrau. Das Holz ist dichte und weiß; durch das Austrocknen wird es röthlich. Die

Aeste sind mit wechselsweise gestellten, und auf langen schwachen Stielen angehefteten, anfangs schmalen, hernach breitern, und mit einer langen dünnen Spitze geendigten, am Rande ganzen, oder nur etwas ausgebogenen, oberwärts grünen, glatten, glänzenden, unterwärts blaßgrünen oder aschfarbenen Blättern besetzet. Auf der untern Fläche sieht man den mittelsten Nerven, und auf beyden Seiten desselben einen Ast hervorragen, so daß jedes Blatt mit drey Hauptnerven versehen ist, welches nicht, wie einige dafür gehalten, zufällig, sondern für beständig anzunehmen ist. Aus dem Winkel der Blätter kömmt ein Stiel, welcher einen Blumenbüschel trägt. Die Blumen sind klein und weiß; was solche aber eigentlich für eine Beschaffenheit haben, ist noch nicht völlig bestimmet; daher wir auch nicht gewiß behaupten können, ob der Campher mit dem Lorbeerbaume, wie Hr. von Linné gethan, und solchen Laurum Camphoram genannt, zu vereinigen, oder vielmehr als ein besonderes Geschlecht beyzubehalten seyn dürfte. Commelin eignet der Blume fünf, Kämpfer aber sechs Blättchen zu, welcher auch neun Staubfäden angiebt, davon, wegen der besondern Stellung, drey derselben den Griffel drücken. Die dunkelrothe, glänzende Beere wird, wie Kämpfer schreibt, von dem Kelche umgeben, und besteht aus dem weichen Fleische und einem getheilten ölichten Kerne.

Das besondere campherartige Wesen ist durch alle Theile dieses Baumes verbreitet, die Beeren sollen am stärksten riechen, doch findet man den nämlichen Geruch auch an den Blättern und an der Rinde, wenn man solche reibt. Es giebt natürlichen und auch durch die Kunst gemachten Campfer. Der natürliche wird vornehmlich in Borneo erzeuget, und daher Borneischer Campfer genannt. Andere geben Sumatra für den Geburtsort dieses natürlichen Campfers aus. Es geschicht dieses, indem der Campher zwischen dem Holze und der Rinde des Stammes sich von selbst ansetzet, und aus demselben herauströpfelt, oder indem der Baum geritzet wird, und solcher dadurch ausrinnet. Dieser ist zwar der vortrefflichste, aber auch sehr theuer und selten zu haben. Er soll vornehmlich nach Japan verführet und daselbst zu einem unbekannten Gebrauche angewendet werden. In Europa bedienet man sich desjenigen, welcher durch die Kunst in Japan und China gemachet wird. Die Verfertigung geschicht also. Man nimmt die Wurzeln, Aeste und Blätter, zerschneidet und kochet solche in eisernen oder kupfernen Destillirgefäßen mit Wasser,

 da

da sich denn der Campfer sublimiret und oben in dem Hute ansetzet; dieser aber ist alsdenn nicht rein, sondern unsauber, halbdurchsichtig, röthlich oder aschfarbig, und wird deswegen in Europa von neuem sublimiret, oder, wie man zu reden pfleget, raffiniret. Man unterscheidet also rohen und raffinirten Campfer, Camphora cruda und depurata. Die Art zu raffiniren hat man lange Zeit für ein Geheimniß gehalten; die Sache aber kömmt darauf an, daß man drey oder vier Theile Campfer mit einem Theile zerfallenem Kalk vermischet, und in einem dazu schicklichen Glase nochmals sublimiret, wodurch man den weißesten und schönsten Campfer erhält. Eine andere Art, wie in Holland dieses raffiniren geschieht, hat Gronov, und aus diesem Geoffroi beschrieben. S. Mat. Med. II. Th. 773. S. Der gute Campfer soll trocken, weiß und durchsichtig seyn, sich leicht zerbrechen lassen, einen starken durchdringenden Geruch, und brennenden, bitterlichen, gewürzhaften Geschmack haben, im Feuer leicht fließen, und sich dergestalt entzünden, daß er mit nichts zu löschen ist. Er verzehret sich nicht nur ganz im Feuer, sondern ist auch in der Luft flüchtig, und verfliegt endlich ganz. Daß ihn die beygelegten Pfefferkörner aufhalten sollten, ist ungegründet. Im Brandweine und andern ölichten Feuchtigkeiten löset er sich ganz auf. Gießt man zu dem, im Weingeiste aufgelößten, Campfer, viel Wasser, so bekömmt er seine vorige Gestalt wieder, und zeiget sich auf der Oberfläche des Wassers wie ein Schnee. Er löset sich auch in dem Scheidewasser auf, wodurch sich der Campfer von allen andern Harzen unterscheidet. Dem Salmiakgeiste widersteht er gänzlich. Einige pflegen den Campfer mit warmen Brode zu probieren, worinne er, wie Butter, schmelzen muß. Wenn er nicht schmelzet, und sich nur röstet, ist er falsch. Einige Oele, so man durch das Abziehen aus verschiedenen Pflanzen, als Majoran, Roßmarin erhält, werden mit der Zeit, und wenn man sie lange aufbehält, zwar in eine ähnliche Masse verwandelt, doch ist der Campfer allemal davon unterschieden, und überhaupt ein ganz besonderes Wesen. Herr Gaubius hat jedoch aus der Pfeffermünze, Mentha piperita, einen wahren Campfer erhalten, und behauptet, daß dieser und der Thymian die einzigen Pflanzen wären, welche dergleichen Bestandtheile enthielten. Aus der Wurzel des Zimmtbaumes kann man auch Campfer verfertigen.

Der Campfer, oder Kampfer auch Gaffer oder Kaffer genannt, besitzt wegen seiner vielen flüchtigen, verbrennlichen, mit wenig Wasser

Wasser, und einer feinen Erde vermischten, Bestandtheile vorzügliche Kräfte; doch haben die Aerzte wegen derselben sich nicht vereinigen können, und zumal ist die Frage unentschieden, ob solcher zu den hitzigen oder kühlenden Mitteln gehöre. Hr. Alexander, Wundarzt in Edinburg, S. Neu Hamb. Magaz. 6 B. 178 S. hat an seinem eigenen Körper deswegen Versuche angestellet. Als derselbe zwanzig Gran mit Tamarinden eingenommen, hat sich das Thermometer, äußerlich auf den Magen gesetzet, nicht verändert, und der Puls, da solcher zuvor in einer Minute 68 Schläge gethan, alsdenn nur 5 höchstens 66mal geschlagen. Als derselbe aber vierzig Gran auf einmal hintergeschlucket, ist das Quecksilber im Thermometer um einen Grad nach Fahrenheits Maaßstabe gestiegen, die Pulsschläge aber wurden nicht vermehret; doch wurde Hr. Alexander schwindlicht, empfand Durst, verlohr die Gedanken, und hatte weder von dem vergangenen noch gegenwärtigen ein Bewußtseyn; fiel nachher in eine Art von Raserey, bekam Zuckungen und wurde ohnmächtig. Der dazu gerufene Arzt hat in einer Minute hundert Pulsschläge gezählet, und Alexander wurde endlich durch dessen Beyhülfe, und verschiedene, sonderlich Brechmittel, wieder hergestellet; woraus derselbe den Schluß machet, daß Campfer, mäßig eingenommen, als ein kühlendes, hingegen in größerer Menge, als ein hitziges Mittel wirke. Hr. Menghini hat auch bey allerley Thieren Versuche mit dem Campfer angestellet. Man lese die Commentar. Bononienſ. T. III. und IV. oder die Uebersetzung in dem Hamb. Magaz. 25 Band 276 S. Er hat dazu Sperlinge, Tauben, Hühner, Hunde, Katzen, Schaafe, und Frösche gewählet, und diesen Thieren, wenn ihr Magen leer, oder auch voll Speise gewesen, den Campfer in das Maul gestecket, und sich in Ansehung der Menge nach dem verschiedenen Alter, Größe und Leibesbeschaffenheit gerichtet. Es sind aber die Zufälle, womit selbige nach dem Genusse des Campfers auf eine sehr merkliche Weise befallen worden, bey allen nicht einerley gewesen. Einige überfiel ein sanfter Schlummer; andere fielen in einen tiefen Schlaf; einige fiengen an zu rasen; andere taumelten gleichsam; bey einigen stellte sich theils ein Erbrechen ein, theils ließen sie ihren Unrath von sich, theils urinirten sie; andere bekamen Schluckſen und Beängstigung; einige wurden mit Nervenspannungen und dem bösen Wesen befallen, und andere starben gar. Bey Oeffnung der, entweder noch lebenden, oder verstorbenen Thiere haben sich gleichfalls verschiedene Umstände

geäußert. Bey allen waren die Eingeweide entzündet, und theils in dem Magen, theils in dem Kropfe vieler Schleim. Bey einigen waren die Hirnhaut, die Lunge, und die großen Gefäße des Herzens entzündet, und häufige Galle hatte sich in die dünnen Gedärme ergossen. Das Blut war bey einigen zähe wie Honig, bey andern ganz dicke und feste. Man hat auch hierbey beobachtet, daß ganze Stückchen Campfer eingegeben, in dem Magen unaufgelöset liegen geblieben, und wenig oder gar nichts von ihrer Schwere verlohren. Aus welchem allen Hr. Menghini den Schluß machet, daß der Campfer ein ungemein wirksamer Körper sey, welcher seine Kraft überall, wie ein sehr dünner Dunst, oder vielmehr nach Art eines sehr heftigen Geruches verbreitet, und selbiger, um in den Säften und Nerven eine Veränderung hervorzubringen, nicht nöthig habe, in die Milchadern einzutreten, und dem Kreislaufe des Blutes Gesellschaft zu leisten. Andere haben aber im Gegentheile wahrgenommen, daß der Schweiß bey denen, welche einige Tage Campfer gebrauchet, einigen Geruch davon angenommen. Ob nun gleich aus allen diesen noch nicht genau zu bestimmen ist, auf was Weise der Campfer eigentlich wirke, ob er erhitze oder kühle, ob er selbst in das Blut übergehe oder nicht, ob er allein in die Nerven wirke; so wird solcher doch allemal in der Hand eines vernünftigen Arztes ein kostbares und höchst wirksames Mittel bleiben, und sowohl innerlich, als äußerlich mit vielen Nutzen gebrauchet werden können. Er wird die stockenden Feuchtigkeiten auflösen, die Schärfe der faulenden Säfte mäßigen, die Gefäße und Nerven reizen, und das schädliche, sonderlich durch den Schweiß, ausführen. Dahero wird er innerlich bey hitzigen Fiebern, vornehmlich in solchen Fällen, wo die Kräfte des Lebens fehlen, und der schwache Puls zu erkennen giebt, daß die Natur die Hülfe des Arztes bedürfe, oder wo Friesel und andere Ausschläge zurückgetreten, billig gerühmet, und vielen andern Mitteln um deswillen vorgezogen, weil durch den Gebrauch des Campfers eine schleunige Veränderung bewirket wird. Er soll auch nach Fr. Hoffmanns Erfahrungen eine besondere schmerzstillende und schlafbefördernde Kraft besitzen, und bey Verwirrung des Verstandes, auch krämpfigen Zufällen von herrlicher Wirkung seyn. Wider die Raserey hat besonders Hr. Kinnier in den Philos. Trans. no. 400. dieses Mittel empfohlen, und solches von 15 bis 30 Granen täglich etlichemal eingegeben und zuvor den Körper durch ein Brechmittel gereiniget. Auch hat der berühmte Werlhof dieses bestäti-

get.

get. Doch hat bey solchem Falle der Campfer nur bey phlegmatischen und kalten Naturen Hülfe geleistet; bey hitzigen und vollblütigen soll er geschadet haben. Ferner vermag der Campfer die Blähungen zu treiben und die monatliche Reinigung zu befördern. Ja der Geruch davon ist denjenigen angenehm, welche mit Mutterbeschwerungen behaftet sind. Herr Grönevelt hat ihn als das beste Mittel angerathen, wodurch man die Schärfe der Spanischen Fliegen mindern, und solche mit diesem sicher innerlich, sonderlich bey dem eingewurzelten Saamenflusse, geben könne. Auch das Queckfilber verändert er, und machet, daß solches keinen Speichelfluß errege; doch behält dieses seine Kraft, das venerische Gift auszurotten; ja das Queckfilber wird dieses desto sicherer bewerkstelligen, wenn es mit diesem Zusatze vermischet worden. Man pfleget daher auch die Neapolitanische Salbe, und etwan 24 Unzen davon, mit einem Scrupel Campfer zu vermischen, und zum äußerlichen Einschmieren zu gebrauchen. Der Campfer soll auch zur Keuschheit helfen, ja unfruchtbar machen, vielleicht deswegen, weil durch die vermehrte Ausdünstung die Absonderung des Saamens vermindert werden könne. Indessen ist bekannt, daß die Japaner, welche beständig mit Campfer umgehen, oder auch diejenigen, welche sich in Holland damit beschäftigen, zum Ehestande tüchtig bleiben. Man kann den Campfer innerlich in Pulver, mit Zucker abgerieben, oder in einem so genannten Bissen und großer Pille, oder auch in süßen Mandelöl aufgelöset, ingleichen mit dem gelben von Ey oder Mandeln abgerieben, als eine Milch verordnen. Einige pflegen auch den angezündeten Campfer öfters im Wasser abzulöschen, um diesem dadurch einige Kräfte beyzubringen. Wieviel aber davon zu nehmen, und auf einmal einzugeben, ist nicht füglich zu bestimmen. Einige wollen davon nur etliche Grane, andere ein halbes und ganzes Quentchen verordnen. Da aber Hr. Alexander, nach den oben angeführten Erfahrungen, von 40 Granen auf das äußerste zugerichtet worden, hingegen von 20 Granen keine merkliche Veränderungen empfunden; so wird man am sichersten gehen, wenn man den Campfer nur zu Granen giebt, und lieber nur 4 bis 6 Gran auf einmal, aber desto öfter nehmen läßt.

Aeußerlich wird sich der Campfer als ein vortreffliches Zertheilungsmittel äußern, und bey der Entzündung, welche nicht in Eyter übergehen soll, als bey der Rose, und bey entzündeten Augen, ingleichen bey rhevmatischen Schmerzen, auch Lähmung der Glieder,

Glieder, mit Nutzen gebrauchet, auch bey andern Stockungen und kalten Geschwülsten angewendet. Und hierzu dienet sowohl der trockne Campfer, mit andern zertheilenden Kräutern vermischet, und in Säckchen aufgeleget, als auch der Campfer-Spiritus. Durch den letztern werden zwar öfters, sonderlich die drüsichten Theile, noch mehr verhärtet, auch wohl die scharfe Materie, welche Gliederschmerzen und andere Flußkrankheiten verursachet, von den äußerlichen Theilen auf die Eingeweide zurück getrieben. Vielleicht ist aber alsdenn nicht sowohl der Campfer, als der Weingeist schuld. Daher soll man allemal soviel Campfer in den Weingeist schütten, als dieser nur aufzulösen vermag, damit nicht so wohl dieser, als vielmehr der Campfer wirken könne; deswegen auch die Wundärzte, wenn sie bey Verrenkungen und Beinbrüchen mit Campfergeist angefeuchtete Leinewand auflegen, ganz unrecht verfahren, wenn sie die Compressen oder Leinewand abrauchen lassen, indem der Campfer eher verflieget als der Weingeist. Man machet auch aus dem Campfer ein Oel, indem man einen Theil grob geriebenen Campfer und zween Theile Scheidewasser vermischet, und beydes in einem wohlverschlossenen gläsernen Gefäße im warmen Wasserbade stehen läßt, und es zuweilen umschüttelt, bis der Campfer völlig aufgelöset ist; alsdenn scheidet sich das Oel, und schwimmet über dem Scheidewasser. Man empfiehlt dieses vornehmlich bey Knochenkrankheiten, um die Absonderung des todten Theiles zu befördern, und die Fäulniß zu hemmen. Noch bessere Wirkung wird man erhalten, wenn man den Campfer in der Aloe- und Myrrhenessenz auflöset; dieses ist bey dem Brande überhaupt, und vorzüglich auch bey angefressenen Knochen ein kräftiges Mittel. Man hat auch in den Apotheken das weiße Campferpflaster oder dergleichen Salbe, welche vortrefflich kühlet, die Schmerzen lindert und heilet. Sonderlich dienet es bey verbrannten Gliedern, auch die Haut damit zu bedecken, wenn die Spanischen Fliegen nicht mehr wirken sollen. Daß der Campfer in einem Säckchen angehänget, das Fieber vertreibe, und sonst vielen Nutzen schaffe, ist noch manchem Zweifel unterworfen.

Der Campfer hat auch außer dem menschlichen Körper seinen vielfachen Nutzen. Er wird zur Feuerwerkkunst gebrauchet. Man bedienet sich dessen, um gewisse Theile von Thieren der Verwesung zu entziehen, oder vor dem Ungeziefer zu verwahren. Vortrefflich dienet derselbe die Insekten zu tödten, oder solche doch wenigstens

zu verjagen. Hierüber hat auch Menghini mancherley Versuche angestellet. Wespen, Fliegen, Mücken, Flöhe, Scorpionen, Raupen, Wanzen, Ameisen sind in kurzer Zeit gestorben, als derselbe diese Thierchen in einem Glase aufbewahret, und darein etwas Campfer geleget. Die Spinne und der Kornwurm widerstanden länger, die Motten aber, welche das wollene Zeug anfressen, am allerlängsten dieser giftigen Wirkung des Campfers; wobey noch anzumerken, daß die Insekten immer im Sommer eher davon gestorben, als im Herbste, vermuthlich weil zu dieser Zeit der Campfer weniger ausdünstet. Ferner hat dieser Beobachter untersuchet, was der Rauch vom angezündeten Campfer bey den Insekten vermöge, um vielleicht auf solche Weise ein Mittel zu erfinden, wodurch die Saat auf dem Felde, unsere Kleidungsstücke und wir selbst gegen die schädlichen Nachstellungen des Ungeziefers könnten in Sicherheit gesetzt werden. Und der Versuch ist glücklich abgelaufen. Er hat die Mücken in der Stube, die Raupen auf den Rosenblättern, und die Motten aus den Kleidern damit vertrieben. Um das letztere füglich zu bewerkstelligen, hat er angerathen, kleine Stückchen Campfer anzuzünden, und damit die Kästen und Kleiderschränke überall zu durchräuchern. Die gefärbten Kleider werden auch von diesem Rauche nicht verändert, und Gold und Silber nicht anlaufen. Man muß dieses zu Ende des Augusts oder Anfange des Septembers vornehmen, denn um diese Zeit sind die Motten, welche im künftigen Jahre zum Vorschein kommen sollen, bereits gebohren. In den Hannöverischen Sammlungen hat man auch den Campfer zu Vertilgung der Maulwürfe empfohlen, indem diese den starken Geruch desselben nicht vertragen, folglich ihre Gänge solgleich verlassen, worinnen sich ein Stückchen Campfer befindet; obgleich diese Thiere davon nicht sterben, sich auch wieder andere neue Gänge machen werden, ist dieses Mittel doch nicht gänzlich zu verwerfen.

Zum Beschlusse bemerken wir noch zwo Wahrnehmungen, welche Hr. Romieu in den Schriften der Pariser Academie auf das Jahr 1756 mitgetheilet, und im Neuen Hamburg. Magazin 61sten Stücke übersetzet sind. Die erste betrifft eine so genannte chymische Vegetation des Campfers, die zwote aber einen viel merkwürdigern Umstand; wie nämlich kleine Stückchen Campfer, ohngefähr eine Linie im Durchschnitte groß, oder noch kleiner, auf reines und in einem gläsernen Geschirre befindliches Wasser geworfen, sich in einer beständigen Bewegung so

lange

lange erhalten, bis sie darinnen aufgelöset sind, hingegen diese Bewegung alsbald aufhöre, wenn man die Oberfläche des Wassers mit einem Finger, mit einem eisernen oder messingenen Drath, oder hölzernen Stöckchen berühret, welches aber nicht geschieht, wenn man das Wasser mit einer gläsernen Röhre, Sigellack oder Schwefel berühret. Ist das Wasser in einem eisernen oder küpfernen Gefäße befindlich, wird man keine merkliche Bewegung an den Campferstückchen wahrnehmen; woraus wahrscheinlich zu schließen, daß der Campfer mit einer, ihm ganz eigenen Art von Electricität, und wir setzen hinzu, mit einer überaus eindringenden und vorzüglich in Nervenkrankheiten kräftigen Wirkung begabet sey.

Der Campferbaum ist auch in den Gärten Deutschlands hin und wieder anzutreffen. Er muß den Winter über in einem mäßig warmen Gewächshause unterhalten, kann aber im Sommer an die freye Luft an einen warmen Ort gestellet werden. Er ist allein durch Ableger zu vermehren, welche zwo Jahre, auch manchmal mehr Zeit brauchen, ehe sie sich bewurzeln.

Campferkraut.

Ganfferkraut, Camphorata, Camphorosma Linn. Dieses, von dem Campferbaume ganz verschiedene, Geschlecht hat nur eine Blumendecke, welche man für den Kelch annimmt, und entweder nur vierfach getheilet ist, oder aus vier besondern Blättchen besteht, davon die zwey größern nachenförmig, und die zwey kleinen platt sind, man zählet vier Staubfäden, und einen getheilten, oder zween Griffel mit spitzigen Staubwegen. Der Kelch umgiebt die einfächerichte, an der Spitze sich öffnende Saamenhülse, worinnen nur ein Saamen liegt.

1) Das rauche Campferkraut, Camphorosma monspeliaca L. wächst an den Wegen in Languedoc, sonderlich in den Gegenden von Montpellier, auch in Spanien und der Tartarey. Die Fingers dicke Wurzel treibt viele holzige, aber doch schwache, öfters niederliegende, etwan einen Fuß lange, ästige, rauchlichte Stängel, mit Knoten, oder Gelenken versehen, aus welchen viele kleine, schmale, gleichbreite, und mit Haaren besetzte Blätter wechselsweise entspringen. Im August oder September kommen aus dem Winkel der Blätter kleine Blumenköpfchen und bey jedem kleinen grünlichten Blümchen sitzet ein besonderes Deckblättchen.

2) Das spitzblättrige Campferkraut, Camphorosma acuta L. wächst in Italien und der Tartarey. Diese Art ist der vorigen fast ähnlich. Die Stängel biegen sich gegen die Erde; die Blätter

stehen wechselsweise und dicht bey einander, sind aber nicht rauch, sondern glatt und spitzig, oder pfriemenförmig; bey jedem Blatte sitzen zween weißliche, mit Grannen geendigte Schuppen. Herr von Haller will diese Art lieber mit dem Geschlechte Kali vereinigen.

3) Das glatte Campferkraut, Camphorosma glabra L. wächst in der Schweiz, hat einigermaßen dreyeckige und glatte Blätter, welche ebenfalls dichte bey einander stehen, oder bündelweise gesetzet sind.

Die erste Sorte findet man in einigen Apotheken und verdienet mehrere Achtung, ob sie gleich in Deutschland fast gar nicht gebrauchet wird. Sie hat einen, wiewohl schwachen, Campfergeruch. Je grüner und frischer sie ist, desto besser ist sie, doch hält sie sich von einem Jahre zu dem andern, und behält immer den nämlichen gewürzhaften Geruch. Am besten wird solche in Wasser abgekochet, als ein Trank, oder auch wie Thee gebrauchet. Sie erhitzet und reiniget. Man hat sie auch in der Wassersucht kräftig befunden; doch muß diese noch neu, und mit keinem Fieber vergesellschaftet seyn. Man muß aber bey dieser Krankheit mit diesem Mittel lange anhalten, und Purgiermittel zu Hülfe nehmen. Man empfiehlet sie auch bey der Engbrüstigkeit, zumal wenn solche mit der Wassersucht verbunden ist. Sie kann auch die Nerven stärken, den weisen Fluß stillen, und als ein Wundmittel angesehen werden.

Man findet die erste Art öfterer als die übrigen in hiesigen Gärten; sie läßt sich durch die jungen Zweige, welche immerfort mit Blättern besetzet sind, leichtlich fortpflanzen; dauert aber nicht im freyen Lande, und muß in Töpfchen gehalten, und den Winter über in ein mäßig warmes Glashaus gesetzet werden.

Campfermasliebe.

S. Osmites.

Camuneng.

Camuneng nennen die Japaner, nach Rumphs Berichte, die Pflanze, welcher Hr. von Linné den Namen Chalcas gegeben. Die wohlriechenden Blumen dieses Bäumchens haben einen fünffach getheilten Kelch, fünf Blumenblätter, welche schmal anfangen, und unter sich eine glockenförmige Gestalt abbilden, zehn Staubfäden und einen Griffel, dessen Staubweg warzig ist. Das harte, schwere, gelbe Holz läßt sich schöne glätten, und wird von den Indianern zu allerley Geräthe gebrauchet; ist aber bey uns unbekannt.

Camuri.

Ein Brasilianischer Fisch des Marcgravs. S. Seewolff, Labrax 2. Klein.

Canal.

S. Gefäß.

Canaliten.

Tubulite, Meerzähnlein, Meerröhrlein; Tubulariae, Tubiporae; sind versteinerte länglichtröhrichte Schnecken, welche gekrümmet und an dem einen Ende etwas zugespitzet sind. Wallerius Mineral. S. 438. zählet von selbigen acht Sorten. 1) Korallisches Orgelwerk, so aus runden, über einander gelegten Röhren besteht; 2) Tubuliten mit parallelen runden Röhren; 3) Tubuliten mit kriechenden, in einem Mittelpunct zusammengehenden Röhren; 4) Tubuliten mit unordentlich, zusammengekitteten Röhren; 5) Sechseckichte Tubuliten; 6) Fünfeckichte Tubuliten; 7) Viereckichte Tubuliten; 8) Mit Ketten geschürzte Tubuliten.

Canaribaum.

Canarium L. Dieser Baum ist außer Ostindien, wo er sonderlich auf den Moluccischen Inseln und in Amboina wächst, gar nicht bekannt. Rumph hat solchen im II. Buche beschrieben. Männliche und weibliche Blumen findet man auf zween verschiedenen Bäumen. Die männliche hat einen zweyblättrigen Kelch, drey Blumenblätter und fünf Staubfäden. Bey der weiblichen sind der Kelch und die Blumenblätter von gleicher Beschaffenheit; der Staubweg sitzet ohne Griffel fast auf dem Fruchtkeime auf. Die Frucht enthält unter einem schwammichten, schwärzlichen Wesen eine dreyeckichte Nuß, deren Kern den Mandeln ähnlich, aber noch einmal so groß ist. Die süßen Kerne dienen den Indianern zur täglichen Nahrung; ganz frisch und häufig gegessen, sind sie jedoch schädlich und verursachen leichtlich die rothe Ruhr. Wenn ihre Haut noch nicht Feuerroth, sondern weißlicht, und hier und da mit purpurfarbenen Streifen bezeichnet ist, sind sie noch nicht tauglich zum essen, oder müssen wenigstens mit Salz gespeiset werden; daher diese Nüsse gemeiniglich geräuchert werden, und da alsdenn solche noch nicht ganz sicher zu genießen sind, pressen sie das häufige Oel aus, und gebrauchen das frische zu ihrer Speise, das alte aber zum Brennen. Die Indianer bereiten aus diesen Nüssen mit Sagou, Reiß, Zucker und andern Sachen ein gutes Brod, welches sich lange Zeit erhält.

Canariengras oder Saamen.

S. Glanzgras.

Canarienschnecke.

S. Kanarienschnecke.

Canarienvogel.

Passer Canarius, Luteola Canaria, oder auch sonst Canariensperling, Zuckerspatz, gehöret zu den eigentlichen gemeinen Sperlingen, deren Schnäbel kreiselförmig, kurz zulaufend sind, mit kneipenden Schneiden. Er heißt von seinem ursprünglichen Vaterlande, den Canarieninseln, immer noch Canarienvogel; unerachtet anitzt beynahe gar keine, oder doch höchst wenige mehr daher kommen, sondern fast alle in der Schweiz, in Frankreich vorzüglich und im ganzen Deutschlande gezogen und in viele Bastartarten verändert werden. Im Anfange, beym angehenden gegenwärtigen Jahrhunderte, und noch zuvor, war der Vertrieb mit diesen Vögeln aus den gedachten Inseln, ingleichen aus den Azorischen Eylanden und Madera, so groß, daß auch Spanien verboth, keine Hähne mehr auszuführen. Nachher fiengen die Tyroler und Schweizer an, sich mit der Zucht derselben sehr zu beschäfftigen, große Hecken anzulegen, und sie fast in ganz Europa zum Verkaufe umher zu führen. Aber auch dieser Handel hat sich geleget, weil in Deutschland, und andern Ländern, sich viele unnütze Leute damit abgegeben haben, die im Grunde ein wenig mehr thun, als müßig gehen wollten. Solchemnach zieht man aller Orten Canarienvögel von allen Sorten, Farben, Mischungen u. s. w. und läßt sie an andere Liebhaber ab. Es hat also der Canarienvogel alle Charaktere des Sperlings; außer daß ihm seine schöne gelbliche Farbe, seine Munterkeit, sein lebhaftes edles Ansehn am Kopfe und in den Augen, zum Theil auch sein Schnabel, auszeichnen, der meistens etwas länger auslaufend fällt, als der gemeinen Haussperlinge ihrer. Da wir also diesen Vogel aus einem andern Clima her haben: so nistet er bey uns gewöhnlichermaaßen nicht wild, und in Wäldern, sondern man veranstaltet seine Fortpflanzung in Käfichten, oder großen in Zimmern angelegten Hecken. Zwar hat man Beyspiele, daß sich zuweilen welche verflogen und in die Gehölze begeben, auch daselbst sich gepaaret uud gehecket haben. Aber sie arten auf diese Weise nach und nach aus, und verlieren alsdenn an Schönheit der Farbe und andern gefälligen Eigenschaften. Unterscheiden kann man sie nicht, als etwa nach der Fortpflanzung und Farbe. Daher würde ich sie in eigentliche wahre Canarienvögel,

gel, das ist, in ursprüngliche Arten, und in Bastarte oder vermischte Arten eintheilen. Die wahren Arten fallen alle ins gelbliche, mehr oder weniger, dottergelb, weißgelb, röthlichgelb, u. s. w. aber die Bastartarten fallen schon etwas graulicht, schwärzlich, weiß, bunt, mit verschiedentlich farbigen Schwänzen und so ferner. Die gelben würde ich eintheilen, in die hoch- und dottergelben, in blaßgelbe, in weißgelbe, in isabelfarbige. Die bunten sind bald weißbunte, bald graubunte, bald gelb und schwarzbunt gezeichnete, bald mit gewöhnlichen schwarzbraunen, bald mit rothen Augen. Das alles sind Kennzeichen, woraus die Liebhaber ihre Besonderheit, Güte, Gesang, Dauerhaftigkeit und Fortpflanzung beurtheilen wollen; mit wie vielem Rechte mag ich eben nicht ausmachen. Diese Vögel nun haben eine vortreffliche Stimme und Gesang, angenehmer als alle kleine Vögel, kaum die Nachtigall ausgenommen. Sie lernen auch allerley Manieren und Weisen, die ihnen, wenn sie jung sind, auf der Flöte vorgespielet werden. Zum Singen hält man sie gemeiniglich in Vogelbauern oder Käfichten, die vielmals von Drath und Messing sind; überhaupt aber Reinlichkeit und eine gewisse Geraumigkeit erfodern. Zu Hecken aber nimmt man viel größere Käfichte, in Böden abgetheilet, oder man läßt sie frey in geraumen Zimmern herumfliegen, die man hin und wieder mit grünen Zweigen besetzet. Da machen sie sich Nester von allerhand weichen Zeuge, Haaren, feinem Heu, Moos, Flachs rc. das man ihnen hinleget, auch wohl die Nester für sie machet. Sie begatten sich gleich im ersten Frühlinge, wenn es nicht mehr kalt wird, und um diese Zeit kann man sie, zu Ende des Märzes oder im April, zum Paaren einwerfen. Während dieser Zeit, wenn sie brüten, und wenn sie Junge haben, auch bald wieder aufs neue legen, während dieser Zeit, sage ich, fodern sie alle Wartung an Futter, Wasser, Reinlichkeit des Zimmers und Erfrischung durch Sand, neues Reißig, Grünes, gesundere Luft, und andern Bequemlichkeiten, ohne welche sie weder gedeihen, noch die Jungen mit Sorgfalt aufziehen würden. Sie brüten etwa vierzehn Tage lang, und dreymal in einem Sommer, meistens thut dies das Weibchen, und füttert auch die Jungen. Sie leben durchgehends von allerley Gesäme, Rübsaamen, Hirsen, Hanfsaamen, Nelken, Lactuksaamen, und Canariensaamen; aus welchen und andern solchen Sämereyen man vielmals ein Gemische zum Canarienfutter machet. Neben diesem fressen sie

denn auch allerley andere Dinge, Zucker, Fleisch, Obst, Brod, und unterschiedliche Früchte, auch mancherley Grünes. Diejenigen, welche sie halten, müssen auch wohl auf sie Achtung geben, weil ihnen bey der müßigen und eingesperrten Lebensart, und bey ihrer weichlichen Constitution, vielerley *Krankheiten* zustoßen: als das Abnehmen beym Maustern, Entzündungen in den Eingeweiden, Geschwiere auf dem Bürzel, die Darre, Krätze am Kopfe und um die Augen, Verstopfung, Durchlauf, Läuse u. s. w. wider welche Krankheiten man zum Theil gute Mittel in Händen hat. Bey guter Wartung leben sie, ihrer Kleinheit nach, wenn sie nicht durch Hecken abgemattet werden, ziemlich lang, 12, 14 bis 18 Jahr und darüber, werden auch vielmals vor Alter blind. Sowohl beym Singen, als beym Begatten hat man es nöthig, nicht nur die Hähne an sich, sondern auch die guten Hähne zu kennen. Die Hähne haben gemeiniglich einen stärkern und längern Kopf, höhere Füße, und lebhaftere Farben als das Weibchen. Nächst dem will man an ihrem unterm Schnabel eine Feder bemerken, die länglichtrund gestaltet, tiefer auf den Hals herunter geht, als bey dem Weibchen. Das untrüglichste Kennzeichen aber ist wohl das Singen; denn sobald ein guter Hahn nur kurze Zeit allein ist, fängt er schon an zu zwitschern und bald darauf zu schlagen. Gute Hähne erkennet man also an dem schönen, reinen, starken und melodischen Gesange; in Absicht des Brütens aber, aus ihren sonstigen guten Eigenschaften: daß sie sich gern und hitzig paaren, gut zum Weibchen halten, keine Eyer auffressen, oder sonst zerhacken, das Weibchen und die Jungen füttern helfen, und sich beyder überhaupt annehmen. Canarienbastarte zu haben, so läßt man sich das Canarienmännchen, oder Weibchen mit verschiedenen andern kleinen Vögeln paaren, die gleich ihnen aus dem Kropfe füttern: Stieglitze, Goldammer, Hänflinge, zuweilen Goldfinken und gemeine Sperlinge. Die besten fallen von Stieglitzen und Hänflingen, und darunter wieder-um die schönsten, wenn man zum Hahn den Canarienvogel und aus den andern das Weibchen nimmt. Denn die Jungen gerathen mehr nach dem Hahn. Doch kehren es auch manche um, vielleicht Mischungen in der Farbe und im Gesange zu erhalten. Die Sieen müssen, so wie die Hähne, wenigstens zweyjährig seyn, und die andern Vögel, welche man zu den Canarien lassen will, eine Zeitlang im Bauer gefüttert und sich an das Canarienfutter gewöhnet haben. Alle solchergestalt erzoge-

ne junge Canarienvögel, thut man nach der Hand gern in die Gesellschaft anderer Aeltern, vornehmlich solcher, die schön und schmetternd singen. Sie lernen es ihnen ab, und wetteifern mit ihnen. Sie nehmen sogar anderer Vögel ihren Gesang an; und es ist zum Erstaunen, was ein Canarienhahn, der von Jugend auf neben einer Nachtigall gewesen, ihr ähnlich zu schlagen vermag. Man hat geglaubet, die Bastarte dieser Vögel pflanzten sich, gleich andern dergleichen Thieren, nicht weiter fort. Es ist aber irrig; die Neuern haben darüber manche erweisliche Proben gemachet. Hr. Sprenger, itziger Pastor und Professor zu Kloster Maulbronn, ein Mann von vieler mathematischen Kenntniß und feinem Beobachtungsgeiste, hat in den Jahren 1750-1752. Hänflinge mit Canariensieen zusammen gelassen, und davon Bastarte gezogen, die am Schnabel dem Vater ähnlich gewesen, und davon die jungen Hähne wieder mit einer Canariensie Junge gezeuget haben. Diese Fortpflanzung hat er bis auf Enkel und Urenkel fortgesetzet, seine Erfahrungen öffentlich beschrieben, und mit vielen schönen Anmerkungen über die Fruchtbarkeit der Bastartthiere begleitet. Wenn manchen solche Proben mißlungen sind; so haben ganz andere Ursachen daran Schuld, als die vorgegebene Unfruchtbarkeit der Bastarte. Viele haben aus Irrthum zween Hähne oder auch zwo Sieen zusammengesetzet; denn es ist vielmals schwer, das Geschlecht an den Canarienvögeln sogleich zu unterscheiden. Ein andermal sind sie nicht recht gefüttert, nicht zur rechten Zeit eingeworfen, und was dergleichen Umstände mehr sind. Junge Bastarte von Hänflingen uud Canarienvögeln lassen sich am leichtesten zum Ausfliegen ins Freye und zum Wiederkommen gewöhnen: so gar, daß sie den Sommer über auf den Bäumen im Garten gehecket, frey herumgeflogen, übrigens ihr Futter täglich an den Fenstern und in den Stuben geholet und gegen den Winter von selbst gekommen, und sich haben einfangen lassen. Ein mehreres von diesen Vögeln können die Liebhaber in Hervieux besonderer Nachricht von Canarienvögeln nachlesen, welche in Absicht auf die Behandlung und Aufziehung derselben unstreitig der beste Tractat ist; ungeachtet er nicht mit viel physischer Kenntniß geschrieben worden. Man hat auch noch ein paar andere deutsche Abhandlungen davon. Was bey den Schriftstellern unter dem Namen Canarienbastart vorkömmt, ist eine bloße Abänderung des wahren Canarienvogels: es sey nun, daß ihn die Kunst gezogen, oder die Natur hervorgebracht

bracht hat. So wie ihn Ray, Sloane und Edward beschreiben, ist er am Kopfe und Halse schwarz, am Rücken gelblicht, an Flügeln und Schwanze dunkelbraun, an Brust und Flügeldecken gelb, am Bauche weiß und an Füßen schwarz. Ray nennt ihn passer serino affinis; und Edward hat den indischen grünen Finken, der wieder eine Varietät vom vorgenannten Canarienbastart seyn soll. Auch soll sich in Italien eine natürliche Art dieser Vögel finden, die unter dem deutschen Namen Hirngrill vorkömmt; an Farbe, Größe und andern Charaktern, unsern Vögeln gänzlich ähnlich, nur von schlechterm Gesange. Der ungenannte Verfasser an Hervieux Tractate gedenket seiner; aber Klein setzet ihn unter die Baumkletten (falcinellos) und zwar unter die kleine Art mit dem Namen Hierengryl. Vielleicht ist der Italienische Vogel, den man hieher zieht, gar der Remiz, oder der sogenannte Pendulino.

Cancamum.

Ist ein seltenes Harz, welches ganz verschiedene Farben zeiget, und vielleicht durch die Kunst aus allerley harzigen Dingen zusammengesetzet ist. Einige Stückchen davon gleichen dem Agtsteine und zerfließen bey der Wärme des Feuers, andere sind schwarz; beyde Sorten geben einen lieblichen Geruch von sich; noch andere sind dem Horne ähnlich, und ohne Geruch; einige ganz weiß und dem Gummi Anime ähnlich. Oefters wird das Gummi Anime allein für das Cancamum verkaufet. Man erhält solches aus Afrika, Brasilien, und der Insel St. Christophle, und wird sonderlich zum Räuchern gebrauchet. Es zertheilet, stärket, und hat überhaupt die Eigenschaften, welche die meisten ausländischen Harze besitzen.

Candelbaum.

S. Wurzelbaum.

Candiol.

S. Johannisbrod.

Candorbaum.

S. Candoubaum.

Candou- oder Candorbaum.

Ein Baum in den Maldivischen Inseln; soll an Größe einem Nußbaume und an Blättern unsern Erlen gleichen. Das Holz wird zu Bretern und Pfosten, ingleichen von den Fischern zu ihren Schiffen gebrauchet. Es hat die Eigenschaft, daß es nicht rauchet, hingegen, wenn man zwey Stücke an einander schlägt, Feuer daraus springt.

Caneelkirsche.

S. Cornelbaum.

Canell.

S. Zimmet.

Caninchen.

S. Kaninichen.

Canopus.

Ein Fixstern erster Größe in demjenigen Sternbilde, welches das Schiff Argo oder der Kasten Noä genannt wird. S. Argo.

Capedelphin.

Capedelphin hat von den Chinesern seine Benennung. Es giebt mancherley Arten Delphine, die wegen ihres scharfen Geruchs und der Geschwindigkeit, damit sie ihren Raub verfolgen, die Könige der Fische können genannt werden. Der Capedelphin hat einen weiten Mund, und einen den Gänsen ähnlichen Schnabel: die Haut ist glatt, ohne Schuppen; die Zähne sind klein, hart und scharf, und passen auf einander wie Kerbehölzer; die Zunge ist lang und fleischicht; unweit jeden Auges ist ein kleines Loch; die Farbe des Rückens ist schwarz, des Bauches weiß. Er ist fünf bis sechs Fuß lang, und wenn er einige Tage im Salze gelegen hat, gut zu essen. Kolbe, S. A. R. B. V. S. 204. Klein merket an, daß er von seinem Schnabel Anser marinus, Meergans, Oy de mer, genannt werde. S. Delphin, Delphinus.

Capegoldfisch.

Dieser Fisch hat seine Benennung von einem goldfarbigen Kreise um jedes Auge, und einem Goldstreife vom Kopfe bis auf den Schwanz. Er ist ordentlich anderthalb Fuß lang, und wiegt ungefähr ein Pfund. Sein Fleisch hat eine aus weiß und roth vermengte Farbe, und schmecket sehr angenehm. Man sieht die Goldfische am Vorgebirge nur vom Mäy bis zum August, da sie in ganzen Heerden erscheinen. S. Allg. R. B. V. S. 205.

Capella.

Ein heller Stern erster Größe in der Milchstraße und zwar in dem Sternbilde des Fuhrmanns, auf dessen linken Schulter er sich befindet. Er ist auch unter dem Namen Alhajoth und Amalthea bekannt. S. Amalthea und Fuhrmann.

Capelle.

Cineritium, ist ein kleines, in der Probierkunst gebräuchliches Gefäß, welches aus guter ausgelaugter Holzasche, oder auch aus Beinasche, mit Holzasche vermischet, bereitet wird. Die Bereitung derselben geschieht vermittelst einer gewissen messingenen Forme, welche das Kapellenfutter genannt wird. Es besteht dasselbe aus einem kegelförmigen, messinge-

messingenen Ringe, und einem gleichfalls aus Messing gegossenen Stämpel oder Stößel. Der Ring ist oben und unten offen, dergestalt, daß die oberste Oeffnung etwas weiter, als die unterste ist. In die oberste Oeffnung passet der Stämpel, dessen unterster Theil, welcher in die Oeffnung des Ringes passet, eine kugelförmige Gestalt hat, und ohngefähr den dritten oder vierten Theil einer Kugel ausmachet, doch also, daß, wo der breite Theil der Kugel anfängt, noch ein Rand rund herum hervorraget, welcher, wenn der Stämpel in den Ring hineingebracht wird, an der innern Seite des Ringes genau anschließt. Auf diese Weise wird, wenn Stämpel und Ring zusammen gepasset sind, die Gestalt der Capelle bestimmet, deren Bereitung folgendermaßen angestellet wird. Man drücket die Weite oder Höhlung des Ringes mit der gehörig zubereiteten Holzasche oder vermischten Holz- und Beinasche aus, doch also, daß man mit dem Drucke nur mäßig und nicht allzustark verfährt. Wenn die Weite des Ringes völlig angefüllet ist, so bestreuet man, vermittelst eines feinen Haarsiebes, die oberste Fläche mit feiner, gut calcinirter Beinasche, so man Kläre nennt. Diese Kläre drücket man mit einem Finger gelinde auf, setzet alsdenn auf eine sehr genaue Weise den Stämpel darauf, schlägt auf denselben ganz gemächlich mit einem hölzernen Hammer, und wiederholet diese gelinden Schläge so lange, bis der Stämpel mit seinem, an dem kugelichten Theille angesetzten Rande in die Oeffnung des Ringes gebracht ist. Man hebt alsdenn behutsam und ohne zu wanken den Stößel ab, häufet ein wenig Asche zusammen, setzet den, mit der geschlagenen Capelle erfüllten Ring darauf, und drücket den Ring behutsam nieder. Auf diese Weise hebt sich die verfertigte Capelle aus dem Ringe, und löset sich von den Seiten loß, dergestalt, daß, wenn man den Ring behutsam auf der Hand umstürzet, die umgekehrte Capelle auf der Hand umgekehrt stehen bleibt. Die fertige Capelle setzet man an einen ruhigen und schattichten Ort, damit sie austrockne, und hebt sie alsdenn zum Gebrauche auf.

Die besten Capellen werden aus guter ausgelaugter und geschlemmter Holzasche und Beinasche gemachet. Andere erdichte Materien scheinen nicht so gut zu seyn, weil es vorzüglich darauf ankömmt, daß die Capellen, so viel möglich, von salzichten und brennbaren Substanzen frey sind. Es haben zwar einige die Gewohnheit auch aus Thon Capellen zu schlagen; es scheinen aber dieselben nicht so sicher, als die aus Holz- und Beinasche zu seyn, weil in der

der Holz- und Beinasche, wenn sie genugsam gereinigt und gebrannt worden, nichts von Salzen und brennbaren Substanzen befindlich ist, wovon doch der Thon nicht gänzlich freygesprochen werden kann.

Unter der Holzasche ist die von Buchen, Ellern und Birkenholz die beste; und unter der Beinasche verdienet die von gebrannten Kälberknochen und Fischgräten erhaltene Beinasche den Vorzug. Schweinsknochen taugen nichts, weil selbige von dem bey sich führenden fetten Wesen nicht genug befreyet werden können.

Eine gute Holzasche muß oft mit Wasser übergossen werden, damit dieselbe von allen Salzen und Kohlengestübe frey wird. Es ist daher nöthig, dieselbe erst ein paarmal mit kaltem, denn mit heißem Wasser auszulaugen. Die Knochen müssen erst gebrannt, dann zu Pulver gerieben und nochmals calciniret werden. Der mittlere und feste cylindrische Theil der Knochen ist weit besser, als der schwammichte Theil derselben, welcher zu oberst und unterst der Knochen wahrgenommen wird.

Je reiner die Capellen sind, desto sicherer kann die Gold- und Silberprobe in selbigen angestellet werden. Man hat sich auch sorgfältig zu hüten, daß man zu sehr genauen Proben keine rissichten Capellen nimmt; vornehmlich muß der obere Theil derselben, welcher die Proben enthalten soll, ganz ohne Risse seyn, weil es sonst leicht geschehen kann, daß die Capelle währendem Abtreiben von einander geht, oder doch von dem edlen Metalle sich etwas hinein begiebt, wodurch alsdenn die Probe falsch wird.

Capellenfutter.

Capellenfutter ist ein aus Messing gegossenes Instrument, welches aus zwey Stücken besteht. Das eine hat die Gestalt eines kegelförmigen Ringes, und wird die Nonne genannt; das andere, welches in diesen Ring passet, hat die Gestalt einer Keule, deren unterstes Ende kugelförmig ist, und der Stämpel oder Stößel, oder auch der Mönch genannt wird. S. Capelle.

Capenna.

Capenna des Marcgravs. S. Parsch, Perca 4. Klein.

Cape-Pike.

Cape-Pike gleichet der Europäischen bloß an der dunkelgelben Farbe, wird nur im Salzwasser gefunden, und am Vorgebirge sehr hoch geschätzet. S. A. R. B. V. S. 205. Die Englische Picke, Pickrehe kömmt den Hechten sehr nahe, und ist eine kleine Art dieser Fische. Esox Lucius L. G. 180. 5.

Caperstaude.

Kapern, Capperlein. Capparis Linn. Die vier eyförmigen, vertieften Kelchblätter umgeben vier stumpfe, ausgebreitete, große Blumenblätter, und viele Staubfäden den Fruchtkeim, welcher gleichsam auf einem besondern Stiele ruhet, und sich mit einem stumpfen Staubwege endiget. Die fleischichte, gestielte Beere enthält viele nierenförmige Saamen. Dieses Geschlecht begreift, sonderlich nach Hrn. Jacquins Entdeckungen, viele Arten unter sich, wir bemerken davon nur

die stachelichte Caperstaude. Capparis spinosa Linn. wächst in dem mittägigen Europa und dem Morgenlande auf alten Mauren; ist bisweilen ein Strauch, bisweilen ein Baum; die Blätter stehen wechselsweise einander gegen über auf Stielen, sind rundlich und völlig ganz. Nahe an dem Blattstiele findet man gemeiniglich zwo, auch nur einen gekrümmten Stachel, bisweilen, sonderlich in unsern Gärten, ist auch gar keine gegenwärtig. Dem Blattstiele gegen über entstehen andere lange Stiele, deren jeder eine Blume trägt. Diese sind groß, schön, und die Blumenblätter rosenroth. Gemeiniglich sind von diesen nur die beyden obern völlig ausgebreitet, die untern aber von den Kelchblättern umfasset, und nicht völlig ausgespannet; deswegen auch Hr. von Haller schreibt, selbige wären unter einander verwachsen. Die Staubfäden sind lang und von ungleicher Höhe. Aus dem kurzen Fruchtkeime treibt ein langer Griffel. Der ganze Strauch hat einen bitterlichen und zusammenziehenden Geschmack. Die Rinde der holzigen Wurzel schmecket bitter, scharf und herbe. Man hat solche ehedem als ein zertheilendes und stärkendes Mittel bey der Schwäche und Verstopfung der Eingeweide gebrauchet, jetzo wird sie selten mehr genutzet, die sogenannten Capern aber sind desto häufiger im Gebrauche. Es sind dieses die noch geschlossenen Blumenknospen, welche folgendermaßen zubereitet werden: Man läßt solche drey oder vier Stunden im Schatten liegen, damit sie etwas welken, und nicht aufspringen, darnach leget man sie in ein Gefäße, gießt Essig darüber, decket sie zu, und läßt sie acht Tage stehen; hierauf gießt man den Essig wieder ab, presset die Capern ein wenig, und gießt neuen Essig darauf, und also werden sie häufig aus Spanien von der Insel Majorca, aus Frankreich, Italien, auch aus Egypten gebracht. Je kleiner und härter selbige sind, je besser sind sie, besonders wenn sie noch ihre Stiele haben; deswegen die Spanischen, welche groß und ohne Stiele sind, nicht so hoch

geachtet werden. Indessen ist nicht sowohl auf den Ort, wo sie herkommen, als vielmehr auf ihre Güte zu sehen. Sie sollen frisch, grün, völlig, und nicht zerquetschet seyn. Man hat auch verschiedene Arten falscher Capern, als von der Indianischen Kresse, Bohnencaper, Holunder, u. s. f. von welchen an seinem Orte. Daß die rechten Capern in der Küche auf verschiedene Art genutzet werden, ist bekannt, und daß solche die Lust zum Essen vermehren und den Magen stärken, läßt sich wegen des beygemischten Essigs leichtlich abnehmen. Sie sollen auch die stockenden Säfte auflösen und flüßiger machen, daher man selbige den hypochondrischen Körpern vorzüglich empfiehlt.

In hiesigen Gärten hält man diese Capernstaude in Töpfen und setzet solche den Winter über in das Glashaus. Sie verliert im Herbste die Blätter, blühet im Sommer, trägt aber sehr selten reife Früchte, daher man solche durch Ableger zu vermehren suchet. Das sicherste Mittel Ableger zu bekommen, ist dieses, daß man den Stock mit Erde bedecke. Die Sprossen, welche unmittelbar aus dem Stocke kommen, schlagen alsdenn leichtlich Wurzeln. Wenn man viele Blumen verlanget, schneidet man die kleinen Zweige alle Frühjahre bis an den alten Stamm ab.

Capiibava und Capivard.

S. Cabiai.

Capo.

Caphan, so ward, nach dem Richter, die Meerschwalbe, wegen ihres rauhen Kopfes, von den Römern genannt. Nach dem Artedi und Linné gehöret dieser Fisch unter das 172 Geschlecht, Trigla, Seehan, und machet dessen 6 Gattung, Trigla Hirundo, Meerschwalbe, nach dem Müller. S. Küraßirer, Cataphractus 4. et 5. Klein.

Capock.

S. Baumwolle.

Capoverde.

Ein Seefisch an der Goldküste. Platteise werden selten gesehen, aber Flünder in Menge, obwohl nicht so dick noch so gut, als die holländischen, von denen sie auch in der Gestalt unterschieden sind. Barbot S. 223. erkläret die Platteise mit dem Fische für einerley, den die Franzosen zu Gorea den Capoverde, halben Mond, nennen.

Cappellan.

Cappellan wird zu Marseille eine kleine Art von Stockfischen genannt, die zu Venedig Mallo heißt. Gadus minutus Linn. Zwerg-Cabeljau, Müll. G. 154. Sp. 6. S. Pannuchel, Callarias barbatus 10. Klein.

Capperlein.
S. Caperstaude.

Capucineraffe.
S. Saju.

Capucinerkapern.
S. Kresse, indianische.

Capucinermotte.
Ein Nachtvogel von der Gattung der Spinner, Phalaena Bombyx Capucina Linn. welcher auf dem Rücken einen Kamm und über dieses ein zurückgebogenes Zähnchen hat, wobey sich eine gute Einbildungskraft eine Capucinerkappe vorstellen kann. Die Flügel sind rostfärbig oder eisenfärbig und haben eine rothbraune Binde. Man trifft diesen Nachtvogel gemeiniglich im Monat Junius auf den niedrigen Strauchweiden an.

Capuze.
S. Eisenhüttlein.

Capybara.
S. Cabiai.

Carabin.
Schwarze und weiße Carabins sind wohlfeil und eine gute Speise für die Armen an der Goldküste. S. A. R. B. IV. S. 280.

Caracal.
Ein vierfüßiges Thier, das eine große Aehnlichkeit mit dem Luchse hat, und sehr häufig in der Barbarey, in Arabien, Persien und in allen den Ländern, wo es Löwen giebt, gefunden wird. Der Namen Caracal ist von dem Grafen von Büffon aus der Türkischen Benennung Karrahkulak gemachet worden. Von den Persern wird es Siyah = gush und von den Arabern Gat el Challah genannt, welche Namen insgesammt eine Katze mit schwarzen Ohren bedeuten sollen. Dieses Thier hat eben so, wie der Luchs, dem es auch an der Größe gleichet, einen Zopf schwarzer Haare, der wie ein Pinsel gestaltet ist, an der Spitze der Ohren, welche über einen halben Schuh lang und an der äußern Seite zwar schwarz, an der innern aber theils weißlich, theils röthlich sind und auch weiße Ränder haben. Der Caracal aber ist nicht so gefleckt, wie der Luchs; seine Schnautze ist auch etwas länglicher, sein Haar, welches auf dem Rücken eine falbe Farbe, die bisweilen ins Braune fällt, unten am Halse und am Leibe aber, der ein wenig gesprenkelt ist, eine Isabellfarbe hat, ist kürzer und steifer, und sein Schwanz, welcher röthlichfalb ist, um einen großen Theil länger. Ueberdieses ist auch sein Naturell und Ansehn viel grimmiger, daher der Graf von Büffon glaubet, daß man den Luchs und den Caracal nicht zu einerley Gattung rechnen könne.

könne. Dieses Thier lebet bloß vom Raube und ist oftmals genöthiget, sich an demjenigen zu begnügen, was der Löwe und andere Raubthiere übrig lassen. Man saget auch, daß der Caracal der Wegweiser oder Aufspürer des Löwen wäre, welcher sich wegen des Mangels einer scharfen Witterung seiner Hülfe bedienete, um von fern die Thiere auszuspüren, und daher aus Erkenntlichkeit hernach den Raub mit ihm theilete.

So wild und grimmig aber auch der Caracal ist, so läßt er sich doch, wenn er jung gefangen wird, zahm machen und zur Jagd abrichten. Man pfleget sich daher seiner zu bedienen, um Kaninichen, Hasen und große Vögel zu fangen.

Caracalla.

S. Bohne.

Caragach.

S. Baumwolle.

Caraque, S. Philander.

Caramarüen.

Die Caramarüen haben viele Aehnlichkeit mit den Meerschlangen, die sich an den Portugiesischen Küsten befinden. Ihre Länge ist zehn bis funfzehn Hände breit. Sie sind so fett, daß sie auf dem Roste einen Geruch von Schweinefleische von sich geben. Ihr Gift haben sie um die Zähne herum, die bey ihnen ungeheuer groß sind; und deren Biß den verwundeten Theil zur Fäulniß bringt. Sie sind über dieses mit vielen Stacheln bewaffnet. Die Brasilianer versichern, man sähe sie oft mit den Landschlangen sich begatten. S. A. R. B. XVI. S. 280.

Carambolas.

S. Bilimbing.

Carandas.

Carandas ist der Name, mit welchem die Indianer und auch Herr Planer die Carissa Linn. beleget. Der Baum ist von Rumphen Herb. Amboinens. VII. Theil beschrieben und auf der 28sten Tafel abgebildet. Der kleine fünffach eingekerbte Kelch umgiebt ein trichterförmiges, in fünf Einschnitte getheiltes Blumenblatt, in dessen Röhre fünf Staubfäden sitzen. Der Griffel und Staubweg sind einfach. Die Frucht besteht aus zwo mit einander vereinigten Beeren, jede zeiget zwey Fächer und enthält viele Saamen.

Carangou.

Im Christmonathe fangen sie an der Goldküste, nach dem Barbot, S. 224. den Fisch Carangou oder Corango, deren es zwo Arten giebt, die eine mit großen Augen, die andere mit kleinen. S. Allgem. R. B. IV. S. 284.

Carannaharz.

Gummi Carannae. Ein harziges, zusammengebackenes, zähes, und wenn es frisch ist, wie Pech, geschmeidiges, wenn es aber alt ist, hartes und leicht zerbrechliches Wesen, äußerlich schwärzlich grau, innerlich braun, von einem harzigen und bittern Geschmacke, und auf glüenden Kohlen von durchdringenden Geruch. Man bringet es aus Amerika, und sonderlich Neuspanien in Maßen, die in Binsenblätter eingewickelt sind. Monardes gedenket einer gewissen Art Carannaharz, das durchsichtig, wie Crystall, und von sehr starken Geruche seyn soll, dergleichen man aber jetzo nirgend findet. Der Baum, woraus dieses Harz fließet, ist noch nicht zur Gnüge bekannt. Hernandez schreibet: solcher sey groß, hätte glatte wohlriechende Aeste, und kreuzweise gestellte, runde, den Oliven ähnliche Blätter. Und nach Herrmanns Angeben sind die Früchte kleine Aepfel. Das Harz giebt durch das Abziehn ein rothes, scharfes und starkriechendes Oel, und davon kommt dessen zertheilende und stärkende Kraft. Man gebrauchet es gemeiniglich nur äußerlich, und auch selten. Die Holländer und Nordländer streichen, vermittelst eines warmen Eisen, dieses Harz auf schwarzen Taffent, in Gestalt eines Pflasters, und legen solches bey Augen- und Zahnflüssen auf die Schläfe.

Carapo.

Ein Brasilianischer Fisch des Marcgravs, mit dem Aalgeschlechte verwandt; S. unsern Artikel, Brasilianischer Aal, S. 8.

Carapobeba.

Dieser Name wird einer Brasilianischen Eidexe gegeben, deren Haut leberfarbig und auf dem Schwanze mit weißen Flecken und Linien, die mit gelben Flecken vermischet sind, bezeichnet ist. Sie hat glänzende, durchsichtige Augen, an den Vörderfüßen fünf, an den Hinterfüßen aber vier Klauen. Sonst ist sie in Ansehung ihrer übrigen Gestalt von unsern gemeinen Eidexen nicht unterschieden. Ihre Länge beträgt ohngefähr drey bis vier Zoll. Sie wird für giftig gehalten.

Carauna.

Carauna des Marcgravs, S. Pärschling, Percis 4. Klein.

Carbe.

S. Kümmel.

Carcaju. S. Vielfraß.

Carcapuli.

S. Guttabaum.

Carcharias, Canis.

S. Seehund, Tiburo Klein.

Carco-

Carcovados.

Carcobados, Barbot meldet, S. 223. im Christmonathe würden häufige Carcovados oder Mondfische auf der Goldküste gefangen. Sie sind weißlicht, meist flach, auf dem Rücken sehr dick, aber runder, und daher haben sie den Namen. Der Köder für sie ist Zuckerrohr; sie schmecken aber etwas eckelhaft. Andere Fische heißt eben dieser Verfasser Carcobados, oder vergoldete Fische. S. A. R. IV. 284.

Cardamome.

Cardamomum. Diese und der Ingber kommen in Ansehung der Blume und Frucht mit einander überein, und daher machen beyde nur ein Geschlecht aus, welches Amomum genannt worden. Wir wollen die Geschlechtskennzeichen zuerst anführen, und alsdenn die beyden Arten von Cardamomen beschreiben, von dem Ingber aber an seinem Orte handeln. Der kleine dreyspaltige Kelch ruhet auf dem Fruchtkeime. Das Blumenblatt hat eine kurze Röhre und der Rand ist in vier ungleiche Lappen zerschnitten. Hr. von Linné eignet dem Blumenblatte nur drey Lappen zu, davon der mittelste größer, als die beyden übrigen ist, den vierten Lappen aber hält er für ein Honigbehältniß. Ein einziger breiter, und den Lappen des Blumenblattes fast ähnlicher, Staubfaden trägt seitwärts einen Staubbeutel. Der fadenförmige, längere Griffel endiget sich mit einem stumpfen Staubwege. Die lederartige, eyförmige, dreyeckichte, dreyfächerichte Frucht theilet sich in drey Klappen, und enthält viele Saamen. Von den Arten kommen hier zwoe in Betrachtung, welche viel ähnliches unter einander haben. Wir behalten die gewöhnliche Benennung; die eine heißt die

Cardamome, Amomum Cardamomum Linn. Man findet zwar unter diesem Namen einige Sorten Früchte, welche der Größe nach von einander unterschieden sind, auch von besondern Pflanzen abstammen mögen, doch haben sie alle fast einerley Ansehn und Wachsthum. Die Cardamompflanze hat eine dicke, mit Gelenken versehene, gekrümmte Wurzel, aus deren untern Seite viele ästige Zäserchen, aus der obern aber verschiedene runde und dem Rohre ähnliche Stängel treiben. Auf diesen sitzen lange, zugespitzte, und wegen der vorragenden Nerven gestreifte Blätter. Ueberdieß treiben aus den Gelenken der Wurzel junge Sprossen oder Keime, welche sich in besondere, mit kleinen Blättern besetzte Stängel verlängern. In dem Winkel dieser kleinen Blätter sitzet ein Stiel, auf welchem drey oder

der Blumen ruhen, so durch kleine Schuppen von einander abgesondert sind, jedoch unter sich eine kurze Aehre vorstellen. Das Blumenblatt ist grünlichtweiß. Von den gewöhnlichen Sorten bemerken wir:

a) Die kleine Cardamome, Cardamomum minus. Diese Frucht ist ohngefähr fünf Linien lang, und in dem frischen Zustande mit einer grünen, etwas dicken, und der Länge nach zart eingekerbten, saftigen Schale bedecket, welche, wenn die Frucht reif abgenommen und an der Luft getrocknet worden, eine röthlichweiße Farbe bekömmt, und auch dünner wird. Inwendig ist selbige durch kleine Häutchen, die sich leicht zerreiben lassen, in drey Fächer abgetheilet, und in jedem Fache liegen zwo Reihen Saamen. Diese haben eine eckichte, meistentheils dreyeckichte, runzlichte Gestalt, sind äußerlich röthlich gelb, inwendig weiß, von einem scharfen, bittern, gewürzhaften, campferartigen Geschmacke. Es wächst diese kleine Cardamome an verschiedenen, sonderlich schattigen Gegenden in Ostindien, und zeiget nach dem Geburtsorte einige Verschiedenheit. Die allerkleinste Frucht, so vollkommen rund und weißlicht ist, und von einigen für das träublicht wachsende Amomum gehalten wird, findet sich besonders in den gebürgichten Gegenden oberhalb Cochin und Calicute, die andere Sorte ist etwas länger, und die dritte zugespitzt. Diese beyden werden in den Gegenden um Cananor und andern Orten gefunden. Die Malabarischen Früchte werden allen andern vorgezogen und vorzüglich die kleinste Gattung hochgehalten. Die auf der Insel Ceylon wachsen, kommen den Malabarischen am nächsten, die aus Java sind schlechter, und die an der südlichen Küste von Afrika wachsen, hält man für die schlechtesten. Die in China wachsen, sind größer und runder als die Malabarischen, aber selten zu haben.

b) Die mittlere Cardamome, Cardamomum medium, ist eine, mehrentheils runde, oben an der Spitze stumpf zulaufende, und mit einem kleinen runden Nabel versehene Frucht, welche übrigens und ihre Saamen mit der kleinen Art übereinkommen, jedoch nicht so häufig, als diese gebrauchet wird.

c) Die lange Cardamome, Cardam. maius oder longum, ist eine länglichte, einen bis anderthalb Zoll lange, dünne, dreyeckichte, gestreifte Frucht, die an der Spitze stumpf zulauft, aschfarbig, schwer zu zerbrechen, sonst aber, wie die übrigen Sorten, beschaffen. Die Saamen sind länglicht, platt, eckicht, und auf der

der einen Seite durch eine kleine Rinne getheilet, und durch verschiedene Linien überzwerch durchschnitten.

Die andere, gänzlich verschiedene Art nennet man Paradieskerner, Grana Paradisi. Amomum Grana Paradisi L. sonst auch von dem Orte, wo sie häufig wachsen, Malaguetta oder Meleguetta. Die getrocknete länglichte Frucht ist von der Grösse und Gestalt einer Feige, und hat an ihrem obern Theile einen breiten rundlichen Nabel; die Schale ist dünne, zähe, biegsam, der Länge nach gefurchet, braun oder röthlich. Im frischen Zustande hat diese eine rothe glänzende Farbe, und inwendig ein weiches fleischichtes Wesen, von einem sauren, nicht unangnehmen Geschmacke. Die Saamen liegen auch in drey Fächern und sind klein, ungleich, eckicht, glänzend, äußerlich röthlich braun, inwendig weiß. Die Pflanze wächst vorzüglich in Madagascar und Guinea, und unterscheidet sich von der Cardamome durch den, zwar gleichfalls kurzen, aber in Aeste getheilten, Blumenstängel. Auch sind diese beyde Saamen dem Geschmacke nach verschieden. Die Paradießkerner sind scharf und brennend, wie Pfeffer und Ingber, dem sie auch am Geruche gleich kommen, da hingegen die Cardamomen weniger scharf und mehr gewürzhaft sind. Man soll daher auch beyde nicht mit einander verwechseln, und überhaupt jene lieber gar abschaffen und diese allein beybehalten.

Die Schalen und Saamen von den Cardamomen haben fast einerley Geschmack und Kräfte. Da jedoch letztere viel wirksamer sind, so pfleget man solche allein zu gebrauchen, und die Schalen nicht zu achten. Die Indianer bedienen sich derselben häufig, die Speisen, besonders das Fleisch und die Fische damit zu würzen; welches auch bey uns geschieht. Die Aerzte verordnen solche, die Verdauung zu befördern, den Magen und die Nerven zu stärken, deswegen auch einige dieselben wieder den Schwindel und zu Verhütung des Schlagflußes angerathen. Sie reitzen auch die monathliche Reinigung und befördern fast alle Absonderungen der Säfte. Da sie aber wirklich von einer starken hitzigen Beschaffenheit sind, muß man solche vorsichtig und sparsam, sonderlich bey vollblüthigen Personen, gebrauchen. Die Saamen enthalten ein wesentliches, gewürzhaftes Oel, welches man mit Wasser daraus ziehen kann.

Und man hat auch wirklich dieses Oel in den Apotheken, welches aber Cajeputöl, Oleum Cajeput, oder von dessen Erfinder, welches ein Deutscher, aus Wolffenbüttel gebürtig, sich aber lange

Zeit

Zeit in Batavien aufgehalten, mit Namen Wittneben gewesen, Oleum Wittnebianum genannt. Nach dem ersten Namen, da Kaju ein Baum, oder Holz, und put weiß bedeutet, sollte man glauben, als ob solches aus einem Holze verfertiget werde; welches aber nicht geschieht. Vielmehr stimmen darinnen alle Nachrichten überein, daß es aus einer Sorte Cardamomen, und zwar, wie die meisten glauben, aus den Saamen der mittleren, oder nach des Hrn. Siew Meynung, von einer andern, noch wenig bekannten Art, deren Frucht viel dicker als aller übrigen ist, gemachet werde. S. Commercium Noribergense 1737. S. 132. Es ist solches ganz helle, klar, dünne und weißlicht grün, von einem heftigen, gewürzhaften, campferartigen Geschmacke und Geruch. Es schwimmet auf dem Wasser und breitet sich auf der Oberfläche desselben aus, läßt sich im höchstgereinigten Weingeiste auflösen. Man gebrauchet es innerlich bey Lähmungen, langwierigen Mutterbeschwerungen, krämpfigen Zuckungen der Glieder, der Schlafsucht, und hält es überhaupt für ein kräftiges, nervenstärkendes und krampfstillendes Mittel. Hr. Vogel lobet es, als ein untrügliches Mittel, in der Cardialgie, erinnert jedoch, wie die Wirkung um desto gewisser erfolge, wenn man entweder zuvor oder hernach durch ein gelindes Purgier- oder Brechmittel den Schleim ausgeführet habe. Man giebt von diesem Oele zween, drey, bis fünf Tropfen mit Zucker, oder Wein, oder auch, welches vielleicht die beste Art ist, mit den weißen schmerzstillenden Hofmannischen Tropfen. Es dienet auch äußerlich bey Kopf- und Zahnschmerzen, Taubheit und Ohrensausen, bey Lähmungen, Quetschungen und dem kalten Brande, da es denn gemeiniglich mit Salmiak, Lavendel, Mayblümchen, und andern Spiritus vermischet, oder auf Baumwolle getröpfelt, und an den leidenden Ort gebracht wird.

Carden.

S. Artischocke.

Cardinalsblume.

Flos Cardinalis. Wir behalten diesen Geschlechtsnamen, obgleich nur eine, oder die andere Art unter diesem bekannt worden. Der rechte lateinische Name ist Lobelia, Matthias de Lobeln, einem, im vorigen Jahrhunderte berühmten, Schriftsteller zum Andenken gewidmet. Der kleine einblättrige Kelch ist um dem Fruchtkeim angewachsen, und in fünf ungleiche Einschnitte getheilet, davon die beyden obern merklich aufwärts gerichtet sind. Das Blumen-

Blumenblatt zeiget eine walzenförmige lange Röhre, welche sich oben der Länge nach theilet, und mit einem fünffach getheilten Rande endiget. Von den lanzenförmigen Lappen des Randes sind die beyden obern kleiner, rückwärts geschlagen, tiefer abgetheilet, und stellen gleichsam die obere Lippe vor; die drey untern stehen mehr ausgebreitet und sind öfters länger. Die fünf langen Staubfäden tragen nur einen walzenförmigen Staubbeutel, welcher sich aber unterwärts in fünf Theile trennet. Der lange Griffel endiget sich mit einem stumpfen, rauchlichten Staubwege. Die eyförmige, von dem verdorreten Kelche umschlossene, zweyfächerichte Saamenhülse öffnet sich an der Spitze, und enthält viele, ganz kleine Saamen. Die bekanntesten und merkwürdigsten Arten sind:

1) Die scharlachrothe Cardinalsblume, Lobelia Cardinalis Linn. Diese Art hat vorzüglich wegen der vielen hochrothen Blumen diesen Namen erhalten, und Fabius Columna hat solchen vorzüglich auf den Cardinal Barberini deuten wollen. Man sehe desselben Anmerkungen bey dem Hernandez. Vielleicht hätte man das ganze Geschlecht füglich Barberina nennen können. Die Wurzel besteht aus vielen starken, weißen Fasern, welche tief in die Erde dringen, und aus einem gemeinschaftlichen Körper entspringen. Aus diesem treiben gegen den Herbst viele, dicht an einander und in einen Kreis gestellte, lanzenförmige, eingekerbte Blätter, welche auch den Winter über grün bleiben, im Frühjahre aber vergehen, und statt derselben ein oder mehrere, zween bis drey Fuß hohe, einfache, auch zuweilen ästige Stängel zum Vorscheine kommen. Die Stängelblätter sind etwas größer, einander wechselsweise gegen über gestellet, platt ansitzend, eyförmig zugespitzt und eingekerbt. Gegen die Mitte des Stängels werden die Blätter nach oben zu immer kleiner und treiben aus dem Winkel kurze Stiele mit hochrothen, glänzenden, gleichsam mit Gold bestäubten Blumen, welche zusammen genommen eine Aehre vorstellen, sich aber gemeiniglich alle nach einer Seite und unterwärts richten. Die Blumenröhre ist am hintern Theile aufgespalten, und die beyden schmälern obern Einschnitte stehn seitwärts, wie zween Flügel, ausgebreitet, da die drey übrigen unterwärts hangen. Die zween gekrümmten Staubwege ragen über den Staubbeutel hervor. Die Frucht hat gemeiniglich drey Fächer. Die ganze Pflanze giebt, wenn man sie verletzet, einen milchichten Saft, und in dem Boden der Blume befindet sich eine

honig-

honigartige Feuchtigkeit. Die Pflanze stammet ursprünglich aus Virginien ab. In unsern Gärten kann man solche im freyen Lande aufbewahren, sie geht aber den Winter über, zumal bey nasser Witterung, leichtlich ein; daher man selbige lieber im Winter im Glashause zu verwahren pfleget; wodurch nicht allein die Wurzel gut erhalten, sondern auch gemeiniglich von selbst getheilet wird, und obenher einige abgesonderte Blätterrosen darstellet. Dergleichen findet man auch zuweilen an den Stöcken, wenn sie im Lande erzogen worden, und meist abgeblühet haben. Auch in Töpfen faulen die Wurzeln leichtlich, und man soll selbige im Winter gar nicht, oder nur selten und wenig begießen. Im Juli und August kommen die prächtigen Blumen zum Vorscheine; sie dauern lange, verwelken aber ohne Saamen. Die abgeschnittenen und in die Erde gesteckten Stängel sollen, nach einiger Vorgeben, Wurzeln schlagen, welches uns niemals gelungen; wir haben die Vermehrung allein durch die Theilung der Wurzel erhalten können.

2) Die blaue venerische Cardinalsblume, Lobelia siphilitica Linn. Die Wurzel ist wie bey der ersten Art beschaffen, und der aufrechtstehende, selten mit einigen Zweigen besetzte Stängel, wird in Virginien, woselbst die Pflanze auf nassen und sumpfichten Stellen wächst, von einem bis vier, bey uns aber kaum anderthalb bis zween Fuß hoch. Anfangs zeigen sich nur Wurzelblätter, und diese vergehen, wenn der Stängel treibt, und wenn dieser zu verblühen anfängt, kommen wieder neue hervor, fast eben so, wie bey der ersten Art. Diese sind einander ähnlich, nämlich eyförmig zugespitzet, ausgezacket und in Stiele verlängert. An dem Stängel, welcher durchaus damit besetzet ist, zeigen die Blätter am Rande, wie auch die Zäckchen desselben kleine weiße erhabene Puncte. Aus dem Winkel der Blätter kommen einzelne Blumenstiele, welche schöne, große, blaue Blumen tragen, so unter sich eine Aehre vorstellen. An dem Winkel der untern Stängelblätter sitzen nur unvollkommene Blumen, aus den obern aber treiben vollkommene. Die Einschnitte des Kelches sind lang, schmal und spitzig, und der Rand derselben rückwärts gebogen. Wenn man die Pflanze zerbricht, kömmt aus allen Theilen ein Milchsaft. Die Wurzel soll, wie Kalm vorgiebt, viel ähnliches mit dem Tabak haben, Brechen erregen, und der Geschmack davon lange im Munde zurückbleiben. Dieses ist diejenige Pflanze, welche die wilden Amerikaner vornehmlich und allgemein wider die Liebesseuche zu gebrauchen pflegen. Herr Kalm

 hat

hat diese Entdeckung gemachet, und den Gebrauch davon in den Abhandl. der Schwed. Akad. im XII. Bande, S. 294. genau beschrieben. Die Cur ist sehr einfach. Die Wilden nehmen die Wurzel von vier, sechs und mehrern Pflanzen, nachdem die Krankheit tief eingewurzelt ist, und machen sie rein. Manche brauchen frische Wurzeln, andere sollen die getrockneten vorziehen. Sie werden mit Wasser gekochet, und dieser Trank wird von dem Kranken des Morgens nüchtern getrunken, und zwar so viel, als er kann; auch den Tag über ist dieses das vornehmste Getränke. Der Kranke purgieret davon, und sobald dieses zu häufig geschieht, wird der Trank schwächer gemachet. Nach dem dritten Tage trinket der Kranke nicht nur diesen Trank, sondern wäscht und badet damit die Theile, die von der Krankheit am meisten eingenommen sind. Nachdem er auf solche Weise zwo oder drey Wochen fortgefahren, ist die Krankheit gemeiniglich geheilet. Die Entdeckung eines dergleichen sichern Mittels gegen diese Krankheit ist um so viel höher zu schätzen, da solches, oder diese Pflanze längstens schon unsern Gärten zur Zierde gedienet. Sie verlanget mit der ersten einerley Wartung, doch ist sie gegen die Kälte empfindlicher, und wird daher im Winter im freyen Lande nicht aushalten; die Wurzel faulet auch leichtlich, und muß gegen den Herbst und im Winter über wenig begossen werden. Die Vermehrung geschieht von selbst aus der Wurzel; reifen Saamen erhält man selten, doch haben sich zuweilen diese selbst ausgesäet, und junge Pflanzen gegeben.

3) die giftige Cardinalsblume, Tupa genannt, Lobelia Tupa Linn. wächst in Peru, hat eine gerade Wurzel, welche sich in schräge Aerme theilet, und einen starken, mannshohen, inwendig hohlen, geraden Stängel treibt, welcher fünf gleichförmige Flächen zeiget. Die Blätter umgeben den Stängel mit ihrem untern Theile anderthalb Zoll lang, hernach sondern sie sich davon ab, werden lanzenförmig und sind am Rande entweder völlig ganz, oder mit kleinen unmerklichen Zähnen besetzet, und auf der Oberfläche mit zarten weißen Härchen bestreut, daher sie weißgrünlicht erscheinen. Der Stängel endiget sich mit einem Blumenstrauße. Ein röthlicher Stiel entspringt aus dem Winkel eines röthlichen Blättchens und trägt eine Blume. Der Kelch ist dunkel, das Blumenblatt blutroth. Diese Pflanze ist eine von den giftigsten. Wurzel und Stängel geben eine tödtende Milch von sich. Der Geruch der Blumen erreget heftiges Erbrechen. Wer damit umgeht

muß

muß sich wohl in Acht nehmen, daß er selbige nicht mit den Fingern zerdrücke; denn sollte man nachher mit den Fingern die Augen berühren, so geht das Gesichte gewiß verlohren.

4) Die langröhrige Cardinalsblume, Lobelia longiflora L. wächst in Jamaika an den Bächen. Die Wurzel ist stark und dicke, der Stängel drey oder vier Finger hoch, und mit dicht an einander und wechselsweise gestellten, platt aufsitzenden, lanzenförmigen, eingezackten Blättern besetzet. Die einzelnen Blumenstiele tragen weiße Blumen. Die Blumenröhre ist ganz dünne, aber sehr lang. Diese ist gleichfalls in allen Theilen überaus giftig.

5) Die brennende, blaue Cardinalsblume, Lobelia vrens L. wächst in Spanien und Frankreich. Die Wurzel besteht aus vielen weißen, starken, oberwärts vereinigten Fasern. Der Stängel wird ein, bis zween Fuß hoch, welchen die plattaufsitzenden Blätter umgeben. Die untern sind rundlich und eingekerbet, die obern lanzenförmig und ausgezacket, aus deren Winkel die blauen Blumen treiben, welche unter sich einen Strauß vorstellen. Die ganze Pflanze enthält einen milchichten Saft, und hat einen heftig brennenden Geschmack. Es ist selbige zuweilen aus Unwissenheit statt des Tausendgüldenkrautes bey den Fiebern gebrauchet worden; es haben die Stängel und Blätter Erbrechen und viele Stuhlgänge verursachet, wodurch einige vom Fieber befreyet, die meisten aber mit heftigen Leibesschmerzen, Durchfällen, Beängstigungen und Krämpfen befallen worden. Indessen empfiehlt doch diese Pflanze zu genauer Prüfung Herr Bonte in der Neuen Sammlung auserlesener Wahrnehmungen, V. Band, 196 S. Diese Art ist ein Sommergewächse, und trägt im ersten Jahre Blumen und Saamen; wenn man selbige in einem warmen Orte aufbehält, bleiben die Stöcke auch den Winter über am Leben.

Cardobenedicten.

Carduus benedictus offic. Centaurea benedicta Linn. Diese Pflanze hat nicht nur im Deutschen verschiedene Namen erhalten, als gesegnete Distel, Spinnerdistel, Bitterdistel, Bernkraut, Bernhardinerkraut, sondern ist auch zu verschiedenen Geschlechtern gerechnet worden. Ehedem brachte man selbige zu den Disteln und Herr von Linné hat es ehedem zu dem Kratzkraute, nachher aber zu der Flockenblume gerechnet. Da sie unter dem erstern Namen in den Apotheken aufbehalten wird, wollen wir solche auch besonders anführen, und jedem überlassen, zu welchen von

beyden letztern Geschlechtern man selbige vereinigen wolle. Die in Aeste getheilte, auf der Erde sich ausbreitende und überall rauche Pflanze trägt wechselsweise gestellte, spitzige, ausgebogene und eingezackte Blätter, welche gegen das Ende der Zweige dichter bey einander stehen, und gleichsam eine besondere Einwickelung der Blume ausmachen. Da auch die Blätter platt ansitzen, und an den Zweigen einigermaßen nach unten zu fortlaufen, so werden diese in etwas geflügelt. Die Zacken der Blätter endigen sich mit einer kleinen Stachel, und zwischen den obern Blättern und den Kelchschuppen liegt ein dichtes wollichtes Wesen. Die Blume gehöret zu den zusammengesetzten; sie zeiget einen großen, eyförmigen, schuppichten Kelch, dessen Schuppen dicht über einander liegen, und sich mit einer ästigen Stachel endigen. Alle Blumen sind Zwitter, von einerley Gestalt und gelblicht; jedoch findet man zuweilen in dem Rande einige, so entweder weiblichen Geschlechts, oder ganz unfruchtbar sind. Es sind auch diese Randblümchen nur in drey Einschnitte getheilet, da die übrigen alle fünfe haben. Alle sind röhrenförmig, und die Zwitterblümchen enthalten einen verwachsenen, walzenförmigen Staubbeutel, so auf fünf Staubfäden ruhet, und einen Griffel mit zween Staubwegen. Wenn die Blüthe verwelket, schließt sich der Kelch mehr und mehr zu, und enthält viele gekrümte, gestreifte Saamen, auf welchen eine Haarkrone liegt, und auf dem haarichten Blumenbette sitzen. Man gebrauchet davon das Kraut und die Saamen. Jenes ist sehr bitter, eröffnet, zertheilet und reiniget, treibt den Schweiß, eröffnet die verstopfte Leber und Milz, widerstehet dem Scharbock, Gelb- und Wassersucht, und leistet in langwierigen Wechselfiebern gute Dienste, dienet auch beym verderbten Magen und wider die Würmer. Es wird sowohl in Pulver, als auch mit Wasser, Bier und Wein abgekochet, gegeben, vorzüglich aber das Extract davon gebrauchet. Die Saamen werden gemeiniglich zu Milchtränkchen genommen, und in hitzigen Krankheiten, als Pocken und Masern gebrauchet. Daß solche in dem Seitenstechfieber vorzüglich nützlich seyn sollten, hat keinen Grund. Die Wolle, welche um die Blumenköpfe sitzet, gebrauchen einige zum Blutstillen.

In der Insel Chio und Spanien wächst die Pflanze wild, bey uns wird solche häufig in den Gärten gebauet. Da solche nur jährig ist, wird sie aus dem Saamen erzogen, den man im Frühlinge in das freye Land säet. Sie bedarf keiner Wartung, blühet im Sommer und trägt reichlich Saamen.

Die Stöcke soll man nicht zu nahe bey einander stehen lassen, damit sie Platz haben, sich auszubreiten; und bey dem Trocknen soll man sich in Acht nehmen, daß selbige nicht schimmlicht werden, welches gar leicht geschieht.

Cardonen.

S. Artischocke.

Carelie.

S. Ageratum.

Carfunkel.

Carbunculus, wird der schönste und beste Rubin genannt. Wallerius Mineralog. S. 153. saget, daß, wenn ein blutrother orientalischer Rubin 20 Karat im Gewichte übertreffe, solcher Carfunkel genannt werde.

Carfunkelthier.

Carbunculus. Im dritten Bande der Allgemeinen Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande S. 254. und im zweeten Bande der Onomatologiae histor. natur. S. 636. wird erzählet, daß es in einigen Afrikanischen Gegenden ein wunderbares Thier gebe, Carfunkelthier genannt, welches sich nur bey Nacht sehen lasse, und einen außerordentlichen Glanz von sich werfe. Dieser Glanz, welcher ihm darzu dienen soll, damit es sein Futter sehen und aufsuchen könne, entstehe von einem Steine auf der Stirne, den es sogleich mit einem Häutchen zu bedecken pflege, sobald es das geringste Geräusch bemerke, damit es nicht durch seinen Glanz verrathen würde. Allein alle diese Erzählungen sind nichts als bloße Mährchen, welche sich die Reisenden von den Negern haben aufheften lassen.

Cargamon.

Mit diesem Namen wird ein rares Gewürze, welches nur auf großer Herrn Tafeln in Asien anzutreffen seyn, und einzig und allein in der Landschaft Visapour wachsen soll, beleget. Was aber solches eigentlich sey, ist uns unbekannt.

Cariacu.

Ein vierfüßiges Thier in America, das mit unsern Damhirschen fast in allen Stücken übereinkömmt.

Carlseiche.

Robur Caroli, ein Sternbild am südlichen Himmel, welches der berühmte Halley im Jahr 1677 eingeführet hat. Es steht zwischen dem Schiffe Argo und dem Centaur, ist aber in unsern Gegenden niemals sichtbar. Man rechnet zu demselben zwölf Sterne, nämlich einen der andern Größe, zween der dritten, sieben der vierten und zween der fünften Größe.

Carlskirschenbaum.
S. Cornelbaum.

Carmon.
Ein weißer Fisch, davon die größten etwa dreyviertel Ellen lang, und Armes dicke sind. Sie würden sehr annehmlich seyn, wenn sie nicht zu fett und ölicht schmeckten. Sie gehören unter die süßen Wasserfische, die aus den Seen kommen und in den Flüssen stehen. S. A. R. IV. 278.

Carneol.
Carneolus, ist ein Halbedelstein, welcher eine ziemliche Härte besitzet, und eine rothe Farbe hat. Cronstedt Mineral. S. 62. und Waller. Mineralog. S. 111. zählen den Carneol unter die Kieselarten. Da derselbe die vornehmsten Eigenschaften der Kiesel an sich hat, so kann er füglich unter diese Geschlechtart gezählet werden. Es läßt sich derselbe schleifen, schneiden und poliren, daher man aus selbigem Steine, Petschafte, Halsgehänge, u. s. f. bereitet. Man findet selbigen in Sardinien, Aegypten und Arabien, welcher für den besten gehalten wird. Etwas geringer sind diejenigen, welche in Böhmen, Schlesien und Sachsen gefunden werden.

Carniole.
S. Cornelblume.

Carobbaum.
S. Johannisbrod.

Caroliner.
Caroliner oder Carolinischer Reyger, kömmt unter den Reygern vor. Er ist wegen seiner schönen blauen Farben ausnehmend zu schätzen.

Carotten.
S. Möhren.

Caroula.
Unter diesem Namen findet man bey einigen Schriftstellern eine sehr giftige Schlange angeführet, die sich auf der Insel Ceylon aufhalten, und ohngefähr eine Elle lang seyn soll. Man trifft sie meistentheils in den Löchern und Winkeln der Häuser an, wo sie von den Katzen begierig aufgesucht und gefressen wird.

Carretschildkröte.
S. Schildkröte.

Cartätschen.
S. Weberkarthe.

Carthaginische Ralle.
Carthaginische Ralle gehöret, wie der Name giebt, zu den Rallen, davon an seinem Orte das gehörige vorkommen wird. Hier merken wir nur an, daß er sich wegen seiner sonderbaren Hinterzähe auszeichnet. Denn da bey den

den übrigen Krallen die Nägel an den Zähen nur kurz zu seyn pflegen, so sind diese bey der gegenwärtigen Art mit etwas längern und scharfen Nägeln besetzet; der hinterste Nagel besonders ist wie ein gerader Stachel, und sammt der Zähe drey Zoll lang, welche Länge, auch die mittelste Zähe hat. Uebrigens ist bey diesem Vogel der Schnabel mittelmäßig lang, stumpf, gelb mit rothem Nasenfleische, der Kopf bunt, wie an Schnepfen, über dem Auge ein weißer Streif bis an den Rücken, Hals und Unterleib weiß, Rücken scharlachfarben, der Schwanz aber roth, die Flügel bunt von braun, gelblicht, roth und blau, und haben am äußersten Gelenke einen dreyeckichten beinernen Stachel, und die Füße sind bleyfarbig.

Carthagodoublet.

Cardium tuberculatum. Linn. Dieses ist der Name einer Muschel aus dem Geschlechte der Herzmuscheln, die sonst unter dem Namen Feitamadoublet bekannt war, welchen sie deswegen erhalten hatte, weil sie sich in der Naturaliensammlung der Herren Feitama befand. Die Schale ist braungelb und hat weiße Querbänder und stumpfe knotige Ribben. Man findet diese Art im Mittelländischen Meere und vorzüglich an der spanischen und französischen Küste. Das Thier, welchem diese Muschel zur Wohnung dienet, hat einen länglichten dreyeckichten Körper, dessen vorderster Theil aus zwo platten, von einander abgesonderten Röhren besteht, womit es das Wasser einzusaugen und auszuspritzen pfleget. Jede dieser Röhren hat eine runde Mündung, die mit gelben Härchen besetzet ist. Unten hat das Thier einen langen, und an den Seiten noch einen kleinern Fuß, durch deren Hülfe es sich um zween Zoll in einem Schritte fortbewegen kann.

Carviol.
S. Kohl.

Carwe.
S. Kümmel.

Cascarille.

Cascarille oder Schacarille, eine Baumrinde, welche man ehedem mit der Chinarinde verwechselt, auch wohl für den Corticem Thymiamatis fälschlich gehalten hat. Selbst Hr. von Linné in der Materia medica scheint den Cort. Thymiamatis und Cascarille einem Baume zuzueignen, hingegen in seinen neuern Schriften jeder Rinde einen besondern anzuweisen; daher wir auch dafür halten, daß nicht, wie Hr. Dietrich noch jetzo angiebt, die Cascarillrinde von der Clutia Eluterium, sondern von dem

Croton Cascarille Linn. hergenommen werde. Diese Rinde erhalten wir in mehr oder weniger zusammengerollten Röhren, sie ist äußerlich etwas graulicht, innerlich dunkelbraun, dicht, fest, vom Geschmacke bitter und gewürzhaft, und von starken, auf glüenden Kohlen sehr angenehmen Geruche. Der Baum, welcher dieselbe giebt, und vom Catesby in der Geschichte von Carolina abgebildet worden, wächst in den Bahamischen Inseln, erreichet ohngefähr die Höhe von zehn, und die Stärke von einem Fuße. Die gestielten, länglichten, schmalen Blätter laufen spitzig zu, sind am Rande völlig ganz, und unterwärts mit einiger Wolle bedecket; am hintern Theile der Blätter sitzen seitwärts drey länglichte Drüßen. Die Aeste endigen sich mit einer lockern Blumenähre, davon einige aus männlichen, andere aus weiblichen Blumen bestehen. Beyde haben einen fünfblättrigen Kelch, und fünf Blumenblätter; die männlichen zehn und mehrere Staubfäden, die weiblichen drey getheilte Griffel. Die Frucht hat drey Fächer und in jedem Fache liegt ein schwarzer Saame. Die Rinde enthält ein wesentliches Oel, viel Harz und Gummi, und besitzet eine stärkende, balsamische, zertheilende und beruhigende Kraft. Sie dienet daher vortrefflich zu Stärkung des Magens, befördert die Verdauung, treibt die Blähungen, lindert die Krämpfe, kann die schwache Lunge stärken und dem Blutspeyen Einhalt thun, auch bey den Wechselfiebern nutzen. Vornehmlich hat man selbige wieder die rothe Ruhr, als ein bewehrtes Mittel, gelobet. Man brauchet solche auch zum räuchern, nicht allein wegen des guten Geruches, daher einige diese Rinde unter den Rauchtaback zu mischen pflegen, um dessen Rauch angenehm zu machen, sondern auch die äußerlichen Theile damit zu stärken. Der Gebrauch davon ist zu Ende des vorigen Jahrhunderts erst aufgekommen, und in Deutschland zuerst von Hr. D. Stissern in Helmstädt eingeführet worden. Man giebet das Pulver von sechs bis zehn Gran, die daraus bereitete Tinctur von dreyßig bis vierzig Tropfen, und bedienet sich auch des zweyfachen, sowohl mit Wasser, als Weingeist gemachten Extracts, doch ist das erste besser, als das letzte. Im letzten Kriege wurde diese Rinde in den Lazarethen, sonderlich bey der Rothenruhr sehr häufig gebrauchet, und vermuthlich dadurch der Preiß derselben auf eine unerhörte Art gesteigert. Vorher zahlte man hier zehn bis zwölf Groschen für das Pfund, und im Kriege kam nach und nach das Pfund auf dreyßig Rthl. Jetzo ist

solche wieder im alten geringen Preis.

Caseare.

S. Samyda.

Cashouc.

Cashouc, in Egypten eine Art Rochen, sonst auch Oxyrinchus mit der scharfen Nase; bey den Normännern Hull, bey den Portugiesen Huga. Es giebt größere und kleinere, im Nil, rothen und Caspischen Meere. Bey den Alten hieß er Bos und zu Antwerpen annoch Hautin. Richter.

Casia.

Poetencasia, nach Herr Planern, Steinbeere. Osyris alba Linn. Dieser niedrige Strauch wächst in Italien, Spanien, bey Montpellier und auf dem Berge Libanon. Die holzigen Zweige sind mit langen, schmalen, spitzigen, glänzenden Blättern besetzet. Männliche und weibliche Blumen stehen auf verschiedenen Stämmen; sie haben keine Blumenblätter, sondern nur einen dreyfach getheilten, gelblicht weißen Kelch, und die ersten drey kurze Staubfäden, die andern einen Griffel mit dreyfachen Staubwege. Die Frucht ist eine rothe runde Beere und enthält einen steinichten Saamen. Hr. v. Linne bemerket, wie die weiblichen Blumen zwar auch Staubfäden haben, und also wirklich Zwitter seyn, jedoch ohne die männlichen unfruchtbar blieben. Die Pflanze ist schwerlich in den Gärten zu erziehen, und wir führen solche nur um deswillen an, weil Lobel, und mit ihm andere dafür halten, als ob dieses diejenige Casie sey, welche ehedem die Poeten zu ihren Cränzen sich bedienet haben.

Casuar.

Casuarius, Emeu pennis setosis nigricantibus, Cossowary, ein großer Ostindischer Vogel, an Größe dem Strauße sehr nahe, der nebst der Trappe, dem Kübitz und noch ein paar andern Vögeln, die ganze zweyte Familie der Vögel beym Klein ausmachet: nämlich derjenigen, die nur drey Zähen vorwärts, und keinen hinterwärts haben. Der Vogel hat einen dicken, forne etwas gekrümmten Schnabel, weites Maul, dicken hornigen Kamm, und unterm Schnabel einen doppelten Bart. Seine Zunge ist rund herum gezähnt. Er hat überhaupt wenig Federn, und vornehmlich am Kopfe und Halse, allwo die blaue Haut sichtlich durchspielet. Eben so wenig kurz und schlecht sind die andern Federn an Flügeln, und am Schwanze, die durchgehends statt der Fahnen am Ende zwo bis drey Spitzen haben, als wenn sie gespalten wären. Daher haben

ben einige diesen Vogel für einen solchen gehalten, der gewissermaaßen gar keine, wenigstens keine eigentliche Federn, wider die Natur der andern Vögel, hat. Er ist schwarz. Seine Heymath sind vornehmlich die molukischen Inseln, Sumatra, Java, und andere warme dortige Länder. Die Eyer findet man etwa halb so groß, als des Straußen seine, grünlicht, punctirt mit krummen Linien. Diesem füge ich auch noch den grauen Casuar mit einem Straußschnabel bey, der sich im Spanischen Amerika häufig aufhält. Er trägt den Hals krumm wie ein Schwan, hat auch keine ordentlichen Federn, sondern nur kurz anliegende graue Haarfedern und auch keinen Schwanz. Daher denn der Leib fast eyförmig ist. Hinten an Füßen, neben der Fußsohle, findet man ein dickes hartes Gewächs, welches ihn hindert auf glatten Boden zu gehen.

Casuminar.

S. Cassumunar.

Cassavawurzel.

S. Brechnuß.

Cassena.

S. Cassinenstaude.

Cassie.

Unter diesem Namen verstehen wir nicht die holzige Rinde, welche bey dem Zimmet vorkommen wird, hingegen aber auch nicht nur diejenige Frucht, welche in den Apotheken als ein Laxiermittel bekannt ist, sondern überhaupt ein ganzes Geschlecht, welches nach der Neuern Bestimmung zugleich die Senne unter sich begreift. Wir können jedoch füglich die Senne an seinem Orte anbringen, und hier nur die Arten der Cassie anführen, in soferne solche nach unserer Absicht angemerket zu werden, verdienen. Die Geschlechtskennzeichen sind der fünf blätterichte, abfallende Kelch; fünf rundliche, vertiefte Blumenblätter, davon die untern mehr ausgebreitet und größer sind, auch mehr von einander abstehen; zehn unterwärts gekrümmte Staubfäden, davon die drey untersten die längsten, die drey obern aber die kürzesten sind; auch die Staubbeutel sind verschieden, die drey untersten größer, gekrümmet, und mit einem besondern Fortsatze geendiget; bey den vier seitwärts gestellten fehlet dieser Fortsatz, und die drey obersten sind ganz klein und unvollkommen. Der rundlich lange Fruchtkeim ist gestielet, der Griffel ganz kurz und der stumpfe Staubweg aufwärts gerichtet. Die Frucht ist eine länglichte Schote, der Quere nach in Fächer abgetheilet, und mit vielen Saamen erfüllet. Zu der Cassie rechnete Tournefort diejenigen Arten, deren lange, walzenförmige

förmige oder zusammengedrückte Frucht innerlich durch ganze Scheidewände in Fächer abgetheilet war, und die Saamen in einem saftigen Wesen eingewickelt lagen; zu der Senne aber diejenigen, deren platte und gekrümmte Frucht zwar in Fächer abgetheilet, die gewundenen Saamen aber ohne Einwickelung waren, und die Frucht sich in zwo Klappen theilete.

1) Die alexandrinische Laxiercassie, Cassienröhrenbaum, Fistalcassie, Cassia fistula Linn. Der Baum wächst in Ost- und Westindien, sonderlich in Egypten, ist unserm Wallnußbaum ziemlich ähnlich, hat eine dünne, glatte, aschgraue Rinde, und ein festes, inwendig dunkelrothes Holz, mit einem blassen Splinte. Die Aeste tragen gefiederte Blätter, welche aus fünf oder sechs paar, eyförmigen, scharf zugespitzten, glatten Blättchen bestehen. Die Blattstiele sind mit keinen Drüsen besetzet, wiewohl bey vielen andern Arten der Cassie geschieht. Die Blumen kommen in Indien im April und May zum Vorscheine, und alsdenn verliert der Baum alle Blätter. Um den Ort, wo die Blätter angesessen, entspringen einige längere Stiele, welche eine Blumenähre tragen. Jede Blume hat ihren eigenen, etwa drey Zoll langen Stiel. Die Kelchblätter sind grünlichtgelb, und die ganz gelben Blumenblätter mit Adern durchzogen. Die sehr lange, walzenförmige, gerade, am Ende etwas krumm gebogene Frucht ist eine hölzerne, harte, schwarze, mit vielen Querlinien, als Cirkeln umgebene Schote, welche innerlich durch quergestellte hölzerne Wände in viele Fächer abgetheilet wird, zwischen welchen ein weiches, schwarzes, süß und säuerlich schmeckendes Muß und in diesem länglichtrunde, gelbe, glatte, harte Saamen liegen. Man findet von dieser Frucht verschiedene Arten, muß aber keine davon mit der Brasilianischen Cassie verwechseln. Man unterscheidet sonderlich die Orientalische und Occidentalische. Von der Orientalischen ist die Levantische die beste, und hat große, dicke Schoten, die alexandrinische aber dünnere und kleinere. Die aus den Antilleninseln kömmt, wird der Orientalischen gleich geschätzet. Wenn die zu uns gebrachten Schoten beym Schütteln ein Geräusche von sich geben, ist es ein Zeichen, daß die Frucht schon alt und das Mark darinnen vertrocknet sey. Das Mark soll fett, glänzend, schwarz, süßlicht, nicht herbe, nicht ganz sauer, weder zu trocken noch zu feuchte und nicht schimmlicht seyn. Wir gebrauchen dieses Mark allein, in Indien aber werden die jungen Schoten mit Zucker überzogen, auch aus den Blumen eine gelinde laxirende Conserve

Conserve zubereitet. Die Araber haben den herrlichen Nutzen dieses Markes zuerst erkannt, und selbiges hat auch bisher seinen Werth behalten. Es ist solches ein gelindes und unschädliches Laxirmittel, so bey jedem Geschlechte und Alter, auch bey Schwangern, Kindbetterinnen und auch bey hitzigen Krankheiten gebrauchet werden kann. Nicht allein aber wegen Oeffnung des Leibes verdienet dieses Mark alle Hochachtung, sondern es kühlet, zertheilet, widersteht der Fäulniß, und dient daher bey allen äußerlichen und innerlichen Entzündungen, hitzigen und faulen Fiebern, und nach einiger Vorgeben auch bey dem Nieren- und Blasensteine. Boerhaave will wahrgenommen haben, daß solches den Urin schwarz färbe, und demselben einen stinkenden Geruch mittheile, welches aber Gmelin nicht bemerken können, ob er gleich dieses Mark häufig verordnet. Daß selbiges die festen Theile schwäche, Bauchgrimmen und Blähungen verursache, darf man eben nicht befürchten, wenn es nur von guter Beschaffenheit ist, oder auch mit andern Sachen versetzet wird. Wenn solches nur den Leib eröffnen soll, kann man abgekochte Rhabarber zusetzen, oder mit abgezogenen Wasser von Pomeranzen, Krausemünze und dergleichen auflösen. Man gebrauchet das, aus den Schoten gezogene, und durch ein Sieb gedrückte Cassienmark, welches Pulpa, auch Flos, auch Extractum genannt wird, sowohl vor sich, als mit Wasser, Wein, Molken und Brühe aufgelöset, oder in Latwerge von einer halben bis zwo Unzen, nachdem der Leib mehr oder weniger geöffnet, oder die Säfte abgekühlet und verbessert werden sollen. Man verfertiget auch daraus Clystiere. Man kann diese Art zwar aus den Saamen erziehen, ist aber schwerlich zu erhalten, ob man solche gleich beständig in dem Glashause unterhalten wollte.

2) Die Brasilianische Laxiercassie, Cassia Iavanica L. diese ist von der vorigen gänzlich unterschieden. Der Baum ist groß; der Stamm gerade, glatt; die Aeste breiten sich weit aus; die gefiederten Blätter bestehen gemeiniglich aus zwölf paar länglichten, stumpfen, glatten Blättchen; die Blätterstiele haben auch keine Drüßen; die Blumen kommen aus dem Blätterwinkel und stehen ährenweise; jede Blume hat ihren eigenen wolligen Stiel; die Blumenblätter sind fleischfärbig; die schwarzen oder braunen Schoten sind ohngefähr zween Fuß lang, fünf Finger dicke, allmählig gekrümmt, der Länge nach mit drey vorragenden Ribben besetzet, äußerlich rauh, inwendig holzig, weiß und so hart, daß man sie mit dem Hammer zerschlagen muß,

sie theilet sich auch in viele Fächer, in jedem liegt ein blaßgelber, glatter, harter Saame von der Gestalt und Größe einer Mandel, umwickelt von einem schleimichten, schwärzlichen Marke, welches bitter und unangenehm schmecket. Diesem Marke haben einige nur eine zusammenziehende Kraft zugeeignet, welche es auch besitzet, so lange die Frucht unreif ist. Das Mark von der reifen Frucht aber laxieret, und zwar, wie man vorgiebt, viel stärker, als von der Alexandrinischen. In unsern Apotheken findet man diese Art selten, und man verordnet durchgehends die erste Art.

3) Die Marylandische Cassie, Cassia Marylandica L. Sie wächst in Virginien und Maryland. Die Wurzel besteht aus vielen schwarzen Fasern. An den gefiederten Blättern zählet man mehrentheils neun oder auch acht Paar länglichte, spitzige, hellgrüne Blättchen von einerley Größe. Das ganze Blatt mit dem Stiele ist ohngefähr sieben Zoll lang. Am Ende eines jeden Blattstieles, welcher, wie die Blätter selbst mit feinen Haaren besetzet ist, sieht man eine kleine Drüße. Die Blumen kommen bey uns im August und September an den Spitzen der Aeste büschelweise zum Vorscheine. Die Kelchblätter sind blaßgelb, die Blumblätter schön gelb gefärbet und mit Adern durchzogen. Die Frucht ist eine lange rauhe Schote, mit schräg hinlaufenden Abtheilungen, davon jede einen oder zween rundliche Saamen enthält. Diese Art dauert bey uns im freyen Lande, doch sterben im Winter die Stängel bis auf die Wurzel ab, es treiben aber im Frühjahre neue hervor. Indessen thut man gut, wenn man einen Stock im Topfe hält, und im Winter beysetzet. Saamen erhalten wir niemals, können aber durch die Theilung der Wurzel, die Vermehrung erhalten. Die schönen Blumen, zumal selbige lange dauern, dienen zur Zierde; ein anderer Gebrauch ist nicht bekannt.

4) Die geflügelte Cassie, auch süßer Bohnenbaum genannt, Cassia alata L. wächst in dem wärmern Amerika, hat auch gefiederte Blätter, welche aus acht paar länglichten Blättchen bestehen, davon aber die äußersten kleiner sind; die Blattstiele haben keine Drüsen, sind aber mit abstehenden Blattansätzen versehen. Das Mark, worinnen die Saamen liegen, hat eine angenehme Süßigkeit.

5) Die kammförmige Cassie, Cassia Chamaecrista L. wächst in Jamaika und Virginien. Die zarte, fäserichte Wurzel treibt einen Stängel ein bis anderthalb Fuß hoch, und von unten auf in Aeste getheilet. Die gefiederten

Blätter bestehen aus vielen, sechzehn bis zwanzig Paaren schmalen, länglichten Blättchen. Der Blattstiel ist sowohl mit Blattansätzen, als auch einer gestielten Drüse versehen. Ueber dem Blattstiele entspringet der Blumenstiel, an welchem ein kleines einfaches Blättchen sitzet, und sich mit einer Blume endiget. Die gelben Blumen geben der Pflanze ein schönes Ansehn, und die beyden obern Blumenblätter sind mit einem purpurfarbigen Flecke bezeichnet. Die Staubbeutel sind roth. Die Pflanze muß jährlich aus dem Saamen erzogen, und auch den Sommer über im Glashause erhalten werden, sonst kommen die Blumen nicht zur Vollkommenheit; und doch hat man nicht leicht Saamen zu hoffen.

6) Die drüsige Cassie, Cassia glandulosa L. wächst in Jamaika. Der gestreifte Stängel theilet sich in viele, mit zarten Haaren besetzte Zweige. Die gefiederten Blätter bestehen aus viel Paaren lanzenförmigen, zarten Blättchen. An dem Blattstiele sitzen pfriemenartige Blattansätze, und die Ribbe des Blattes ist zwischen einem jeden paar Blättchen mit einer gestielten Drüse besetzet. Aus dem Blattwinkel entspringen zween Stiele, deren jeder eine Blume trägt. Von den Staubbeuteln sieht man gemeiniglich nur sechse, und zwey derselben sind viel länger, als die übrigen, die Frucht ist eine dünne, in Fächer abgetheilte Schote.

Cassienrinde.

S. Zimmet.

Cassinenstaude.

Cassinenstaude wächst in einigen Provinzen von Südamerika, sonderlich in Paraguay, deren Blätter auch unter dem Namen Paraguaythee zuerst bekannt geworden. Die Wilden neñen solche auch Cassina, und die Franzosen Apallachine. Was aber dieses eigentlich für eine Pflanze sey, und ob die, zum Thee gebräuchlichen, Blätter von einer oder verschiedenen genommen werden, ist noch nicht gehörig bestimmet. Man findet auch wirklich verschiedene Pflanzen mit dem ersten Namen beleget, und es giebt auch zweyerley Arten Blätter, eine unter dem Namen Paraguaykraut, die andere wird Camini genannt; und diese letztern werden für die besten gehalten, auch um ein Drittheil theuerer verkaufet, als die erstern; sie sind ausgesuchet, ohne Stiele, und angenehmer vom Geruche und Geschmacke. Diese Art wird auch vorzüglich und von den Vornehmen zu den Tränken erwählet, die andere aber von den Bedienten und Sclaven gebrauchet. Die Größe der Stauden wird auch verschiedentlich angegeben, einige sollen

zwölf

zwölf, andere nur drey bis vier Schuh hoch wachsen. Es ist demnach ganz wahrscheinlich, daß man Blätter von verschiedenen Stauden mit einerley Namen beleget, und sowohl Herr Miller, als auch Hr. von Linné in der Mat. Med. haben einige angeführet; nur ist nicht wohl auszumachen, welches die ächte sey. Wir wollen daher einige hier anführen, ob gleich selbige nicht unter ein Geschlecht gehören.

Die wahre Cassinenstaude scheint Cassine Paragua Linn. zu seyn. Diese wächst vorzüglich in Aethiopien. Die Wurzel treibt holzichte Stängel, an welchen dicke, einander gegen über gestellte, länglichte, ausgezackte Blätter sitzen; aus dem Winkel derselben treiben Blumenbüsche. Der fünffach getheilte, kleine, stehenbleibende Kelch, umgiebt ein etwas größeres, glockenförmiges und in fünf stumpfe Einschnitte getheiltes Blumenblatt, und dieses fünf Staubfäden, und drey auswärts gebogene Griffel mit stumpfen Staubwegen. Die rundliche, dreyfächerichte Beere ist mit den stehenbleibenden Griffeln besetzet und enthält drey Saamen.

Die zwote Art ist die Carolinische Stechpalme, Ilex Cassine Linn. welche einige für die Apalachine halten. Sie wächst in Carolina; zeiget wechselsweise gestellte, eyförmig zugespitzte, sägeförmig eingezackte Blätter, einen kleinen vierfach getheilten Kelch, ein, in vier etwas größere, stumpfe, ausgehöhlte Einschnitte getheiltes Blumenblatt, vier kurze Staubfäden und eben so viel Griffel. Die Beere enthält in vier Fächern vier Saamen.

Von diesen beyden mögen wohl die Blätter unter dem Namen Paragaythee verschicket werden. Hr. von Linné nimmt die erste Pflanze für die wahre an.

Auch wird 3) der amerikanische Schlingbaum, Viburnum Cassinoides Linn. für die Cassinenstaude ausgegeben, und du Hamel bemerket, wie man aus den Blättern einen angenehmen Thee bereiten könne. Dieser wächst auch in Amerika und Carolina, trägt einander gegen über gesetzte, eingezackte Blätter, wovon die untern eyförmig, die obern aber lanzenförmig und ihre Stiele ausgehöhlet sind. Sie fallen im Winter ab. Diese Art ist, der Blume nach, der ersten Pflanze fast völlig ähnlich, die Beere aber enthält nur einen einzigen Saamen.

Endlich ist auch die Frage, ob man unter Paraguaythee und Apalachine einen Unterschied machen müsse. Wenigstens findet man eine Pflanze, welcher der letzte Namen eigen zu seyn scheint, und welche wir daher

4) die immergrünende Apalachinenstaude nennen wollen.

Bey dem Hrn. von Linné heißt sie Prinos glabra. Sie wächst in Canada und Carolina; kann unter die Bäume gesetzet werden; hat wechselsweise gestellte, gestielte, stehenbleibende, glatte, lanzenförmige, hinterwärts völlig ganze, gegen die Spitze zu aber einigemal eingezackte Blätter. Aus dem Winkel kommen kurze Stiele, deren jeder gemeiniglich drey Blumen trägt. Der kleine Kelch, wie auch das radförmige Blumenblatt sind sechsfach zerschnitten. Sechs Staubfäden umgeben einen Griffel mit einem stumpfen Staubwege. Die Beere hat sechs Fächer und in jedem liegt ein Saame. Zuweilen ist die sechste Zahl um eines vermindert. Von dieser Staude soll, wie Hr. Beckmann glaubet, der wahre Paraguaythee genommen werden.

Obgleich der Unglücksbaum, Clerodendrum infortunatum Linn. in dem Malabarischen Garten unter dem Namen Peragu beschrieben worden; so ist doch nicht wahrscheinlich, daß dessen Blätter jemals, wie einige behaupten wollen, für den Paraguaythee ausgegeben worden, indem solche ganz anders gestaltet, nämlich herzförmig und wollicht sind.

Daß aber das Botryskraut von vielen fälschlich dafür ausgegeben worden, haben wir bereits oben bey diesem Namen angemerket.

Die Blätter von der wahren Cassinenstaude haben einen bittern Geschmack, erwecken Brechen und Purgieren, treiben auch den Schweiß, nachdem viel oder wenig davon gebrauchet wird. Sie werden auch bey dem Bauchgrimmen, so vom Steine entsteht, ingleichen wenn der Urin allzuhäufig, und zugleich die besten Säfte damit abgehen, von den Einwohnern gebrauchet. Diese sollen an dem Meerufer, wo die Staude häufig wächst, sich jährlich in großer Anzahl versammlen, und daselbst das Kraut als Thee trinken, und durch Erbrechen ihren Leib reinigen, auch eine Menge Blätter mit nach Hause nehmen. Von der Carolinischen Stechpalme sollen die Blätter etwas gewürzhaftes enthalten, und der Brust, wie auch bey den Blattern dienlich seyn. Beyde Gattungen, und vielleicht mehr die letztere, als die erste, dienen den Einwohnern in Peru, Chili und Carolina statt aller andern Arzneyen. Sie pflegen die Blätter besonders zuzubereiten. Sie stoßen solche im Mörsel, bis sie schwärzlich werden, setzen hierauf einen irdenen Topf an das Feuer, legen diese darein, und rühren solche so lange um, bis sie zu kochen anfangen; oder sie legen die zerstoßenen Blätter in eine Schüssel, setzen diese auf glühende Kohlen, und legen so viel Blätter auf einander, bis sie zu rauchen anfangen;

gen; hierauf breiten sie solche auf Matten und lassen sie an der Sonne trocknen. Die Spanier in Florida bedienen sich eben dieses Trankes und befinden sich dabey wohl. Es soll solcher sonderlich für Gicht und Stein bewahren. Die Spanier, welche in Peru bey den Goldminen sich aufhalten, müssen diesen Thee öfters trinken, um die Brust anzufeuchten, weil sie sonst einer Art des Erstickens unterworfen seyn sollen.

Der amerikanische Schlingbaum dauert bey uns im freyen Lande, doch soll selbiger in den erstern Jahren sorgfältiger gewartet werden. Aus der Wurzel und dem untern Theile des Stammes treiben viele Schößlinge, die man bequem ablegen, und dadurch die Vermehrung veranstalten kann.

Cassiopeja.

Ein Sternbild in der Milchstraße zwischen dem Cepheus, Perseus und der Andromeda, welches als ein sitzendes Frauenzimmer abgebildet wird, und seinen Namen von einer Königin in Aethiopien und Gemahlin des Cepheus erhalten hat. Es ist an fünf schönen Sternen dritter Größe kenntlich, die nicht weit von einander stehen und ohngefähr die Figur eines griechischen λ ausmachen. Derjenige darunter, welcher auf der Brust der Cassiopeja steht, wird Schedir oder Sedir genannt. Außer den angeführten fünf Sternen enthält dieses Sternbild nach Doppelmayern noch drey und dreyßig andere Sterne, nämlich fünfe von der dritten Größe, sieben von der vierten, sechse von der fünften, siebenzehn von der sechsten, zween von der siebenten Größe und über dieses noch einen andern merkwürdigen Stern, dessen Größe man veränderlich gefunden hat, und der die meiste Zeit ganz unsichtbar ist. Tycho de Brahe, welcher ihn im Jahre 1572. und in den beyden folgenden Jahren genau beobachtete, bemerkete, daß er gegen das Ende des Jahres 1572. überaus helle wurde und den größten Fixstern erster Größe an Glanze übertraf, so daß er auch am hellen Tage gesehen werden konnte. Nach dieser Zeit nahm sein Glanz und seine scheinbare Größe beständig ab, so daß er endlich im Monat März 1574. völlig unsichtbar wurde. Er ist auch seit dieser Zeit nicht wieder gesehen worden. Ohne Zweifel ist es eben der Stern, welcher in den Jahren 945. und 1264. in der Cassiopeja erschienen ist. Er stund, so lange seine Sichtbarkeit dauerte, beständig auf einerley Stelle; woraus sich schließen läßt, daß seine Entfernung von der Erde viel größer als die Entfernung des weitesten Planeten gewesen seyn müsse.

Der fabelhafte Ursprung dieses Sternbildes ist schon im ersten Theile unter dem Artikel Andromeda S. 311. angeführet worden.

Cassonad.
S. Zucker.

Cassumunar.

Cassumunar oder Cassummuniar, auch Risagon nennt man eine knollichte Wurzel, welche äußerlich aschfarbig, inwendig gelblicht, und wenn sie quer durchschnitten wird, mit cirkelförmigen Linien umgeben ist, etwas scharf, bitter und gewürzhaft schmecket, und einen angenehmen Geruch hat. Die Engländer bringen solche aus Ostindien und schätzen ihre Kräfte hoch. Von welcher Pflanze solche genommen werde, ist unbekannt. Sie stärket die Nerven, ermuntert die Lebensgeister, befördert die Verdauung, treibt die Blähungen, und wird bey Schlagflüssen, Schwindel, bösem Wesen, Mutterbeschwerung und andern ähnlichen Krankheiten von den Indianern und Engländern als ein vortrefflich stärkendes Mittel ausgegeben. Es wird das Pulver davon von einem halben Scrupel bis halben Quentchen verordnet.

Cassytha.

Herr Dietrich hat das lateinische Wort auch beybehalten. Der Nomenclator will dieses Geschlecht Range nennen. Mit diesem Namen wird in den Niederlanden die Flachsseide beleget. Es ist nur eine Art bekannt, nämlich die fadenförmige Cassythe, Cassytha filiformis L. Sie wächst in Ostindien, gleicht der Gestalt nach unserer Flachsseide, hängt sich mit ihren zarten Stängeln und Zweigen an andere Bäume, und klettert an selbigen in die Höhe. An den jungen Stängeln sitzen kleine, gelblichtgrüne Blätter. Die Blumen stellen kurze Aehren vor, an welchen einige Blättchen sitzen. Der Kelch besteht aus drey ganz kleinen, spitzigen Blättchen, welche, wie die drey rundlich spitzigen, weißlichten Blumenblätter, stehen bleiben. Die neun Staubfäden sind besonders merkwürdig. An jedem ist unter der Spitze ein Staubbeutel befestiget, und die drey inwärts gestellten Fäden sind unter- und seitwärts mit zwo kugelförmigen Drüsen besetzet. Drey andere länglichte, abgestutzte Drüsen stehen um den Fruchtkeim, welche letztere Herr von Linné für Honigbehältnisse angenom̃en. Der dicke Griffel endiget sich mit einem dreyfachen Staubwege. Die saftige, schwärzliche Frucht enthält eine Nuß. Die Indianer gebrauchen die getrocknete Pflanze mit Ingber, die alten offenen Schäden auszutrocknen, und den Saft davon, mit Zucker vermischet, die

Schmer-

Schmerzen in den Augen zu lindern. Mit dem Safte den Kopf gewaſchen, befördert das Wachsthum der Haare. Die gequetſchten Stängel in Milch geleget, bringt dieſe zum gerinnen. Es iſt ſolche auch noch wegen eines andern Gebrauches merkwürdig. In Oſtindien werden die Fahrzeuge weder getheeret, noch die Fugen mit Werk ausgefüllet, ſondern mit einer Art von Kütt vollkommen waſſerdichte gemachet, und dieſer wird alſo zubereitet. Man nimmt die Caſſythen, ſtößt ſie zu einem Brey und gnätet ſo viel geſiebtes Kalkmehl darunter, bis es zähe und feſte wird. Mit dieſem Kütte werden die Boote länger vor dem Leck verwahret, als durch das Theeren, und man hat noch den Vortheil, daß derſelbe nicht, wie der Theer, in dieſen heißen Ländern ablaufe.

Caſtanien.

Zwey verſchiedene Baumgeſchlechter haben dieſen Namen erhalten. Das eine nennt man, ohne Beynamen, den Caſtanienbaum, das andere den Roßcaſtanienbaum. Wir wollen beyde hier anführen, obgleich ſelbige nur in Anſehung der Frucht übereinkommen.

Der Caſtanienbaum, Käſten- oder Keſtenbaum, Caſtanea, iſt vom Linnäus mit der Buche vereiniget, und Fagus Caſtanea genannt worden. Andere Schriftſteller haben, nicht ohne Grund, beyde Geſchlechter beſonders beybehalten. Die Caſtanie trägt männliche und weibliche Blumen auf einem Baume, und zwar ſtellen die erſtern eine lange, aufrechtſtehende Aehre vor, an welcher unterwärts die weiblichen, in Geſtalt eines kleinen Knopfes, anſitzen; doch findet man auch, daß die, aus den oberſten Aeſten hervortreibenden Blumenähren nur männliche Blume allein darſtellen. Von den männlichen Blümchen ſind verſchiedene dicht an einander geſetzet und ſtellen in ungleichen Abſätzen viele Köpfchen vor. Ein ſolches Köpfchen beſteht aus vielen grünen Blättchen, welche viele Fäden mit gelben Staubbeuteln umgeben. Wie viel Blättchen eigentlich zu einem Kelche, und wie viel Staubfäden zu einer Blume gehören, läßt ſich nicht füglich beſtimmen. Herr von Haller und Ludwig nehmen einen fünfblätterichten Kelch und ſechs oder mehrere Staubfäden an; Herr von Linné aber beſchreibt einen einblätterichten, glockenförmigen, fünffach getheilten Kelch, und viele, meiſtentheils zwölf Staubfäden. Am beſten ſchreibt Pontebera, jedes Knöpfchen beſtehe aus verſchiedenen, vielfach getheilten Kelchen, welche einige Blättchen, und dieſe wieder die gelben Staubbeutel umgeben. In den weiblichen Blumen umgiebt eine gemein-

schaftliche, vielfach getheilte, schuppenweise über einander liegende Einwickelung einige Blümchen, deren jedes aus einem besondern fünf- oder sechsfach getheilten Kelche und sechs oder drey gedoppelten Griffeln besteht. Man sieht auch zuweilen nur fünf Griffel. Von den beyeinander stehenden Fruchtkeimchen wächst nur eins und das andere, die übrigen bleiben zurücke. Die große, kugelförmige, stachlichte Frucht enthält eine, zwo, auch drey Nüsse, welche auf der einen Seite platt, auf der andern erhaben, etwas dreyeckicht und zugespitzet sind. Sie haben eine doppelte Bedeckung, davon die innerliche dünne und runzlicht, die äußerliche dichte und lederartig, auf der innern Seite wollicht, auf der äußerlichen braun und glatt ist. Man pfleget den wilden und zahmen Castanienbaum zu unterscheiden; beyde aber machen nur eine Art aus. Der Unterschied besteht allein in der Größe der Frucht, und diese wird durch den Boden und Wartung vollkommener gemachet. Die größern Früchte nennt man Maronen. Zum Unterschiede einer andern, wirklich verschiedenen Art, können wir diesen den

Europäischen Castanienbaum, Castanea sylvestris und sativa nennen. Dieser ansehnliche Baum gehöret in den wärmern Gegenden von Europa, als Italien, zu Hause. Andere haben Kleinasien als das Vaterland angegeben, und Cäsar soll selbigen zuerst aus Sardis in Natolien nach Italien gebracht haben, daher auch die Nüsse zuweilen Nuces Sardianae genannt werden. Die Rinde des Baumes ist schwarzbraun; die länglicht zugespitzten, am Rande ausgezackten, glänzenden, oberwärts hell- unterwärts blaßgrünen Blätter stehen wechselsweise einander gegen über auf kurzen Stielen, und sind mit vielen auswärts laufenden, und auf der Unterfläche erhabenen, Nerven gezieret. Sie bleiben spät in den Herbst sitzen, und werden von Insekten nicht leicht beschädiget. Die Blumen treiben aus den Spitzen der Aeste im May oder Anfangs Junii. Die Früchte werden im Herbste reif. Man findet in den Gärten eine Spielart mit vergoldeten Blättern, welche ein gutes Ansehen hat.

Sowohl wegen des Holzes als der Früchte verdienet dieser Baum alle Achtung. Der weiße, harte Kern hat einen angenehmen Geschmack, und wird roh und gebraten, oder auch gekochet gegessen. An den Orten, wo solche in großer Menge eingesammlet und nicht verkaufet werden können, gebrauchet man solche zur Mästung des Viehes. Es sind selbige schwer zu verdauen; sie verstopfen leicht den Leib und geben zu Blähungen Gelegen-

Gelegenheit. Gebratene und zerstoßene Castanien mit Honig und Salz vermischet, sollen als ein Umschlag denen, welche von einem tollen Hunde gebissen worden, zuträglich seyn, auch das Castanienmehl mit Honig vermischet wider das Blutspeyen helfen. An einigen Orten hat man versuchet aus selbigen Oel zu pressen, und Mehl zum Puder, oder Stärke davon zu bekommen. Es wird hierbey wenig Vortheil zu erhalten seyn, zumal in hiesigen Gegenden, wo diese Bäume nicht häufig sind. Um bey dem Einkaufe die besten zu erhalten, kann man solche ins Wasser werfen; die guten fallen zu Boden, die schlechten schwimmen oben. Wo man ganze Wälder von diesem Baume hat, als in Frankreich und Ungarn, kann man solche als Schlagholz behandeln, und diese Bäume in gewissen Jahren, nach den Gehauen abholzen. Die jungen Aeste treiben sie sehr willig. Das Holz gleicht fast dem Eichenholze, und ist zu Bau- und Nutzholze dienlich. Als Bauholz rühmet man dessen Dauer, besonders wenn es im trocknen steht, und man will in Frankreich Häuser und Kirchen von einigen Jahrhunderten vorgefunden haben, welche größtentheils von diesem Holze erbauet, und bey welchem die Balken noch frisch und gut sind. Es läßt sich solches schön glatt poliren und mit Lack überziehen, daher es auch zu Drechsler- und Tischlerarbeit brauchbar ist. Es dienet zu Weinpfählen und guten Faßreifen. In den daraus gemachten Tonnen sollen wegen der feinern Oeffnungen die Weine langsamer gähren, hingegen desto weniger ausdünsten, und dadurch stärker und angenehmer bleiben. Du Hamel behauptet, wie dergleichen Fässer in den feuchtesten Kellern, wo sonst alles Holz faulet, lange Zeit gut ausdauerten. Im Feuer knastert das Holz und springt, giebt aber eine Kohle, welche bald wieder verlöscht.

Bey Erziehung dieses Baumes hat man entweder seine Absicht auf gerade lange Stämme und gesundes Holz, oder auf die Früchte zu richten. Ersteres zu erlangen, muß man solchen aus dem Saamen erziehen. Dieser kann im Frühjahre einige Tage auf ein Mistbeet unter die Fenster geleget, aber nicht mit Erde bedecket werden, bis der Keim hervortreibt; so bald sich dieser zeiget, leget man solchen drey Zoll tief an diejenigen Plätze in die Erde, wo die Bäume künftig bleiben sollen; oder man leget auch die Saamen ohne alle Vorbereitung in die Erde, so daß der Keim oben zu stehen kömmt. Wer gute und große Früchte verlanget, muß nothwendig das Pfropfen wählen, und die Reiser von solchen Bäumen nehmen, deren Früchte schon bekannt sind.

In Frankreich pfropfet man Castanien auf Eichen; dergleichen Bäume sollen dauerhafter seyn und besser tragen. Auf die Buche lassen sich solche nicht füglich pfropfen. Das Pfropfen durch Röhrlein oder Flöten soll besser gedeihen, als mit Reisern. Der Castanienbaum liebet vorzüglich einen fetten, weder zu feuchten noch zu trocknen, sonderlich nicht allzu dürren sandigen Grund, kömmt jedoch auch in diesem gut fort, wenn er nur aus allerhand Erde gemischet ist. Sein Wuchs ist ziemlich geschwinde, wenn der Boden gut ist. Er dauert lange; der Stamm wird nicht leicht wurmstichig, und widersteht der Kälte recht gut, verträgt das Beschneiden nicht wohl, brauchet sonst überhaupt keine besondere Wartung. Verlanget man viel Früchte, muß man die Bäume weit auseinander setzen; dadurch aber treiben sie stark in die Aeste, und machen keine schöne lange Stämme, welches geschieht, wenn sie enge bey einander stehen.

2) Der Nordamerikanische Zwergcastanienbaum, Castanea pumila, Fagus pumila Linn. wächst in dem ganzen nördlichen Amerika; machet keinen hohen Baum, sondern nur einen niedrigen Busch. Die Blätter haben mit dem vorigen viel ähnliches, sind aber kleiner und kürzer, auf der obern Fläche dunkel, auf der untern mehr hellgrün und wollicht. Das Hauptkennzeichen besteht in der Frucht; indem in jeder Schale nur eine einzige runde, oben spitzig zulaufende, beynahe pyramidenförmige, braune, glatte Nuß sitzt, welche man für eine kleine Eichel halten könnte; daher auch einige den Baum für eine Eiche ausgegeben. Dergleichen Früchte sitzen gemeiniglich fünf oder sechs Stück neben einander. Der Geschmack dieser Nüsse soll süßer, als bey der Europäischen Art seyn, doch sind selbige viel kleiner, und also der Nutzen davon weniger wichtig. Weder in Frankreich noch Deutschland hat die Erziehung dieser Art guten Erfolg haben wollen. Das andere Geschlecht, welches wir wegen Aehnlichkeit der Frucht und der deutschen Benennung noch hier anführen wollen, ist:

Die gemeine Roßcastanie, Ostindische wilde Castanie, Castanea equina, Hippocastanum, Aesculus hippocastanum Linn. Ursprünglich stammet dieser Baum aus dem nördlichen Theile von Asien her, und nach den Berichten des Hrn. v. Linné und Millers ist er uns im Jahre 1500, nach du Hameln aber erst 1615. von einem Pflanzenliebhaber, Bachelier, zugebracht worden. Das schöne Ansehen desselben ist bekannt. Das Laub bricht, wie die Blüthe, früh hervor. Die letztere erscheint schon

im May, und giebt dem Baume eine wahre Zierde. Jedes Blatt, welches an den Aesten dem andern gegen über steht, ist aus fünf oder sieben Blättchen zusammengesetzet, die an der Spitze des langen Stieles in einem Puncte zusammen kommen, und sich in Gestalt eines Fächers ausbreiten. Jedes Blättchen ist gegen die Spitze breiter als am untern Theile, am Rande ausgezacket, hellgrün. Die Blumen sitzen auf langen, aufwärts gerichteten Stielen und stellen unter sich einen pyramidenförmigen Strauß vor. Alle sind Zwitter. Der Kelch ist einblätterricht, flach und in fünf Abschnitte getheilet. Die fünf rundlichen Blumenblätter sind am Rande mit Falten versehen und wellenförmig, am untern Ende ganz spitzig, weiß mit röthlichen Flecken vermischet. Die sieben Staubfäden sind gekrümmt, die Staubbeutel aber wieder aufwärts gerichtet. Der pfriemenförmige Griffel endiget sich mit einem spitzigen Staubwege. Die große, runde, stachlichte Frucht öffnet sich mit drey Klappen, und enthält eine oder zwo, mit einer harten dünnen Schale überzogene, rundliche, auf einer Seite platt gedrückte Nüsse.

Ehedem war dieser Baum in großen Ansehn, und wurde vorzüglich zu Alleen genommen, aus welche man selbigen jetzo, wegen des früh abfallenden Laubes, verbannen will. Er wird jedoch allemal sein Ansehn behaupten, indem er im Sommer genugsamen Schatten giebt, den Stand wegen der schönen Blüthen angenehm machet, sich nach Gefallen beschneiden läßt, auch die Blätter in einem nassen sandigen Boden länger grüne behält, als in einem trocknen, und endlich dessen Früchte nicht ganz unnütze sind. Das Holz ist zart, weich und fäsericht, verfaulet auch leicht, wenn es von der Nässe angegriffen wird. Viele halten solches für unbrauchbar, doch dienet es an trocknen Orten. Die Tischler verfertigen davon schöne Tischblätter, auch bedienen sich dessen die Bildhauer. Das Holz soll schwer brennen, die Asche aber eine gute Lauge geben. Die Knospen und Blüthe suchen die Bienen, wenn ihnen die Nahrung noch fehlet, einige Wochen über stark auf, und erhalten davon Kitt, Wachs und Honig. Das Laub wird von Schaafen, Ziegen, Hornvieh und Hirschen gefressen, und die letztern gehen auch den Früchten nach, und verzehren sie mit Begierde. Die Früchte sind auf verschiedene Art zu Mästung des Viehes und andern Benutzungen versuchet worden. In Frankreich hat man, durch langes Einweichen in einer Lauge, von Kalk und Asche, und durch nachheriges Kochen, selbigen die Bitterkeit zu benehmen

gesuchet, und mit dem daraus verfertigten Teige, Kühe und Federvieh gemästet. Im Hannöverischen Magazin von 1766 liest man, wie man ohne dergleichen Zubereitung das Vieh nöthigen könne, sich damit zu ernähren. Der aufgestellte Ochse wollte sie anfangs nicht fressen, hungerte einige Tage, hierauf nahm er einige zerstossene Castanien unter ein paar Hände voll Gerstenschroot an, und nachher fraß er durch fünf Wochen die, mit ihrer braunen Schaale zerquetschten, Früchte, mit Strohhexel vermischet und mit Wasser angefeuchtet, dergestalt begierig, daß man ihn davon zurückhalten mußte. Eben so kann man mit selbiger, wie Hr. von Haller behauptet, die Schaafe mästen. Nach den Braunschweig. Lüneburgischen, zu Zelle herausgegebenen, Nachrichten II. Band, werden daselbst die Hammel mit dieser Frucht gemästet, und in Hannover solche den Ziegen und melkenden Kühen gegeben. Nur die Schweine sollen sich auf keine Weise zu dieser Kost bequemen. Aus den reifen, getrockneten und auf der Mühle geschrotenen Früchten soll man ein Mehl, und durch Zusatz siedenden Wassers und durch beständiges Umrühren ein sehr gutes Kleister oder Pappe erhalten, welche sonderlich den Buchbindern anzurathen, weil keine Motten und Schaben darein kommen. Man hat auch in Frankreich gute Stärke daraus verfertiget, und Hr. du Roi versichert, wie das, aus selbigen verfertigte Pulver, seifenartig sey, und zum Händewaschen, statt der Mandelkley, dienen könne. Nach der Bernischen Sammlung II. Th. ist der Kern auch zu Reinigung der Wäsche dienlich, wenn man die Castanien mit kaltem Wasser zerrieben, und den aufgelösten Saft kochend warm gemachet, und auf die Wäsche gegossen. Es läuft das kalte Wasser bey der Vermischung des Pulvers, gleich dem besten Seifenwasser, in einen Schaum auf, und zerfließet endlich in ein Milchwasser; das warme Wasser aber erhielt keinen Schaum, sondern wurde meergrün, und erst am andern Tage hatte es, gleich dem ersten kalten, ein gelbweißlichte Farbe. Beym Anfühlen ist solches auch so weich als Seifenwasser und man könnte wohl aus dem Mehle Kugeln von gleichen Nutzen verfertigen, wenn man darauf gehörig bedacht wäre. Wollene Mützen und Strümpfe sind ebenfalls mit diesem Wasser mit gutem Erfolge gewalket, und Hauf, der einige Tage hindurch darinnen eingeweichet worden, hat sich durch weniges Reiben viel besser in seine Fasern zertheilet, als wenn solcher in kaltes Wasser eingeweichet worden. Man ist auch auf den Einfall gerathen,

rathen, die getrockneten Früchte in die Oelmühle zu bringen; man hat aber sehr wenig bitteres Oel bekommen, dessen häßlicher dampfender Geruch, wenn es in der Lampe brennete, kaum auszustehen war. Der Vorschlag, die Castanien zum Brandeweinbrennen anzuwenden, scheint nützlicher zu seyn. Es hat selbiger zwar auch einen bittern Geschmack, kann aber doch zu allerley gebrauchet werden. Wenn man die Früchte zuvor im Wasser öfters abgesüßet, würde der Brandewein auch weniger bitter schmecken. Die zu Pulver gestoßene Frucht soll, nach Erfahrung der Schmiede, gut bey herzschlechtigen Pferden seyn. Der verschiedentlich nutzbare Gebrauch sollte jedermann anreitzen, diesen Baum nach Würden zu schätzen und dessen Anbau nicht zu vernachläßigen. Noch schätzbarer aber würde solcher seyn, wenn man die Rinde des Stammes, wie Zannichelli vorgegeben, statt der Chinarinde bey den Wechselfiebern mit Nutzen gebrauchen könnte. Auch Herr Peiper hat in einer Streitschrift zu Duisburg 1768 zu behaupten gesuchet, daß diese Rinde, wo nicht stärker als Chinarinde, doch eben so gut der Fäulniß und dem Brande widerstehen, und man also erstere füglich an die Stelle der letztern setzen könnte. Nach desselben Erfahrungen hat der abgekochte Trank davon Fleisch, Eyerdotter, Galle und Blut vor der Fäulniß bewahret, und die Fäulniß selbst bey dem Fleische gehemmet. Indessen hat derselbe doch zugeben müssen, daß solche zuweilen Verstopfung verursachet, und daher mit der Rhabarber versetzet werden sollte. Und dieser Umstand hat vermuthlich die Aerzte abgehalten, die Chinarinde mit dieser zu vertauschen. Indessen kann diese Entdeckung vielleicht unsern Nachkommen nützlich seyn, wenn etwa, wie schon Condamine besorget, wegen des allzuhäufigen Gebrauches, zumal in gegenwärtigen Tagen, ein gänzlicher Mangel der Chinarinde mit der Zeit sich ereignen sollte. Hr. Buchoz hat, da er weder das Pulver, noch den Trank von dieser Rinde bey Wechselfiebern kräftig befunden, daraus ein Salz, nach der Garrayischen Art, verfertiget, welches auch die gewünschte Wirkung geleistet. S. Noua Acta Nat. Curiof. IV. Th.

Man pflanzet diesen Baum durch die Früchte mit leichter Mühe fort, wenn man solche nur zeitig im Frühjahre stecket. Bey einer Herbstpflanzung verderben sie leicht und werden bey nassen Wintern durch Würmer leichtlich vernichtet. Er wächst schnell und wird in einem guten Boden im ersten Jahre schon einen Schuh hoch

auf-

aufschießen. Er dauert auch lange, und Miller hat einen gesehen, der fast 100 Jahr alt und noch ganz frisch gewesen, und Herr Beckmann in Oecon. Biblioth. hat von einem Hundertjährigen angemerket, daß solcher, ob er gleich vor funfzig Jahren vom Gewitter beschädiget worden, doch jährlich geblühet und Früchte getragen. Man thut wohl, wenn man nicht starke Bäume, sondern solche schon im dritten Jahre dahin pflanzet, wo sie stehen bleiben sollen. Bey den erstern gehen viele Wurzeln und Schüße verloren, wodurch nach Millers Vorgeben der Baum leidet; doch meldet du Hamel, daß er das Beschneiden an den Wurzeln und Schößlingen wohl vertragen. Wenn die Bäume stark und hoch werden sollen, müssen sie in einem genugsamen Raume von einander gepflanzet werden, damit sie sich genugsam ausbreiten können. In ihrem Wuchse haben sie die besondere Eigenschaft, daß sie den Trieb für das ganze Jahr ohngefähr in drey Wochen vollbringen, wenn die Knospen einmal geöffnet sind. Miller hat Triebe von anderthalb Fuß Länge in diesem Zeitraume wachsen sehen. Die Knospen bilden sich gleich nach den abgefallenen Blumen, und wachsen bis in den Herbst in die Dicke; hierauf werden sie mit einem dicken, zähen, leimichten Safte überzogen, der sie gegen Frost und Nässe verwahret, hingegen bey den warmen Frühlingstagen schmelzet, worauf die Knospe zu treiben anfängt. Hieraus beweiset Miller die Schädlichkeit des Beschneidens, weil dadurch der Trieb für das folgende Jahr weggenommen wird. Und da die Knospen sehr zeitig im Frühjahre treiben, soll man die Verpflanzung im Herbste vornehmen, um solche nicht zurück zu halten.

2) Die Carolinische rothblühende Roßcastanie, Saamouna, Aesculus Pauia Linn. Boerhaave und von Linné haben solche ehedem als ein besonderes Geschlecht angenommen, und Pavia genennet. Welchen Namen Hr. Planer auch jetzo mit Roßcastanie vertauschet, und dem ganzem Geschlechte beygeleget. Carolina nnd Brasilien werden für ihr Vaterland ausgegeben. Es ist ein schwaches niedriges Bäumchen. Die Blätter gleichen der erstern Art, nur sind sie schmäler, kürzer, glänzender und bekommen gegen den Herbst, ehe sie abfallen, rothe Adern. Zu Ende des May und im Junius treiben die schönen, scharlachrothen Blumensträußer hervor. Jede Blume enthält acht Staubfäden, welche von den gleichsam verschlossenen vier Blumenblättern bedecket werden. Das Fruchtbehältniß ist nicht stachlicht, sondern glatt und

zugespitzt. Die Saamen werden in hiesigen Gegenden niemals reif, und man muß selbige aus Amerika kommen lassen. Die, aus dem Saamen erzogenen, jungen Bäumchen sind in den ersten Jahren zärtlich; auch die mehr erwachsenen leiden viel von der Kälte, daher man solche lieber in Töpfen halten, und den Winter über im Glashause aufbewahren soll. Die Gärtner pflegen davon Zweige auf die gemeine Roßcastanie zu oculiren oder abzusäugen. Da aber die Stämme die darauf erwachsenen Zweige leicht überwachsen, so haben solche ein schlechtes Ansehen, und dauern nicht lange. Man ziehet diese Art wegen der schönen Blüthe; sonst hat sie wohl keinen Nutzen. Nach dem Hamburg. Magazin XVII. Band soll man sich der Wurzel mit kochenden Wasser, statt der Seife, zum Waschen der wollenen Bettdecken und Röcke bedienen. In der Chomelischen Uebersetzung ist unter diesem Namen entweder ein ganz anderer Baum beschrieben, oder alles ganz irrig angegeben worden.

Castor.

Castor und Pollux werden die beyden hellen Sterne zwoter Größe in dem Sternbilde der Zwillinge genannt. S. Zwillinge.

Außerdem aber giebt man auch die Namen Castor und Pollux den kleinen Flammen, welche bisweilen während eines Ungewitters an den Mastbäumen, Segelstangen und andern erhabenen Theilen der Schiffe erblicket werden. Es erscheinen aber nicht allemal zwo, sondern bisweilen nur eine, bisweilen auch mehrere Flammen; welche Anzahl die abergläubischen Schiffer für eine besondere Vorbedeutung halten. Nämlich wenn sie nur ein einziges Flämmchen erblicken, so glauben sie, daß ihnen ein Unglück bevorstehe. Erscheinen aber zwey solche Flämmchen, so sehen sie dieses als ein sehr gutes Zeichen an, und schließen daraus, daß der Sturm bald vorüber gehen werde. Die Ursache dieses Lichtes schreiben einige kleinen leuchtenden Würmchen zu, die mit den Wellen in die Höhe geschleudert würden und so lange sie lebeten, ein Licht von sich gäben. Diese Erklärung enthält zwar nichts unmögliches, weil man wirklich gefunden hat, daß die See bisweilen ein helles Licht von sich giebt, und daß dieses Licht von einer unzähligen Menge kleiner Insekten herrühret. Allein, weil man doch diese Flammen gemeiniglich an der obersten Spitze der Mastbäume erblicket, wohin die Wellen dergleichen kleine Insekten nicht so leicht schleudern könnten, so ist es viel wahrscheinlicher, daß diese kleinen Flammen nichts anders als Wir-

kungen

kungen der Gewitterelektricität sind, zumal da man auch auf dem festen Lande bisweilen ähnliche Erscheinungen bemerket. Denn so ist bekannt, daß spitzige eiserne Stangen auf Kirchthürmen und andern hohen Gebäuden, ebenfalls ein solches Licht, das in der Schweitz und an einigen andern Oertern S. Elmusfeuer genannt wird, bisweilen von sich geben, wovon in den Winklerischen Anfangsgründen der Physik § 415. einige merkwürdige Erfahrungen angeführet werden.

Catagambra.

S. Areca.

Catalpe.

S. Trompetenblume.

Cataphracten.

Cataphracti, heißen alle geharnischte Fische bey dem Klein, und ein eigenes Geschlecht, Küraßirer.

Catappabaum.

Terminalia L. Ist außer Ostindien, welches sein Vaterland, ganz unbekannt. Er trägt männliche und Zwitterblumen zugleich. Beyde haben keine Blumenblätter, sondern nur einen fünfmal getheilten Kelch, die erstern zehn Staubfäden, welche auch in der letztern zugleich mit einem Griffel sich zeigen. Die Frucht hat die Gestalt eines ausgehöhlten Löffels oder Kahnes, und enthält unter einem haarichten, rothen, dicken Wesen eine Nuß, und diese einen eßbaren Kern. Letztere wird von den Europäern höher als von den Indianern geschätzet, und häufig roh gespeiset.

Catechu.

S. Areca.

Cat- oder Hornfisch.

Machoran, S. unsern Artikel, Baardmannetjes, S. 466.

Catharinenblume.

S. Frauenflachs u. Schwarzkümmel.

Catoblepa.

Der Name Catoblepa oder Catoblepas, welcher eigentlich griechischen Ursprungs ist, und ein Thier bedeutet, das beständig auf die Erde sieht, wird vom Plinius (Nat. hist. libr. 8. cap. 21.) und von einigen andern alten Schriftstellern einem Africanischen Aurochsen, der sich am Nil aufhalten soll, wegen seiner Gewohnheit, ohne Unterlaß auf die Erde zu sehen, beygeleget. Plinius aber erzählet von ihm nichts besonders weiter, als das Mährchen, daß er einen Menschen schon durch seinen bloßen Anblick tödten könne.

Cauris-

Caurisschnecken.

Diesen Namen giebt man gewissen Schneckenarten aus dem Geschlechte der Porzellanen, von denen einige einen blauen Rücken mit einem gelben Ringe, wie bereits unter dem Artikel Blaurücken angemerket worden ist, andere aber einen ziegelfärbig gewölkten Rücken haben, welcher mit *braunen* und weißen Flecken gezeichnet ist. Diese letztere Art wird *in* dem Linnäischen Natursystem Cypraea Caurica genannt.

Cavallos.

Cauallos ist ein kleiner aber guter Fisch. Auf der Rheede Sierra Leona, ist er in so großer Menge, daß derselben in 1½ Stunden 6000 gefangen worden. Cavalloes sind kleine helle silberfarbene Fische, mit einem stachlichten Streife an beyden Seiten über die Hälfte ihres Leibes; ebenfalls gut zu essen. S. A. R. I. 530. III. 272. S. unsern Artikel, Band-Bandirte Fische, S. 530.

Cavelly.

Der Cauelly ist um die Sambalischen Eylande, oder der Nordküste der Amerikanischen Landenge, sehr gemein. Es ist ein langer, dünner Fisch, und von einem vortrefflichen Geschmacke, welcher den Makrelen sehr ähnlich kömmt. S. Allgem. Reisen, B. XVI. S. 119.

Cavia.

S. Afterhase.

Caviar.

Cauiario. Der Caviar ist ein Gericht der Kamtschadalen, welches vom Fischroggen gemachet wird. Man hat dreyerley Art ihn zu bereiten. Man läßt den Roggen an der Luft trocknen, und hängt ihn mit dem Häutchen, welches ihn umgiebt, auf, oder bereitet ihn auch, dieses Säckchens beraubet, auf den Rasen aus. Zu anderer Zeit thut man diesen Roggen in Grashalme oder Rollen von Blättern, und trocknet ihn am Feuer. Endlich leget man ihn auf eine Schicht Rasen, auf den Boden einer Grube und bedecket ihn mit Gras und Erde, damit er gähre. Mit diesem Caviar sind die Kamtschadalen stets versehen. Bey einem Pfunde von dieser Art Lebensmittel kann ein Mensch lange Zeit ohne andere Nahrung bestehen. Zuweilen mischet er unter seinen trocknen Caviar Weiden oder Birkenrinde. Diese beyden Speisen wollen zusammen seyn. Der Caviar allein machet in dem Munde einen Leim, der sich an die Zähne anklebet, und die Rinde ist gar zu trocken, als daß man sie verschlucken könnte. S. A. R. XX. 191.

191. Es wird mit selbigem wie bereits in alten Zeiten, also auch noch jetzo, besonders in Italien, ein großer Handel getrieben. Noch heutiges Tages werden in der Wolga bey Astracan viel hundert Tonnen von den Roggen der Stähre, theils eingesalzen, theils in der Sonne getrocknet, nach Welschland verschicket. Die Russen nennen ihn Icari. An dem schwarzen Meer wird der Roggen von dem Großkopf oder Weißfisch gesammlet und Boncargue genennet. Und bey uns heißet der, von Bärsen und Hechten eingesalzene, und mit kleinen Rübchen und Butter gekochte Roggen, Kezin, und wird mit Appetit im Winter genossen. Nach dem Pallas, II. Th. seiner Reise durch Rußl. wird der Caviar auch aus gesalzenen Sewrugaroggen zubereitet.

Cay.

Dieses Wort, welches wie Sai ausgesprochen werden muß, und von einigen Schriftstellern in Caitaja verwandelt worden, ist der Brasilianische Name eines langgeschwänzten Affen, von der Gattung der Sapajue. Herr Klein und verschiedene Reisebeschreiber nennen diese Thiere Muscusmeerkatzen oder Muscusaffen, weil sie stark nach Biesam riechen; bey andern heißen sie Weiner, pleureurs, weil sie ein wehklagendes Geschrey erheben, sobald sie nur im geringsten beleidiget werden. Sie haben einen runden Kopf, eine kurze und große Schnautze, große und nackichte Ohren, keine Taschen in den Backen, und keine Schwielen auf dem Hintern. Zwischen den Nasenlöchern, deren Oeffnungen sich an der Seite befinden, haben sie eine sehr dicke Scheidewand. Der Schwanz, dessen sie sich zum Anhalten bedienen, ist am Ende nackend und länger als der ganze Körper. Das Haar auf dem Rücken hat eine bräunliche, unten am Bauche aber eine schmutzig weiße Farbe. Ihre Länge beträgt nicht viel über einen Fuß. Sie gehen gemeiniglich auf vier Füß'n und nähren sich von Körnern und wilden Baumfrüchten, doch pflegen sie auch Schnecken, Käfer und andere Insekten zu fressen. Die Weibchen, welche selten mehr als ein Junges auf einmal gebähren, sind der periodischen Veränderung nicht unterworfen.

Cayelac.

Cayelac ist ein wohlriechendes Holz, davon der Baum in Siam wächst. Die Siamer und Chineser verbrennen es in den Tempeln ihren Götzen zu Ehren, und es machet einen Theil von den Waaren aus, die man aus Siam nach China hohlet. Nähere Nachrichten fehlen.

Cayman.

Der Cayman, oder die am Flusse Guayaquil sogenannte Eidexe, ist ein Thier, welches sowohl im Wasser, als auf dem Lande, lebet. Es hält sich in den Flüssen und auf den Feldern am Flusse auf. Ordentlich aber entfernet es sich nicht weit von seinem Ufer. Sein ganzer Körper ist mit so harten Schuppen bedecket, daß sie durch keine Kugel beschädiget werden können, es wäre denn, daß man sie im Gelenke eines Beines oben träfe; deñ dieses ist der einzige Ort, wo sie nicht gepanzert sind. Nach des Paters Ludwig Feuillee Beschreibung zur Arzney dienlicher Pflanzen. Th. II. S. 175. ist das Krokodil oder Cayman, dessen anatomische Beschreibung er hier geliefert, von der Schnauze an bis zum Ende des Schwanzes siebenthalb Schuh lang. Man sieht eine so große Menge davon an dem Ufer, daß man sie nicht zählen kann. Wenn sie satt sind, so gehen sie ans Ufer, um sich an der Sonne zu trocknen; und es scheint alsdenn, als ob der Fluß viel Stücken halb verfaultes Holz an das Ufer geworfen hätte. So bald sie aber ein Fahrzeug in der Nähe sehen, so springen sie in das Wasser, und erfüllen den ganzen Raum daselbst. Einige sind so abscheulich groß, daß ihre Länge über fünf Varas beträgt. Wenn sie am Ufer sind, so halten sie das Maul aufgesperret und bleiben in dieser Stellung lange Zeit, bis sich eine genugsame Menge von Moskiten, Fliegen, und andern solchen Ungeziefer, darinnen gesammelt hat. Alsdenn thun sie das Maul plötzlich zu, und verschlingen dieses Ungeziefer. Es ist viel von diesen Thieren geschrieben worden, schreibt Don Antonio de Ulloa; was aber ich, nebst unserer ganzen Gesellschaft davon erfahren habe, besteht darinnen, daß sie vor den Menschen auf dem Lande fliehen. So bald sie jemanden merken, so fahren sie in das Wasser.

Die Fortpflanzung dieser Thiere geschieht durch Eyer. Wenn das Weibchen im Stande ist, Eyer zu legen, so geht es an ein Ufer des Flusses, machet ein großes Loch in den Sand, und leget sie da hinein. Ein solches Ey ist ohngefähr so groß, als ein mäßiges Straußeney. Die Schale ist eben so weiß, wie bey einem Hühnerey, aber viel stärker und fester. In ein solches Loch leget das Weibchen, in einem oder in zween Tagen, hundert und noch mehr Eyer, ohne sich von der Stelle zu bewegen, bis es fertig ist. Nachgehends bedecket es dieselben wiederum mit Sande, und brauchet die Vorsicht, daß es sich da auf herum wälzet, damit der Ort verborgen bleibe. Deswegen thut es dieses nicht nur an dem Orte, der die

die Eyer bedecket, sondern auch in der ganzen umliegenden Gegend. Wenn dieses geschehen ist, so geht das Weibchen wieder in das Wasser, und läßt die Eyer so lange an ihrem Orte, als es durch einen natürlichen Trieb weis, daß es zur Ausbrütung der Eyer nöthig ist. Hierauf kömmt es in Begleitung des Männchens wieder, scharret den Sand hinweg, daß die Eyer bloß liegen, und zerbricht sie. Hierdurch kommen denn die jungen Caymanen in so großer Menge hervor, wie man sich leicht einbilden kann; denn es wird kaum ein einiges Ey taub seyn. Die Mutter leget hierauf die jungen Caymanen auf die Schuppen ihres Halses und Rückens und geht mit ihnen in das Wasser. Indessen aber kommen die Gallinassen, welche diese Gelegenheit nicht versäumen, und rauben einige davon. Das Männchen, welches in eben der Absicht herbeygekommen ist, frißt davon gleichfalls so viel es kann, bis endlich das Weibchen mit den wenigen, die noch übrig sind, in das Wasser kömmt, und hier frißt es diejenigen selbst, welche herunterfallen und nicht schwimmen. Von einer so fürchterlichen Bruth kommen also kaum fünf oder sechs junge Caymanen davon.

Die Gallinassen, (s. Naturgeschichte von Cartagena, S. 47. 48.) von denen daselbst schon geredet worden, sind die größten und vornehmsten Feinde der Caymanen. Sie gehen den Eyern derselben mit einer besondern List nach. Einer von ihnen beobachtet das Weibchen, zu der Zeit wenn es leget; dieses geschieht im Sommer, wenn das Ufer des Flusses trocken ist. Der Gallinasse stellet sich in der Gegend unter einen Baum, verbirgt sich unter die Blätter und Aeste desselben, und hält sich ganz stille, damit ihn das Weibchen, welches die Eyer leget, nicht entdecke. Er läßt dasselbe auslegen, und gönnet ihm auch das Vergnügen, sie zuzuscharren und zu verbergen. Kaum hat sich aber das Weibchen wiederum ins Wasser begeben, so überfällt der Gallinasse das Nest, scharret mit dem Schnabel, den Füßen und den Flügeln, den Sand hinweg, frißt die Eyer, wenn er sie gefunden hat, und läßt die Schale nur davon übrig. Dieses würde für denjenigen Gallinassen ein herrlicher Schmauß seyn, der auf die Gelegenheit hiezu so lange gewartet hat, wenn nicht eine große Menge von andern Gallinassen herzu käme, um ihm zu helfen. Ich habe dieses Verfahren der Gallinassen einigemale mit Vergnügen angesehen, da wir auf dem Guayaquil nach dem Zollhause fuhren. Damals nahm ich auch einige Eyer, als eine Seltenheit zu mir. Viele von denenjenigen, die auf

dem Flusse zu thun haben, essen die Eyer, und sonderlich Eyer von vermischten Geschlechtern, aber nur wenn diese Eyer noch frisch sind. Es ist eine bewundernswürdige Vorsicht der Natur, daß diese Thiere, sowohl durch die Gefräßigkeit der Eltern, als auch durch solche Vögel, so sehr vermindert werden. Der Fluß würde sie sonst nicht fassen, und sie würden auch nicht einmal auf den Feldern Raum haben, und dem ungeachtet sind sie doch sehr häufig.

Die Eidexen, oder Caymanen, verfolgen die Fische in diesem Flusse; denn diese sind ihre gewöhnliche Speise. Die Art des Fanges ist diese. Acht bis zehn Caymanen stellen sich an der Mündung eines Flusses, oder Estero, in einer geschlossenen Reihe, von einem Ufer zum andern. So entgeht ihnen kein Fisch. Andere Caymanen verfolgen indessen die übrigen Fische im ganzen Bezirke. Ein Cayman kann nicht unter dem Wasser fressen; sobald er aber etwas erbeutet, so strecket er den Kopf aus dem Wasser hervor, und stopfet das erbeutete nach und nach, von dem äußersten Theile des Maules an, bis inwendig in die Kinnbacken, wo das Kauen geschieht; alsdenn schlingt er es hinunter. Wenn sie mit ihrer Fischerey zu Ende sind, so begeben sie sich an das Ufer, ruhen daselbst aus und schlafen. An dieser Arbeit werden sie durch die Finsterniß der Nacht nicht gehindert.

Wenn sie vom Hunger getrieben werden, so begeben sie sich auf das Land und laufen auf den Savanen, an einem Flusse oder Fache herum; alsdenn sind Kälber, Füllen und andere solche Thiere, vor ihrer Verfolgung nicht gesichert. Sie werden gleich das erstemal, wenn sie das Fleisch kosten, dadurch so angelocket, daß sie die Fische nachgehends nicht mehr achten. Aus Vorsicht, damit sie ihren Endzweck um so viel sicherer erreichen mögen, bedienen sie sich der Dunkelheit, um ihren Raub fortzusetzen, und das Vieh an den Orten aufzusuchen, wo es schläft. Diejenigen, welche zum Fleische solchergestalt angelocket sind, verschonen auch die Menschen nicht, wenn sie Gelegenheit finden, sie zu bekommen. Dieses wiederfährt insonderheit den kleinen Knaben, wenn man sie unvorsichtig von den Häusern weglaufen läßt. Die Caymanen greifen sie alsdenn mit einer unerschrockenen Kühnheit an, bemächtigen sich ihrer mit dem Rachen, und laufen mit ihnen nach dem Wasser zu, damit man das Geschrey des unglücklichen Kindes nicht höre, und ihm zu Hülfe eile. Damit sie ihren Endzweck völlig erreichen, so ist das erste, was sie thun, dieses, daß sie das Kind unter das Wasser tauchen, bis es ersäuft; hernach kommen

sie wiederum mit ihm hervor, und fressen es.

Man hat zuweilen gesehen, daß sie auf gleiche Weise mit den Fischern verfahren sind, die sich auf ihren Kähnen befunden haben, wenn dieselben etwan allzu sorgloß auf den Planken ihres Kahnes eingeschlafen sind, und einen Arm oder ein Bein haben heraushängen lassen. Denn wenn eines von solchen Thieren sich des Mannes bemächtiget, und ihn aus dem Fahrzeuge herausgezogen hat, so hat es ihn gefressen. Diejenigen Caymanen, die einmal solchergestalt angeködert worden sind, sind die gefährlichsten. Man bemühet daher sich sehr sie zu fangen, und dieß also: sie werfen ihnen ein sogenanntes Casonette hin, das ist, ein Stücke hart Holz, welches an beyden Enden zugespitzet und mit der Lunge von einem Thiere umwickelt ist. Dieses Casonette wird an einen ledernen Riemen gebunden und in der Erde befestigt. So fängt er sich, und man zieht ihn denn ohne Furcht ans Land. Hier fällt er die Leute dann an; diese belustigen sich mit ihm in Kämpfen, wie mit einem Stiere, weil er seinen Rachen nicht brauchen, sondern aufs höchste einen zu Boden werfen kann.

In Ansehung ihrer Gestalt und ihres Baues haben diese Thiere sehr viel ähnliches mit den Landeidexen. Darum leget man ihnen auch diesen Namen bey, außer dem Kopfe, dieser ist, wie man in der Abbildung sehen kann, sehr lang und hat einen Rüssel; diesen hält ordinair das Thier im Wasser heraus. Die Kinnbacken sind mit sehr gleichen Reihen von festen und spitzigen Zähnen besetzet. Einige schreiben ihnen viele Tugenden zu. Ich habe aber niemals etwas davon gehöret. Keiner auch von meinen Reisegefährten bey aller angewandten Mühe hat etwas erfahren können.

Caymiri.

Ein kleiner langgeschwänzter Affe mit gelben Haaren, aus der Classe der Sapajue, der in Cayenne häufig angetroffen wird. S. Saimiri.

Cayopollin.

Ein kleines vierfüßiges Thier aus dem südlichen Amerika, welches nicht viel größer als eine Ratte ist, und unter das Geschlecht der Philander gehöret. S. Philander.

Cayouasson.

Ein kleiner Amerikanischer langgeschwänzter Affe. S. Saju.

Cazon.

Leimfisch in Südamerika.

Cecilianenkraut.

S. Johanniskraut.

Ceder.

Mit diesem Namen hat man verschiedene Bäume beleget, welche aber mit einander nicht übereinkommen, und daher nicht in einem Geschlechte vereiniget werden können. Es sind selbige, als Arten, andern bekannten Geschlechtern einverleibet worden. Tournefort hatte zwar aus einigen derselben *ein* besonderes Geschlecht *unter dem* Namen Cedrus gemachet; *allein* auch dieses wollen die mehresten von den neuesten Schriftstellern nicht gelten lassen; und man findet bey dem Hrn. von Linné einige Arten Cedern, nämlich diejenigen, welche Zapfen tragen, unter der Fichte, andere, welche Beeren haben, unter dem Wacholder angeführet. Da die letztern wirklich mit dem Wacholder genau übereinkommen, wollen wir auch selbige, als z. E. die rothe, Lycische, Phöniciische, und die Ceder aus Barbados unter diesem Worte anführen, die Russische oder Sibirische Ceder mit den Fichten beschreiben, und die Amerikanische weiße Ceder bey den Cypressen erwähnen; hingegen die Ceder aus Libanon, welche von der Fichte oder Tanne, mit welcher solche Hr. von Linné, oder dem Lerchenbaume, womit solche Hr. Tournefort und du Hamel vereiniget, nach Herrn Trews Wahrnehmungen, in einigen Stücken verschieden ist, allhier besonders anführen, und solche als ein eigenes Geschlecht beybehalten, zumal dieser Name nicht füglich verlohren gehen kann. Das Geschlecht, so Hr. Miller Cedrus genannt, ist vom Linnäus in zween andere abgetheilet, und eines Cedrela, das andere Swietenia genannt worden.

Die Ceder von Libanon, Cedrus Libani, Pinus Cedrus L. Dieser immergrünende Baum wird eigentlich in Asien auf den Gebirgen des Libanon angetroffen, woselbst ihn viele Reisende, Bellon, Rauwolf, Pocock, Schulze und andere gesehen haben. Die Aeste, welche öfters zwanzig Schuh lang sind, hängen niederwärts; die untersten, welche in einer Höhe des Stammes von acht bis zehn Schuhen entspringen, reichen beynahe bis an die Erde. Die Rinde ist aschfarbigbraun, und bleibt lange Zeit glatt und glänzend. Die steifen, spitzigen Blätter oder Nadeln haben anderthalb Zoll Länge, und stehen wie bey dem Lerchenbaume büschelweise bey einander, oder es kommen derselben wohl ein paar Dutzend aus einer gemeinschaftlichen Scheide hervor. Die männlichen Blumen erscheinen in fingerdicken, länglichten Kätzchen, welche gelb sind und vielen Blumenstaub fallen lassen; unten, wo sie an den Aesten aufsitzen, haben sie eine Art einer vielblätterigen, allgemeinen Decke, welche

welche nicht abfällt, und noch mit einem Büschel Nadeln umgeben ist. Das Kätzchen selbst besteht aus sehr vielen Schuppen, welche nichts anders, als die Staubfäden selbst sind. Jeder ganz kurzer Faden trägt einen zweyknöpfigen Staubbeutel, welcher an dem äussersten Ende mit einer Schuppe, oder dem obern Theile des Staubfadens geschlossen ist. Die weiblichen Blumen stehen auf besondern Aesten, und stellen kleine eyförmige Kegel vor. Ihre Länge beträgt bey der ersten Vollkommenheit ohngefähr einen Zoll, und der Durchmesser ihrer Breite den dritten Theil dieses Maaßes. Jeder Kegel ruhet ebenfalls auf einer vielblätterichten allgemeinen Decke, welche lange stehen bleibt, jedoch noch vor der völligen Reife des Zapfens abfällt. Ihre Farbe ist schön purpurroth; nach der Befruchtung aber, und wenn sie größer worden, verwandelt sich diese Farbe zuerst in ein blasses Roth, alsdenn in ein schmutziges Grün, und endlich bey der wahren Vollkommenheit und Größe geht sie ins Braune über. Die reifen Zapfen sind auf fünf Zoll lang, und vier Zoll breit; jedoch sind diejenigen, so man über England aus der Levante erhält, etwas dünner und kürzer. Sie stehen aufwärts gerichtet, und hängen nicht, wie einige Abbildungen zeigen, unterwärts, und sitzen so feste auf, daß bey dem Abbrechen jederzeit ein Theil der äußern Rinde mit abgerissen wird. Die Schuppen sind mehr breit als lang, stumpf, und liegen dichte an und übereinander, wodurch die Oberfläche des Zapfens fast ganz eben gemachet wird. Jede Schuppe bedecket zween gelbbraune, mit großen breiten Flügeln versehene, Saamen. Da bey den meisten Arten der Fichten und Tannen jede Schuppe gleichsam aus zwey Blättchen besteht, welche beyde auch zween Saamen bedecken, bey der Ceder aber und der wahren Fichte beyde Saamen nur mit einer Schuppe bedecket sind, wie Herr Trew wohl angemerket; so könnte dieses ein Kennzeichen abgeben, welches dem Cederngeschlechte eigen wäre. Da die Schuppen des Zapfens sich nicht selbst öffnen, folglich die Saamen daraus ohne Beschädigung nicht zu erhalten sind, hat man solche, wie auch Herr von Linné vorgeschlagen, in warmes Wasser einzuweichen, angerathen. Die beste Art dergleichen Zapfen zu öffnen, ist folgende. Man durchbohret solche der Länge nach behutsam, damit die Spitze der Saamen nicht verletzet werde, leget sie alsdenn vier und zwanzig Stunden in Wasser, oder kann auch das letztere lieber unterlassen, treibt darauf einen dickern Stock, als der Bohrer war, oder runden Keil in die gemachte Oeffnung, wodurch die

die Zapfen dergestalt auseinander getrieben werden, daß man die Saamen leicht herausnehmen kann.

Man säet die Saamen lieber im Frühjahre als Herbste ganz flach, nur etwa einen halben Zoll tief, in einen sandigen Boden, oder in Kästen, welche mit guter lockerer und ein wenig Sand vermischter Erde angefüllet sind, und hält solche nicht zu feuchte, weil die Saamen leichtlich faulen. In Zeit von vier bis fünf Wochen gehen sie auf und der geflügelte Saame kömmt mit dem Keime aus der Erde, hält acht bis zehn junge, mit feinen weißen Puncten bezeichnete, Nadeln einige Tage über, als in einer Scheide, zusammen, und fällt bey deren zunehmenden Stärke ab. Noch im ersten Jahre geht aus der Mitte dieser Nadeln ein neuer, ziemlich starker Schuß hervor, der an Seiten mit Blättern besetzet ist, im folgenden Jahre aber solche schon büschelweise führet und stärker aufwächst. In dem dritten und vierten Jahre ist es Zeit, diese Stämmchen an die, für sie bestimmten, Stellen zu setzen. Man darf um deswillen nicht länger warten, weil die Herzwurzel stark und lang wird, und nachher leicht Schaden leidet. Sie leiden eben so wenig, als anderes Nadelholz, das Beschneiden der Haarwurzeln, auch darf man die untersten Aeste nicht stutzen. Der Wachsthum ist ziemlich geschwinde, wenn solcher gleich in den ersten Jahren nicht gar zu schnell ist. In den Harbkenschen Pflanzungen haben einjährige Stämme zwölf Fuß Höhe und unten am Stamme im Durchschnitte vier Zoll Dicke erhalten. Sie treiben in guten Jahren auf acht bis neun Zoll, ja auf einen Fuß hoch. Die Aeste breiten sich weit aus, und sollen die Stämme mehr in die Höhe als Breite gehen, müssen sie dichte an einander gepflanzet werden. Sie lieben mehr einen schlechten als fetten Boden, mehr Berge, als niedrige Gegenden. Sie tragen spät Früchte, sie sollen aber desto länger dauern, und nach der allgemeinen Versicherung müssen sie unter allen Bäumen das höchste Alter erreichen können. Man kann auch diese Ceder durch das Copuliren der Aeste auf Lerchenstämme fortpflanzen, und Herr du Roi versichert, daß dergleichen Versuche wohl gerathen, zweifelt aber sehr, ob die Bäume lange dauern möchten, indem das Holz sehr verschieden ist.

Diese Ceder giebt den Pflanzungen ein vortreffliches Ansehen, und ist für die mehresten Menschen eine merkwürdige Seltenheit. Die vorzügliche Güte des Holzes wird von den Schriftstellern gerühmet. Es ist hart, feste, dauert lange, und wird deswegen

zum Bauen angewendet. Nach Herrn Millers Berichte soll es leicht reißen und von den eingeschlagenen Nägeln zerspringen.

Die große Anzahl dieser Cedern auf dem Berge Libanon ist gar merklich vermindert worden. Bellon hat im Jahre 1550. dergleichen alte Bäume nur acht und zwanzig Stück daselbst angetroffen, Pocock 1739 nur funfzehn, hingegen Schulze 1755. zwanzig, außer vielen andern jüngern und kleinern. Die ältesten daselbst haben einen kurzen, aber sehr dicken Stamm, welcher sich bald unten in einige Aeste vertheilet, die gerade in die Höhe stehen, und deren einige etwa zehn Fuß lang zusammen verwachsen sind. Die Höhe von der Erde bis an die Aeste beträgt sechs bis sieben, oder auch funfzehn bis achtzehn, auch vier und zwanzig Fuß. Das Maaß der Dicke wird ziemlich übereinstimmend angegeben, so daß die stärksten sechs und dreyßig Fuß im Umfange halten sollen. Ihr Stand auf dem Libanon ist ziemlich hoch. Die hohen Gipfel der Berge, welche die Ebene, worauf sie stehen, umgeben, sollen, wie Arvieux meldet, fast allezeit mit Schnee bedecket seyn, welcher jedoch im Frühjahre zeitig, und schon im Januar schmilzet. Vielleicht hat man den weißen Sand, welcher die Oberfläche, wie Herr Schulze berichtet, ganz bedecket, in einiger Entfernung für Schnee angesehen.

Es ist leicht zu vermuthen, daß diese Bäume auch bey uns auf Anhöhen erwünscht fortkommen dürften. Bey einem recht harten Winter leiden die obersten Spitzen etwas; sie treiben aber dem ohngeachtet gleich stark, und unter dem abgestorbenen Theile gerade in die Höhe, daß dieser Schaden nach einigen Jahren nicht mehr bemerket wird.

Ob dieses derjenige Baum sey, von dessen Holze Salomon den Tempel erbauen lassen, und ob überhaupt in der heiligen Schrift unter dem Worte Eres diese Ceder zu verstehen sey, sind die Gelehrten nicht einstimmig. Herr Celsius hält dafür, daß dieser Name die gemeine Fichte oder Kiefer bedeute, und dieser Baum allenthalben anzunehmen sey, wo in der heiligen Schrift obiger Name vorkömmt. Herr Trew aber hat mit Herr Hillern in zwo besondern Abhandlungen das Gegentheil behauptet, und unter andern erinnert, wie noch heutiges Tages dieser Ceder, von denen, an diesem Berge wohnenden Völkern der Name Ars oder Azare gegeben werde, woher man leicht den Namen Harz und Harzbaum im deutschen herleiten könnte. Das bekannte wohlriechende Cederholz kömmt von einem ganz andern Baume, nämlich einer Art Wacholder,

cholder, und es scheint, sehr wahrscheinlich, daß Herr Marggraf nicht das Holz der Ceder von Libanon, sondern das gewöhnliche von der andern Art zu seinen chymischen Untersuchungen gebrauchet; daher wir auch davon bey dem Wacholder einiges anführen wollen. Die Sibirische Ceder wird von vielen mit der von Libanon verwechselt, und beyde für einerley gehalten. Solche aber ist ganz eine andere Art und wird bey der Fichte vorkommen.

Ceder, S. auch Cypresse, Fichte und **Wacholder.**

Cedo nulli.

Unter den Kegelschnecken oder Tuten, welchen man den Namen Admiral beygeleget hat, ist diejenige Art, welche aus der Südsee kömmt, eine ziegelfärbig gelbe Schale, weiße Flecken und drey punctirte Bänder hat, wovon das obere Band aus zweyen zusammengesetzet ist, und vier perlenartige Schnüre enthält, die allerseltenste und schönste, daher man ihr den Namen Cedo nulli gegeben hat. Sie wird oft mit zweyhundet nnd mehr Thalern bezahlt.

Cedra oder Cedrat.

S. Citrone.

Cedrobaum.

Cedrela L. es giebt nur eine Art, nachdem die andere, so Hr. Brown beschrieben, als ein besonderes Geschlecht, Swietenia, angenommen worden. Der Baum wächst im mittägigen Amerika, wird bis achtzig Schuh hoch, treibet oberwärts viele Aeste, trägt gefiederte, übelriechende Blätter, und in Rispen gestellte Blumen. Diese bestehen aus dem kleinen, fünffach eingekerbten Kelch, aus fünf, unterwärts in eine Röhre vereinigten, schmalen, stumpfen Blumenblättern, fünf Staubfäden, einem fünfeckichten Körper, worauf der kugelförmige Fruchtkeim mit seinem Griffel, und dem knöpfigen Staubwege ruhet. Die eyförmige, holzige Frucht öffnet sich mit fünf abfallenden Klappen, hat fünf Fächer, und einen fünfeckichten Saamenhalter, auf welchem die, an der Spitze mit einem Flügel besetzten Saamen liegen. Das Holz dieses Baumes ist braunroth, weich, leicht, und hat einen angenehmen Geruch. Die Amerikaner gebrauchen solches zu verschiedenen Hausgeräthe; zu Schiffen tauget es nicht, weil die Seewürmer solches bald zernichten.

Cedroöl.

S. Citrone.

Ceereiche.

S. Eiche.

Ceiba.

S. Baumwollenstaude.

Ceixupira.

Ceixupira des Marcgravs, S. Blauling, Glaucus 3. Klein. und unsern Artikel S. 831.

Cellery.

S. Peterlein.

Cementiren.

Caementatio. Das Cementiren ist eine chymische Operation, welche darinnen besteht, daß feste Körper in verschlossenen Gefäßen, mit verschiedenen Substanzen vermischet, eine Zeitlang einem mehr und weniger starken Feuer ausgesetzet, und ausgeglühet werden. Der allgemeine Begriff von dieser Operation ist also dieser, daß man hierunter das Ausglühen der festen Körper in verschlossenen Gefäßen versteht. Die Gegenstände von dieser Operation sind vornehmlich Metalle, Gläser und alle feste Substanzen, welche durch das Feuer nicht so leicht zerstört, oder in Fluß gebracht werden können. Die Substanzen, wodurch man in Körpern Veränderungen verursachet, nennt man überhaupt Cementpulver. Es bestehen solche aus Salzen, Schwefel, Arsenik, mineralisirten Metallen, oder sogenannten Erzen, Erden und brennbaren Substanzen. Z. E. Kohlengestübe, Horn, Knochen u. s. f. aus welchen man unzählige Arten von Cementpulvern machen kann. Vornehmlich zeigen Salze, brennbare Substanzen und Kalcherden einen vortrefflichen Nutzen.

Das Cementiren wird folgender maaßen angestellet. Man nimmt hierzu gemeiniglich ein irrdenes cylindrisches Gefäß, welches eine Cementbüchse genannt wird; auf den Boden derselben streuet man eine Schicht von einem Cementpulver; auf dieses leget man den Körper oder die Materie, welche cementirt werden soll; über den Körper bringt man wieder eine Schicht Cementpulver, und auf diese wieder den Körper, und auf diese Art fährt man schichtweise fort, bis die Büchse oder das Gefäß bald angefüllet ist. Die letzte Schicht muß das Cementpulver ausmachen, welches gemeiniglich einen Zoll hoch liegt. Wenn die Büchse gänzlich voll ist, setzet man den Deckel auf, verstreicht denselben mit Thon oder Lehm, läßt das Klebwerck trocken werden, setzet die Büchse in einen Ofen, umgiebt und bedecket dieselbe mit Kohlen, und giebt ein gelindes und nach und nach mäßig verstärktes Feuer, welches man drey, vier und mehrere Stunden in einem mäßigen Grade erhält. Die Zeit, wie lange ein Körper cementirt werden soll, läßt sich niemals genau bestimmen,

men, sondern kömmt auf Erfahrung und die Absicht an, die man dabey hat. Denn es ist bisweilen ein gar mächtiger Unterschied, ob ein Körper lange oder kurze Zeit cementirt wird. Auch läßt sich überhaupt der Grad des Feuers nicht bestimmen, indem manche Körper ein schwaches, und andere ein stärkeres Feuer verlangen; doch wird allezeit dieses gelten, daß der Grad des Feuers nicht diejenige Stärke erhalte, wodurch dieselben in Fluß kommen. Die Körper, welche cementirt werden sollen, müssen entweder zu einem Pulver gemachet, oder gekörnt, oder zu dünnen Blechen, oder schwachen Stäben gebracht worden seyn. Auf diese Weise kann Gold und Silber gereiniget, Kupfer in Messing, und Eisen in Stahl verwandelt werden. Man kann auch andere als metallische Körper, z. E. Glas, Porcellain und einige Steine cementiren.

Das Cementiren hat einen besondern Nutzen und ist in vielen Fällen sehr vortheilhaft. Denn bisweilen werden die Körper dadurch gereiniget; bisweilen geschehen neue Verbindungen, und bisweilen geschieht beydes, daß nämlich sowohl Theile geschieden, als andere vereiniget werden. Wer sich oft mit dieser Operation bekannt machet, wird besondere Erfahrungen sammeln, und sowohl physikalische Kenntnisse erlangen, als auch Körper zu mancherley Gebrauch sehr geschickt machen.

Cementkupfer.

Cuprum praecipitatum, ist eine Art eines gediegenen Kupfers, welches sich aus vitriolischen Wassern, welche aufgelößt Kupfer enthalten, niederschlägt. Waller. Mineral. S. 357. giebt fünf verschiedene Arten von Cementkupfer an; 1) derbes Cementkupfer, welches auf nichts präcipitirt, sondern ganz rein Kupfer ist; 2) Cementkupfer auf Eisen; 3) Cementkupfer auf Stein; 4) Cementkupfer in Erde; 5) Cementkupfer auf Holz. Man findet dergleichen Kupfer in Ungarn, Schweden, Norwegen und andern Orten.

Cementpulver.

Puluis caementatorius. Diese Benennung bekömmt jedes Pulver oder jede Vermischung, derer man sich zu Veränderung der Körper beym Cementiren bedienet. Die Substanzen, welche man zu den Cementpulvern gebrauchet, sind Ziegelmehl, Erden, brennbare Substanzen, z. E. Kohlengestübe, Horn u. s. f. Salze, Schwefel, Arsenik, mineralisirte Metalle oder Erze. Von diesen kann man zwo, drey und mehrere Substanzen mit einander vermischen, und als Cementpulver gebrauchen. Nachdem

dem aber die Natur und Beschaffenheit des Cementpulvers ist, nachdem ist auch die Wirkung verschieden. Z. E. wenn man Gold durch die Cementation von andern beygemischten Metallen scheiden will, so muß man sich zu dem Cementpulver solcher Salze bedienen, welche zwar die beygemischten Metalle, keinesweges aber das Gold auflösen; daher man bisweilen Kochsalz, bisweilen Salpeter, niemals aber beyde Salze zugleich darzu gebrauchen kann. Will man zur Verwandlung des Eisens in Stahl ein Cementpulver bereiten, so muß man vorzüglich brennbare Substanzen, wie Kohlengestübe und Horn, mit etwas Salzen, vorzüglich Kochsalz vermischet, gebrauchen. Zur Bereitung des Meßings durch die Cementation wird oft nichts weiter als Gallmey oder Gallmeyerde und Kohlengestübe zum Cementpulver genommen. Man kann zu verschiedenen Absichten oft zu einerley Körper Cementpulver von mancherley Arten machen. Die Wirkungen werden allezeit verschieden seyn, und mancherley, oft sehr nützliche Produkte erhalten werden.

Cementwasser.

Aqua vitriolica, ist ein vitriolisches Wasser, welches aufgelößten Kupfervitriol enthält, und aus welchem in den Gruben das sogenannte Cementkupfer sich niederschlägt. Dergleichen Wasser findet sich bey Neusohl in Ungarn, in Schweden, Norwegen und andern Orten.

Cenchriten.

Cenchrites, Meconites, sind eine Art Roggensteine. Sie haben das Ansehn einer Menge abgesonderter Fischroggeneyer, die in Steine eingemischet und versteinert sind. Es können dieselben wirklicher Fischroggen oder auch Saamen aus dem Pflanzenreiche gewesen seyn. S. Roggensteine.

Cencoatl.

Coluber Cenchoa Linn. Eine Amerikanische Schlange aus demjenigen Geschlechte, dessen Merkmale darinnen bestehen, daß der Bauch nur allein Schilde und der kleine Schwanz auf der untern Seite nichts als Schuppen hat. Sie wird von den Brasilianern auch Coyuta und vom Hrn. Prof. Müller im Deutschen Ameisennatter genannt, weil ihre Nahrung vorzüglich in Ameisen besteht. Sie hat zweyhundert und zwanzig Bauchschilde und hundert und vier und zwanzig Schwanzschuppen. Der Kopf ist klein und fast kugelrund; die Augen sind groß und stehen dicht am Ende des Mauls. Die Farbe des Rückens

fällt meistentheils ins Braune und ist mit weißlichen Flecken und Streifen vermischet; doch manche haben auch eine lichtere Farbe und castanienbraune Flecken. Ihre Länge beträgt zwar ohngefähr vier Schuh, aber ihre Dicke kaum soviel, als die Dicke eines Federkiels.

Centaur.

Ein südliches Sternbild zwischen der Hydra und dem Scorpion. Es enthält nach Doppelmayern ein und dreyßig Sterne, nämlich einen von der ersten Größe, welcher Ixion genannt wird, einen von der zwoten, achte von der dritten, neune von der vierten, zehne von der fünften, einen von der sechsten, und einen von der siebenten Größe.

Centella.

Centella Linn. zeiget männliche und weibliche Blumen auf einer Pflanze. Fünf männliche umgiebt eine vierblättrige gemeinschaftliche Hülle, jede hat vier Blumenblätter und vier Staubfäden. Die weiblichen stehen einzeln; jede hat eine zwoblättrige Hülle, vier Blumenblätter und zween Griffel; das Saamenbehältniß ist zweyfächericht. Beyde Arten wachsen auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Die rauche, villosa, hat herzförmige, die glatte, glabra, lanzenförmige Blätter.

Centifolien.

S. Rosen.

Centrina.

Centrina, Ital. Pesce Porco, deutsch Schweinefisch, S. Spitznase, Galeus 7. Klein.

Centunkel.

Centunculus Linn. Hr. Planer giebt diesem Geschlechte den Namen Kleinie, weil Hr. von Linné in den neuern Schriften dieses berühmten Naturforschers Andenken ganz vertilget. Wir werden ein anderes unter diesem Namen anführen. Diese kleine, einjährige, mit eyförmigen, wechselsweise gestellten Blättern besetzte, und in sandigen, auch etwas feuchten Oertern wachsende Pflanze, zeiget am Kelche vier lange, spizige Einschnitte, und an dem radförmigen Blumenblatte eine kugelförmige Röhre, und einen vierlappigen Rand, vier Staubfäden, und einem Griffel. Das kugelförmige Saamenbehältniß theilet sich der Quere nach in zwo Klappen und enthält viele kleine Saamen.

Cepeenkraut.

S. Haußwurzel.

Cephrus.

Ein Sternbild nicht weit von dem Nordpol, zwischen dem Drachen und der Cassiopeja, welches seinen Namen von einem Könige in Aethiopien, dem Vater der Andromeda, erhalten hat. Es besteht aus ein und funfzig Sternen, unter denen sich drey von der dritten, neune von der vierten, dreyzehn von der fünften und fünf und zwanzig von der sechsten Größe befinden, wozu noch ein neblichter Stern zu rechnen ist. Den fabelhaften Ursprung dieses Sternbildes kann man aus dem Artikel Andromeda ersehen.

Cerberus.

Ein Sternbild von vier Sternen, welches zum Hercules gehöret; S. Hercules.

Cerebrum Jovis.

S. Breitzahn, Sargus 5. Klein und unsern Artik. S. 968.

Cerigon.

S. Sarige.

Cestrevs.

Eine Art vom Meeralet, Mugil, S. Meeräsche, Cestreus 1. Klein.

Cevadilla.

Cevadilla wird als eine Art Getrayde beschrieben, welche in Neuspanien wachsen, und wie Gerste aussehen, jedoch nicht viel größer als Leinsaamen seyn soll. Es wird für überaus hitzig, brennend und etzend ausgegeben, daher es auch nicht innerlich gebrauchet, sondern nur äußerlich in die faulen Geschwüre um das wilde Fleisch wegzubeitzen, auch auf die Glieder, so vom kalten Brande angegriffen seyn, eingestreuet wird. Genauere Nachrichten hiervon fehlen zur Zeit.

Chabris.

Ein Fisch des Flusses Issini auf der Goldküste. Richter.

Chainuk.

Eine tartarische Art von wilden Kühen, welche Herr Gmelin in den Nouis comment. Acad. Petropol. T. V. p. 341. u. f. f. beschrieben hat. Sie haben lange Haare, wie Bockshaare und an dem Halse eine Mähne. Der oberste Theil des Schwanzes gleichet einem Pferdeschwanze, der unterste aber einem Kuhschwanze. Sie brüllen nicht, wie andere Kühe, sondern grunzen wie Schweine; daher ihnen Gmelin den Namen der grunzenden Kühe gegeben hat.

Chakal.

S. Jakal.

Chalcedon.

Chalcedonius, ist ein halbdurchsichtiger

sichtiger Stein, der zu den Kieselarten gehöret. Waller. Mineralog. S. 112. gedenket fünferley Arten von Chalcedon; 1) Graugrünlichen; 2) Graubraunen; 3) Graublauen; 4) Weisgrauen; 5) Streifichten und fleckichten. Was der Chalcedon der Alten gewesen, läßt sich nicht genug bestimmen. Auch die neuern Mineralogen sind in der Beschreibung dieses Steins nicht deutlich genug; soviel aber erhellet doch aus den meisten Beschreibungen, daß der Chalcedon dem Feuer- oder Flintenstein sehr nahe kömmt, nur daß er meistens grau aussieht, ein wenig durchsichtiger ist und eine bessere Politur annimmt.

Chalotten.

S. Zwiebel.

Chamäleon.

Lacerta Chamaeleon L. Diesen Namen giebt man einem kleinen vierfüßigen Thiere, das seine Farbe zu verändern pfleget, und einige Aehnlichkeit mit den Eidechsen, nur einen viel dickern auch sonst anders gebildeten Leib und einen ganz andern Kopf hat. Wegen dieser Aehnlichkeit, hat es auch der Herr von Linné unter das Geschlecht der Eidechsen gebracht. Von dem Herrn Klein aber wird es in der dritten Ordnung, welche die ohnhaarichten, mit Zehen versehene Thiere enthält, als ein eigenes Geschlecht betrachtet. Die größten Thiere dieser Art sind nicht über eine Spanne lang. Der breite Kopf ist bey den meisten, sonderlich bey den Afrikanischen, mit einer, aus harten Knochen und Häuten gebildeten, dreyeckichten Krone versehen. Die Zunge ist überaus lang und rund, aber an der Spitze dreyeckicht und klebricht. Die Augen, welche ungemein lebhaft und feurig sind, haben einen goldgelben Ring und sind mit dicken Augenliedern versehen. Das merkwürdigste dabey, und welches man bey keinem andern bekannten Thiere findet, ist dieses, daß sich jedes Auge nach einer besondern Richtung bewegen läßt. So kann z. E. der Chamäleon mit dem rechten Auge in die Höhe sehen, indem er mit dem linken auf die Erde sieht, welches daher kömmt, weil die Augennerven dieses Thieres, wie diejenigen bemerket, welche eine genaue Zergliederung des Chamäleons anzustellen Gelegenheit gehabt haben, zwar an einem Orte ihren Ursprung nehmen, hernach aber sich nicht, wie bey den Menschen und den übrigen Thieren, mit einander vereinigen. Ohren sind nicht vorhanden. Statt der Zähne und des Zahnfleisches findet man in dem Munde ein zusammenhängendes, mit spitzigen Einschnitten versehenes Bein. Der Hals ist kurz und dicke. Der

Bauch und Rücken sind gewölbet. Die Füße haben fünf Zehen, wovon immer zwo und drey an einder gewachsen sind. Der Schwanz ist länglicht rund und in die Höhe umgeschlungen.

Man trifft diese Thiere in allen vier Welttheilen an, vorzüglich aber in Ostindien, in den Mexikanischen Gegenden und in Egypten, wo es die größten giebt. In Ansehung der Farbe und der Gestalt des Kopfes bemerket man einige Verschiedenheit. Die Egyptischen haben gemeiniglich eine schwärzliche oder stahlgraue Farbe. Bey den Mexikanischen, welche ebenfalls eine graue Farbe haben, sehen die winklichten Seiten des Kopfes aus, als wenn sie mit Perlen besetzet wären, und die Kehle, ingleichen der ganze Unterleib ist, wie der Rücken, zackicht. Die Ceylonischen sind safranfarbig, und die Mütze oder Krone ist mit großen hervorstehenden Schuppen besetzet. Die Afrikanischen, welche unter die größten gehören, haben einen schwärzlichen Körper und einen weißen Kamm auf dem Rücken, welcher sich bis an die Schwanzspitze erstrecket. Diejenigen, welche man auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung findet, sind blau und weiß marmoriret; es giebt auch ganz weiße, die an den Seiten etwas dunkler sind.

Was die Veränderung der Farbe betrifft, weswegen der Chamäleon so merkwürdig ist, so sind die meisten Nachrichten, welche man davon in den gewöhnlichen Reisebeschreibungen findet, mit vielen Unwahrheiten vermischet. Man erzählet gemeiniglich, daß der Chamäleon die Farbe derjenigen Gegenstände annehme, die ihm nahe wären. Allein Herr Hasselquist, welcher ein solches Thier eine zeitlang lebendig bey sich gehabt hat, versichert in seiner Reise nach Palästina S. 350 der deutschen Uebersetzung, daß er ihm allerley gefärbte Sachen, z. E. Blumen, Kleider, Gemälde und andere dergleichen Dinge vorgehalten, aber niemals dadurch eine Veränderung der Farbe habe hervorbringen können. Er bemerkete nur alsdenn, daß der Chamäleon eine andere Farbe annahm, wenn er ihn zornig machete, oder ihn den Sonnenstrahlen aussetzete. Seine gewöhnlichste Farbe war schwarzgrau; diese legete er bisweilen ab, und nahm eine gelbliche Farbe an, welche bald ins grünliche, bald ins weißliche verändert wurde. Niemals hat er gesehen, daß er eine rothe, blaue oder eine andere Farbe angenommen hätte. Wenn er sich aus dem Schwarzen ins Gelbe veränderte, so fiengen die untersten Theile der Füße, der Kopf und der Hals zuerst an, sich zu verändern; alsdenn breitete sich diese Veränderung über den ganzen

ganzen Leib aus. Bisweilen bekam er auch schwärzliche und gelbe Flecken, wobey allemal seine Magerkeit zunahm. Wenn er schwarzgrau war, so spannten sich die Ribben und die Haut am ganzen Körper aus, und das Thier hatte ein völliges und gutes Ansehn. Sobald es aber gelb wurde, zog es seine Theile zusammen, und bekam eine desto magere und häßlichere Gestalt, jemehr sich diese gelbe Farbe ins weißliche veränderte. Am elendesten und magersten sah der Chamäleon aus, wenn er gefleckt erschien. Mit diesen Bemerkungen des Herrn Hasselquists stimmen auch die, an zween Amerikanischen Chamäleons gemachten Beobachtungen des Herrn Tesdorpfs, welche Herr Klein in der natürlichen Ordnung und vermehrten Historie der vierfüßigen Thiere § 58. anführet, genau überein. Nämlich Herr Tesdorpf bemerkte ebenfalls, daß seine beyden Chamäleons, welche die meiste Zeit über aschgrau waren, keine Farben von äußern Gegenständen annahmen, sondern nur durch Leidenschaften oder Mattigkeit eine andere Farbe erhielten. Im tiefsten Schlafe waren sie über den ganzen Leib weiß, wenigstens isabellfarbig. Im Sommer, wenn sie von der Sonne beschienen wurden, sahen sie beynahe kohlschwarz aus; bisweilen bekamen sie auch alsdenn eine dunkelpurpur Farbe mit weißen Flecken. Wenn sie böse gemacht wurden, bläheten sie den Kopf auf und bekamen entweder gelbgrünliche oder schwarze Flecken auf weißem Grunde. Das Küchenfeuer verursachete niemals eine Veränderung der Farbe, aber wohl die Sonnenhitze. Wenn sie ganz weiß und ohne alle Flecken erschienen, so war dieses allemal ein Zeichen der Mattigkeit oder des Schlafes.

Daß diese Thiere ohne alle Speise, von der bloßen Luft leben, wie von den meisten ältern Reisebeschreibern und andern Schriftstellern behauptet wird, ist eine ganz irrige Meynung, welche daher entstanden seyn mag, weil man gesehen hat, daß sie bisweilen mit offenem Munde auf den Aesten der Bäume sitzen, und daß sie viele Wochen, ja einige Monate, ohne alle Speise leben können. Hr. Hasselquist erhielt seinen Chamäleon in einem Käfige vom achten März, bis zum vier und zwanzigsten April, ohne alle Nahrung lebendig. In den letzten Tagen aber konnte er gar deutlich merken, daß derselbe vom Hunger entkräftet wurde. Die gewöhnlichste Nahrung dieser Thiere, welche sich auf den Bäumen aufzuhalten pflegen, besteht in kleinen Fliegen und andern Insekten. Herr Tesdorpf hat die seinigen mit Mehlwürmern gefüttert, und

ebenfalls gefunden, daß sie zwar zur Gnüge fressen, aber auch lange fasten konnten.

Die Chamäleons sind übrigens sehr zahm, und gehören unter die unschädlichen Thiere; daher sie auch von den Indianern im freyen Zimmer gehalten werden, weil sie dasselbe von Fliegen und andern Insekten rein halten. Sie gebähren nicht lebendige Junge, sondern legen Eyer, welche aber mit keiner Schale, sondern bloß mit einer Haut überzogen sind.

Im Deutschen werden diese Thiere von einigen Katteneidexen genannt.

Am Himmel giebt es, ebenfalls ein Chamäleon; denn so nennen die Sternkundigen ein kleines Sternbild in der südlichen Halbkugel, nicht weit von dem Südpole. Es enthält neun Sterne von der fünften, und einen von der sechsten Größe.

Chamek.

So heißt ein langgeschwänzter schwarzer Affe in Peru, welcher auch in andern Gegenden von Amerika angetroffen wird. S. Coaita.

Chamille.

Diesen Namen führen in unsern Apotheken zwo Pflanzen, welche zwar den Kräften, nicht aber den Geschlechtskennzeichen nach, mit einander verwandt sind. Da auch überdieß die gemeine Art zu dem Mutterkraute gerechnet werden muß, so kann im deutschen um desto eher eine Verwirrung entstehen, wenn wir selbiger diesen längst erhaltenen Namen entziehen, und nur der andern beylegen, und vielmehr bey dieser allein beybehalten wollten. Und dennoch kann es nicht füglich anders geschehen, da wir nicht gerne die einmal gebräuchlichen Namen verändern wollen. Hr. von Linné hat im lateinischen sich leichter geholfen, da er das Wort Chamaemelum ganz abgeschaffet und dafür Anthemis gewählet. Wir wollen Chamillen als einen Geschlechtsnamen annehmen, und darunter sonderlich Chamaemelum Tourn. oder Anthemis L. verstehen. Der halbkugelförmige, aus schmalen, einander ziemlich gleichen Schuppen bestehende gemeinschaftliche Kelch umgiebt viele Blümchen von zweyerley Art. In der Mitte stehen viele röhrenförmige, fünfmal eingekerbte Zwitterblümchen, deren fünf kurze Staubfäden einen walzenförmigen Staubbeutel tragen, und der längliche Fruchtkeim einen Griffel treibet, so mit zween, rückwärts gebogenen Staubwegen sich endiget. An dem Rande aber siehet man viele zungenförmige, spitzig zulaufende, und zuweilen dreyfach eingekerbte, weibliche Blümchen, deren Fruchtkeim, Griffel und Staubwege wie bey den erstern

beschaffen sind. Alle geben einen länglichten Saamen, welche alle mit dem unveränderten Kelche umschlossen, und auf dem etwas erhabenen, und mit Spelzen besetzten Blumenbette befestiget sind. Hr. von Linné rechnet zu diesem Geschlechte auch Buphthalmum Tourn. und Pyrethrum. Das letztere haben wir schon unter dem Namen Bertram angeführet, und bemerken hier folgende Arten:

1) Die edle oder Römische Chamille. Chamomilla romana offic. Anthemis nobilis L. Die fäserichte Wurzel treibt viele schwache, haarichte, gestreifte, niedrige und größtentheils auf der Erde kriechende Stängel, welche auch hin und wieder Wurzeln schlagen, und wodurch sich die Pflanze ungemein vermehret. Die fast rauchen, gefiederten Blätter stehen dicht bey einander, und jedes Blättchen ist in viele, gleichbreite, spitzige Läppchen abgetheilet. An dem Ende des Stängels und der Zweige sitzen einzelne Blumen auf langen Stielen, deren Randblümchen weiß und zackicht, die mittlern aber gelb sind. Die mittlere Scheibe ist etwas weniges gewölbt. Sie wächst in verschiedenen Ländern Europens auf unbeschatteten Triften, bey uns aber wird selbige im Garten erzogen, und mehr durch die getheilten Stöcke, als den Saamen fortgepflanzet. Einige bedienen sich derselben um die Gartenbeete damit einzufassen, weil sie aber im Winter gerne faulet, sonderlich wenn sie sehr dichte gewachsen, und also viele leere Flecke giebt, so schicket sich solche dazu eben nicht sonderlich. Man bauet sie vorzüglich wegen des Gebrauches in der Arzneykunst, und bedienet sich hierzu gemeiniglich der sogenannten gefüllten Spielart, Chamaemelum nobile flore multiplici. Diese Blumen aber gehören gar nicht zu den gefüllten, sondern selbige zeigen nur ein besseres Ansehen, indem die mittlern röhrenförmigen Blümchen einen größern Umfang erhalten. Man pfleget dieser und der gemeinen Art, welche wir das Chamillenartige Mutterkraut nennen wollen, einerley Tugenden zuzueignen, und man irret sich vielleicht hierinne gar nicht, und kann füglich eine statt der andern erwählen. Wir wollen daher auch von der herrlichen Wirkung und dem vielfachen Gebrauche der Chamillen jetzo nichts erwähnen, sondern dieses alles bey der andern Art anführen. Ob die edle Chamille stärker erwärme und kräftiger zertheile, als die gemeine, diese aber eine stärkere erweichende und mehr schmerzstillende Eigenschaft besitze, ist wohl nicht zu bestimmen; überhaupt halten wir davor, daß man von der gemeinen alles, und vielleicht noch mehr erwarten könne, als von der edlen

Art, zumal diese kein blaugefärbtes Oel giebt, dergleichen man von jener erhält.

2) Die stinkende oder Hundschamille, Krötendill, Hundsdill, Cotula foetida offic. Anthemis Cotula Linn. wächst an ungebaueten Oertern und den Wegen. Die jährige, zäsrichte Wurzel treibt mehr aufrechtstehende und ästige Stängel. Die grünen, fast ganz glatten Blätter sitzen auf breiten Stielen und sind gleichfalls gefiedert; jedes Blättchen ist fast bis zur Hälfte in zween breitere Lappen zerschnitten. Bey der Blüthe sind die vielen Randblümchen weiß und dreyzackicht, die mittlern gelb. Die Scheibe ist merklich erhaben. Die Saamen sind ganz nackend, und die dazwischen gestellten Spelzen klein und zart. Der starke, aber nicht angenehme Geruch machet diese Art leichtlich kenntlich. Sie soll, nach Hoffmanns Meynung, besser, als die übrigen Chamillen Arten zum Erweichen dienen; sie ist aber scharf, und verursachet leicht Brennen auf der Haut. Einige kochen das Kraut mit Bier, um das geronnene Geblüte innerlich und äußerlich damit zu zertheilen, auch das Geblüte und die Nachgeburt zu treiben. Man soll aber bey diesen Fällen lieber das Chamillenartige Mutterkraut gebrauchen. Man pfleget solche auch dem Zugviehe und den Schaafen einzugeben, wenn sie den Husten haben. Den Bienen ist sie schädlich. Man kann damit die Flöhe verjagen, wenn man sie an dergleichen Oerter leget; die Kröten halten sich gern darunter auf, und sollen das Kraut fressen.

3) *Ackerchamille, wilde Hundschamille, Rindsauge*, Cotula non foetida, Anthemis aruensis Linn. Man hat diese gemeiniglich für eine Spielart der vorherstehenden gehalten, Herr v. Linné aber einige beständige Unterscheidungszeichen angegeben. Die Wurzel ist zweyjährig. Das Ansehen der ganzen Pflanze kömmt mit der zwoten Art fast gänzlich überein; doch sind die Stängel mehr ausgebreitet und die Blumenstiele länger, auch weniger gestreifet. Man zählet etwan nur vier oder fünf Streifen, da man bey der stinkenden wohl achte wahrnimmt. Die Blätter sind mehr haaricht als glatt, und haben keinen Geruch. Die innersten Kelchschuppen werden gegen das Ende breiter und blätterartig, da solche bey der stinkenden Art schmal und dünne bleiben. Die Spelzen zwischen den Saamen sind lanzenförmig und die Saamen selbst, wie bey dem Chamillenartigen Mutterkraute, mit einem viereckichten Rande gekrönet. Man findet diese Art auf den Aeckern, besonders häufig auf den Brachfeldern, fast den ganzen

Sommer über blühen. Die jungen Blätter sind im Frühlinge, wenn sie die Schaafe suchen, gemäßigt bitter und balsamisch.

4) Die Valentinische Chamille, Anthemis valentina Linn. wächst in Languedoc, und wird bey uns aus dem Saamen erzogen. Die ästigen, röthlichen Stängel verbreiten sich weit aus. Die Blätter sind dreyfach gefiedert und wollicht anzufühlen. Die Blumenstiele werden nach oben zu dicker. Die äußerlichen Kelchschuppen sind haaricht, die innersten aber glatt und eingekerbet. Die Randblümchen sind, wie die übrigen, gelb.

5) Die Färberchamille, Buphthalmum Tanaceti fol. Anthemis tinctoria Linn. wächst auf unbeschatteten, trockenen Wiesen; blühet im Brach- und Heumonathe. Es ist fast zweifelhaft, ob diese Art besser zu der Chamille, oder dem Rindsauge, Buphthalmus, könne gerechnet werden. Der harte, steife und ästige Stängel wird über einen Fuß hoch. Die Blätter sitzen auf einem breiten Stiele, sind oberwärts grün, unterwärts wollicht, doppelt gefiedert, und die Lappen scharf eingekerbet. Jeder Zweig endiget sich mit einer großen Blume. Die Kelchschuppen liegen dicht übereinander, und stellen eine halbe Kugel vor. Alle Blümchen sind gelb, und die am Rande dreyfach eingekerbet. Die Spelzen endigen sich gleichsam mit einer Granne. Die Saamen, haben nach Herrn von Hallers Beschreibung, nicht einerley Gestalt; die mittlern sind viereckicht, die aber am Rande sitzen, krummgebogen, der Länge nach in der Mitte ausgefurchet, und an den Seiten gleichsam geflügelt. Es ist diese Pflanze dem Chamillenartigen Mutterkraute ziemlich ähnlich, hat auch fast dergleichen Geruch und Wirkung. Mit den Blumen kann man schön Citrongelb färben.

Wir beschließen diesen Artikel mit dem

Chamillenartigen Mutterkraute, welches auch den Namen Chamillen, Camillen, Kumehlen, Hermigen, Hermligen, Kamerblume, Magdblume, Lungenblume, Romey oder Römerey erhalten hat. Chamomilla vulgaris offic. Matricaria Chamomilla Linn. wächst häufig auf den Aeckern, und blühet im Juni und Juli. Die zäserige, jährige Wurzel treibt aufgerichtete, dünne, harte, ästige Stängel von anderthalb bis zween Schuh hoch. Die glatten, grünen Blätter halten keine bestimmte Ordnung, sind gefiedert, und die Blättchen derselben in viele haarzarte Lappen zerschnitten. Die grünen Kelchschuppen sind einander ähnlich, und stellen unter sich fast einen Teller vor. Das Blumenbette ist erhaben,

ben, aber mit keinen Spelzen besetzet, dergleichen die ächten Chamillen Arten zeigen, und deswegen ist auch diese Pflanze zum Mutterkraute gerechnet worden; sonst kömmt die Blume mit der stinkenden Chamille völlig überein; beyde werden auch in Ansehung der Kräfte einander gleich geschätzet; man soll aber doch lieber die jetztbeschriebene oder die Römische Chamille wählen. Man pfleget vorzüglich die Blumen zu sammlen und solche getrocknet zu gebrauchen, oder daraus verschiedene Arzneyen zu verfertigen. Man hat das abgezogene Wasser, und mit diesem zugleich erhält man das blaue Oel, dergleichen die Römische Art nicht giebt, auch vielleicht keine andere Pflanze, nur die Schaafgarbe ausgenommen. Man bereitet daraus auch einen Syrup und ein gekochtes Oel. Das letztere ist nur Baumöl mit frischen Chamillenblumen abgekochet. Es dienet zum äußerlichen Gebrauche und wird mit solchen Salben vermischet, womit man etwas erweichen will, vorzüglich setzet man es zu den Clystieren. Die Kräfte dieser Arzneymittel und der Blume an sich selbst, sind zu jeder Zeit hoch geschätzet worden. Das flüchtige, bittere, oder gewürzhafte, dichte Salz, welches selbige besitzet, äußert vorzüglich eine stärkende, lindernde, krampfstillende, zertheilende, eröffnende, auch zuweilen erweichende Wirkung. Schon Galen, und in neuern Zeiten Hoffmann, Boerhaave, und andere, haben diese Pflanze wider die Wechselfieber bestens empfohlen, und das Pulver von den Blumen zu einem halben oder ganzen Quentchen alle vier Stunden angeordnet. Es soll dieses Fiebermittel eben so kräftig seyn, als die Chinarinde; ja man ließt, wie zuweilen dadurch diejenigen Fieber überwunden worden, welche von der Chinarinde nicht weichen wollen. Herr Ehrhardt hat solche auch wider die hartnäckigsten Verstopfungen des Leibes angerathen. Gewisser ist die Wirkung bey der Darmgicht, dem Magenkrampfe, verhaltenen Blähungen, den wilden, wie auch den Nachwehen, über welche die Kindbetterinnen gemeiniglich Klage führen. In diesen Fällen verordnet man sowohl die Blumen mit Wasser oder Bier abgekochet, oder bedienet sich der daraus bereiteten Clystiere mit vortrefflichen Nutzen. Auch ist der Chamillenthee oder dergleichen Bier zu Ausführung der Unreinigkeiten nach der Geburt, ingleichen zu Beförderung der monathlichen Reinigung kräftig und nützlich. Es kann auch die Steinschmerzen, und das davon entstehende Erbrechen lindern, ja es soll dadurch der Abgang der Steine selbst erleichtert werden. Der äußerliche Nutzen ist eben so wichtig. Die Blumen

men zertheilen und erweichen, nachdem die Beschaffenheit der Krankheit diesen oder jenen Ausgang erfordert; da sie aber zugleich wegen des campherartigen Geruches den Nerven angenehm sind, äussern sie zugleich eine lindernde Wirkung. Man bedienet sich daher der, zu Pulver geriebenen, Blumen allein, oder mit etwas Campfer vermischet, auch mit Holunderblüthe versetzet, und in einem Säckchen verwahret, bey allerley Arten von Flüssen mit und ohne Geschwulst, bey Gliederschmerzen, Zahnweh, Sausen der Ohren und dergleichen. Vorzüglich hatte man ehedem ein besonderes Vertrauen auf selbige bey den Flüssen des Hauptes, sowohl solche zu verhüten, als zu vertreiben, glaubte auch das Gedächtniß selbst dadurch zu stärken; deswegen soll auch in einigen Ländern die Mode entstanden seyn, davon gewundene Kränze auf dem bloßen Haupte zu tragen. Der Gebrauch zu Clystieren ist fast allgemein bekannt, und vortrefflich, wenn zumal Krämpfe im Unterleibe und Blähungen in den Gedärmen gegenwärtig sind. Fußbäder und ganze Bäder aus der Chamille dienen nicht allein zur Stärkung der Glieder, sondern auch zu Linderung der Schmerzen, zu Beförderung der monatlichen Reinigung, und die letztern sonderlich bey Steinschmerzen. Das blaue wesentliche Oel ist hitzig, und wird deswegen wenig gebrauchet. Einige Tropfen davon auf Baumwolle getröpfelt, sollen bey Schmerzen der Ohren nützliche Dienste leisten. Es soll auch der Genuß dieser Chamille den Thieren nützlich seyn, sonderlich schätzen selbige die Schäfer hoch; und da die Schaafe dieses zarte Kraut einmal auf der Brache im März, und in fruchtbaren Gegenden noch einmal im Herbste auf den Rübenfeldern genießen können, so kann es solchen nicht leicht an diesem Hülfsmittel fehlen. Herr Bergrath Pörner hat aus den Blumen eine schwache citrongelbe Farbe erhalten, und den Grund, warum diese Farbe so schwach und matt ausgefallen, in den vielen schleimichten Theilen gesuchet, welche mit keiner geringen Menge ölichten Theilen vereiniget sind.

Chamiten.

Chamiti, sind eine Art versteinerter zweyschaliger Muscheln, die fast rund sind.

Champacabaum.

Michelia Linn. Von Peter Anton Micheli, dem großen Kräuterkenner in Florenz also genannt; wächst in sandigen Oertern Ostindiens, wird hoch, stark, und treibt viele Aeste. Die gestielten, grünen, glatten Blätter sind über eine

Spanne lang, vier oder fünf Daumen breit, und endigen sich mit einer schmalen Spitze, mithin kann man selbige lanzenförmig nennen. Aus dem Winkel derselben treiben an den obern Aesten die gelben Blumen hervor, welche keinen Kelch, aber viele, gemeiniglich achtzehn, in verschiedene Reihen gestellte, und an Größe nach innen zu abnehmende, lanzenförmige Blumenblätter, viele kurze Staubfäden, und viele, über einander gelegte, mit einem stumpfen, rückwärts gebogenen, Staubwege geendigte, Fruchtkeime haben. Die Fruchtkeime entfernen sich nach und nach von einander, und verwandeln sich in so viel runde Beeren, welche unter einander einen Strauß vorstellen, und deren jede vier Saamen enthält. Fast alle Theile haben einen scharfen Geschmack, die Blumen aber einen angenehmen und starken Geruch. Die letztern werden nicht allein von dem Indianischen Frauenzimmer zu Auszierung ihrer Haare gebrauchet, sondern auch bey ihre Kleider und Wäsche geleget; sie machen auch den Hauptbestandtheil von einer wohlriechenden Salbe aus, mit welcher sie ihren Leib einbalsamiren, um sich einen angenehmen Geruch zu verschaffen. Außer seinem Vaterlande ist dieser Baum wohl nicht anzutreffen.

Champignon.

S. Blätterschwamm.

Chara.

Ein Stern zwoter Größe im Sternbilde der Jagdhunde. S. Jagdhunde.

Character-Salm.

Character-Salm, nach dem Müller, Salmo notatus Linn. Gen. 178. Sp. 21. hat auf beyden Seiten, gegen die Kiemendeckel, über der Seitenlinie, einen schwarzen Flecken; sein Leib ist länglicht; der Kopf spitzig auslaufend; der Schwanz gabelförmig; und an dem Fische eine kleine Fettfloße zu befinden. Mit dem gefleckten Salm, Salmo bimaculatus, ist er gleichsam verschwägert; und in der Kiemenfloße werden viere, in der Rücken- eilfe, in der Brust- sechzehn, in der Bauch- sieben, in der After- drey und zwanzig, und in der Schwanzfloße vier und zwanzig Finnen gezählet. Sein Vaterland ist Surinam. S. Fohre, Trutte, Trutta des Kleins.

Chartiviol.

S. Kohl.

Chausaru.

Chausaru gehöret, nach dem Champlain, unter diejenigen Fische, womit in Nordamerika besonders der Lorenzfluß und Meerbusen, angefüllet sind. Er ist eine

eine besondere Art von einem gewaffneten Fische, der sich an verschiedenen andern Orten befindet. Er hat beynahe die Gestalt eines Hechtes: er ist aber mit einer Schuppe bedecket, wodurch kein Dolch gehen kann. Seine Farbe ist silbergrau. Unter dem Rachen geht ihm eine platte, zackichte, hohle Gräte hervor, die am Ende durchbohret ist, woraus man urtheilet, daß er dadurch Athem holet. Die Haut, welche diese Gräte bedecket, ist zart, und ihre Länge der Länge des Fisches gemäß, wovon sie ohngefähr das Drittel ausmachet. Ihre Breite bey den allerkleinsten ist zween Finger. Die Wilden versicherten Champlain, es fänden sich acht bis zehen Fuß breite Chausarue: die größten aber, die man ihm zu zeigen Gelegenheit hatte, waren nur fünf Fuß, und ihre Dicke, wie der Schenkel eines Menschen. Dieser Fisch ist nicht allein ein wahrhafter Seeräuber für die Einwohner des Wassers, sondern er führet auch einen erschrecklichen Krieg wider die in der Luft, und seine Art und Weise machet ihm zu einem sehr sonderbaren Thiere. Er verbirgt sich als ein geschickter Jäger so wohl in dem Schilfe, daß man nur sein Gewehr sehen kann, welches er gerade über dem Wasser in die Höhe hält. Die Vögel, welche darauf auszuruhen suchen, halten es für ein Stück Holz und setzen sich darauf. Sogleich öffnet das Meerwunder den Rachen, und fängt seinen Raub so listig, daß er ihm selten entgeht. Die Zähne, welche die Gräte umgeben, sind ziemlich lang und sehr spitz. Sie werden für ein allgemeines Hülfsmittel wider das Kopfweh gehalten, wenn man den Ort, wo der Schmerz am heftigsten ist, mit ihrer Spitze sticht. S. Allg. R. XVII. 235.

Chaye.

Chaye ist eine Pflanze, welche auf der Nordseite der Küste von Ostindien wächst, viele Aeste treibt, allemal drey bey einander stehende Blätter hat, weiße Blumen, und nachher eine kleine trockne Frucht trägt, welche sich selbst öffnet, und kleine Sämchen enthält. Die lange, dünne Wurzel geht gerade unter sich und ist von blaßgelber Farbe. Vermuthlich ist diese Pflanze aus der Familie der Röthe; wie denn aus der Wurzel diejenige schöne rothe Farbe bereitet wird, welche die damit gefärbten baumwollenen Tücher von Masulipan so schätzbar machet, und welche man der Cochenille vorzieht, weil die, mit der Chaye gefärbten Tücher, durch das Waschen die Farbe gar nicht verlieren, vielmehr dadurch die Lebhaftigkeit der Farbe vermehret werden soll. Auch wissen die Indianer durch Beyhülfe dieser Wurzel andere Farben, in-

insonderheit vom Brasilien- und blauem Holze, zu erhöhen und beständiger zu machen.

Chayquarona.

Chayquarona, Lusit. Piraumba des Marcgravs, S. Parsch, Perca 5. Klein.

Cherlerie.

Dem, wegen der Ausgabe von Joh. Bauhins Werken bekannten, Joh. Heinrich Cherlerus zum Andenken hat Herr von Haller diesen Geschlechtsnamen angegeben. Die Pflanze wächst auf den Alpen, hat der Gestalt nach viel ähnliches mit dem Hauslaube, einander gegen übergestellte, unterwärts in eine Scheide verwachsene, gleichbreite, am Rande rauhe Blätter. Wenn diese abfallen, bleiben die Blätterscheiden stehen, und umgeben unterwärts den Stängel. In der Blume zeigen sich fünf vertiefte, lanzenförmige, und fünf andere kleinere, eingekerbte Blättchen; die erstern hält Herr von Linné für den Kelch, die andern für das Honigbehältniß. Von den zehen Staubfäden sitzen fünfe auf den Blättchen des Honigbehältnisses. Drey Griffel, mit einfachen Staubwegen, ruhen auf dem Fruchtkeime, welcher sich in eine dreyklappige, einfächerichte Frucht, mit drey nierenförmigen Saamen verwandelt.

Cherna.

Diese Fische sollen auf Teneriffa sehr groß, und vom bessern Geschmacke, als einer in England seyn. S. A. R. II. 18.

Chevalier.

Chevalier im Genfersee, ist der Danziger Möllitz, S. Lachs, Trutte, Fohre, Trutta dentata, 6. Klein.

Chibougummi.

S. Galipot.

Chicot.

S. Bonduc.

Chillehueque.

Dieses Wort, welches so viel heißen soll, als Hueque von Chily, weil die ersten Reisebeschreiber von Amerika Chille statt Chily schrieben, ist der Name eines vierfüßigen Hausthieres in Chily, welches man auch in andern Gegenden von Amerika antrifft, daher es bey den Schriftstellern unter verschiedenen Namen vorkömmt. Die Beschreibung desselben soll unter dem Artikel Lama folgen.

Chilli.

S. Holli.

Chinarinde.

Fieberrindenbaum, Kinakina. Kinkina. Quinquina. Cortex Chinae. Cortex Peruuianus. Cin-

Cinchona officinalis Linn. Der Baum wächst in Peru, sonderlich bey Lopa, oder Loja, auf den bergichten Gegenden, so diese Stadt umgeben, zerstreuet und einzeln zwischen andern Bäumen. Er wird nicht allzuhoch; der Stamm ist mittelmäßig dicke und treibt viele Aeste. Die gestielten Blätter sitzen einander gegen über, sind eyförmig zugespitzt, am Rande völlig ganz, ziemlich dicke und unterwärts wollicht. Die Blumen sitzen büschelweise auf den Aesten. Der gemeinschaftliche Stiel entsteht aus dem Blätterwinkel, und theilet sich in viele kleine Stiele, deren jeder eine Blume trägt. Der kleine, stehnbleibende Kelch sitzet auf dem Fruchtkeime und ist fünffach eingekerbet; das trichterförmige Blumenblatt zeiget viel ähnliches mit der Hyacinthenblume, und die lange Röhre verbreitet sich in fünf spitzige, gleichförmige, an der Spitze sowohl innerlich, als am Rande, wollichte Einschnitte. In der Röhre liegen fünf kurze Staubfäden, und der einfache Griffel endiget sich mit dem, etwas dickern Staubwege. Das rundliche, mit dem Kelche gekrönte, trockne Saamenbehältniß hat zwey Fächer, öffnet sich an der innerlichen Seite mit zwo Klappen, und enthält viele länglichte, plattgedrückte Saamen. Das Blumenblatt ist inwendig zinnoberroth, in der Mitte dunkler, und am Rande blässer, äußerlich aber nicht so schön roth, mit einer weißlichen Wolle.

Von diesem Baume kömmt die Rinde, welche wegen ihrer verschiedenen und herrlichen Eigenschaften in den neuern Zeiten so hoch geschätzet worden. Die Amerikaner hatten durch einen ungefähren Zufall die Kraft dieser Rinde wider die Wechselfieber schon längstens entdecket, solche aber mit großer Sorgfalt, und vielleicht aus Haß gegen die Spanier, viele Jahre über verheelet, bis endlich im Jahre 1638 oder 40 selbige dem Spanischen Stadtrichter zu Lopa, durch einen Indianer bekannt gemachet wurde, welcher durch dieses Mittel die Gemahlin des Vicekönigs, welchen damals der Graf del Cinchon vorstellete, von einem hartnäckigen, dreytägigen Fieber befreyet hat; worauf die Gräfinn einen guten Vorrath von dieser Rinde nach Lima kommen, und daselbst austheilen ließ. Dieses Mittel wurde dazumal der Gräfin Pulver genannt. Darauf übergab dieselbe die Austheilung dieses Pulvers den Jesuiten, und daher ist es unter dem Namen Jesuiterpulver zuerst in Europa bekannt geworden.

Die Rinde ist theils nach den Gegenden, wo der Baum wächst oder sonst gebauet wird, theils nach dem Alter der Stämme und Aeste,

Aeste, von denen man sie schälet, sowohl äußerlich an der Dicke und Farbe, als ihren Bestandtheilen und Wirkungen nach merklich unterschieden. Gemeiniglich ist selbige äußerlich bräunlicht, zuweilen mit etwas Mooß oder Baumflechte bedecket, innerlich mehr röthlich, oder wie Eisenrost gefärbet. Man findet dicke, aber nicht zusammengerollte Stücke, welches gemeiniglich die Rinde vom Stamme ist; andere sind dünne, wie kleine Röhrchen zusammengerollet, und dieses ist die Rinde von den Aesten; auch wird solche in ganz kleinen Stückchen, oder klein zerschnitten, inwendig gelblicht, äußerlich weißlicht gefunden, welches die Rinde der Wurzel seyn soll, und von den Spaniern hochgehalten wird. Diejenige, welche mehr ins rothe fällt, und der Zimmetrinde an Farbe ähnlich ist, und bey dem bittern Geschmacke etwas gewürzhaftes und gelinde zusammenziehendes äußert, ist die beste. Ihr Geruch ist schw..ch, etwas dumpfig und gewürzhaft. Die dicke, starke, holzige, unschmackhafte, oder nur zusammenziehende, auch mit andern bittern Sachen, als Aloe, angemachte Rinde tauget nichts. Die Spanier unterscheiden vielerley Sorten. Es ist aber nicht nöthig, auf dergleichen Acht zu haben, sondern genug, wenn man nach den obigen Kennzeichen die beste wählet. Die sogenannte weibliche China, Quinquina femelle, welche nach Frankreich gebracht worden, und welche dichter und röther als die wahre China, auch von außen weißlicht ist, wurde wegen der schlechten Wirkung im Jahre 1735 in Paris verbothen. Man soll auch die ganze, und nicht die zu Pulver gestoßene, Rinde kaufen, indem letztere öfters verfälschet, der Betrug aber nicht wohl zu entdecken ist. Zuweilen wird die Chinarinde, mit der Cascarille verwechselt, und weil diese wohlfeiler ist, damit verfälschet.

Diese Rinde wird in Pulver, und dieses entweder mit Wasser und Wein, oder in einer Latwerge eingenommen, oder daraus mit Wasser und Wein ein Trank bereitet, oder auch durch Hülfe dieser beyden Auflösungsmittel das Extract, ingleichen ein Syrup bereitet. Es ist aber nicht gleichviel, unter welcher Gestalt dieses Mittel gebrauchet werde. Doch sind die Aerzte selbst unter einander nicht einig, welches die beste Art seyn möchte. Um dieses einigermaaßen zu bestimmen, muß man die Bestandtheile dieser Rinde wissen. Es sind, außer den erdhaften Theilen, viele harzige und gummöse mit einander genau verbunden, und die harzigen sollen, nach Geoffroi Erfahrung, beynahe den vierten Theil der Rinde ausmachen. Ob nun gleich

diese Bestandtheile aufgelöset werden können, bey der Auflösung aber allemal eine gewisse Trennung der Bestandtheile geschieht, so ist wohl nicht zu zweifeln, daß man von der, zu Pulver gestoßenen, Rinde die beste Wirkung hoffen könne. Da jedoch viele Kranke vor diesem einen Abscheu haben, zumal, weil ziemlich viel auf einmal davon zu nehmen ist, so kann man füglich das Pulver mit Hollunder oder einem andern Muße und Syrup vermischen, und daraus eine Latwerge machen, wobey die Kraft der Rinde gänzlich unverändert bleibet. Ob aber die, daraus bereiteten Tränke und Extracte gleiche Kräfte, mithin alle, dieser Rinde eigene, Bestandtheile enthalten, kann man unter andern am besten aus den angestellten Versuchen des Englischen Arztes Perreival abnehmen. S. Neu Hamb. Magaz. 35 St. 464. S. Die, durchs Kochen mit Wasser verfertigten, Tränke, verwirft derselbe gänzlich. Denn obgleich die Rinde kein flüchtiges Wesen ist, so hat sie doch etwas gewürzhaftes in sich, so durch die Hitze des kochenden Wassers nothwendig verloren geht; sie wird also eines ihrer Bestandtheile beraubet, darinnen wahrscheinlich einige ihrer Kräfte liegen. Und eben so werden die gummösen und harzigen Theile von einander getrennet, und bleiben in dem wäßrigen Auflösungsmittel getrennet, daher der Trank ein schlechtes Ansehn und einen widerlichen Geschmack erhält. Aus diesen Gründen will derselbe auch das Extract gar nicht empfehlen. Ueberdieß wird solches leichtlich brandicht, setzet auch gemeiniglich etwas, in Gestalt eines Pulvers, zu Boden, welches verbrannte Theile der Rinde zu seyn scheinen. Da auch die Apotheker nicht allemal die gehörige Sorgfalt dabey beobachten, so ist solches selten ächt und gut zu haben; es wird auch bisweilen mit dem Pulver der Rinde selbst, oder auch mit dem Süßholzsaft verfälschet. Es kann die Rinde ihre Kräfte eben sowohl dem kalten, als warmen Wasser mittheilen, und Herr Perreival glaubet, daß das Aufgießen des kalten Wassers viele Vorzüge vor dem Kochen habe. Die Bestandtheile der Rinde sollen alsdenn unverändert bleiben, und gegen einander diejenigen Verhältnisse behalten, welche sie in der Rinde selbst haben. Die Natur hat die harzigen und gummösen Theile so genau mit einander darinnen verbunden, daß sie mittelst dieser Vereinigung sich in solchen flüßigen Sachen auflösen lassen, mit denen sie sich, wenn sie getrennet sind, nicht vereinigen wollen. Und die Erfahrungen lehren, wie sowohl der Weingeist, als das kalte Wasser mit beyden Arten von Bestandtheilen geschwän-

schwängert sind. Die Tinctur mit Weingeist ist jedoch allemal ein schwaches, oder wird vielmehr um deßwillen ein unwirksames Mittel seyn, weil man wegen der hitzigen Natur des Weingeistes solche nicht in hinreichender Menge geben kann. Bey kalten Naturen, und wo man mit dem Gebrauche lange Zeit anhalten kann, dürfte die, von einigen Engländern gelobte, aus China und Pomeranzenschale mit Franzwein bereitete Tinctur, nützliche Dienste leisten. Die Rinde mit rothen Wein eingeweichet, hat der Engländer und Empiricus Talbot vorzüglich bey den abwechselnden Fiebern gebrauchet, und selbige damit so glücklich curiret, daß Ludwig der XIV. ihm dieses geheime Mittel für eine große Summe Geldes abgekaufet. Und von dieser Zeit an, ohngefähr um das Jahr 1679 ist der, fast ins vergessen gekommene, Gebrauch der Rinde wieder in einiges Ansehn gesetzet worden. Hr. Perreival scheint besonders diejenige Zubereitung zu empfehlen, da man das Pulver der Rinde mit Wasser abreibet, und dadurch die Kräfte dem Wasser mittheilet. Er lobet daher die Erfindung des Hrn. de la Garaye, nach welcher man die wirksamen Bestandtheile der Pflanzen durchs Reiben mit Wasser auflösen, und solches in einem Gefäße, daran eine Art eines Butterstiefels angebracht ist, der vermittelst eines Rades und einer Schnur beständig in einem Creyße beweget wird, bewerkstelligen kann. Nach unsern Erfahrungen ist das Pulver das kräftigste Mittel, indem man bey dieser Rinde auch auf die feinen erdhaften Bestandtheile sehen muß; diesem folget der mit Wein gemachte Trank, und hierauf das Extract, und zuletzt der mit Wasser abgekochte Trank.

Man mag aber diese Rinde geben, auf welche Art man will, so muß man theils in kurzer Zeit eine ziemliche Menge davon gebrauchen, theils solche in kurzen Zwischenräumen verordnen. Man soll alle zwo oder drey Stunden eine bestimmte Menge einnehmen, damit die Wirkung davon gleichsam in einem fortgehe, und ehe die erste Dosis ausgewirket, die andere schon wieder anfangen möge. Wieviel man aber davon auf einmal, oder überhaupt einnehmen müsse, läßt sich nur nach Beschaffenheit der Krankheiten bestimmen. Man kann das Pulver von einem halben bis zwey Quentchen auf einmal nehmen; eine halbe Kanne Wein, auf zwey Loth Pulver gegossen, kann man füglich auf drey oder viermal verbrauchen, und den wäßrigen Trank von zwey Loth Pulver in einem Tage austrinken. Von dem Extracte verordnet man einen

Scrupel täglich drey- auch viermal entweder in Pillengestalt, oder mit Wasser aufgelößt. Bisweilen pfleget man auch den wäßrigen Trank als ein Klystier den Kranken beyzubringen; und man muß zuweilen, wenn die Kranken einen gänzlichen Abscheu für dieses Mittel haben, oder nicht gut schlucken können, dergleichen veranstalten, obgleich die Wirkung davon lange nicht so merklich, als wenn dieses Mittel auf gewöhnliche Art genommen wird.

Diese Rinde wurde ehedem allein gegen die Wechselfieber gebrauchet. Da aber die Aerzte nicht allemal gute Waare erhielten, oder bey der Cur dieser Fieber die übrigen Hülfsmittel nicht gehörig anwendeten, mithin die Kranken zwar das Fieber verloren, nachher aber in andere Krankheiten verfielen, wurde solche von vielen verachtet, und wohl gar für schädlich ausgegeben. In den neuern Zeiten hat man nicht allein die besonders wirksame Kraft gegen die Wechselfieber bestätiget, sondern auch viele andere herrliche Tugenden von derselben wahrgenommen, und daher selbige als ein göttliches Geschenke über alle andere Arzneymittel erhoben. Wenn bey den Wechselfiebern die abführenden, auflösenden und andere, nach Beschaffenheit derselben nöthige, Mittel gebrauchet worden, kann man füglich die Rinde geben, und wenn von einem Fieber-Anfalle bis zum andern die gehörige Menge, z. E. bey einem erwachsenen zwey Loth, gebrauchet werden, wird solches nicht leichtlich wiederkommen, auch keine andere schlimme Zufälle nach sich lassen. Es dienet die Rinde auch als ein Verwahrungsmittel, und man kann, wenn das Fieber acht oder mehrere Tage außengeblieben, den Gebrauch nützlich wiederholen. Nicht allein aber bey diesen Fiebern, sondern auch bey vielen andern Arten, sonderlich den schleichenden, ingleichen den hitzigfaulen, oder mit einem Ausschlage begleiteten Fiebern, und überdies in mancherley andern Krankheiten, vorzüglich wo die natürliche Stärke der festen Theile mangelt, leistet diese Rinde vortrefflichen Nutzen. Sie wird, wie die meisten bittern Arzneyen, den Magen stärken, die Verdauung befördern, die Blähungen treiben, den Leib eröffnen, die Würmer tödten, auch den Abgang des Urins und der monathlichen Reinigung befördern. Vorzüglich ist diejenige Wirkung hochzuschätzen, mit welcher die Rinde aller Fäulniß und dem Brande selbst wiedersteht. Sie wird daher bey allen innerlichen Geschwüren, sonderlich der Lungen, mit dem glücklichsten Erfolge gebrauchet; auch bey äußerlichen Wunden und Geschwüren, um das

gute Eiter zu befördern, innerlich genommen, und bey dem heißen und kalten Brande, es mag solcher von einer innerlichen oder äußerlichen Ursache herrühren, sowohl äußerlich davon Umschläge gemachet, als auch in häufiger Menge, welches hier vorzüglich nöthig, innerlich verordnet. Bey der Gicht und vornehmlich um die neuen Anfälle derselben abzuwenden, hat Sydenham den Gebrauch der China empfohlen, welches wir durch eigene Erfahrungen bestätiget gefunden. Ueberall, wo Kräfte der Natur nachlassen und fehlen, als z. E. bey hitzigen Fiebern, wenn der Puls schwach und zum Austreiben der bößartigen Materie unkräftig ist, wenn andere schwere Krankheiten zwar glücklich überstanden, die Erholung der Kräfte aber nicht erfolgen will, wenn wegen der schwachen Nerven, Krämpfe entstehen, wenn unzeitige Geburten zu befürchten, wenn wegen der schlappen Gefäße die Ausführungen durch den Schweiß, Urin u. s. f. allzuhäufig geschehen, wenn aus eben dieser Ursache Blutspeyen, oder andere Blutstürze erfolgen. In allen diesen und vielen andern Fällen, welche der vernünftige Arzt leichtlich erkennen und bestimmen wird, ist diese Rinde das vortrefflichste Mittel, zumal man selbige in jedem Alter und Geschlechte, bey Kindern, Erwachsenen und alten Leuten, bey Jungfern, Schwangern und Kindbetterinnen sicher gebrauchen kann. Gemeiniglich, sonderlich bey schwachen Personen, wird die Chinarinde anfangs den Leib öffnen, und zuweilen häufige Stuhlgänge verursachen, wodurch man sich aber nicht von dem fernern Gebrauche abhalten, vielmehr dadurch antreiben lassen soll, weiter damit fortzufahren, indem diese, wenn der Körper und sonderlich die Gedärme mehr gestärket worden, von selbst aufhören und die beste Wirkung nach sich lassen.

Den Baum nennen die Indianer in ihrer Sprache den Rauschbaum, wegen der Eigenschaft, die selbiger haben soll, die Fische zu berauschen, oder gleichsam trunken zu machen, wenn man solchen in die Teiche leget.

Die Chinarinde aus den Caraibischen Inseln, welche Hr. von Linné unter dem Namen Cinchona charibaea angeführet, ist in der Murräyschen Ausgabe weggelassen, und angemerket worden, wie selbige zu diesem Geschlechte nicht gehören dürfte. Hr. Jacquin hingegen behauptet, wie solche mit der wahren Chinarinde gänzlich übereinkomme, und nur wegen der einfachen Blumenstiele verschieden sey. Von der Chinarinde ist gänzlich unterschieden

Die Chinawurzel auch Pockenwurzel genannt, Radix Chinae.

Man

Man findet davon zweyerley Arten, welche zwar beyde unter das Geschlecht der Stechwinde gehören, jedoch wegen des gebräuchlichen Namen hier anzuführen sind.

1) Die Morgenländische Chinawurzel, Radix Chinae orient. Smilax China Linn. Die Pflanze hat eine große, feste, knotichte, mit wenigen, aber langen Fäserchen besetzte, äußerlich schwärzliche, oder braunrothe, inwendig weißlichte Wurzel. Die Stängel sind zwar holzig, aber schwach, und müssen gestützet werden, oder kriechen von selbst an andern Sträuchern in die Höhe, am untern Theile braunroth, in gewissen Absätzen knoticht, und die zwischen den Knoten befindlichen Theile wechselsweise ein wenig rückwärts gebogen. An jedem Knoten stehen gemeiniglich zween kleine gebogene Stacheln einander gegen über. Aus den Knoten selbst treibet eine blätterartige Haut, welche breit anfängt, spitziger wird, und sich mit einem Gäbelchen endiget. Und an diesem Orte sitzet auch auf einem kurzen dicken Stiele das ey- oder herzförmige, vorwärts spitzige, glänzende, dunkelgrüne Blatt, an welchem man auf der untern Fläche fünf vorragende Nerven bemerket, davon der mittlere gerad aus, die übrigen gebogen gegen die Spitze laufen. Brown hat derselben nur drey bemerket, und nach Rumphs Beschreibung sind die Blätter vor- und hinterwärts herzförmig, oder sowohl am Anfange, als an dem Ende ausgebogen. Die Blumen kommen aus dem Blattwinkel, sitzen auf röthlichen oder gelben Stielen, und stellen unter sich einen Schirm vor. Ob die Beschaffenheit der grünlichtgelben Blume mit der Stechwinde genau übereinkomme, scheint zweifelhaft zu seyn, indem Rumph Zwitterblumen, und in jeder sechs Blumenblätter, sechs Staubfäden und einen gewundenen Griffel angegeben. Die Frucht ist der Größe und Röthe nach den Kirschen ähnlich, das Fleisch aber trocken und mehlicht; die Saamen sind halbmondförmig. Im Königreiche China wächst die Pflanze häufig an ungebaueten Oertern, zwischen den Steinen und Dornhecken, und von daher ist sie, vornehmlich die Wurzel, nach Ostindien, und weiter nach Europa gebracht worden. Diese, in den Apotheken gebräuchliche, Orientalische Chinawurzel ist dicke, knoticht, schwer und holzicht, hin und wieder beschnitten, abgeputzt, äußerlich braunröthlich oder eisenfärbig, innerlich blaßroth, und wenn sie recht gut ist, mehr bräunlicht, harzig und nicht leicht zu zerbrechen. Sie hat keinen Geruch, und einen erdichten, leicht anziehenden Geschmack. Die leichte, wurmstichige, und bey dem Zer-

schneiden staubige, tauget nichts. Da die Kaufleute die Wurmlöcher zu verkleistern pflegen, soll man bey dem Einkaufe selbige zerbrechen und innerlich besehen; auch sollen sie die Schwere der Wurzel mit Bleyglätte zu vermehren wissen.

Ob solche von den ältern Aerzten gebrauchet worden, ist ungewiß. Ohngefähr um das Jahr 1535. haben die Chinesischen Kaufleute selbige in Ansehen gebracht, und wider die Liebesseuche, die Gicht und viele andere Krankheiten angerühmet. Kaiser Carl der Fünfte soll, wie Vesalius berichtet, an seinem eigenen Körper Versuche damit angestellet haben. Man pfleget solche mit Wasser zu kochen, und den daraus bereiteten Trank zu gebrauchen; verbindet auch gemeiniglich andere Mittel, als die Sassaparille, das Franzosenholz damit, zumal wenn man dergleichen wider die Liebesseuche gebrauchen will; oder verfertiget daraus mit einigem Zusatze von der Cassia lignea eine schwache Ptisane und bedienet sich solcher, statt andern Getränkes, bey verschiedenen Krankheiten. Daß selbige bey der Liebesseuche einigen Nutzen schaffe, ist ganz falsch; daß aber die ächte harzige Wurzel nicht ganz unwirksam sey, wie einige der Neuern vorgegeben, kann man sicher behaupten. Die stockenden Säfte aufzulösen, und ihre Schärfe zu lindern, wird selbige wegen der schleimichten und harzigen Bestandtheile eben so gut als viele andere dergleichen Wurzeln bewerkstelligen können. Da aber Kletten, Gurken und andere ähnliche inländische Wurzeln gleiche Kräfte besitzen, kann man dieser ausländischen, und selten gut zu habenden, füglich ganz entbehren.

2) Die Abendländische Chinawurzel, China Occidentalis, Smilax Pseudochina Linn. Die Wurzel ist länglicht, dicke, knotícht, äußerlich aber mehr braunroth oder schwärzlich, und innerlich röthlicher, als die Orientalische. Sie kömmt sonderlich aus Neuspanien, Peru, Brasilien, wird für schlechter, als die vorige Art gehalten, und kann folglich um desto eher entbehret werden. Die Pflanze, in ihrem Wachsthume überhaupt betrachtet, ist der Morgenländischen Art ähnlich, die Ranken aber haben keine Stacheln, und die Blätter am Stängel sind herzförmig, an den Aesten aber länglicht, alle mit fünf Nerven, oder, nach Browns Beschreibung, gleichfalls nur mit Nerven bezeichnet.

Chinche.

So heißt in Brasilien ein vierfüßiges Thier von der Gattung der Stinkthiere, das ohngefähr so groß ist, wie eine Katze, der es aber sonst nicht ähnlich sieht, indem

dem es in den meisten Stücken einer Jltis gleicht. Es hat einen langen spitzigen Kopf, dessen Oberkiefer über den untern geht, ein bis an die äußern kleinen Augenwinkel aufgerissenes Maul, breite Ohren, die beynahe den menschlichen gleichen, einen runden Rücken, einen ganz platten Unterbauch, kurze Beine und an jedem Fuße fünf Zehen, die mit schwarzen, langen und spitzigen Nägeln versehen sind. Sein Schwanz, welcher eben so lang ist, als der ganze Leib, gleicht einem Fuchsschwanze, und ist mit langen, weißen und ein wenig schwarz durchsprenkelten Haaren besetzet. Das Haar auf dem Rücken ist ebenfalls weiß, an den Seiten aber schwarz oder dunkelgrau und so lang, wie bey unsern Katzen. Der Kopf ist schwarz und hat einen weißen Streif, der von dem Genicke bis an die Nase geht. Dieses Thier hält sich, wie das Kaninchen, in der Erde auf, machet aber nicht so tiefe Höhlen. Es stellet den Vögeln und ihren Eyern nach, die es in seinem Vaterlande ohne große Mühe bekommen kann, weil die meisten Vögel in denselbigen Gegenden, indem es wenig Bäume daselbst giebt, auf der Erde ihre Nester machen. Der Gestank des Chinche ist unleidlich. Der Pater Feuillee versichert, daß er große Mühe gehabt habe, denselben in acht Tagen aus seinen Kleidern heraus zu bringen, ob er sie gleich verschiedenemal gewaschen, durch Wasser gezogen und an der Sonne getrocknet. Man saget, dieser häßliche Geruch käme von dem Urine dieses Thieres, womit es seinen Schwanz befeuchten soll, dessen es sich als eines Wedels bediene, um sein Wasser umher zu sprengen, und durch diesen Gestank seine Verfolger von sich zu entfernen. Man will auch bemerket haben, daß es allemal den Eingang seiner Höhle bepisse, um desto sicherer darinnen wohnen zu können.

Chinchin.

So wird in der Tartarey ein ungeschwänzter Affe genannt, simia syluanus Linn. weil er immer Chinchin zu schreyen pfleget, wie bereits im ersten Theile dieses Neuen Schauplatzes unter dem Artikel Affe, S. 132. angeführet worden ist.

Chinesermütze.

Diesen Namen giebt man einem langgeschwänzten Affen, welcher oben auf dem Kopfe lange Haare hat, die von der Mitten aus nach allen Puncten des Umkreises gerichtet sind, und einer Plattmütze, dergleichen die Chineser tragen, nicht unähnlich sehen. Er gleicht übrigens völlig dem Malbruk, von dem er nur eine Abänderung zu seyn scheint. S. Malbruk.

Chinesermütze wird auch sonst eine Muschel aus der Classe der Patellen oder Schüsselmuscheln, und zwar ebenfalls ihrer Gestalt wegen genannt. In dem Linnäischen System heißt sie patella chinensis. Sie hat eine glatte, milchweiße, beynahe kegelförmige Schale, die am innern Rande mit einer Art von Lippe versehen, und nur einen Daumen breit ist. Bey einigen Muscheln dieser Art findet man auch pomeranzenfärbige Wellen. Man erhält diese Chinesermützen von den canarischen Inseln u. aus dem mittelländischen Meere.

Chiri.

S. Manguste.

Chironie.

Chiron, gemeiniglich mit dem Zunamen Centaurus, wird von einigen für den Erfinder der Arzneykunst, oder doch wenigstens der Arzneymittel aus dem Pflanzenreiche gehalten. Wer selbiger aber eigentlich gewesen, und ob nicht mehrere diesen Namen geführet, läßt sich nicht bestimmen. Der Kelch ist fünffach getheilet; das radförmige Blumenblatt verbreitet sich in fünf eyförmige Einschnitte; die fünf großen, gegen einander gerichteten Staubbeutel winden sich schneckenförmig, wenn das Pulver davon geflogen; der unterwärts gebogene Griffel trägt einen aufgerichteten, köpfigen Staubweg. Die Frucht ist bey einigen Arten trocken, bey andern saftig, allemal zweyfächericht, und enthält viele kleine Saamen. Selten wird man in hiesigen Gärten eine Art antreffen.

Chocoladenuß.

S. Cacao.

Chondrille.

Wir wollen nur die binsenartige, Chondrilla iuncea Linn. beschreiben, indem die andern Arten selten vorkommen. Sie wächst um die Aecker. Die jährige Wurzel treibt einfache, zarte, unterwärts röthlich gestreifte, haarichte, oberwärts klebrichte Stängel, und federartige Blätter. Die am Stängel befindlichen, und denselben umfassende Blätter sind schmal, pfeilförmig, unzertheilt, am Rande und hinterwärts auf der Ribbe mit weißlichen Haaren besetzet. Im Heumonathe zeigen sich seitwärts an dem Stängel platt ansitzende kleine gelbe Blumen, diese gehören zu den zusammengesetzten. Der gemeinschaftliche walzenförmige Kelch ist gestreifet, mit schwarzen Flecken und diese mit weißen Haaren besetzet und unterwärts mit einigen kleinern Blättchen umgeben. Alle Blümchen sind zungenförmig und Zwitter, mit einem verwachsenen Staubbeutel und Griffel; das Blumenbette ist nackend, und die

rauhen Saamen tragen eine gestielte Haarkrone.

Christauge.

Oculus Christi pflegen die Gärtner eine Pflanze zu nennen, welche von den neuern Schriftstellern mit verschiedenen Namen beleget wird; und da noch ungewiß, ob selbige zu dem Habichtskraute, oder Grundfeste, Crepis, nach dem Hrn. von Linné, oder zu der Hyoseris, nach Hrn. Zinn, zu rechnen, oder vielmehr, nach Hrn. v. Hallers Meynung, ein eigenes Geschlecht ausmache, und solches mit Böhmern Swertia genannt werden könne, wollen wir selbige hier besonders anführen. Diese Pflanze, Crepis barbata Linn. hat eine dünne, fäserichte Wurzel; die Stängel wachsen etwa einen Fuß hoch, und wenn sie bey gutem Wachsthum länger werden, legen sie sich auf die Erde; die treiben mehr oder weniger Aeste, welche dünne anfangen, und im Fortgange dicker werden, und deren immer einer aus dem andern hervortreibt. An den Stängeln und Aesten sitzen wenige, schmale, lanzenförmige, am Rande hin und wieder mit kleinen Zähnen besetzte, eben nicht rauche, doch haaricht anzufühlende Blätter. Die Blumen stehen einzeln, gemeiniglich an den Enden der Zweige, bisweilen auch seitwärts, doch so, daß bey derselben ein neuer Zweig hervorbricht. Jede Blüthe umgiebt eine besondere Einwickelung, welche aus vielen, ganz schmalen, langen, gebogenen und ausgebreiteten Blättchen besteht. Die Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches sind gleichsam in Reihen gestellet, und die vielen davon umschlossenen Blümchen alle zungenförmig und alle Zwitter, die äußerlichen gelb, am untern Theile purpurfärbig, die in der Mitte aber durchgehends dunkel purpurfärbig. Das Blumenblatt ist nackend und die länglicht runden Saamen zeigen nicht einerley Beschaffenheit. Die in der Mitte gestellten sind mit einem blauen haarichten Rande gekrönet, aus welchem einige fingerlange Blättchen oder Grannen in die Höhe steigen; die äußerlichen haben dergleichen Zierrath nicht, wenigstens fehlen bey diesen die Grannen. Um den Vesuv und in Sicilien am sandigen Meerstrande wächst diese Pflanze wild; in unsern Gärten wird selbige jährlich aus den Saamen erzogen, welchen man auf das Mistbeet aussäet, die Pflanzen gehörig versetzet und fleißig begießt, da sie den ganzen Sommer über blühen, auch reifen Saamen tragen wird. Die besonders gefärbten Blumen sind eine Zierde in den Gärten.

Christdorn.

Jüdendorn, Stechdorn, Spina Christi, Paliurus, machet beym Tour-

Tournefort ein eigenes Geschlecht aus, welches auch füglich beybehalten werden kann, obgleich Hr. von Linné solches mit dem Creuzbeerstrauche vereiniget, und diesen Baum Rhamnus Paliurus genannt hat. Es muß dieser nicht mit einem andern verwechselt werden, welcher bey diesem Schriftsteller unter dem Namen Rhamnus Spina Christi vorkömmt, und von Hasselquisten im gelobten Lande entdecket worden. Den letztern könnte man vielleicht eher für denjenigen halten, dessen man sich bey der Creutzigung Christi bedienet habe; denn obgleich unser Baum daher seine Benennung erhalten, so ist doch gewiß, daß selbiger in dem gelobten Lande nicht anzutreffen ist. Er wächst in Portugall, Spanien, dem südlichen Frankreiche und Italien, auch im Herzogthume Crain; dauert lange, blühet zeitig, wächst ziemlich hoch, und treibt viele Aeste. Die kurzgestielten, dunkelgrünen, glänzenden Blätter stehen wechselsweise an den Aesten, sind länglichtrund, am Ende zugespitzet, etwa einen Zoll lang und am Rande völlig ganz. Unter dem Blattstiele stehen zween Stacheln, davon der eine kleiner und etwas zurückgebogen, der andere aber länger, stärker und vorwärts gerichtet ist. Die Blumen erscheinen im Juni und Juli zwischen den Blätterstielen und Stacheln, und auf einem gemeinschaftlichen Stiele sitzen zwo bis acht Blumen. Der kleine, auswärts grünlichte, inwendig gelbe Kelch hat fünf ausgebreitete Einschnitte, deren jeder in der Mitte durch eine kleine Erhebung sich in zween Theile theilet. Die fünf schuppenförmigen, kleinen, zwischen den Kelcheinschnitten angebrachten Blumenblättchen sind ebenfalls gelb. In der Mitte sieht man fünf Staubfäden und drey Griffel. Die Frucht stellet gleichsam einen runden platten Hut vor, und hat daher in Frankreich den Namen Porte-chapeau erhalten. Man kann selbige füglich eine trockene Beere nennen, welche mit einem häutigen, gelblicht grünen Rande eingefasset ist. Sie hat drey Fächer und in jedem einen rundlichen Saamen. Man zieht denselben in unsern Gärten mehr wegen des Namens, als der Schönheit oder einiges Nutzens; doch sollen, nach Bomars Berichte, die Wurzeln, Aeste und Blätter mit Wasser abgekochet, den Durchfall stillen, die Früchte aber den Urin treiben und den Auswurf bey dem trockenen Husten befördern. Die urintreibende Kraft findet man schon bey den alten Schriftstellern angemerket. Da die Erfahrung dergleichen Wirkung nicht bestätiget, ist es ganz aus der Mode gekommen. Die Vermehrung geschieht durch Saamen und Ableger. Der Baum liebet mehr

trockenes,

trockenes, als feuchtes Erdreich; im freyen Lande dauert derselbe selten, wenigstens muß er im Winter wohl bedecket werden, daher man solchen lieber in Gefäßen hält, und gegen den Herbst, wenn die Blätter abgefallen, in ein Glashaus oder Keller bringt. In Italien und Frankreich zieht man niedrige Hecken davon.

Christdorn, S. auch Stechpalme.

Christophskraut.

Christophskraut, oder Christopfwurzel, Schwarzkraut, und, nach Hr. Planern Schwarzwurzel genannt, Christophoriana Tourn. Actaea Linn. Der Kelch besteht aus vier rundlichen, vertieften, abfallenden Blättchen; die vier Blumenblätter sind größer und an beyden Enden spitzig; die vielen, dünnen Staubfäden werden nach oben zu etwas stärker; auf dem eyförmigen Fruchtkeim sitzet der schief niederwärts gedrückte Staubweg, fast ohne Griffel; die rundliche Beere enthält viele halbzirkelförmige Saamen. Diejenige Art, welche Cimici fuga genennet worden, hat Hr. von Linne in den neusten Schriften von diesem Geschlecht abgesondert, und als ein eigenes angenommen; wir werden solche auch unter dem Namen Wanzentöder anführen, und hier nur zwo Arten beschreiben.

1) Das kurzjährige Christophskraut, Aconitum bacciferum, Actaea spicata L. Die schwarze, dicke, fäßerichte Wurzel treibet einen niedrigen, etwan einen Fuß hohen, ästigen, und mit Gelenken versehenen Stängel. Die glänzenden Blätter ruhen auf langen Stielen, sind groß, und im ganzen betrachtet, dreyeckicht, aber aus vielen Blättchen zusammengesetzet; die Hauptribbe theilet sich verschiedenemal in Aeste, und an jedem Aestchen hangen drey Blättchen, welche länglicht, spitzig, eingekerbet sind, und davon das mittelste in Lappen zerschnitten ist. Der gemeinschaftliche, nackende Blumenstiel, welcher über den Blättern entspringet, trägt viele kleine, weißliche Blumen, welche einen kurzen Strauß, oder ästige Aehre vorstellen. Die Beere ist zuweilen schwarz, zuweilen auch weiß; daher haben einige Schriftsteller zwo Arten beschrieben, Hr. von Linne aber vereiniget billig das schwarze und weiße Christophskraut mit einander. Hr. von Linne hält die Pflanze für giftig. Herr Spielmann aber in seiner Streitschrift de vegetabilibus venenatis hat selbige für unschuldig ausgegeben, und Hr. Sauvages in den Schriften der Pariser Akademie vom Jahre 1739 führet ein Exempel an, da ein unwissender Apotheker aus den Beeren einen

nen Extract gefertiget und solches statt des Extracts von der schwarzen Niesewurzel einem Mädchen zu zwölf Gran eingegeben, worauf keine schlimme Wirkung erfolget. Aeußerlich dienet die Pflanze die Krätze und Raude zu vertreiben, und das Gewürme zu tödten, wenn man sich damit bähet, oder solche unter andere Salben mischet. Der Saft der Beere, mit Alaun gekochet, giebt eine schwarze Farbe. Die schwarze Spielart wächst in den Europäischen, die weiße aber nur in den Amerikanischen Wäldern. Bey uns zieht man die erstere in den Gärten, im freyen Lande, sie blühet im May, trägt reife Beeren, und läßt sich durch die dauerhafte Wurzel leichtlich vermehren.

2) Das langährige Christophskraut. Actaea racemosa L. Ist der vorigen Art fast ähnlich, wächst aber höher, und der gemeinschaftliche Blumenstiel ist sehr lang, unterwärts nackend, und am obern Theile mit vielen, kurz aufsitzenden, weißen Blumen gänzlich bedecket, so daß selbige eine wirkliche Aehre, öfters einer Spannen lang, abbilden. Die Blumenblätter sind ganz klein, vertiefet, unterwärts gleichsam gestielt, und oberwärts mit einer haarförmigen Spitze geendiget; die Anzahl derselben ist gemeiniglich größer, als der Kelchblättchen. Die Frucht ist nicht sowohl saftig, als trocken und lederartig, auch nur einfächericht. Die Wurzel und die daraus bereitete Essenz sind zwar heftige Arzneyen, doch berichtet Colden, wie die Wurzel, als ein Umschlag gebrauchet, zu Zertheilung der größten Verhärtungen von den Canadensern nützlich gebrauchet werde, auch die Essenz von einem Einwohner nicht nur ohne Schaden, sondern vielmehr mit Nutzen gebrauchet worden, als denselben auf einmal eine große Mattigkeit mit kaltem Schweiße überfallen; daher diese Pflanze nähere Untersuchung verdienet, welches um desto eher geschehn kann, da selbige aus Virginien und Canada zu uns gebracht, und nunmehr in den Gärten, ohne viele Mühe, erzogen worden. Sie dauert füglich im freyen Lande, blühet im Juli, und die lange, weiße Aehre ergötzet das Auge, bringt aber selten reifen Saamen; doch kann die Vermehrung durch die Theilung der Wurzel geschehen.

Christwurzel.

S. Niesewurzel.

Chrysant.

Diesen Namen giebt man einer Gattung von Harfenschnecken. S. Davidsharfe.

Chrysoberill.

Chrysoberillus, ist ein durchsichtiger

tiger bleich gelbgrüner Stein: Wallerius Mineralog. S. 158. zählet denselben zu den Chrysolitharten, und vorzüglich zu derjenigen Classe, wohin er den Chrysopras rechnet. Es ist allerdings zwischen diesen Steinen kein sonderlicher Unterschied.

Chrysocolla.

S. Borax.

Chrysocolla Agricolä.

S. Kupfergrün.

Chrysogonum.

Chrysogonum L. Dieses Geschlecht gehört zu den zusammengesetzten Blumen. Der gemeinschaftliche ausgebreitete Kelch besteht aus fünf Blättchen, wie denn auch nur fünf zungenförmige, weibliche Blümchen den Rand ausmachen, in der Mitte aber viele trichterförmige Zwitterblümchen stehen. Diese sind unfruchtbar und tragen keine Saamen; bey den weiblichen aber ist der Fruchtkeim mit einem besondern vierblättrigen Kelche umgeben, und verwandelt sich in einen herzförmigen, mit einer dreyspaltigen Schuppe gekrönten Saamen. Das Blumenbette ist mit Spelzen besetzet, und deswegen hat Hr. Planer dieses Geschlecht Spelzerich genannt. Da es aber mehrere giebt, welche dergleichen Blumenbette haben, so ist dieser Name nicht füglich anzunehmen. Die bekannte Art wächst in Virginien, und läßt sich durch die langen Blätterstiele leicht erkennen.

Chrysolith.

Chrysolithus, ist ein durchsichtiger Stein von gelblichtgrüner Farbe. Cronstedt Mineralog. S. 51. zählet denselben unter die Topasarten. Es wird auch derselbe im gemeinen Leben Goldstein genannt, vermuthlich deswegen, weil er außer der grünen Farbe auch in das Gelbe spielet. Im Feuer verliert er seine Farbe, ist übrigens weich, so, daß er sich feilen läßt. Es wird derselbe zu Brillanten und Dicksteinen geschliffen; das Schleifen muß aber, weil der Stein weich ist, auf einer Bleyscheibe mit Schmirgel geschehen. Er wird im Morgenlande und auch in Deutschland, vorzüglich in Böhmen und Schlesien gefunden. Der Böhmische hat oft fast gleichen Glanz, aber nicht die Härte, wie der Morgenländische. Durch die Kunst kann man dergleichen Flüsse bereiten, die den wahren sehr nahe kommen.

Chrysopras.

Chrysoprasius, ist ein durchsichtiger Stein von einer grünen Farbe mit Gelben vermischet. Cronstedt Mineral. S. 51. rechnet

net ihn unter die Topasarten, und glaubet, daß er vielleicht die Mutter der Chrysolithen sey. Waller. Mineralog. S. 157. hält ihn für eine Chrysolithart, eben so wie den Chrysoberyll, welcher eine bleiche, gelbgrüne Farbe hat. Es ist wohl kein Zweifel, daß diese Steine nicht sehr von einander unterschieden sind. Man bringt den Chrysopras, wie den Chrysolith, aus dem Morgenlande, und findet ihn auch in Deutschland, vorzüglich in Böhmen, Schlesien und andern deutschen Ländern.

Cibeben.

S. Weinstock.

Cichorie.

Cichorium. Da der lateinische Name auch im Deutschen ganz bekannt ist, haben wir solchen beybehalten, sonst kann man auch Wegwart oder Hindläufte, als den Geschlechtsnamen annehmen. Die Blume gehöret zu den zusammengesetzten. Der gemeinschaftliche Kelch zeiget acht schmale, spitzige, gleich große Schuppen, welche demselben eine walzenförmige Gestalt geben, und auf diesen liegen fünf andere kleinere. Die Blümchen sind alle Zwitter und von einerley Beschaffenheit, nämlich zungenförmig, am Ende abgestutzt und fünffach eingekerbet, mit fünf in einer Röhre vereinigten Staubbeuteln, und einem Griffel mit doppelten auswärts gebogenen Staubwege. Jedes Blümchen giebt einen eckichten Saamen, dessen Spitze mit einem kleinen, fünffach gezackten Rande gezieret ist; das Blumenbette ist mit Spelzen besetzet, und der Kelch zieht sich oberwärts enger zusammen, und umschließt die Saamen.

1) Die gemeine Cichorie, Hindläufte, Wegwart, Weglüg, Sonnenwendel, Sonnenkraut, verfluchte Jungfrau, Cichorium sylvestre und domesticum, Cichorium Intybus L. Diese Pflanze erhält durch die Wartung, sonderlich in Ansehung der Blätter, eine veränderte Gestalt, und die innerliche Beschaffenheit ist bey der im Garten erzogenen, gleichfalls anders, als bey der wildwachsenden. Doch entsteht jene aus dieser, und beyde machen nur eine Art aus. Die dicke, äußerlich braune Wurzel bringt anfangs kleinere, hernach, sonderlich wenn die Pflanze in einem guten Erdreiche steht, größere und saftigere Blätter hervor, welche der Länge nach in viele eingekerbte, fast dreyeckige Einschnitte getheilet sind, davon der äußerste der größte ist. Die Größe dieser Blätter wird, wenn der Stängel in die Höhe schießt, dermaßen vermindert, daß die obern ganz schmal und ohne Einschnitte, sondern nur am Rande mit kleinen

nen Zähnen besetzet sind. Aus den Winkeln der wechselsweise gestellten und platt ansitzenden Blätter kommen unten an dem aufrechtstehenden, ohngefähr zween Fuß hohen Stängel, Aeste, oben aber nur Blumen hervor, deren viele anfangs bey einander stehn, nachher sich mehr von einander trennen, doch so, daß allemal zwo derselben an einem Orte, seitwärts am Stängel und Aesten platt aufsitzen. Die Blumen sind alle blau gefärbet; selten findet man die Spielart mit weißen Blumen. Die äußerlichen Kelchblättchen sind am Rande mit zarten Haaren besetzet. Die Gartencichorie treibt einen viel höhern Stängel, hat eine dickere und innerlich weißere Wurzel, und tiefere, gleichsam stachelförmige Einschnitte an den Blättern.

An den jungen Pflanzen enthalten die Wurzel, Stängel und Blätter einen milchichten Saft, welcher bey den wildwachsenden ungemein bitter schmecket, hingegen weniger bitter und mehr schleimicht ist, wenn solche in dem Garten erzogen worden. Und in diesem bittern Wesen liegt die vornehmste Kraft dieser Wurzel; daher man auch diese lieber von der wildwachsenden als Gartencichorie gebrauchen soll. Sie besitzt eine kräftige, auflösende, zertheilende und stärkende Eigenschaft; dienet daher bey Verstopfung der Leber und übrigen Eingeweide, bey verschleimten Geblüthe und zähen Säften, bey geschwächten Verdauungskräften, und allen davon abstammenden Krankheiten, der Milz-Gelb- und Bleichsucht, u. s. f. Man bedienet sich der getrockneten Wurzel in Tränken. Kräftiger ist die frische Wurzel und der ausgepreßte Saft, welcher mit Molken einige Wochen getrunken, gleichsam den ganzen Körper erneuert, und von allen kränklichen Zufällen befreyet. Die mit Zucker überzogene Wurzel ist auch nützlich, das abgezogene Wasser aber, ob solches gleich ehedem geachtet wurde, können wir eben sowohl, als den Saamen entbehren. Besser ist noch der Syrup; doch empfiehlt sich der mit Rhabarber versetzte, Syr. de Cichorio cum Rhabarbaro, mehr als der einfache, obgleich die Wirkung fast allein von der Rhabarber herzuleiten, und wegen der gelinde abführenden Eigenschaft bey den neugebohrnen Kindern, fast durchgehends gebrauchet wird. Die Gartencichorienwurzel pfleget man auch als Sallat zu essen, und wie ein ander Zugemüse mit Fleisch abzukochen. Diese leicht zu verdauende Speise ist sonderlich allen hypochondrischen, hectischen, auch solchen Körpern zu empfehlen, welche nach großen überstandenen Krankheiten neue Kräfte sammeln sollen.

sollen. Doch wollen wir nicht mit Hr. D. Rödder, S. dessen Beschreibung vom Driburgischen Brunnen, behaupten, daß keiner an der Schwindsucht sterben werde, welcher wenigstens täglich einmal Eichorienwurzel ißt. Selbige kann noch einen andern, und mehr ausgebreiteten Nutzen haben. Es ist bekannt, daß man schon seit vielen Jahren verschiedene Arten Pflanzen, und sonderlich Saamen, als Roggen, Erbsen, Welschenüsse, Erdäpfel und dergleichen, statt des ausländischen Caffees zu gebrauchen, angefangen, und jetzo noch mehr, als sonst darauf bedacht gewesen, wie man eine solche ausfindig machen möchte, welche geröstet und mit Wasser abgekocht ein Getränke gäbe, so dem Geschmacke nach dem Caffee gleichkomme, und bessere Kräfte als dieser besitze. Und unter allen schicket sich keine Pflanze besser hierzu, als die Eichorienwurzel. Die meisten von den inländischen Caffeearten haben keinen, oder nur einen schlechten Geschmack, und mit dem wahren Caffee weiter nichts ähnliches als die Farbe, welche durch das Brennen hervorgebracht wird; folglich sind sie keiner Achtung würdig; hingegen kömmt die Eichorie, sonderlich die im Garten gebauete, wegen ihrer angenehmen Bitterkeit, dem ächten Caffee viel näher, und wenn alles gehörig zubereitet worden, ist dieser Trank dem wahren Caffee so ähnlich, daß man selbigen nicht leicht unterscheiden wird, wenn man anders nicht schon Wissenschaft davon hat. Noch unmerklicher ist die Verschiedenheit, wenn man mit gebrannter Eichorienwurzel etwas Caffeebohnen vermenget, oder mit dem Tranke selbst Milch vermischet. Ob dieser Eichoriencaffee besser und der Gesundheit zuträglicher sey, läßt sich gar leicht einsehn. Das erhitzende, und Wallung des Geblütes verursachende Oel, wird sich in diesem nicht, oder doch in viel weniger Menge zeigen, und die Nerven davon auf keine Weise leiden, vielmehr die vorher erwähnten Kräfte dieser Wurzel, auch auf solche Weise zubereitet, sich noch äußern. Daher hat man auch in Braunschweig und andern Orten sich angelegen seyn lassen, dergleichen inländischen Caffee einzuführen, und allgemeiner zu machen, und die Hoffnung ist nicht fehlgeschlagen. Vielleicht wird endlich dadurch, zumal bey jetzigen elenden Zeiten, der ausländische Caffee ganz vertrieben. Um dergleichen Trank zu bereiten, nimmt man die im Frühjahre ausgegrabenen Wurzeln, zerschneidet sie entweder gleich in kleine Würfel und läßt solche trocknen, oder trocknet die ganze Wurzel und zerschneidet sie alsdenn. Man röstet

stet solche wie den Caffee, nur mit etwas mehr Vorsicht, indem sie leicht verbrennen. Hierauf werden sie gestoßen oder gemahlen; wobey zu merken, daß dieses letztere alsobald nach dem Rösten geschehen müsse, indem sonst die geröstete Wurzel leichtlich Feuchtigkeiten an sich zieht, und dadurch pelzicht und zum Mahlen untüchtig wird. Bey dem Kochen verfährt man, wie gewöhnlich, doch soll solches etwas länger dauern, auch der Trank einige Zeit nachher stille stehen bleiben, damit sich das Pulver gehörig setzen könne. Von einem Pfunde frischer Eichorienwurzel bleibt nur ein Viertel Pfund gebrannte übrig.

Der Anbau dieser Wurzel ist nicht mühsam. Sie erfodert jedoch ein frisches, gutes, mit kurzen verweseten Miste wohl gedüngtes, auch mürbes, tief gegrabenes Erdreich, damit sie wohl unter sich greifen könne. Die Aussaat geschieht im Frühjahre, doch eben nicht gar zeitig, weil sonst gegen den Herbst die Pflanzen in die Höhe schießen, da doch selbige erst künftiges Jahr solches thun sollen, und die Wurzel, wenn der Stängel getrieben, viel Kraft verlieren. Der Saame soll nicht dicke, sondern lieber weitläuftig ausgestreuet werden, damit die Wurzeln Raum genug haben, sich auszubreiten. Stehen die jungen Pflanzen zu dicke, muß man welche davon ausziehen, um den andern Platz zu verschaffen. Sie wollen wenigstens fünf bis sechs Zoll von einander stehen. Das Versetzen der jungen Pflanzen ist nicht vortheilhaft; man erlanget dadurch nur kurze knollichte Wurzeln. Den Sommer über soll man selbige vom Unkraute rein halten. Im Herbste gräbt man die Wurzeln zum Gebrauche aus, und läßt nur so viel davon stehen, als man künftiges Jahr zum Saamen brauchet. Man kann die Wurzeln, wie viele andere dergleichen, auch den Winter über frisch erhalten, und im Keller im Sande verwahren, wobey man zugleich den Vortheil ziehen kann, daß wenn ihre Herzen oder Keime außer dem Sande zu stehen kommen, sie im Winter Blätter treiben, so einen guten Sallat abgeben, welcher eben so gut, als die Winterendivien schmecket; wobey jedoch zu merken, daß die im Keller gewachsenen Blätter, wenn sie nicht völlig gelb geworden sind, sondern noch etwas grünliches zeigen, auch noch einen bitterlichen Geschmack äußern. Wie man die Wurzeln mit Sand in ein Faß, welches mit vielen Löchern durchbohret worden, einlegen, und dadurch beständig im Winter genugsame Blätter erhalten könne, lehret Reicharts Land- und Gartenschatz 3 Theil S. 180. und Grotians Calender 3 Theil S. 20. Der Saame fängt gemeiniglich

meiniglich im folgenden Jahre in der Mitte des Herbstmonats zu reifen an, und da die Vögel solchen begierig nachtrachten, soll man ihn, sobald er zur Reife gelanget, mit den Stängeln abschneiden, an einem luftigen Orte abtrocknen, und alsdenn ausklopfen. Er bleibt wohl vier Jahre zum Gebrauche tüchtig. Da die Endivien eine wahre, und nur wenig von den vorigen unterschiedene Art der Eichorie ist, wollen wir solche auch hier anführen; wir nennen solche

2) Die Endiviencichorie, Andivgensallat, Scariot, Leberdistel, Gänsezunge, Endiuia, Scariola, Intybus satiua, Cichorium Endiuia Linn. Die Aehnlichkeit dieser mit der vorigen Pflanze ist so groß, daß man zweifeln könnte, ob es wirklich verschiedene Arten wären, oder ob nicht vielmehr diese für eine Spielart der gemeinen Eichorie zu halten sey, zumal die Blätter sich gar leicht zu verändern, und in Ansehung der Breite und des verschiedentlich gezackten Randes zu spielen pflegen. Das die Blätter in einem guten fetten Boden krausicht werden, ist bekannt, daher die Endiuia crispa wieder eine neue Spielart ist. Der Hauptunterschied von der gemeinen Eichorie besteht vorzüglich in den untersten Blättern, welche nicht so tief zerschnitten, sondern nur eingekerbet sind, und den Blumen, deren nicht zwo bey einander, sondern einzeln stehen, auch nicht glatt aufsitzen, sondern einen Stiel haben. Das eigentliche Vaterland ist unbekannt. Sie wird in unsern Gärten häufig erzogen, und sonderlich die Blätter zu Sallaten genutzet, sie können auch gekochet zur Speise dienen. Die Kräfte kommen mit der Eichorie wohl einigermaßen überein, sind aber viel schwächer, daher man lieber jene zum Arzneygebrauche erwählen soll. Die Endiviencichorie scheint nur ein Sommergewächs zu seyn; wenn man daher zu Anfange des Aprils den Saamen aussäet, und die aufgeschlagenen durchzieht, so daß auf eine Weite von acht bis zwölf Zoll nur eine Pflanze stehen bleibt, so treiben diese in kurzer Zeit Stängel, und geben dieses Jahr noch reifen Saamen. Man bedienet sich aber dieses Saamensbaues nur im Nothfalle. Es giebt einen andern und nützlichern Weg zu den Saamen zu gelangen. Es hat nämlich die Pflanze eine solche Eigenschaft, daß sie erst im zweyten Jahre Saamen trägt, wenn man damit gehörig umgeht, und die Wurzel den Winter über nicht in der Erde läßt, woselbst sie allemal verfaulet, sondern zu dieser Zeit im Keller oder einem andern trockenen Orte aufbewahret, und im Frühjahre wieder in die Erde setzet. Der Saame soll gegen

gen sechs Jahr gut bleiben. Man pfleget den Saamen gegen Johannis auszusäen, und zwar auf ein wohlgegrabenes, zubereitetes und gedüngtes Beet; bey trockenem Wetter ist die Saat fleißig zu begießen, und wenn die Pflanzen zu wachsen beginnen, werden solche durchzogen, damit sie nicht zu dicht bey einander stehen. Man kann auch solche, wenn sie ohngefähr das sechste Blatt erlanget, verpflanzen, und zuvor die Wurzel und Blätter ein wenig verstutzen, und in der Weite eines Schuhes von einander setzen. Man nutzet dergleichen Pflanzen sowohl im Sommer als Winter zu Sallaten. Ersteres geschieht, indem man den inwendigen Blättern des Stockes eine gelblichte Farbe giebt, oder wie man zu reden pfleget, abweißet oder abbleichet; man könnte dieses besser das Abgelben nennen. Um dieses zu erlangen, bindet man die Blätter, wenn sich solche auf dem Erdboden gut ausgebreitet haben, oben, doch nicht allzufeste, bey trocknem Wetter zusammen, wodurch die inwendig liegenden in kurzer Zeit gelb, und zum Gebrauche angenehmer werden. Einige pflegen auch die eingebundenen Pflanzen, bis an den obern Theil mit Erde zu bedecken, oder auf diese Pflanzen leere Gartentöpfe zu stürzen, und über diese warmen Pferdemist zu legen, wodurch das Abweisen noch mehr befördert wird. Man giebt sich aber auch Mühe die Endivien in dem späten Herbst und Winter zu nutzen; gräbet daher bey trockner Witterung die Pflanzen aus, bringt solche in den Keller oder Gewächshaus, und setzet sie in Sand oder Erde wiederum ein. Noch besser soll es seyn, wenn die ausgegrabenen und abgeputzten Pflanzen an einem trocknen Orte einige Zeit verwahret, und hernach erst in den Sand gesetzet werden. Man kann sie den ganzen Winter außer der Erde liegen lassen, und immer nach Gefallen welche davon in Sand setzen, oder im Frühjahre wieder in die Erde pflanzen; sie werden immer noch grün, und zum fernern Wachsen tüchtig seyn.

3) Die stachlichte Cichorie, Cichorium spinosum L. wächst auf sandigen Hügeln am Meere, auf der Insel Creta und Sicilien. Die Pflanze bleibt ganz niedrig, und erreichet selten die Höhe eines Fußes, treibt viele dicht bey einander stehende, zweyspaltige Aeste, welche mit grünen Stacheln besetzet sind. Die Blätter, sonderlich an den Aesten, sind ganz schmal und eingeschnitten, und am Winkel derselben sitzen die einzeln blauen Blumen platt auf. Diese Art dauert in unsern Gärten viele Jahre, bleibt Sommer und Winter über grün, blühet häufig,

häufig, trägt aber selten reifen Saamen; doch kann die Vermehrung durch Zweige geschehn. Sie verlanget keine besondere Wartung, nur müssen die Scherbel, worinnen sie steht, im Winter im Glashause aufbewahret werden.

Cikaden.

S. Heuschreckengrillen.

Cikal.

S. Jackal.

Cirquinchum.

Ein Amerikanisches vierfüßiges Thier aus der Classe der Tatu oder Panzerthiere, das auch von einigen Schriftstellern Tatuwiesel genannt wird, weil sein Kopf fast eben so, wie der Kopf der Wiesel gebildet ist. Eine genauere Beschreibung dieses Thieres, dessen Panzer aus achtzehn Reifen oder Gürteln besteht, ist schon im ersten Theile, unter dem Artikel Armadill S. 386. gegeben worden.

Cistenrößlein.

Felsenrosen, Cistus. Bey diesem Pflanzengeschlechte besteht der Kelch aus fünf rundlichen, vertieften Blättchen, davon zwey kleiner als die übrigen, auch einigermaßen mehr unterwärts gestellet sind. Die fünf Blumenblätter sind viel größer, weniger vertieft, ausgebreitet und rundlich, die vielen zarten Staubfäden aber kürzer. Der einfache Griffel trägt einen platten tellerförmigen Staubweg. Das rundliche, mit dem Kelch bedeckte, trockne Saamenbehältniß enthält viele kleine Saamen. Hr. von Linné vereiniget mit diesem den Sonnengünsel, Helianthemum; da aber bey diesem das Saamenbehältniß nur einfächericht ist, und sich mit drey Klappen öffnet, hingegen bey dem Cistenröslein nur fünf und zehn Fächer zeiget, könnte man wohl diese zwey Geschlechter beybehalten. Wie denn auch hier nur die wahren Arten des Cistenröslein angeführet werden; wobey jedoch zu merken, daß solche schwer zu bestimmen, und noch nicht genugsam von einander unterschieden sind.

1) Das Ladanum bringende Cistenröslein, Cistus ladaniferus Linn, wächst auf den Hügeln in Portugal und Spanien, ist ein baumartiger Strauch, welcher öfters Mannshöhe erreichet, und viele holzige Aeste treibt. Die jungen Aeste und Blätter sind mit einem fetten, zähen, glänzenden Safte ganz überzogen, und können an diesem Glanze von weiten schon erkannt werden, wie denn auch der Geruch davon sich nach Celsius Berichte viele Meilen verbreiten soll. Die lanzenförmigen Blätter stehen einander gegen über, sind oberwärts dunkelgrün und glatt, unterwärts weißlich, und umgeben

umgeben, durch die untenher verwachsenen Stiele, die Aeste, als mit einer Scheide; die Blätteransätze fehlen bey dieser Art. Die Blumen stellen unter sich einen Schirm vor, und die Blumenblätter sind groß, ganz weiß, jedoch gemeiniglich an dem hintern Ende mit einem violet, oder dunkelpurpurfärbigen Flecke bezeichnet. Der Staubweg sitzet auf dem Fruchtkeime ohne Griffel auf.

2) Das Cretische Cistenrößlein, Cistus Creticus L. wächst in Creta und Syrien, ist auch ein baumartiger Strauch, ein oder zween Fuß hoch; die jungen Zweige sind haaricht und weißlicht grün. Die Blätteransätze mangeln gleichfalls, die Blätterstiele aber sind unter sich nicht in eine Scheide verwachsen, und die Blätter selbst spatenenförmig, rauch, ohne merkliche Nerven, die Kelchblättchen haaricht, lanzenförmig, und die Blumenblätter roth, und am hintern Theile mit einem Flecke bezeichnet.

3) Das Montpelliensische Cistenrößlein, Cistus Monspeliensis L. wächst in Frankreich, sonderlich um Montpellier. Ist ein holziger Strauch, erreichet ohngefähr die Höhe von zwo Ellen; die Blätteransätze mangeln; die Blätter selbst sind ungestielt, lanzenförmig, auf beyden Seiten haaricht, dunkelgrün und mit merklichen Nerven versehen; die obersten fangen sich breit an, und werden nach und nach schmäler, die übrigen haben fast durchgehends einerley Breite. Der Blumenstrauß hat einen langen gemeinschaftlichen Stiel. Die Blumenblätter sind weiß.

Obgleich nur die erste Art nach dem Hrn. von Linné den Beynamen Ladanum bringendes Cistenrößlein erhalten, so werden doch diese drey Arten von den Schriftstellern für dergleichen ausgegeben, daher es scheint, als ob das Ladanum nicht nur von einer, sondern von mehrern gesammlet werden könnte. Die erste zeiget auf der Oberfläche das fette gummichte Wesen in Menge, indessen soll doch, wie zumal Tournefort versichert, die Cretische vornehmlich dergleichen und das beste geben. Das Gummi Ladanum ist ein wohlriechender ölichter Saft, welcher zur Sommerszeit aus den Blättern schwitzet, auf solchen in Gestalt glänzender Tropfen stehen bleibt, mit der Zeit mehr eintrocknet, und eine schwärzlichgraue Farbe erhält, in welcher Gestalt es zu uns gebracht wird. Das Einsammlen geschieht nicht auf einerley Weise. In Griechenland bedienet man sich dazu Riemen von ungegerbten Leder, welche an ein ander Instrument angebunden werden, und in Tourneforts Reisebeschreibung abgebildet zu sehen. Diese werden auf den Bäumchen hin

hin und her geführet, da sich das Gummi häufig an selbige ansetzet und davon abgenommen wird. Oder man nimmt Stricke, von Kuhhaaren gemachet, mit welchen man eben so verfährt. Auch sammlet man es aus den Bärten und Haaren der Böcke und Ziegen, welche die Blätter gerne fressen, da denn das Gummi an ihren Haaren häufig hängen bleibt, aus welchen es hernach entweder mit hölzernen Kämmen ausgekämmet, oder solche gar abgeschnitten werden. Man findet daher, vielleicht wegen der verschiedenen Arten, worauf es gesammlet wird, verschiedene Sorten dieses Ladanum, als 1) natürliches oder Bartladanum, Ladanum de barba, aus den Haaren der Ziegen gesammlet, daher die Kuchen, in welchen solches verschicket wird, öfters voll Haare sind; 2) flüßiges Ladanum, oder schwarzer Balsam, Jungfernladanum, Ladanum liquidum, welches über dem Feuer zerlassen, gereiniget, und in kleine dünne Blasen eingefasset wird. Dieses pfleget man für das beste zu halten, auch am theuersten zu verkaufen; 3) gewundenes Ladanum, Ladanum in rotulis; dieses ist entweder das mit Peitschen und Stricken abgenommene, oder der Ueberbleibsel von dem flüßigen Ladanum; es ist in Rollen auf die Art, wie die Wachsstöcke gewunden und gedrehet. Wenn dieses ächt und frisch ist, ist es zähe, und wird zwischen den Fingern weich, und läßt sich ziehen. Mit der Zeit wird es allmählig hart, leichter, grau, schwarz. Es ist von einem bittern Geschmacke, und wenn es angezündet wird, giebt es einen überaus angenehmen Geruch von sich. Das beste kömmt aus Candien, Cypern und Arabien. Geoffroi hat angemerket, wie er aus einem Pfunde gemeinen Ladanum kaum vier Unzen reines erhalten, das übrige alles aber ein feiner Sand gewesen sey. Wegen des wenigen feinen Oeles, welches das schleimichte Wesen wirksam machet, hat das Ladanum eine nervenstärkende und zertheilende Kraft, ob es gleich außer der Tinctur gar selten innerlich verordnet wird. Man nimmt es aber unter die stärkenden Fluß- und Nervenpflaster, Salben, Balsame, auch unter das Räucherpulver, Ofenlack und dergleichen. Die Türken pflegen solches zu kauen; es wird ihnen aber wegen des allzustarken Geruches leichtlich schädlich. Das Gummi Hypocistis ist damit nicht zu verwechseln, und wird an seinem Orte vorkommen.

Von den, in unsern Gärten vorkommenden, Arten, bemerken wir noch:

4)

4) Das lorbeerblättrige Cistenrößlein, Cistus laurifolius L. wächst in Spanien; wird ein hoher, baumartiger Strauch; an den Stielen zeigen sich keine Blätteransätze; sie selbst sind einander gegen über gestellet, unterwärts mit einander verwachsen, meistentheils länglicht eyförmig, zuweilen auch eyförmig zugespitzt, runzlicht, auf beyden Seiten glatt, wenigstens nicht merklich mit Haaren, wohl aber mit drey Nerven besetzet. Die vorzüglich langen Blumenstiele tragen einen schirmförmigen Büschel. Die Blumenblätter sind weiß, mit einem violetnen Flecke.

5) Das wollichte Cistenrößlein, Ciltus mas angustifolius, Ciltus incanus L. wächst in Spanien und dem mittägigen Frankreich; ist ein baumartiger Strauch, ohne Blattansätze. Die Aeste sind haaricht, die Blätter ganz ohne Nerven, mit Wolle bedecket, runzlicht und spatenförmig; sie verlängern sich in Stiele, welche einander gegen über gestellet, und unter sich in eine Scheide verwachsen sind, welches man bey den untersten besonders merklich wahrnehmen kann. Die Kelchblätter sind fast herzförmig und haaricht, die Blumenblätter purpurroth, merklich vertieft, und ebenfalls herzförmig.

6) Das salbeyblättrige Cistenrößlein, Cistus femina salviae folio, Cistus salvifolius L. wächst in Italien, Sicilien, ist ein baumartiger Strauch, ohne Blattansätze, mit gestielten, eyförmigen, auf beyden Seiten rauchen Blättern. Die Blumenstiele sind mit zwey Blättern umgeben, länger als das Blatt, und mit einer Blume besetzet; die Blumenblätter weiß oder gelblicht.

7) Das krausblättrige Cistenrößlein, Cistus crispus L. wächst in Portugall, ist mehr einem Strauche, als einem Baume ähnlich, hat keine Blätteransätze. Die Aeste, Blumenstiele und lanzenförmigen Kelchblätter sind mit zarten Haaren besetzet, die Blätter lanzenförmig, wollicht, am Rande wellenförmig ausgebogen, und mit drey merklichen Nerven gezieret, die Blumen purpurfärbig.

8) Das rauche Cistenrößlein, Cistus mas folio rotundo, Cistus pilosus L. wächst in Italien und Spanien, ist ein baumartiger Strauch, läßt sich auch als ein Baum von drey bis vier Fuß hoch ziehen. Die Blätteransätze sind zugegen; die gestielten, einander gegen über stehenden Blätter sind groß, fast so groß als die Birnblätter, eyförmig, gleichsam rundlich, am Rande etwas wellenförmig ausgebogen, und mit vielen, von einander abstehenden, Haaren besetzet; die Blumen sind purpurfärbig.

Alle diese Arten sind immergrünend, und wegen der Schönheit ihrer rosenähnlichen Blumen eine Zierde in den Gärten. Diese fallen zwar geschwinde ab, es treiben aber etliche Wochen hintereinander immer neue hervor. Für unsere Winter sind sie zu zart, und daher in Töpfen zu halten, und bey der Kälte ins Gewächshaus beyzusetzen. Man kann selbige aus dem Saamen ziehen, diesen auf dem Mistbeete aussäen, und die jungen Pflanzen versetzen. Diese verlangen eben nicht eine besondere Wartung, doch ist eine Art zärter als die andere; auch soll man sie öfters in den Töpfen versetzen, und den Sommer über fleißig begießen. Sie zehren stark. Die meisten lassen sich auch aus Zweigen ziehen, welches nicht zu unterlassen ist, indem bey uns einige Arten keinen, andere selten reifen Saamen liefern.

Citli.

Unter diesem Namen wird vom Fernandes ein vierfüßiges Thier aus Neuspanien angeführet, welches nur eine Abänderung von den Europäischen Hasen zu seyn scheint.

Citronat.

S. Citronenbaum.

Citronenbaum.

Citrus. Unter diesem deutschen Namen begreifen die neuern Schriftsteller, nicht nur den eigentlich sogenannten Citronenbaum mit seinen Spielarten, sondern auch zugleich die Pomeranzen und Limonien, folglich diejenigen Bäume, welche von einigen Agrumen, Agrumi, oder im Deutschen gemeiniglich Orangerie genannt werden. Hr. von Linné, welcher zuerst wegen der großen Aehnlichkeit in den Geschlechtskennzeichen diese Vereinigung unternommen, ist auch noch weiter gegangen und hat aus den bisher bekannt gewordenen Sorten nur zwo Arten gemachet, und die Limonien sowohl, als alle übrige, mit andern Namen belegte, nur als Spielarten betrachtet, indem sie alle, entweder geflügelte, oder ungeflügelte Blätterstiele haben. Die mit ungeflügelten Blätterstielen begabte sind die eigentlichen Citronen, die andern alle, mit geflügelten Stielen, zählet derselbe zu den Pomeranzen. Obgleich wir, nach den Regeln der Kräuterlehre, Hrn. von Linné folgen müssen, daher auch zugleich von diesen Bäumen allen allhier handeln wollen, so müssen wir doch, den Gartenliebhabern zu gefallen, die merkwürdigsten und gebräuchlichsten Sorten unter ihren Namen anführen, zumal vielleicht bey diesen noch manches ungewisses übrig ist, und man nicht durchgehends die Ausartungen und Veränderungen

änderungen genugsam bestimmen kann. Auch Hr. von Münchhausen ist noch sehr zweifelhaft, ob man nur zwo oder mehrere Arten annehmen dürfte, und vornehmlich, ob die Limonie eine Spielart der Citrone, oder diese vielmehr ein Abstämmling von jener sey. Und da derselbe unter den Neuern am besten und deutlichsten von diesen Bäumen gehandelt, wollen wir dessen Abhandlung vornehmlich folgen, und solche auszugsweise wiederholen. S. Hausvater 3 Th. S. 531. bis 600.

Alle zu den Agrumen gehörige Sorten sind stets grünende Bäume. Die Wurzel ist weißlicht, fäsericht, und riecht stark. Der gerade, ziemlich dicke Schaft hat weißgelblicht, schweres, festes und glattes Holz. Die Rinde ist glatt, gesprenkelt, und berstet nicht auf. Die jungen Zweige sind anfangs grün, und an vielen Sorten stachlicht; die Blätter glatt, glänzend, oben dunkel, unten hellgrün, dicke und fleischicht, von starken Geruche, bittern Geschmacke, und ölichtem Wesen. In der Mitte geht eine, oben etwas vertiefte, unten stark hervorstehende, und sich in viele zarte Nebenäste vertheilende Ribbe oder Ader hindurch. Der Rand ist mehr oder weniger eingekerbet, und ihre Gestalt eyförmig und stumpf, oder mehr zugespitzet. Die Blattstiele sind vorzüglich merkwürdig, indem solche durch ein Gelenke mit dem Blatte zusammenhängen und sich leichtlich davon trennen lassen. Bey einigen hat der Stiel auf beyden Seiten größere oder kleinere Lappen in Gestalt eines Herzens, mit einem Worte, selbiger ist geflügelt, bey andern aber ungeflügelt. Wirkliche Knospen haben diese Bäume gar nicht. Die Blüthe kömmt in dem Winkel der Blätter, auch unmittelbar aus dem alten Holze einzeln, oder in kleinen Sträusern hervor. Die Blüthzeit ist im Sommer, die angesetzten Früchte reifen über ein Jahr, und oft erst nach funfzehn Monathen und noch später.

Die Beschaffenheit der Blume ist folgende: der Kelch ist ein platter, auf einem kurzen Stiele sitzender Teller, mit einem kleinen, aufwärts gebogenen, fünffach getheilten Rande; solcher bleibt stehen, und wird zuweilen noch vergrößert. Die fünf langen, stumpfen, ausgehöhlten, ausgebreiteten fleischichten Blumenblätter sind mit ölichten Puncten versehen und weiß, zuweilen auswendig röthlicht. In der Mitte stehen ohngefähr zwanzig dicke, weiße Staubfäden, welche unterwärts auf eine unbestimmte Art mit einander verwachsen sind, und länglichte, gelbe, bewegliche Staubbeutel tragen. Diese umgeben den runden Fruchtkeim, welcher auf einer etwas erhöheten Fläche sitzt, und einen dicken, walzenförmigen

zenförmigen Griffel mit einem verdickten, rüsselförmigen Staubwege trägt. Die Frucht ist mit einer, gleichsam aus kleinen Bläschen zusammengesetzten, gefärbten, und ein flüchtiges Oel enthaltenden Schale bedecket, darunter ein saftiges, weißes, schwammichtes Fleisch liegt, in welchem gegen die Mitte eine ungewisse Anzahl Fächer, und in diesen die weißen, länglichten Saamen in unbestimmter Anzahl befindlich sind. Die Früchte verändern öfters ihr Ansehen, und werden leichtlich ungestaltet. Die Staubfäden verwachsen zuweilen mit dem Fruchtkeime, wachsen mit diesem in der Frucht fort, und erhalten die nämliche Farbe. Die Frucht wird dadurch ungestaltet, und wenn jeder Staubfaden sich oben in eine Spitze endiget, so nennt man die Frucht gefingert; ist sie sonst ungestalt, so nennt man sie monströs; dergleichen findet man sonderlich an den Bäumen, welche gefüllte Blumen tragen. Es geschieht auch öfters, daß eine Frucht eine andere, ebenfalls gefärbte, jedoch viel kleinere einschließt. Man nennt dieses schwangere Früchte, fructus foetiferi. Diese entstehen, nach des Hrn. v. Münchhausen Meynung, wenn alle den Fruchtkeim umgebende Staubfäden stehen bleiben, und mit diesem verwachsen, oder vielmehr selbigen, als eine Capsel, einschließen. S. verschiedene Beyspiele angeführet in Hanovs Seltenheiten, 2. Theil, S. 156.

Die mancherley Sorten von diesen Bäumen und Früchten in besondere Arten zu unterscheiden, und die eigentlichen Kennzeichen von jeder Art anzugeben, will fast schwer fallen. Man thut am besten, wenn man nur ein oder das andere Kennzeichen, als beständig, annimmt, und daher nur zwo Hauptarten bestimmet. Diejenigen Bäume, welche Blätter mit einem geflügelten Stiele, und eine kugelrunde Frucht tragen, können die eine, diejenigen aber, welche eine zugespitzte Frucht und Blätterstiele ohne Flügel, oder nur mit ganz kleinen Lappen besetzet haben, die andere Art ausmachen. Die erstere nennt man die Pomeranzen, oder Orangen; mit welchem Namen man aber die letztern belegen solle, scheint zweifelhaft. Nach dem Herrn von Linné wären es Citronen, nach Herrn von Münchhausen aber Limonien; indessen kommen beyde darinne überein, daß Citronen und Limonien nur eine Hauptart ausmachen; der Unterschied besteht nur darinne, daß Herr von Linné die Citrone als die Mutter, und die Limonie als den Abstämmling davon ansieht; Herr v. Münchhausen aber solches umkehret, und diese zwote Art Limonien genannt, und die Citronen als eine Unterart, oder

Abstämmling unter diese gesetzet hat. Wir folgen auch dieser Abtheilung, und nennen die erste Hauptart Orangen, welche sich füglich in drey Unterarten abtheilen lassen, nämlich: a) Pomeranzen, b) Appelsinen, c) Pompelmuße. Die andere Hauptart führet den Namen Limonien, und hat acht Unterarten: als a) Citronate, b) Peretten, c) Bergamotten, d) Lumien, e) Limen, f) Ponzinen, g) Citronen, h) Limöngen. Man kann diese alle nicht füglich für Spielarten halten, indem bey jeder das Holz, das Laub, und die Frucht etwas besonderes haben, und die Kerne niemals ausarten; man kann vielmehr an den jungen, aus Kernen erwachsenen Stämmchen schon erkennen, von welcher Art die Kerne gewesen. Wir wollen sowohl die besondern Kennzeichen jeder Unterart angeben, als auch die darunter vorkommenden bekanntesten Spielarten anführen.

A) Pomeranzen haben eine runde Frucht von dunkelgelber Farbe mit einer bittern Schale; die Blätter haben einen bittern gewürzhaften Geruch; die Blumen sind weiß, riechen am angenehmsten und das Holz ist fester, als bey allen andern Arten. In den übrigen Kennzeichen wechseln sie ab. Von den Spielarten bemerken wir

1) Die gemeine Pomeranze, Aurantium vulgare. Diese giebt den schönsten Baum, ist am wenigsten zärtlich, trägt am besten, hat angenehm riechende Blumen und die brauchbarsten Früchte, erfüllet mit einem sauern Safte. Auf den Inseln, so Hyeres heißen, wie auch in der Provence an den Seeküsten wachsen diese häufig, und scheinen diesen Ländern eigen zu seyn.

2) Die Zwitterpomeranze, Aurantium hermaphroditum. Bey dieser wachsen die Staubfäden, wie oben gemeldet worden, an der Frucht, als Hörner, aus, daher die Früchte allerley wunderliche Gestalten annehmen und deswegen geachtet werden. Zum Gebrauche hingegen sind sie nicht sonderlich dienlich, indem die Fächer im Marke unordentlich sind, und nicht so viel Saft haben.

3) Die gefüllte Pomeranze, Aurantium flore duplici, hat ein großes grünes Laub, große Blumen, und bringt gleichfalls allerley wunderliche Gestalten von Früchten hervor. Der Saft ist nicht in so ordentliche Fächer vertheilet, wie bey den übrigen.

4) Die krause Pomeranze von Candia, Aurantium ficciore medulla hibernum, hat die größten Blätter, welche zwischen den Adern sehr erhaben und aufgeblasen oder kraus sind. Die große Frucht ist ebenfalls sehr kraus, und hat das

besondere, daß sie noch grün bleibt, wenn sie gleich reif ist, und die rothgelbe Farbe nicht eher erhält, bis sie inwendig ganz trocken und aller Saft vergangen ist. Der Saft ist süße.

5) Die Eckernpomeranze, Aurantium stellatum et roseum, wird also genannt, weil der Blumenkelch größer und fleischichter, als an andern Sorten ist, die nämliche Farbe von der Frucht annimmt, und wenn die Frucht gleich abfällt, doch in Gestalt einer Schale von einer Ecker an dem Baume zurückbleibt. Die Früchte werden mehrmals ungestalt.

6) Die Bouquetpomeranze, Aurantium crispo folio. Diese hat breite, übergebogene Blätter, deren viele dicht bey einander stehen, und gleichsam einen Büschel vorstellen. Die Blätter sind auch vorne stumpf und gleichsam gespalten; die Stiele derselben aber fast gar nicht geflügelt; die Früchte platt, breit und klein, und haben oben einen eingebogenen Ring.

7) Die Türkine, Aurantium virgatum, hat schmale Blätter von allerley Gestalt; viele sind ungestalt und gleichsam angefressen. Sie hat aber desto häufigere Blätter, und machet einen schönen Baum und Krone.

8) Die weidenblätterichte Pomeranze, Aurantium angustis foliis, hat ganz schmales Laub, trägt häufig und machet einen schönen Baum.

9) Die gestreifte oder gewürfelte Pomeranze, Aurantium striatum, hat besonders gestaltete Früchte, welche durchaus in die Länge gestreifet, oder mit tiefen Furchen besetzet sind, und unten etwas spitz ablaufen. Ihr süßer Saft machet sie unbrauchbar.

10) Die Zwergpomeranze, Aurantium Sinense, ist eine Art von Mißgeburt, an welcher alle Theile verkleinert sind. Sie hat ganz kleine Blätter und Früchte in der Größe einer Haselnuß; solche Bäumchen schicken sich vor die Fenster zu stellen.

11) Die süßsaftige Pomeranze, Aurantium dulce. Man kann äußerlich diese Früchte von der gemeinen Pomeranze nicht unterscheiden. Der Saft ist zwar süße, jedoch mit einiger Bitterkeit verknüpfet, daher man ihn nicht so, wie von den Appelsinen, essen kann. Die übrigen süßartigen, No. 4. 7. 9. unterscheiden sich in der Frucht.

Es giebt auch Pomeranzen mit halbsauern Safte, ingleichen süßschalichte, und verschiedene andere wenig geachtete Spielarten, welche wir übergehen, und nur noch

12) der gescheckten erwähnen. Man findet versilbert und vergoldet Laub, zuweilen ist solches nur gefleckt.

flecket. Viele der vorherstehenden Spielarten leiden auch diese Veränderung, als No. 2. 7. 10. Gemeiniglich sind auch alsdenn die Früchte geschecket und streifig.

13) Die rothe Pomeranze ist aus der Bizarrie entstanden. Die jungen Blätter sowohl als jungen Früchte sind dunkelbraun röthlich, auch die Blume äußerlich röthlich.

B) Appelsinen, Pomesinen, Aurantium sinense, haben eine gewürzhafte, süßlichte Schale, und einen zwar säuerlichen, aber dabey gezuckerten Saft. Die Früchte sind rund, einige haben oben einen Absatz. Die Farbe ist bey allen hochgelb, und etwas heller als bey den meisten Pomeranzen, und die jungen Früchte von Appelsinen sind glänzender und glätter. Die Rinde des Stammes ist glätter und weißlichter. Die Blätter haben eine völlig glatte, glänzende Oberfläche, und sind von beyden Seiten zusammengebogen, daher man, um einen Pomeranzen- und Appelsinenbaum zu erkennen, einen Zweig mit Blättern durch die Hand zu streifen pfleget; schließen alle Blätter ordentlich zusammen, und machen gleichsam eine Tute, ist es gewiß eine Appelsine, unter den Pomeranzblättern sind allemal einige kraus, oder umgebogen oder ganz platt, und halten eine andere Richtung als die übrigen. Die Blumenblätter sind weißer und etwas länger, und haben einen süßern Geruch. So ähnlich sonst die äußerliche Gestalt von Pomeranzen und Appelsinen ist, so treiben doch die Kerne von diesen nicht bittere Pomeranzen, noch eine diesen ähnliche Abwechselung; die Augen von Appelsinen haften auch nicht gerne beym Oculiren auf wilden Pomeranzenstämmen, so wie die bittern Pomeranzen auf Appelsinenstämmen keine Art haben. Es giebt wenig Spielarten von Appelsinen. Man hat keine mit sauerm Safte; dieser ist entweder hochgelb oder purpurroth. Die rothe Appelsine ist eine zufällige Spielart, und der Saft wird, wenn der Baum nicht von guter Beschaffenheit ist, oder keine rechte Sonne hat, auch bey dieser gelb. Wenn die Früchte der Sonne recht ausgesetzet sind, pfleget die äußerliche Schale an der Sommerseite einen röthlichen Fleck zu erhalten, woran man sie zuverläßig erkennt.

C) Pumpelmuße haben mit den Pomeranzen nichts gemein, als die geflügelten Stiele und die runde Gestalt der Frucht. Die Blätter sind viel größer, dunkler von Farbe; das Holz ist schwammichter; die Rinde weißer; die Frucht besteht aus einem andern Wesen, und wird, wenn sie die völlige Reife erhalten, roh gegessen; bey uns bleibt sie herbe und bitter, ist größer, und oben an der Spitze etwas

etwas vertiefet, unten aber länglicht; die äußere Schale dicker, blaß von Farbe; das darunter befindliche Fleisch dick, schwammicht und süßlicht; in der Mitte sind nur kleine mit Saft angefüllte Fächer. Die Früchte brauchen zwey Jahre Zeit, ehe sie reif werden. Der Hauptunterschied besteht in der Blume. Die Blumenknospen sind dicke, grünlicht; der Kelch bedecket sie zu anfangs größtentheils; gemeiniglich findet man nur vier Blumenblätter. Die Stiele sind mit großen Lappen geflügelt, so, daß selbige oft kleinen Blättern gleichen. Der Baum wächst stärker und geschwinder als andere Pomeranzen. Wenn man aus England oder Indien reife Saamen erhalten kann, lassen sich geschwinde junge Stämme daraus ziehen. Es giebt einige Spielarten.

1) Die größte Ostindische Pumpelmuß, Aurantium maximum, treibt große Blätter in der Länge eines Fußes.

2) Die Ostindische krausblätterichte, hat krausere, eingebogene Blätter, und kleinere, unten zugespitzte Früchte; trägt häufig, wächst aber nicht stark.

3) Die Ostindische rothe Pumpelmuß hat eyförmig, schmale Blätter, und purpurrothen Saft; wächst nicht stark.

Zuweilen erhält, sonderlich No. 2. scheckichte oder gefleckte Blätter.

Allgemeine Merkmale von den Unterarten, welche Hr. v. Münchhausen unter dem Namen Limonen vereiniget hat, anzugeben, ist nicht wohl möglich, da solche bey einer oder andern Sorte eine Ausnahme finden. Bey allen Limonen ist der Stamm gemeiniglich nicht so glatt und gerade, als bey den Orangen. Die Aeste wachsen mehr sperhaft, treiben längere und nicht so viel Nebenzweige, sind an den mehresten, aber nicht an allen mit starken Stacheln versehen. Die kleinen Sprossen kommen an den mehresten roth hervor. Das bereits bemerkte Hauptkennzeichen, nämlich der ungeflügelte Stiel, ist auch nicht allemal hinreichend, die Limonen von den Orangen zu unterscheiden. Es giebt Limonen, welche ziemlich starke Lappen an den Stielen haben und stärkere, als z. E. die weidenblätterichte Pomeranze. Wir führen die Unterarten mit ihren Spielarten gleichfalls an.

A. Citronate, Malus citrea, unterscheidet sich durch das lose, schwammichte, brüchichte Holz, die größern, stärkern, stachlichten, gerade aufrechtstehenden Aeste, den dünnern, größern, eyförmigen, krausen, aufgeblasenen Blättern, und an der jungen Frucht, welche, wenn die Blumen abfallen,

len, an den Citronaten lang und walzenförmig, an den übrigen Limonen aber rund oder eyförmig sind, auch an jenem dickere Griffel mit größern Staubwegen haben, und zu einer länglichten, zugespitzten, süß riechenden Frucht auswachsen. Der Geruch der Frucht ist süße, gewürzhaft, das Fleisch fest, süß und schmackhaft, und das wenige inwendige Mark fast trocken. Das süße, eßbare Fleisch ist das Hauptkennzeichen, die übrigen finden sich auch zuweilen bey andern Arten Limonen. Limonen, welche sonst den Citronaten gleichkommen, aber kein süßes Fleisch besitzen, pfleget man Ponzinen, hingegen diejenigen Limonen, die süßes Fleisch, wie eine Citronat haben, bey denen aber die übrigen Kennzeichen nicht eintreffen, Citronatlimonen, Limones citrati, und diejenigen Citronate, welche kleinere, den Citronen ähnliche Früchte tragen, auch mehr Saft haben, Citronätchen, Cidrati, zu nennen. Von der A. Citronate führet Herr von Münchhausen eilf Spielarten an, wir bemerken davon:

1) Die große Bondolotcitronate, Malum citreum Soladianum. Sie soll den Namen haben von den Bologneser Würsten, deren ihre Gestalt sie führet. Es ist die größte Frucht von allen, eyförmig zugespitzt. In Italien giebt es Früchte von fünf bis zehn Pfund. Das Fleisch hat etwas biesamartiges im Geschmacke.

2) Die glatte Bondolotcitronate, kommt der vorigen in Größe und Gestalt gleich; die Frucht aber ist am Stiele gestreift, und doch fast glätter als die vorige. Der Baum ist vor allen andern stachlicht, und aus den Stacheln kommen bisweilen Blumen.

3) Die große Genuesische Citronate, Malum citreum vulgare, hat schmale, lange, bald spitzige, bald stumpfe Blätter. Die Frucht ist gemeiniglich lang, walzenförmig, zuweilen auch rund, und sonst in der Gestalt veränderlich. Die Blumen kommen traubenweise häufig an der Spitze der Aeste herfür. Von dieser Frucht wird eigentlich in Italien die grüne Citronate, oder Succade, bereitet.

4) Die Florentinische Citronate, Limon citratus, hat kurze Stacheln, kleine Blätter, eine eyrunde zugespitzte Frucht von angenehmen Geruche, bringt die purpurfärbigen Blumen einzeln.

5) Die Judencitronat ist die Frucht, welche die Juden bey ihrem Lauberhüttenfeste gebrauchen, und Eßerich nennen. Sie gebrauchen aber vielleicht auch andere, und sonderlich ist der Gebrauch von dem Adamsapfel bekannt. Diese Frucht ist klein, eyförmig, und hat eine weit heraus-

ausgehende, etwas abgesonderte Spitze.

6) Die kleine Citronat, malum citreum paruum, machet nur einen kleinen Baum, hat dunkelgrüne Blätter, kleine Früchte, welche den Staubweg als einen stumpfen Stachel behalten, und für die leckerhaftesten gehalten werden.

B. Peretten. Diese haben schmale, am Stiele spitzzulaufende Blätter, und blaßgelbe Früchte in Gestalt der Birnen, wovon sie auch den Namen haben, nämlich lang, und oben an der Spitze dicke, nach den Stiel aber spitzablaufend. Sie haben einen angenehmen Geruch, süßes Fleisch, und lassen sich, wo sie recht zeitig werden, ganz essen, sonderlich die kleinern Sorten. Ferrarius hat diese von einem gewissen Sicilianer, durch den sie bekannt geworden, Spataforen genannt, unter welchem Namen sie auch noch bekannt sind. Man pfleget die kleine und große, wie auch die gestreifte und gefüllte Perette, zu unterscheiden. Die letzte, welche gefüllte Blumen trägt, giebt auch die kostbarsten Früchte zum Essen.

C. Bergamotte, sind gleichsam eine Mittelsorte zwischen den Peretten und Lumien, und sehr leicht zu erkennen. Die Blätter sind eyförmig, und gegen den Stiel nicht spitzig ablaufend, sondern mehr den Orangen gleich; die Stiele haben auch ziemlich starke Lappen, sonderlich wenn der Baum frisch treibt. Die Frucht ist, besonders wenn sie jung, den Peretten ähnlich, und unterscheidet sich an dem, in merklicher Dicke, in Gestalt einer Säule darauf zurückbleibenden, Griffel. Die reife Frucht ist mehrentheils rund, und hat das den folgenden eigene, bittere, dabey aber auch etwas gewürzhaftes. Es giebt hiervon keine, oder doch nicht besonders merkwürdige Spielarten.

D. Die Lumien, Lumia, oder Limea, haben steifes, brüchichtes Holz, kurze Zweige, dicke, fleischichte, steife, eyförmige, vorwärts stumpfe Blätter, mit einer glatten Oberfläche. Die Frucht ist rund und bitter, und hat gemeiniglich etwas ähnliches mit den Orangen, also auch oft eine dunklere Farbe, als andere Limonen. Unter diesen ist die merkwürdigste,

1) Der Adamsapfel oder Paradiesapfel, Pomum Adami, Assyria; mala. Die Gestalt der Frucht ist besonders. Sie hat an der Spitze einen Absatz, in Gestalt einer breiten Warze, um dieselbe ist ein Ring, welcher natürlich das Ansehen hat, als wäre er hineingebissen worden, so daß man fast jeden Zahn besonders erkennen kann. Jedoch hat die Einbildung an dieser Aehnlichkeit öfters großen Antheil. Sie sind vor-

vortrefflich zum Einmachen mit Zucker; man kann auch den Saft davon am Essen gebrauchen, aber nicht die etwas bittere Schale. Einige nennen auch diese Judenäpfel, und weil sie, wenn sie noch nicht zur völligen Reife gelanget, eine dunkele Farbe haben, pflegen einige solche die schwarze Citrone zu nennen.

2) Die Spanische Lumie hat viel ähnliches mit der vorigen.

3) Die Valentinische ist groß und rund.

Die übrigen haben gemeiniglich etwas ähnliches von einer oder andern der übrigen Arten; als da ist die Orangenlumie, die Citronatlumie, die Perettenlumie, Citronlumie. Es giebt auch eine gefüllte Spielart. Merkwürdig ist noch:

4) Die Goldlumie, Lumia citrata scabiosa. Die Frucht ist groß, lang, vorne zugespitzt, von dunkler, leuchtender Orangenfarbe, daher sie die Holländer goude Limoen nennen. Sie ist über und über mit Warzen oder Beulen besetzet, daher für das Ansehn eine der schönsten Früchte, zum Gebrauche aber auch die unbrauchbarste wegen der starken Bitterkeit. Der Baum machet einen häßlichen warzichten Stamm.

E. Limen, Lima, sind auch unter dem Namen Tettine bekannt. An diesen sind die Früchte kleiner, kugelrund, hellgelb, und haben oben eine kleine Warze. Das Laub ist kleiner, stumpf, eyförmig und glatt; sie treiben wenig krauses Holz. Es giebt zwo Spielarten.

1) Die süße Tettine, Lima dulcis, hat eine kleine, runde, blaßgelbe Frucht, welche oben gleichsam platt gedrückt ist, mit einer kleinen, merklich vorstehenden Warze. Sie hat wenig Fleisch, ist fast durchaus mit Saft angefüllet, der von Geschmack süße ist. Man ißt sie, wie eine Apelsine, roh, oder mit Zucker in Scheiben geschnitten. Die Gärtner pflegen den Baum Evaapfel zu nennen, weil solcher am Wachsthum viel ähnliches mit dem Adamsapfel hat.

2) Die saure Tettine, Lima acris, ist der vorigen durchgehends ähnlich, außer daß der Saft sauer ist. Die Blume ist äußerlich röthlich.

F. Ponzinen, Ponzinum, ist eine von den Lumien nicht genugsam unterschiedene Sorte. Die Frucht ist rund, aber vorne mehr verlängert, und spitziger als die Lumien; sie hat nichts bitteres in der Schale, sondern einen angenehmen gewürzhaften Geschmack; hingegen ist solche nicht so lang, aber größer und dicker als die Citronen; kömmt auch den Citronaten fast gleich, nur ist das Fleisch weder so fest, noch so schmackhaft. Man kann dieselbe

nicht wohl, als nur zum Einmachen nutzen. Doch hat:

1) Die wohlriechende Ponzine ein angenehmes Fleisch; die Frucht fällt etwas ins runde.

2) Die rothe Ponzine, Limon Ponzinus ruber, treibt große rothe Schüße, welche gerade in die Höhe stehen; hat eine ins eyförmige fallende Frucht, welche anfangs roth ist. Man sieht den Baum für einen Citronat an, das süße Fleisch aber fehlet.

G. Citronen, Citrus, Malus medica offic., Malus Persica. Dieser Baum ist bey den Medern und Persern sehr gemein, und von da nach Italien und Spanien gebracht worden. Man findet daselbst gleichsam ganze Wälder davon. Die Eigenschaften sind: sperrhafte Aeste mit einzeln Blättern, und gemeiniglich kleinen, einzelnen Stacheln besetzte, schmale, oben und unten zugespitzte, lanzenförmige Blätter, an deren Stielen die Flügel gänzlich fehlen; länglichte, oben und unten zugespitzte Früchte, gemeiniglich mit einem Absatze an der Spitze; eine gewürzhafte, nicht bittere, hellschwefelgelbe äußerliche Schale, weniges unschmackhaftes Fleisch, viel saurer Saft, wenige schmale weiße Saamen. Doch leiden diese Kennzeichen verschiedene Ausnahmen. Es giebt Citronen mit süßen Saft, welche wegen der spitzigen langen Frucht und der lanzenförmigen Blätter, doch eher zu den Citronen, als der Limen gerechnet werden können. Es giebt auch einige, welche die runde Gestalt der Lumien haben. Die Citronen müssen viel Saft, und wenig weißes Fleisch haben. Bey einigen aber verhält sich dieses umgekehrt; solche nennt man dickschälig, und ob solche gleich von außen das schönste Ansehn haben und gemeiniglich groß sind, verdienen sie doch keine Achtung. Keine Citrone soll etwas bitteres haben, indem wir solche wegen des sauren Saftes vornehmlich gebrauchen. Indessen muß man doch selbige in saure und süße unterscheiden. Die vornehmsten Spielarten der sauern sind:

1) Die gemeine Citrone, Limon vulgaris. Diese hat sperrhaft Holz mit Stacheln, einzelne, schmale, dünne, hinten und vorne spitzige, hellgrüne Blätter, eine länglichte, hellgelbe Frucht, mit ziemlich glatter, gewürzhafter, nicht bittern Schale, wenigen unschmackhaften Fleische, vielen sehr sauren Safte, und innerlich mehrentheils acht Fächer. Die Gestalt der Frucht ist sehr veränderlich, wie man an den, zum Verkauf ausgesetzten, sehen kann. Wenn aber die Frucht oder Laub ein besonderes Kennzeichen hat, erhalten sie Beynamen, als:

2) Die gemeine gefurchte Citrone, Limon striatus.

3) Die vortreffliche Citrone, Limon incomparabilis, eine runde, eyförmige, den Citronaten ähnliche Frucht mit vielen Fleische, welche den Namen nicht verdienet.

4) Die Klustercitrone, Limon racemosus. Die Früchte wachsen traubenweise bey einander, sind lang, mit einem langen Schnabel versehen.

5) Die schmalblättrige Citrone, hat schmale, an den Seiten wellenförmige Blätter, machet einen schlechten Baum, und trägt selten.

Die gefüllten, die vergoldeten und versilberten Citronen kommen auch vor.

Von den süßsaftigen bemerken wir:

1) Die gemeine süße Citrone, Limon dulci medulla, hat eine eyförmige, zugespitzte Frucht von einem süßen Geruche; die Farbe ist etwas erhabener, der Saft süße, und da die Schale nichts herbes hat, kann man die Frucht roh essen. Sie machet sich kenntlich durch eine Schuppe. Man findet diese mit vergoldeten Blättern.

2) Die Portugisische süße Citrone, Limon dulci medulla Olysiponensis, hat eine kleinere, eyförmige Frucht, mit einer vorstehenden Spitze, welche an einer Seite tief eingeschnitten ist.

3) Die süße Eckerncitrone. Die Frucht kömmt der erstern gleich, hat aber einen großen, fleischichten, gefärbten Kelch, wie die übrigen eckernförmigen, dergleichen man fast bey allen Unterarten antrifft.

H. Limöngen, Limon pusillus, Limoncellus, sind die kleinsten Früchte unter allen, und doch am mehresten geachtet. Der Baum treibt zärtliches Holz, häufige, mit vielen kleinen Stacheln besetzte Aeste, und an solchen die Augen nahe bey einander, und machet eine dichtere Krone, als alle übrigen Limonen. Die Blätter sind glatt, oben dunkelgrün, klein, fleischicht, eyförmig, haben einen ziemlich merklich ausgezackten Rand, und auf der weißlichen Unterfläche kenntliche Löcherchen, wenn man sie gegen das Licht hält. Die Stiele haben kleine Lappen. Die Blumen kommen häufig traubenweise hervor, sie sind klein, weiß, von Geruche angenehm, und haben gar nichts rothes. Sie blühen zweymal im Jahre, zu Anfange des Sommers und im Herbste, ja den ganzen Sommer hindurch. Die Früchte sind eyförmig, mit einer etwas hervorstehenden Spitze versehen. Die Schale ist vorzüglich glatt anzufühlen, hat einen sanften angenehmen Geruch, und anfangs

fangs eine grüngelbe, zuletzt eine blaßgelbe Farbe. Sie hat fast gar kein Fleisch, und die ganze Frucht ist mit grüngelblichten Safte von einer angenehmen Säure erfüllet, welcher mehrentheils in zwölf Fächer vertheilet ist. Man unterscheidet billig die größern und kleinern Limönchen. Die erstere hat eine größere Frucht, größere Blätter mit mehr geflügelten Stielen; die Frucht hat grüngelblichen Saft, und mehrentheils zehn Fächer. Das kleine Neapolitanische Limönchen, welches vielleicht auch dasjenige ist, welches von einigen Brambas genannt wird, und auf den Bergen in der Landschaft Tetu wächst, hat kürzere Blätter und giebt die schmackhafteste Frucht, welche in Neapolis roh gespeiset wird, wenn sie zur Vollkommenheit gelanget, sonst ist sie die sauerste, und daher ist sie bey uns, roh zu essen, zu herbe. Man schneidet sie aber in dünne Scheiben, bestreuet sie stark mit Zucker, da denn der Geschmack angenehm, und für Kranke eine rechte Erquickung ist.

Das stachlichte Limönchen, Limon pusillus spinifer, ist vielleicht die wilde Stammart, kleiner im Holze, Blättern und Früchten, hat viele kleine Stacheln, gar keine Kerne in den Früchten, und blühet doch das ganze Jahr über. Endlich ist noch eine wahre Mißgeburth zu bemerken übrig, nämlich:

Bizarrie, Aurantium callosum. Der ganze Baum ist halb Citronat und halb Orange, so daß man davon oculiren, und diese Sorte fortpflanzen kann. Doch ist sie immer geneigt, bald die eine, bald die andere Art abzulegen, und ganz, entweder in Orange, oder Citronat aus- oder vielmehr einzuarten. Wie solches Spiel der Natur entstanden, ist nicht wohl ausfündig zu machen. Daß dieses durch Zusammenfügung zweyer Augen, als einem von Citronat, und einem von Orange, zuwege gebracht worden, scheint Hrn. von Münchhausen nicht glaublich. Dieser hat davon eine genaue und weitläuftige Beschreibung gegeben. Die Blätter sind klein, schmal, vor- und hinterwärts spitzig, ungestalt, und haben keine beständige Gestalt; die äußere Oberfläche ist gleichsam voller Narben und Näthe. Oefters findet man Blätter, an welchen der eine Lappen völlig pomeranzenartig, nämlich platt und größer wird, die andere Seite hingegen das ungestallte Ansehn behält, und alsdenn folgen ganze Aeste, welche blos Orange, oder was seltener geschieht, ganz Citronat sind. Diese Aeste wachsen alsdenn viel frecher, und ziehen, wenn man sie nicht sorgfältig wegnimmt, alle Nahrung an sich,

so daß die Zwitterzweige vertrocknen, und der ganze Baum ausartet. Die Blume ist äußerlich roth, klein, gemeiniglich etwas ungestaltet. Die Früchte stellen unordentliche Abwechselungen vor. Die mehresten sind an der einen Seite Citronat, an der andern Pomeranze. Der Citronattheil steht mehr hervor, machet oft einen ordentlichen Schnabel, ist vom Anfange an grüngelblicht, das übrige aber grün; dieses Grün erhält in der Folge die ordentliche Orangen- jenes aber die Citronatfarbe. Die Früchte haben gemeiniglich gar keinen Saft, auch keine Kerne. Bisweilen sind sie gefingert, und alsdenn haben sie zwar die ordentliche Orangengestalt, aber hier und da kleine Streifen von der Citronat. Hierbey ist noch anzumerken, daß die Aeste eher in Pomeranzen als Citronaten ausarten, und wenn ein Ast einmal in eine einzelne Art ausgeartet ist, solcher niemals wieder die Vermischung annehme. Nach der Neuern Lehre von Entstehung der Bastartarten kann man mit Herrn von Münchhausen annehmen, daß ein Saamenkorn zugleich von dem Blumenstaube aus einer Pomeranze und Citronate befruchtet werde; das Saamenkorn muß von einer Orange gewesen seyn, und deswegen hat das pomeranzenartige an dem Baume die Oberhand, und er artet darein am liebsten ein; bekömmt auch am besten, wenn auf einen Pomeranzenstamm davon oculiret wird. Niemals aber zeiget sich etwas limonenartiges daran.

Diese angeführten Bäume überhaupt werden nicht allein zur Zierde in den Gärten gezogen und unterhalten, sondern man pfleget solche auch auf mancherley Weise in der Haushaltung und Arzneykunst zu gebrauchen. Bey den eigentlichen Pomeranzen, und den mehresten übrigen Sorten, haben die Blumen einen starken, doch angenehmen Geruch. Man verfertiget daraus ein kräftiges, wohlriechendes Wasser; es wird von einigen Aqua Naphae genannt. Es ist ein haupt- und magen- oder überhaupt nervenstärkendes Mittel, welches auch bey krampfartigen Bewegungen, bey Mutterbeschwerungen, Blähungen und dergleichen nützlich zu gebrauchen ist. Man bedienet sich dessen sowohl zum riechen, als innerlich, versetzet solches zuweilen mit andern Arzneyen, und verfertiget daraus kräftige Tränke und Julape. Man pfleget solche auch mit Zucker abzukochen und einzumachen. Aus den grünen Pomeranzenblättern kann man auch ein Wasser abziehen, welches wegen seiner Bitterkeit in eben den jetzt bemerkten und andern Zufällen nützlich ist. Eine ganz besondere Kraft dieser Blätter haben die Wiener Aerzte ent-

entdecket, solche zu Pulver gestoßen, und davon ein halbes Quentchen täglich zweymal eingenommen, als ein kräftiges Mittel wider die fallende Sucht bewähret befunden. Die bittere Schale der Frucht, wenn das innere, schwammichte Wesen abgesondert worden, sonderlich von den sogenañten Curassavischen Schalen, stärket den Magen, und Herr Buchotz hat den daraus bereiteten Trank bey Mutterbeschwerungen angerathen, befördert die Verdauung, vertreibt die Blähungen, stillet die Bauchschmerzen, zertheilt die dicken, zähen Säfte, tödtet die Würmer, befördert die monathliche, wie auch die Reinigung bey den Kindbetterinnen; man will auch solche als ein Verwahrungsmittel bey Verhaltung des Urins empfehlen. Man kann das Pulver davon von einem Scrupel bis einem Quentchen einnehmen, oder auch solche mit warmen Wasser abbrühen, und dieses als Thee, oder kalt trinken lassen; dieses ist ein sehr nützlicher und gesunder Trank für hypochondrische, hysterische und alle solche Kranke, welche zu Krämpfen und Blähungen geneigt sind, und ander Getränke nicht leicht vertragen können. Mit den, zu Pulver gestoßenen, Pomeranzenschalen haben Werlhof und Möhring Wechselfieber geheilet. Das wesentliche Oel, welches aus diesen Schalen destilliret oder ausgepresset wird, giebt man zu zween oder drey Tropfen, mit Zucker abgerieben, in eben denselben Zufällen, auch wird durch den Weingeist, sowohl aus den trocknen als frischen Schalen, ingleichen aus den unreifen grünen Früchten eine Tinctur gezogen, welche bey eben den Krankheiten angepriesen wird. Doch ist selbige wegen des geistigen Auflösungsmittels nicht so allgemein und allen Personen anzurathen. Es soll diese Tinctur, wie Herr von Berger bemerket, bey der heftigsten Kälte stärker und kräftiger werden, als wenn man solche zu einer andern Zeit verfertiget. Wie denn auch besonders und merkwürdig, daß das ausgepreßte Pomeranzenöl, sowohl frisch als alt, sich im Weingeiste leicht und vollkommen auflöset, eben so, wie das destillirte, welches bey andern gepreßten Oelen nicht geschieht. Wie aus dem Oele ein Salz zu verfertigen, hat Gaubius gelehret, s. dessen Aduersaria. Die frischen Schalen der reifen Früchte mit Zucker überzogen oder nur damit abgekochet, sind ein sehr angenehmes und gesundes Confect, so wie auch der Pomeranzensyrup nicht zu verachten ist. Den sauern Saft der Frucht pfleget man in der Medicin selten zu gebrauchen, er soll die Lungen zu stark reizen und Husten machen. Man könnte sich jedoch solchen ohne Bedenken statt des Citronen-

saftes in hitzigen Fiebern und andern Fällen bedienen. Das Fleisch der süßen Pomeranzen wird vor sich oder mit Zucker gegessen, und giebt zur Sommerszeit eine schöne Erfrischung. Die Saamenkerne sind bitter, und werden zuweilen wider die Würmer gebrauchet. Die kleinen unreifen getrockneten Pomeranzen gebrauchet man öfters um die Fontanelle offen zu erhalten. Es werden solche auch gedrechselt, poliret, angereihet und zu Rosenkränzen gebrauchet.

Von den Appelsinen gebrauchet man nur die Frucht, pfleget die äußerliche Schale gleichfalls mit Zucker einzumachen, und das innere saftige Fleisch entweder allein, oder auch mit Zucker zu essen. Der Saft löschet den Durst, kühlet und erreget den verlohrnen Appetit. Zu häufig genossen, erreget solcher leichtlich den Durchfall. Pompelmuße und Citronate werden mit Zucker abgekochet, und mehr von den Köchen und Conditorn als Aerzten gebrauchet. Aus der Schale der Bergamotten wird in Italien das Bergamottenöl gemachet, womit, um des Geruches willen, viele Sachen, Pomaden, Salben und dergleichen angemachet werden. Die jungen abgefallenen Früchte kann man trocknen, wenn man davon ein wenig abschabet und in den Mund nimmt, giebt es einen angenehmen Geruch und Geschmack, und wenn man davon etwas mit Wasser einnimmt, wird der Magen gestärket und die Blähungen abgetrieben.

Am gebräuchlichsten und nützlichsten sind die Citronen. Das Holz von den Citronenstämmen ist zwar nicht so feste, als das von Pomeranzen, es wird aber beydes zu sauber ausgelegter Tischlerarbeit gebrauchet. Man muß aber mit diesem nicht ein ander Holz verwechseln, welches auch Citronholz oder Jasminholz genannt wird. Dieses dichte, schwere, harzige, citrongelbe, auch den Citrongeruch äußernde Holz, kömmt von einem ganz andern Baume, welcher in Amerika längst an der See wächst. Die Tischler verbrauchen es auch; es läßt sich schön und leicht poliren, und wenn es einige Zeit an der Luft gelegen, soll es den polirten Cocusnüssen gleich kommen. Die Indianer pflegen daraus Schleusen zu machen, und solche des Nachts zum Leuchten zu gebrauchen, daher es auch einige Lichtholz nennen. Die Blumen haben mit den Pomeranzen gleichen Geruch, und können füglich zu eben dem Nutzen angewendet werden. Vorzüglich aber bedienet man sich der Früchte. Die Schale und der Saft haben einander entgegengesetzte Eigenschaften; jene enthält viel wesentliches Oel, diese aber

sehr viel entwickeltes saures Salz. Und wegen dieser Säure bedienet man sich der Citronen theils als ein Gewürze bey vielen Speisen, theils als eine vortreffliche Arzney bey vielen Krankheiten. Man tröpfelt den Saft auf das Fleisch und Fische, verfertiget davon Brühen, Gallerte, und setzet solchen zu vielen Speisen. Wobey aber zu merken, daß selbige nicht eher an die Speisen zu thun, als bis solche ganz fertig; kochet der Saft mit denselben, so verliert er den angenehmen Geruch. Dergleichen Speisen sind allemal leichter zu verdauen, oder die Säure erregt vielmehr den schwachen Appetit, und befördert die Verdauung, wenn man ihn nur mäßig gebrauchet. Die Citronen werden wegen dieses sauern Saftes als ein kräftiges Verwahrungsmittel wider alle ansteckende Krankheiten billig angerühmet, und eben sowohl mit dem besten Nutzen in dergleichen Krankheiten, der Pest selbst, faulen und andern hitzigen Fiebern angewendet. Es ist solcher kräftiger und viel nützlicher, als der Theriak, und andere dergleichen, ehedem mehr, als jetzo, gewöhnliche, dem Gifte und der ansteckenden Luft widerstehende Mittel. Zur Stillung des Durstes, Mäßigung der Hitze, Verbesserung der erhitzten Galle, Abwendung der Fäulniß, Auflösung des zähen Schleimes, und selbst zur Stärkung der festen Theile ist diese natürliche Säure von allgemeinen Nutzen, indem solche auch die schwächsten Körper wohl vertragen können. Ueberdieß befördert dieselbe alle Absonderungen, vorzüglich treibt solche den Urin, und führet den Grieß und andere Unreinigkeiten durch diesen Weg auf die gelindeste Art ab. Ist bey dem Blutspeyen höchst nützlich, und stillet, mit vielem Zucker vermischet, den hartnäckigsten Husten. Man schneidet die Citronen, wenn die äußerliche Schale abgenommen, oder auch öfters mit dieser zugleich, in Scheibchen, und thut diese, oder nur den ausgepreßten Saft, in das Getränke, oder vermischet solchen mit Zucker. Der Citronensaftsyrup, syrupus acetositatis Citri, hat alle vorher erwähnte Eigenschaften, und dienet überdieß andere Arzneyen angenehm zu machen. Der eingeführte Gebrauch bey hitzigen Krankheiten Citronenscheibchen auf die Schläfe, und sonderlich auf die Handwurzeln zu binden, ist nicht ganz zu verachten; sie wirken als ein ableitendes Mittel, und können, wenn sie öfters aufgeleget werden, einige Röthe an dem Orte verursachen. Citronensaft von angefaulten Früchten zu nehmen, ist niemals anzurathen, indem allemal ein widriger Geschmack davon verursachet wird. Die äußerliche gelblichte Schale besteht

gleichsam

gleichsam aus unzähligen, mit einem wesentlichen Oele angefüllten Bläschen, und hat einen starken, gewürzhaften Geruch. Man kann solche nicht unbillig mit der Pomeranzenschale vergleichen, und von ihrer, jedoch mehr gemäßigten, Bitterkeit alles dasjenige erwarten, was wir bereits von dieser angemerket haben. Man gebrauchet solche getrocknet, mit Zucker überzogen, und mit dergleichen auch nur abgekochet. Man bedienet sich aber der frischen Citronenschalen um das Oel daraus zu ziehen, und dieses geschieht auf zweyerley Art. Man drücket entweder solche, wenn sie recht dünne und zart abgeschnitten worden, mit den Fingern, und sammlet diesen ölichten Thau, oder das wesentliche, höchst flüchtige, durchdringende und höchst liebliche Oel in einem Gefäße, oder man vermischet die Schale mit vielen Wasser, und zieht das Oel durch Hülfe des Feuers herüber. Das letztere ist das gewöhnlichste, und unter dem Namen Oleum del Cedro, oder Citronessenz bekannt; doch ist diesem das ausgepreßte billig vorzuziehen, dergleichen man aus Italien erhält. Es soll selbiges ganz flüßig, helle, weißlicht und von einem starken Geruche seyn. Dieses Oel wird auf verschiedene Art gebrauchet. Man versetzet es mit Zucker, und gebrauchet solchen Oelzucker als eine Herz- und Magenstärkung, giebt den Purgier- und andern Mitteln damit einen angenehmen Geschmack, so wie man auch andern Sachen damit einen guten Geruch mittheilet. Das bekannte Limonadenpulver hat von diesem Oele seinen angenehmen Geruch; und Zucker, gereinigter Weinstein und Citronenöl machen dieses Pulver aus. Da das Oel zuweilen verfälschet oder alt ist, und daher einen unangenehmen Geschmack annimmt, soll man zu den Arzneyen recht frisches und ächtes gebrauchen. Das Limonadenpulver hat öfters etwas unangeneßmes, woran gewiß das schlechte Oel Schuld hat. Hat man kein ächtes Oel, so reibe man die ganzen Citronen auf harten Stücken Zucker so lange, bis die äußerliche gelblichte Schale abgerieben. Diesen, mit dem Oele vermischten, Zucker kann man in einem wohlverschlossenen Glase zum Gebrauche auf heben. Das in Frankreich beliebte Cedratwasser wird auch aus der Schale einer besondern Sorte Citronen, welche Cedra oder Cedrat genannt wird, und die andern am Geruche übertreffen soll, gemachet, oder vielmehr ausgepresset. Einige nennen dieses auch das Barbadische Wasser, doch ist dieses vielmehr ein, mit starkem Weingeiste versetztes, Cedratwasser. Aus den getrockneten Citronschalen werden auch verschiedene Sachen, al-

Zahnstocherbehältnisse, Schnupftabacksdosen und dergleichen verfertiget, welche ihren eigenen Geruch lange Zeit behalten. Von den Saamen kann man dasjenige wiederholen, was bey den Pomeranzenkernen gesaget worden.

Der Saft von den Limonien ist fast noch säurer, als von den Citronen, daher solcher auch gleiche Kräfte besitzet, und vielleicht noch stärker wirket. Daher wird solcher auch bey hitzigen Krankheiten, Auflösung des Steins und Reinigung der Uringänge vorzüglich angerathen. Drey Unzen Limoniensaft mit zwo Unzen süßen Mandelöl und einer halben Unze Zucker vermischet, hat man bey dem Nieren- und Blasensteine empfohlen, wie Cranz anführet. Der allzuhäufige Gebrauch kann leichtlich Bauchschmerzen machen, und Huxham berichtet, daß dieser öfters Ursache an der Colica Pictonum sey. Man erhält aus Italien eingelegte, oder mit Essig und Salz eingemachte Limonien, welche bey verschiedenen Speisen gebrauchet werden. Der Limoniensaft ist auch den Färbern nützlich, um die Farben zu verändern und fester zu machen. Wenn man mit diesem Safte auf Papier schreibt, kömmt die Schrift zum Vorschein, wenn man solches über das Feuer hält.

Wie man Pomeranzen und Citronen mit Zucker einmachen, von den Blumen das Wasser abziehen, aus den Schalen Oel und Brandwein verfertigen könne, lehret alles umständlich der Hausvater, im 3 Th. S. 594 f. Aus Citronen und Pomeranzen pfleget man verschiedene Geträncke zu verfertigen, welche theils des Wohlschmeckens, theils der guten Wirkung wegen, von vielen geachtet werden, als

1) Limonade, besteht aus Citronensaft, Zucker und Wasser, und von solcher läßt sich alles hoffen, was nur der Citronensaft zu leisten im Stande ist. Ein andermal aber pfleget man hierzu noch Rhein- oder andern guten sauern Wein zu setzen, auch den Zucker mit der Citronschale abzureiben, da denn dergleichen Geträncke das Kühlende verliert, und leicht eine entgegengesetzte Wirkung hervorbringen kann. Doch ist nach der Menge des Weins, der Citronenschale und des Citronsaftes ein großer Unterschied.

2) Punsch, dieser wird auch nicht auf einerley Art gemachet. Im Hausvater lesen wir diese: man presset aus zwölf bis achtzehn Citronen den Saft, gießt solchen durch ein Tuch oder Haarsieb, gießt auf das im Siebe zurückgebliebene Mark noch ein paar Gläser Wasser, daß sich alle Säure herauszieht. Wer die Säure liebt, nimmt den Saft von zwölf Pomeranzen, und drey oder vier Citronen, oder man nimmt

zu zwölf Citronen vier bis sechs Pomeranzen. Von den Citronen schälet man zuvor die Schale dünne ab, gießt auf die Schale von zwo oder drey Citronen kochend Wasser, und läßt solches eine Weile darauf stehen. Die übrigen drücket man zwischen den Fingern, daß das in den Bläschen sitzende Oel hineinspritzet. Man darf aber davon nicht zu viel nehmen. Einige reiben auch ein Stück Zucker auf der Schale von den Citronen, und werfen solches in den Punsch, es machet ihn aber trübe. Mit dem Safte vermischet man Rack und Wasser, und dieses nach Belieben, nachdem man das Getränke stark oder schwach haben will, wenigstens soll man doppelt so viel Wasser als Rack nehmen; zuletzt wird Zucker dazu gesetzet, nach Gutbefinden, nachdem man das Süße liebt. Den Zucker tunket man zuvor in reines Wasser, und wirft solchen hierauf in den Punsch, sonst schmelzet er sehr langsam. Hierauf wird das, auf die Citronschalen gegossene und gelbgewordene, Wasser hineingeschüttet, nicht aber die Schalen selbst, welche leicht eine Bitterkeit verursachen würden, und endlich gießt man noch ein großes Glas Rheinwein hinzu, welcher die Schärfe der Citronen dämpft. Alles wird fleißig durcheinander gerühret. Einige nehmen statt des Rheinweins Champagnerwein. Er verdirbt den Geschmack nicht, machet aber das Getränke ungesund. Zum warmen Punsch kömmt gar kein Wein, und statt des Wassers wird warmer guter Thee genommen. Wenn man viel Citronen vorräthig hat, kann man den Saft auspressen, und selbigen mit geläuterten Zucker und Rack vermischen, und in einer verschlossenen Bouteille bis zum Gebrauch im Keller aufheben. Dieses pfleget man mit den Engländern Schrub zu nennen.

Das von Pomeranzen verfertigte Getränke heißt gemeiniglich Bischoff. Saftige bittere Pomeranzen werden bey einem gelinden Feuer geröstet, bis sie durchaus heiß sind, und anfangen zu platzen, auch schwarz zu werden. Alsdenn reibt man eine gespaltene Muscatennuß etwas auf der verbrannten Schale, leget die Pomeranzen in ein groß Gefäß, gießt, weil sie noch warm sind, rothen Wein, gemeiniglich Pontak, darüber, und zerdrücket jene mit einem großen Löffel, thut einige, zuvor in Wasser getunkte, Stücke Zucker dazu, und rühret alles wohl durcheinander. Einige rösten auch eine Rinde grob Brod, und legen solche in den Wein, andere thun auch ein Stückchen Zimmt hinein. Wenn man, statt des rothen, weißen Wein nimmt, pfleget man solches Getränke Cardinal zu nennen. Es ist aber unappetitlich, weil

weil die gerösteten Pomeranzen den Wein trübe machen. Wenn man Champagnerwein nimt, heißt dieses Getränke Pabst.

Noch ist übrig, etwas von der Wartung und Vermehrung der Orangenbäume anzuführen. Die Vermehrung geschieht durch den Saamen, die Fortpflanzung der Sorten aber gemeiniglich durch das Ocuiliren. Wenigstens soll man alle aus Kernen gezogene Stämme oculiren, und solche dadurch verbessern. Solche angezogene Bäume hält man für dauerhafter, als die aus Italien gebrachten, weil unsere Luft und Erdreich ihnen was gewöhnliches ist, welches die andern erst gewohnt werden müssen. Die reifen Saamen säet man im Frühjahre in kleine Töpfe, und läßt solche einige Zeit darinne stehen, bis man sie einzeln in andere versetzen kann. Die Kerne gehen nicht geschwinde auf, und liegen wohl zehn bis zwölf Wochen, ja manchmal treiben solche erst im folgenden Jahre. Auch kann man kleine Reiser von alten Stämmen abschneiden, und diese auf ein warmes Mistbeet stecken, da sie mehrentheils Wurzeln schlagen. Auch ist sonderbar, daß ein einzelnes abgebrochenes und in die Erde auf dem Mistbeete gestecktes Blatt unten am Stiele eine Wulst ansetzet, und aus dieser zuerst unterwärts Wurzeln, bald aber oben eine Knospe und aus solcher ein ordentliches Stämmchen treibt. Zuweilen geschieht es auch, daß die Ribbe in der Mitte des Blattes aufspringt, und das Stämmchen treibt. Agricola hat diese Vermehrung zuerst gelehret, und man erhält dabey den Vortheil, daß dergleichen Stämmchen zeitig blühen. Doch mißlingt dieser Versuch gar öfters, daher man sich dessen selten zu bedienen pfleget. Man kann auch das Ablactiren mit diesen Bäumen vornehmen, solche auch in den Spalt pfropfen, oder durch Einleger zu vermehren suchen. Doch sind auch diese Vermehrungen nicht sehr mode. Zum Oculiren sind die jungen, aus Saamen gezogenen, Citronenstämmchen die besten. Diese nehmen Pomeranzen und Limonien und andere Sorten eben sowohl, als ihre eigene an, welches die andern aber nicht thun, und auf Pomeranzenstämmchen kann man nur Pomeranzen oculiren. Alle, oben angeführte, Sorten sind zu zart, bey uns des Winters in freyer Luft auszudauern, müssen also in Töpfen und Kästen gehalten, im Herbste ins Gewächshaus oder guten, trocknen Keller, welches Grotian, Sommerbelustig. 2 Th. S. 83. zwar nicht zugeben will, aber bey uns ohne Schaden geschieht, gebracht, im Frühjahre aber wieder der freyen Luft ausgesetzet werden.

Hr. von Linné giebt zum Aussetzen die Zeit an, wenn der Eich- oder Maulbeerbaum ausbricht, und zum Beysetzen, wenn die Zeitlose blühet. Doch kömmt hier viel darauf an, wie man seine Bäume gewöhnet hat, ob sie von Jugend auf zärtlich gehalten worden, da man denn solche etwas später oder früher ein- und ausbringen kann. In wärmern Gegenden pflanzet man die Stämme in die Erde, und bauet des Winters Häuser darüber, welche im Frühjahre wieder weggenommen werden. Die Gefäße müssen zwar, nach Verhältniß des Baumes, eine gewisse Größe haben, doch ist es besser kleinere, als allzugroße zu wählen, sonderlich soll man kranke, und an der Wurzel beschädigte, in kleine setzen. Bey dem Umsetzen giebt man ihnen nach und nach größere. Die Gefäße erfüllet man mit guter Erde, nämlich solcher, welche mehrere Jahre in Ruhe gelegen, und recht durchgearbeitet worden, so daß der darunter gemischte Mist und die Holzerde gänzlich verfaulet ist. Wenn mit dieser das Gefäße bis zu einer gewissen Höhe erfüllet wird, muß solche, ehe der Baum hineingesetzet wird, recht fest gestampfet oder eingedrücket werden. Zum Versetzen ist die beste Zeit im Frühlinge, ehe die Bäume zu treiben anfangen. Solches soll nicht öfters, und wenigstens in drey Jahren einmal geschehen. Sobald ein Baum nicht frisch treibt, leidet solcher gemeiniglich Mangel an Nahrung, und erinnert die Gärtner selbst an das Verpflanzen. Ein ander Merkmal giebt die Erde in dem Gefäße, wenn solche bey guten und warmen Wetter nicht gehörig austrocknet, oder die Erde an einer Seite des Kastens feuchte bleibt, wenn die andere trocken wird; alsdenn ist gewiß die Wurzel schadhaft, und man muß sie sofort, ehe der Schaden größer wird, untersuchen, das schadhafte wegnehmen, und dem Baume ein kleineres Gefäße geben. Bey dem Verpflanzen müssen ein bis zwey Drittheile der Wurzeln, sonderlich die sich im Gefäße rund herum geschlagen haben, weggeschnitten werden, damit der Baum frische Wurzeln machen könne, und man Raum behalte, das Gefäße größtentheils mit guter Erde anzufüllen. Auch muß zu gleicher Zeit die Crone beschnitten, und ein gewisses Verhältniß zwischen dieser und den Wurzeln beobachtet werden. Man muß die Stämme anfangs hoch in den Gefäßen setzen, weil sich die Erde senket, und die Sonne recht an die Wurzeln scheinen muß. Die tief in den Gefäßen sitzenden Stämme faulen leicht, weil die Erde nicht recht austrocknen kann. Die mehreste Vorsicht erfordert

das Begießen. Es darf dem Baum niemals die nöthige Feuchtigkeit fehlen. Wenn sie zu naß gehalten, oder einmal zu stark begossen, und dann wieder versäumet worden, faulet die Wurzel hurtig. Die Wurzeln machen einen dicken festen Ballen; ist solcher in der Mitte einmal recht trocken, so nimmt er nicht leicht wieder Wasser an; daher rathen einige, die Wurzeln beym Verpflanzen jedesmal eine halbe Stunde lang, und bis das Wasser solche recht durchzogen, in einen mit Wasser angefüllten Kübel zu setzen, und hierauf, ehe der Baum in den Kasten gesetzet wird, das Wasser abtröpfeln zu lassen. Wenn man einen Baum noch nicht wieder versetzen kann oder will, gräbt man oben an der Seite des Gefäßes etwas Erde weg, und füllet frische Erde hinein; die Gärtner nennen dieses die halbe Versetzung. Den Cronen muß durch Beschneiden die rechte Gestalt gegeben werden, indem viele Sorten lange sperrhafte Aeste, und wenig Nebenreiser treiben, und wenn ihnen nicht geholfen wird, einen häßlichen Baum machen, wenig Früchte tragen, und den Winden ausgesetzet sind. Junge Reiser kann man mit den Fingern leicht abkneipen. Das Beschneiden muß unmittelbar über einem Auge geschehn. Man beschneidet sie den ganzen Sommer hindurch, und muß die zuweilen auswachsenden Reiser gleich wegnehmen, auch wenn der Baum nach einer Seite mehr, als nach der andern wachsen sollte, solches zu hindern trachten. Wenn der Baum alt wird, oder Schaden an der Crone nimmt, säget man die alten Aeste ab, und klebet die recht glattgeschnittene Wunde, nach einigen Tagen, wenn sie trocken ist, mit Baumwachs zu. Man soll aber auch alsdenn alle kleine Reiser wegnehmen, damit lauter neue Triebe aus dem alten Holze kommen, und solchergestalt kann man einen Stamm gänzlich wieder verjungen. Die Pomeranzen setzen, wo sie einmal geblühet haben, klein mageres Holz an, welches man wegnehmen muß, weil es bey dem neuen Wachsthume die Tragbarkeit hindert. Wo ein Stamm anfängt zu faulen, oder Gummi auszulassen, muß man das schadhafte je eher, je lieber wegnehmen, bis man ganz frische Borke erhält: denn soweit solche bräunlich ist, hat sich der Schaden schon verbreitet, und frißt weiter um sich. Wenn ein Baum, ohne frisch Holz zu machen, sonderlich im Herbste oder Winter, viele Blumen zeiget, ist solcher gewiß krank. Man muß alsdenn die Blumen abpflücken, die Crone stutzen, und die Wurzeln untersuchen. Es ist gut, wenn man dergleichen Stämme

me in einen Treibkasten setzen kann. Da die Sonne an der Mittagsseite vornehmlich durch die Kasten an die Wurzeln brennet, so pflegen einige die Kasten alle drey Wochen umzukehren und zu verrücken. Um den Trieb der gesunden Bäume zu befördern, pfleget man im Sommer eine Brühe von frischen Schaaf- und Kuhmiste zu bereiten, und solche damit an den Wurzeln zu begießen. Den Winter über dürfen die Bäume in den Häusern nicht warm gehalten, sondern nur allein gegen den stärksten Frost verwahret werden. Sobald im Frühling hellere Tage kommen, erfodern sie gleich Luft, und müssen, ehe sie in den Garten gesetzet werden, genugsam an die freye Luft gewöhnet seyn. Wenn im Winter die Stämme schwitzen, werden sie mit einem trocknen Schwamme, oder wollenen Tuche abgerieben; die Rinde kann nicht vertragen, daß sie mit einem scharfen Instrumente geschabet werde. Den Winter über darf man den Bäumen das Wasser nicht gänzlich entziehen, es soll ihnen aber auch nicht mehr gereichet werden, als um sie nur zu erhalten. Ein Merkmal, daß man ihnen Wasser reichen könnte, geben die Blätter, wenn sie sich krümmen, welk werden, und wenn man sie biegt, nicht knastern. Fehlet ihnen das nöthige Wasser, lassen sie leicht die Blätter, sonderlich auch die Früchte fallen; dieses geschieht auch, wenn sie zu warm gehalten werden, oder wenn sie dumpfig stehn, und die frische Luft fehlet. Pomeranzen- und Pompelmußstämme stehen noch eher dumpfig, die Appelsinen erfodern schon mehr Luft, die Citronen wollen gar nicht eingepreßt stehen, und die Citronate und Limöngens wollen noch mehr Freyheit haben. Man soll also die letztern nicht, ob es gleich die zärtlichsten sind, nahe an den Ofen stellen. Man wählet zum Beysetzen gerne eine trockne Witterung, kommen die Bäume naß ins Haus, so faulen und schimmeln sie gern. Auch sollen im Herbste, ehe die Bäume beygesetzet werden, alle noch daran sitzenden Blumen abgepflücket werden, welche sonst schimmeln, und die Fäulniß ganzen Zweigen mittheilen. Die beyden Hauptfeinde dieser Bäume sind die Blattläuse, Coccus hesperidum L. und die kleinen Ameisen. Beyde geben ein Zeichen, daß der Baum einen Schaden an der Wurzel habe, welcher veranlasset, daß die Blätter verdorbene Säfte in Gestalt eines Honigs ausschwitzen, welcher jenem Ungezieferangenehme Nahrung giebt, und worinne sich hernach ein schwarzer, das Ausdünsten der Blätter verhindernde, Staub setzet. Wenn diesem Ungeziefer Nahrung fehlet,

vermehren,

vermehren sie sich wenigstens nicht häufig, und sind leicht zu vertilgen. Man kann jedoch den Blatläusen nicht zeitig genug vorkommen, wo sie überhand genommen, ist kein ander Mittel, als den Baum kurz abzustutzen, die Aeste mit einem Lappen, worinne man feuchte Erde nimmt, gelinde abzuscheuern, und mit Wasser nachzuspühlen, auch acht zu geben, daß nichts schwarzes sitzen bleibe, hiernächst den Baum in ein kleiner Gefäße zu setzen, und wo man Gelegenheit hat, ihn in Mist- oder Loherde zu treiben. Wenn sich Ameisen einfinden, ist das sicherste, ihre Nester aufzusuchen und zu zerstöhren. Andere Mittel helfen nur auf wenige Tage. Für kranke Bäume soll man ein Lazareth halten, wo sie gegen Regen, Wind und Sonnenschein verwahret werden, bis sie frische Wurzeln und junge Zweige treiben. Es erfodern diese Bäume überhaupt um destomehr Aufsicht, je langsamer solche wachsen, und in dreyßig bis vierzig Jahren keine sonderliche Stärke erlangen.

Wie man diese Früchte, sonderlich Pomeranzen und Citronen aufbehalten und verwahren soll, findet man mancherley Vorschläge. Die bey uns wachsenden muß man abbrechen, wenn sie sich färben, ehe sie völlig reif werden. Sie müssen an einem etwas luftigen, nicht warmen, nicht kalten, noch feuchten Orte liegen. Ein Zimmer ist gemeiniglich besser, als ein Keller; es müßte denn der Keller recht trocken und etwas luftig seyn. Beym starken Froste bleibt nur der Keller übrig. Jede Frucht muß alleine für sich liegen, ohne sich einander zu berühren; man wickelt jede in Papier; Löschpapier zieht zu leichte Feuchtigkeiten an sich. Einige pflegen solche in einen steinernen Topf zu legen, eine zinnerne Schüssel oben drauf zu setzen, Wasser darein zu gießen, und dieses nach etlichen Tagen zu erneuern. Andere rathen in ein Brett runde Löcher zu bohren, so daß der Hals von einer Bouteille hineingeht, und in die Höhlung von jeder Bouteille eine Frucht zu legen. Andere schütten Salz auf ein Brett, setzen die eingewickelten Früchte darauf, und bedecken sie mit Salz; oder man nimmt statt dessen Sand oder Asche. Noch andere verkleben die Stelle, wo der Stiel gesessen, mit Lack. Im sechsten Theile des Arztes S. 187. wird angerathen, die Früchte, ehe sie in steinerne Töpfe geleget werden, in kochendes Wasser zu tauchen; welches wohl kein guter Rath seyn mag.

Citronenkraut.

S. Drachenkopf, Melisse, und Stabwurz.

Citron-

Citronvogel.

Es werden verschiedene Insecten, welche eine Citrongelbe Farbe haben, mit obigem Namen beleget, vorzüglich aber kommen unter diesem Namen des Linne' Papilio Rhamni ger. 231. Sp. 106. und Phalaena Citrago. gen. 233. Sp. 189. vor. Beyde haben citrongelbe Flügel; erstere Art aber führet rostfärbige Flecken, und letztere rostfärbige schiefe Bänder.

Citrullen.

S. Melonen.

Clacas.

Clacas, ist überhaupt und besonders in dem schönen und reichen Eylande Teneriffa, der beste Schalenfisch. Sie wachsen in den Felsen, fünf oder sechs unter einer großen Schale, durch deren obersten Löcher, sie mit ihren Hintern herausgucken, bey denen sie, wenn die Schalen ein wenig mehr aufgebrochen worden, herausgezogen werden. S. A. R. 11. 18.

Claytonie.

Claytonie, ein Pflanzengeschlecht zu Ehren des Hrn. Johann Clayton, welcher viele neue Pflanzen in Virginien entdecket, vom Hrn. Gronov also genennet. Zwey eyförmige, stehenbleibende Kelchblättchen umgeben fünf länglichte, eingekerbte, einander völlig ähnliche Blumenblätter, und fünf etwas kürzere, pfriemenartige, rückwärts gebogene Staubfäden; der einfache Griffel hat einen dreyfachen Staubweg. Das trockne, rundliche, dreyfächerichte Saamenbehältniß öffnet sich mit drey Klappen, und enthält drey rundliche Saamen. Es sind hiervon zwo Arten bekannt.

1) Die Virginische Claytonie, Claytonia Virginica L. hat eine knollichte Wurzel, und einen ganz niedrigen, schwachen, einfachen Stängel, welcher sich mit einer Blumenähre endiget. Die Blätter sind saftig, ganz schmal, und fast der Länge nach von einer Breite, einige davon sitzen auf der Wurzel, und gemeiniglich eines an dem Stängel unter der Aehre, welche aus sechs, acht, bis zehn gestielten, fleischfarbenen Blumen besteht.

2) Die Sibirische Claytonie, Claytonia Sibirica L. Die holzige Wurzel treibt am obern Theile verschiedene Keime, aus denen die Blätter hervorkommen. Diese sind fleischicht, glatt, klein, eyförmig zugespitzt, völlig ganz, oberwärts glänzend, und mit drey oder vier hohlen Streifen durchzogen, sie ruhen auf fast gleichen Stielen; zwischen diesen Blättern kommen einige kurze, runde, glatte, einfache Stängel, an welchen ohngefähr um die Mitte zwey einander gegen über gestellte

gestellte Blätter sich zeigen, welche den Wurzelblättern ziemlich ähnlich, aber etwas größer, mehr länglicht, auf der obern Fläche erhaben, auf der untern etwas vertieft sind, und ohne Stiel platt aufsitzen. An dem obern Theile des Stängels sitzen noch einige Blätter, aber wechselsweise gestellet und kleiner. Zwischen diesen treiben einfache lange Stiele mit einzelnen Blumen. Die Blumenblätter sind vorwärts gespalten, fleischfärbig, mit purpurfärbigen Streifen durchzogen. Es ist merkwürdig, daß die Blumenstiele erstlich, ehe die Blumen sich öffnen, niederwärts gebogen hängen; den Tag aber, da sich die Blume öffnet, richtet sich der Stiel in die Höhe, und behält diese Lage so lange die Blüthe dauert; sobald solches vorbey ist, beuget sich der Stiel wieder niederwärts und bleibt so lange niedergebogen, bis die Frucht reif wird, da sich denn derselbe den Tag zuvor wieder aufrichtet, und alsdenn das Saamenbehältniß aufspringt. Die Virginische Art bieget den Stängel, wenn die Blüthe vergangen, gegen die Erde, und verbirget gleichsam die Frucht in selbiger. Beyde Arten sind dauerhaft, dauern bey uns im freyen Lande, und blühen im Frühjahre.

Cleome.

Cleome, L. sonst Sinapistrum genannt. Der kleine vierblättrige Kelch fällt ab, die vier ausgebreiteten Blumenblätter sind alle aufwärts gerichtet, und die beyden obern etwas kleiner. Zwischen drey Kelchblättchen sitzet eine rundliche Drüße, zwischen dem vierten aber keine; mithin zählet man drey derselben, welche vielleicht Hr. Planern Gelegenheit gegeben, dieses Geschlecht Pillenblume zu nennen. Sechs, zuweilen nur fünf, auch mehrere Staubfäden sind unterwärts gebogen, die Staubbeutel aber in die Höhe gerichtet. Der Fruchtkeim hat die Richtung der Staubfäden, endiget sich mit einem dickern Staubwege, und ruhet auf einem besondern Säulchen, welches Hr. von Linne den Griffel nennet; an diesem Säulchen sitzen bey einigen Arten die Staubfäden; dieses träget auch die walzenförmige, lange, einfächerichte, zweyklappige Schote, worinnen viele rundliche Saamen liegen. Hr. von Linne hat achtzehn Arten angegeben, von welchen einige auch in hiesigen Gärten erzogen werden.

1) Die stachlichte, siebenblättrige Cleome, heptaphylla,

2) Die unbewehrte, fünfblättrige, pentaphylla,

3) Die unbewehrte, dreyblättrige, triphylla L. sind einander gar ähnlich, und wie Herr von Linne davorhält, nach und nach aus einer Pflanze entstanden.

Bey

Bey allen sitzen die obern Blätter platt auf; die Blumenblätter sind alle aufwärts gerichtet, und die sechs Staubfäden, hangen an den griffelartigen Säulchen, worauf auch die Fruchtschote ruhet.

4) Die violetne Cleome, violacea L. wächst in Portugall, die zwey mittlern Kelchblätter sind kleiner, alle gelblicht, mit purpurfärbigen Spitzen. Die Blumenblätter lassen unterwärts einen großen Zwischenraum. Die zwey aufgerichteten sind äußerlich dunkelpurpurfärbig, inwendig gelblicht, die beyden seitwärts gerichteten größer, und inwendig purpurfärbig, die drey Drüsen grünlicht, der Fruchtkeim steiget aus dem untern Zwischenraume der Blumenblätter zwischen den sechs Staubfäden hervor; die Staubfäden sitzen an dem Boden des Fruchtkeims. Der Staubweg ist rundlich; die Blätter sind theils ein- theils dreyfach, und die Blättchen schmal und lanzenförmig, und die ganze Pflanze ist haaricht und klebricht.

5) Die Cleome mit zwölf Staubfäden, dodecandra L. wächst in Indien, die beyden Seiten-Kelchblättchen sind klein, das obere größer, das unterste am größten, und purpurfärbig; so sind auch zwey Blumenblätter größer und zweye kleiner, alle fangen ganz schmal an, und sind am Ende eingekerbt und weiß, die Staubfäden und der Fruchtkeim kommen zwischen den kleinen herfür, die erstern an der Zahl zehn bis zwölf sitzen an dem Boden des Fruchtkeims, dieser ist rauch, zusammengedrückt, und mit dem dünnen, einigermaaßen zweyspaltigen Staubwege geendiget. Das Blatt besteht aus drey langen, eyförmigen Blättchen, der Stängel ist haaricht und klebricht.

6) Die große Cleome, gigantea, hat sechs Staubfäden, aus sieben Blättchen zusammengesetzte Blätter, einen unbewehrten hohen Stängel, der Fruchtkeim sitzet auf dem langen Säulchen, und hat einen heftigen, stinkenden Geruch, wächst in Amerika. Die großen, blaßrothen Blumen treiben einzeln seitwärts an den Aesten hervor, und machen unter sich eine lockere Aehre. Alle drey Arten wachsen in Indien. Bey der erstern erscheinet unter dem Blattstiele ein Stachel.

Alle diese Pflanzen sind jährig, werden im Mistbeete aus den Saamen erzogen, und daselbst auch blühen, aber nicht allemal reifen Saamen tragen. Es sind uns auch öfters die schönsten Stöcke daselbst, aus ganz unbekannten Ursachen, mitten im Wachsthume, verwelket; diesem Zufalle vorzubauen, und um desto gewisser Saamen zu erhalten, kann man einige Stöckchen in Töpfe pflanzen,

pflanzen, diese bey allzunasser und kühler Witterung in ein Glashaus hinter die Fenster setzen, und zuweilen frische Luft genießen lassen. Einige Arten, sonderlich die zwote und sechste, könnten wegen des ganz besondern Geruches gewiß in der Arzneykunst, wenigstens im frischen Zustande, vornehmlich bey Nervenkrankheiten, nützlich zu gebrauchen seyn.

Cleopatra.

Cleopatra ist die Linneische Benennung eines Papillons, der in die Abtheilung der weißen Rundflügel, Danai candidi, gehöret, gen. 231. Sp. 105. und sonst auch die Orangenfahne genannt wird, weil die Flügel gelb und pomeranzenfärbig sind. Das Vaterland desselben ist die Barbarey.

Clethra.

Da dieses der griechische Name vom Lateinischen Alnus ist, hat Hr. Planer auch im Deutschen, einen, sonst der Erle beygelegten Namen, erwählet, und dieses Geschlecht Else genennet. Da aber dergleichen einerley Pflanzen bedeutende Namen im Deutschen noch eher, als im Lateinischen und Griechischen zu Verwirrung Gelegenheit geben, behalten wir lieber den Griechischen, wollen aber den Strauch, welcher das Geschlecht allein ausmachet, die

Erlenblätterichte Clethra nennen, Clethra alnifolia Linn. Es wächst selbiger in den Amerikanischen Provinzen von Carolina, Virginien und Pensylvanien. Die gestielten Blätter stehen wechselsweise an den Zweigen, und sind, der Gestalt nach, den Erlenblättern ziemlich ähnlich, doch schmäler und länger. Sie sind eyförmig, an beyden Enden zugespitzet, am Rande ausgezacket, oberwärts hellgrün und glänzend, unten blässer, und der Länge nach mit einer erhabenen Ader versehen, welche nach den Seiten in schiefen Linien Nebenäste treibt. Im Frühjahre zeigen die Blättchen beym Ausbrechen einen, ins röthliche fallenden, Rand. Die wohlriechenden Blumen kommen im Juli und August am Ende der Aeste in dichten, über zween Zoll langen, aufrechtstehenden Aehren zum Vorscheine. Unter jedem kleinern weißlichten Blumenstiele sitzet ein schmales, weißlichtes, spitziges Afterblättchen. Der Kelch besteht aus einem weißlichten, wollichten Blatte, welches nicht abfällt, und in fünf, an den Spitzen einwärts gebogene Einschnitte getheilet ist. Die fünf länglichten, weißen Blumenblätter sind noch einmal so lang, als der Kelch, stehen aufwärts und ausgebreitet, fangen schmal an

und

und werden gegen das Ende breiter. Zehn pfriemenartige Staubfäden umgeben den einfachen Griffel mit dem dreyspaltigen Staubwege. Dieser fällt nicht ab, sondern schwillt nach den abgefallenen Blumenblättern noch stärker auf. Das trockene, rundliche Saamenbehältniß ist von dem Kelche umschlossen, enthält in drey Fächern eckichte Saamen, und öffnet sich mit drey Klappen. Dieser Strauch, wenn er nur etwas Stärke erlanget, dauert bey uns im freyen Lande, doch wird der Saame nicht reif. Der aus Amerika geschickte liegt wohl ein ganzes Jahr in der Erde, ehe er aufkeimet. Man kann solchen durch Ableger vermehren; diese erfordern aber zwey Jahre Zeit, ehe sie Wurzeln schlagen. In Amerika wächst solcher an feuchten Orten und Bächen, daher selbiger auch bey uns im feuchten Erdreiche besser, als im trockenen fortkömmt. Der blühende Strauch ist eine Zierde der Gärten und Lustwälder.

Clibadium.

Ein neuerlich bestimmtes Pflanzengeschlechte, welchem Planer den Namen Schleimer beygeleget. Die Blumen gehören zwar zu den zusammengesetzten, die Staubbeutel aber sind nicht verwachsen, daher Hr. von Linné das Geschlecht nicht in die Classe der vereinigten, syngenesia, sondern in diejenige gesetzet, wo männliche und weibliche Blumen auf einer Pflanze wachsen, monoecia, welches jedoch nach desselben Lehrgebäude nicht geschehen soll, indem weibliche und Zwitterblumen bey einander stehen. Es umgiebt nämlich der gemeinschaftliche, schuppenförmige Kelch viele trichterförmige Blümchen, davon die mittelsten Zwitter, und fünffach eingekerbet, die Randblümchen aber weiblich, und nur drey- oder viermal eingeschnitten sind; die erstern haben fünf Staubfäden und fünf an einander liegende Staubbeutel, und einen einfachen Staubweg, die weiblichen aber einen doppelten Staubweg. Die Pflanze wächst in Surinam, hat einander gegen über gestellte Blätter, und stinket.

Cliffortie.

George Clifford, der Rechte Doctor, ist wegen des vortrefflichen, auf seine Kosten unterhaltenen, Gartens nicht allein bekannt, sondern auch deswegen hochzuschätzen, weil derselbe Herrn v. Linné einige Zeit bey sich unterhalten, und selbigem die schönste Gelegenheit gegeben, sich in der Kräuterwissenschaft vollkommen zu machen. Ein würdiges Denkmal ist dessen Hortus, welchen er gleichfalls auf eigene Kosten verfertigen, drucken, die rarsten Pflanzen in

Kupfer stechen, und als ein Geschenke denen damals lebenden berühmten Kräuterliebhabern austheilen lassen. Das Geschlecht besteht aus männlichen und weiblichen Blumen, welche auf verschiedenen Pflanzen anzutreffen sind. Beyde haben keine Blumenblätter, sondern nur einen dreyblätterichten Kelch, die erstern ohngefähr dreyßig Staubfäden, die letztern aber einen Fruchtkeim, welcher unter dem Kelche sitzt, und zween haarichte Griffel mit einfachen Staubwegen. Die länglicht rundliche, und mit dem Kelche besetzte, trockene Frucht enthält in zwey Fächern zween Saamen. In der Murrayschen Ausgabe findet man zwar sechs Arten aufgezeichnet; wir erwähnen aber davon nur die bekannteste, nämlich:

die Cliffortie mit Stechpalmenblättern, ilicifolia L. Sie wächst in Aethiopien, und ist ein immergrünendes, schwaches Bäumchen. Die Blätter sitzen wechselsweise an den Aesten platt auf, und umgeben selbige einigermaßen, sind steif, herzförmig und eingekerbet; die Blumen sind klein und gelblicht grün. Die Stöcke müssen bey uns in Töpfchen gehalten, und den Winter über in ein mäßiges warmes Glashaus gesetzet werden. Da man selten weibliche und männliche zugleich besitzt, und daher niemals Saamen erhält, muß die Vermehrung durch Zweige veranstaltet werden, welche jedoch selten Wurzeln schlagen, wenn gleich solche in kleine Töpfe gesetzet, und diese in ein Mistbeet eingegraben werden. Ueberhaupt haben wir die Stöcke, bey aller möglichen Abwartung, selten einige Jahre erhalten können.

Clio.

Ein ansehnlicher Papillon aus der Reihe der Heliconier, hat von dem Ritter Linne' den Namen Clio bekommen, gen. 231. sp. 66. und da sich die Raupe auf dem Corallenbaume, oder der Amerikanischen Sophora aufhält, so ist dieser Tagvogel vom Müller Sophorapapillon genannt worden. Er hat schöne braune Flügel, davon die vördern weißgefleckt, die hintern aber weiß bandiret sind.

Clio, S. Flügelwurm.

Clipbagre.

S. Piquenirer, Centriscus 6. Klein. und unsern Artikel Bagre, S. 501.

Clissen.

S. Bettlersläusekraut.

Clitorisblume.

Clitoria Linn. Der einblätterichte, röhrenförmige Kelch ist fünffach ausgezacket. Die Blumenblätter sind schmetterlingsförmig ge-

gestellet; das Helmblättchen ist groß, aufgerichtet, ausgebreitet, eingekerbet und am Rande wellenförmig; die zween länglichten, gerade stehenden, stumpfen Flügel sind kleiner, und noch kleiner ist das sichelförmige Kielblättchen. Von den zehen Staubfäden sind neune mit einander verwachsen, das zehente steht besonders. Der Griffel endiget sich mit einem stumpfen Staubwege. Die lange, dünne, plattgedrückte Schote ist einfächericht und enthält viele nierenförmige Saamen. Von den Arten bemerken wir:

1) die gefiederte blaue Clitorisblume, Clitoria pinnata, Clitoria Ternatea Linn. Die jährige Wurzel, wenigstens dauert solche bey uns nur einen Sommer, treibt einen hohen, rundlichen Stängel, welcher sich windet, wie bey den Bohnen. Die Blätter stehen wechselsweise, sind gefiedert und bestehen aus zwey oder drey Paaren länglichten stumpfen Blättchen, das letzte steht einzeln. Aus dem Winkel derselben treibt ein kurzer Stiel, mit zwey zarten Blättchen besetzet und am Ende mit einer schönen großen, blauen Blume, welche zuweilen unterwärts hängt, gezieret. Sie wächst in Indien, vorzüglich auf der Insel Ternate.

2) Die dreyblätterichte rothe Clitorisblume, Clitoria Brasiliana Linn. wächst in den Wäldern Brasiliens; bey uns dauert die Wurzel auch nur einen Sommer. Der Stängel windet sich gleichfalls. Die Blätter stehen wechselsweise, und auf einem gemeinschaftlichen Stiele sitzen drey länglichte, mit vielen Adern durchzogene Blättchen. Aus dem Blattwinkel treibt ein kurzer Stiel mit einer großen ansehnlichen rothen Blume. Den Kelch umgeben zwey schmale Blättchen.

3) Die dreyblätterichte blaue Clitorisblume, Clitoria Virginiana Linn. wächst in Virginien und Jamaika, ist der zwoten Art fast ähnlich, treibt aber kleinere und blaue Blumen, deren allemal zwey bey einander stehen. Der Kelch ist mehr glockenförmig.

Die beyden erstern sind sehr zarte Pflanzen. Die Saamen muß man zeitig auf das Mistbeet säen, die jungen Pflanzen in Töpfe versetzen, und diese wieder in ein gemäßigtes Mistbeet eingraben, nachher aber, wenn sie zu treiben anfangen, in das Glashaus bringen, und, um die schönen Blumen desto gewisser zu erhalten, daselbst in ein Lohbeet eingraben. Auf Saamen hoffet man bey uns vergebens. Die dritte Art brauchet wenig Wartung, doch ist uns nicht bekannt, ob solche auch nur ein Sommergewächse sey.

Clostervogel.

Also nennt Müller des Linné Phalaena tristata, gen. 233. Sp. 252. und die Ursache dieser Benennung ist von der Raupe hergenommen, welche die Eigenschaft hat, sich zwischen zweyen Birkenblättern einzuspinnen, und darinnen als in einem Kloster zu wohnen. Der Nachtvogel, der aus dieser Raupe kömmt, ist schwarz mit weißen Wellen und zwo weiß und schwarz punctirten Binden besetzet.

Clusie.

Clusia Linn. Dem berühmten Carl Clusius zu Ehren also genannt. Die Engländer heißen dieses Geschlechte den Balsambaum. Die Beschaffenheit der Blume ist veränderlich; viele sind wirkliche Zwitter; man findet aber auch andere, an welchen bald die männlichen, bald die weiblichen Werkzeuge fehlen. Der Kelch besteht aus vielen vertieften, stehenbleibenden, über einander gelegten Blättchen, von welchen die innern nach und nach kleiner werden. Blumenblätter zählet man viere, fünfe bis sechse, sie sind groß, ausgebreitet, rundlich und vertiefet. Die vielen Staubfäden sind kürzer, und die Staubbeutel seitwärts an der Spitze angeheftet. Der länglichte Fruchtkeim hat keinen Griffel, sondern nur einen breiten, sternförmigen, stehenbleibenden Staubweg. Das trockene Saamenbehältniß ist eyförmig, gefurchet, hat verschiedene Fächer und öffnet sich mit verschiedenen Klappen. Die Anzahl wechselt von vier bis zwölfe, und aus so viel Strahlen der Staubweg besteht, so viel zählet man auch Fächer und Klappen. Die vielen Saamen sind mit einem schwammichten Wesen überzogen, und an dem säulenförmigen Saamenhalter befestiget. In unsern Gärten kommen selten einige Arten vor. Hr. von Linné erwähnet derselben viere.

1. Die gelbe Clusie, Clusia flava Linn. wächst in Jamaika und ist daselbst ein Baum ohngefähr zwanzig Fuß hoch mit vielen Aesten. An diesen, sonderlich gegen die Spitzen, sitzen einander gegen über gestellte, gestielte, dicke, glatte, glänzende, adernlose, eyförmig rundliche Blätter. Aus den Spitzen der Aeste treiben einzelne Blumen, welche nur vier blaßgelbe Blumenblätter haben.

2) Die rosenfärbige Clusie, Clusia rosea L. Dieser Baum wächst in Carolina, und hat, sonderlich in Ansehung der Blätter, mit dem vorigen viel ähnliches; die Blumen aber bestehen aus sechs rosenfärbigen Blumenblättern.

3) Die weiße Clusie, Clusia alba L. wächst in Amerika, hat Blätter

Blätter, welche den vorigen ähnlich sind, aber fünf weiße Blumenblätter und eine scharlachrothe Frucht.

4) Die aderichte Clusie, Clusia venosa L. wächst in dem mittägigen Amerika, und unterscheidet sich vorzüglich in den Blättern, welche mit merklichen Adern durchzogen sind. Die Blumenblätter sind rosenfärbig, und die Frucht gelblicht.

Aus allen diesen Bäumen, vorzüglich aus der ersten Art, schwitzet ein harziger Saft, welchen die Indianer in ihrer Sprache Schweinsgummi nennen, weil man vorgiebt, daß die verwundeten wilden Schweine sich an diesem Baume zu reiben, und mit diesem harzigen Safte gleichsam einzusalben und zu heilen pflegten. Es dienet dieser auch bey Menschen wider das Hüftweh, wenn solcher, als ein Pflaster, auf den leidenden Theil geleget wird. Da die Bäumchen zart sind, müssen sie bey uns fast beständig im Glashause erhalten werden. Sie vertragen nicht viel Nässe, und wenn man selbige durch abgeschnittene Zweiglein vermehren will, soll man diese einige Tage liegen und etwas austrocknen lassen, sonst faulen sie leichtlich.

Clutie.

Herr Boerhaave hat seinen Landsmännern zu Ehren diesen Namen angebracht. Theodor Auger. Clutius erhielt einen eigenen Garten, woraus der akademische zu Leiden seinen Anfang genommen, und dessen Sohn, Augerius, war der Kräuterkunde Lehrer zu Leiden, und schrieb 1634. eine gelehrte Abhandlung, de Nuce medica. Männliche und weibliche Blumen wachsen auf verschiedenen Pflanzen. Beyde haben fünf eyförmige, vertiefte Kelch- und fünf kürzere, fast herzförmige Blumenblätter; auch fünf dreyfach getheilte, zwischen den Blumenblättern gestellte, Honigbehältnisse, und überdieß noch fünf andere, zwischen diesen angebrachte, kleine Drüsen, und in der Mitte der Blume ein langes Säulchen, an welchem fünf ausgebreite Staubfäden sitzen. Bey den weiblichen sind die fünf Honigbehältnisse nur zweyfach getheilet; die Drüsen mangeln, und der Fruchtkeim trägt drey gespaltene, auswärts gebogene Griffel mit stumpfen Staubwegen. Die kugelförmige, rauhe Frucht hat drey Fächer und in jedem einen Saamen. In der Murrayschen Ausgabe stehen sieben Arten, wir bemerken davon nur zwo.

1) Die Aethiopische Clutie mit eyförmigen Blättern. Warum Herr von Linné, diese die schöne, pulchella, genannt, können wir nicht einsehen; es müßte denn deswegen geschehen seyn, weil

die alten Blätter, ehe sie abfallen, verschiedene Farben, röthlich, gelblicht, und dergleichen annehmen. Es ist ein schwacher, immergrünender Strauch, mit glatten Zweigen und langstieligen, eyförmigen, völlig ganzen, blauangelaufenen Blättern, zwischen welchen die kleinen, grüngelblichten Blümchen einzeln hervorkommen.

2) Die Aethiopische schmalblätterichte Clutie, Clutia alaternoides Linn. ist auch ein schwacher, immergrünender Strauch, dessen Aeste alle aufwärts gerichtet, und die dicht an einander gestellten, plattansitzenden Blätter, schmal, lanzetförmig, völlig ganz und bestaubet sind. Die kleinen aufrechtstehenden, grünlichten Blumen kommen einzeln hervor.

Beyde Arten wachsen in Aethiopien, werden bey uns in Töpfen, den Sommer über in freyer Luft, den Winter aber in einem mäßig warmen Glashause unterhalten; doch sind sie in diesem also zu stellen, damit man ihnen zuweilen Luft und auch Wasser geben könne, sonst werden sie zu geil treiben, und wenn sie im Frühjahre an die Luft kommen, Schaden leiden. Die Vermehrung geschieht durch Ableger und Zweige, letztere treiben auf einem Mistbeete in kurzer Zeit Wurzeln.

Die Clutia Eluteria soll, nach einiger Meynung, die Cascarillrinde liefern. S. dieses Wort.

Clystierkraut.

S. Bingelkraut.

Coaita.

Der Name Coaita, welchen einige Schriftsteller auch Quoaita schreiben, wird in Guiane einer Art langgeschwänzter Affen aus der Classe der Sapajue gegeben. Diese Thiere haben einen kleinen, langen Kopf, eine große und lange Schnautze, keine Taschen in den Backen, auch keine Schwielen an dem Gesäße. Die Scheidewand zwischen den Naselöchern, welche an den Seiten und nicht unter der Nase offen sind, ist ziemlich dick. Ihr Leib ist kurz, und so wie die Beine, überaus mager, daher sie von einigen Spinnenaffen, singes-araignées, genannt werden. An den Hinterfüßen haben sie fünf Zehen, aber an den Vörderfüßen, oder an den Händen, nur vier Finger; denn es fehlet ihnen der Daumen. Ihre Länge beträgt ohngefähr anderthalb Fuß. Der Schwanz, welcher viel länger ist, als der Leib und der Kopf zusammengenommen, kann von ihnen wie eine Hand gebrauchet werden. Das Haar und die Haut am ganzen Körper ist schwarz, das Gesicht aber ist unbehaaret und lohfarbicht. Doch giebt es in Ansehung der Farbe verschiedene Abänderungen bey dieser Art. Denn einige haben nur an den obern

Theilen schwarzes, hingegen an allen untern Theilen des Leibes weißlichtes Haar. Bey andern finden sich gar keine schwärzlichen, sondern lauter braune Haare.

Diejenigen Affen in Peru, welche den Namen Chamek führen, sind ebenfalls über den ganzen Leib schwarz, und kommen auch in Ansehung der übrigen Merkmale, wenn man einige Kleinigkeiten ausnimmt, mit dem Coaita aus Guiane überein.

Die Nahrung dieser Affen besteht in Fischen, Austern, Würmern und vornehmlich in Früchten; daher sie auch zu der Zeit, wenn die Früchte reif und gut gerathen sind, ihre gewöhnliche Magerkeit verlieren, und gut zu essen seyn sollen. Die Fische fangen sie mit ihrem langen Schwanze. Die Austern sammeln sie zur Zeit der Ebbe und machen dieselben folgendergestalt auf. Nämlich sie legen sie auf einen breiten Stein, und schlagen mit einem andern Steine so lange darauf, bis die Schale in Stücken springt. Diese Affen sind übrigens von einem sehr sanften und gelehrigen Naturell. Im Springen besitzen sie eine besondere Geschicklichkeit. Acosta versichert, er habe einen solchen Affen von einem Baume auf einen andern springen gesehen, ohngeachtet zwischen diesen beyden Bäumen sich ein Fluß befand. Wenn sie weit springen wollen, so wickeln sie ihren Schwanz um einen Zweig und schleudern sich damit fort. Ist der Baum so entfernet, daß sie ihn mit einem Sprunge nicht erreichen können, so bedienen sie sich folgender Methode, wenn ihrer etliche beysammen sind. Nämlich es hängt sich immer einer an den Schwanz des andern an, und wenn sie auf diese Art gleichsam eine Kette ausmachen, so schwingen sie sich so lange, bis der erste, welchem die Stärke der andern helfen muß, einen Zweig erreichet hat, an den er sich alsdenn feste anhängt und seinen Cameraden nachhilft. Wenn sie über einen Fluß gehen wollen, so pflegen sie sich ebenfalls auf diese Art an einander zu hängen.

Coase.

Ein Amerikanisches vierfüßiges Thier, ohngefähr von der Größe einer Katze, welches zu der Gattung der Stinkthiere gehöret. Der Name Coase ist von dem Grafen Büffon aus dem Namen Squash oder Quasje, welchen dieses Thier in Neuspanien hat, gemachet worden. Klein rechnet es unter die Halbfüchse, weil es in der That einige Aehnlichkeit, vorzüglich in Ansehung des Kopfes, mit den Füchsen hat, und beschreibt es unter dem Namen Ytzquiepatl, welches der Mexikanische Name dieses Thieres ist. Linnäus bringt es unter das vier-

zehnte Geschlecht der dritten Ordnung, welches von ihm Viverra, und im Deutschen von Hrn. Müllern Frett genannt wird. Es hat ein dunkelbraunes Haar, das aber bey einigen ins gelblichte fällt, eine längliche, dünne Schnauze, kurze Beine, und an den Vörderfüßen vier, an den Hinterfüßen aber fünf Zehen, die mit schwarzen und spitzigen Klauen versehen sind. Das Haar am ganzen Leibe ist ungemein glänzend, aber nicht über anderthalb Zoll lang, und selbst am Schwanze nicht viel länger. Die Barthaare sind schwarz, und etwas über zween Zoll lang.

Es hält sich gemeiniglich in Löchern und Felsklüften auf. Seine Nahrung besteht in allerhand Insekten und Vögeln. Den Hühnern ist es ebenfalls gefährlich. Es frißt von ihnen aber nichts weiter als das Gehirne. Wenn es zornig gemachet oder erschrecket wird, so läßt es einen abscheulich stinkenden Dampf von sich, welchen weder Menschen noch Hunde vertragen können; daher es sich dieses Mittels bedienet, um seine Verfolger von sich abzuhalten. Auch sein Harn soll einen eben so unangenehmen und so starken Geruch von sich geben, daß man ihn, wie die Reisenden versichern, eine halbe Meile weit riechen kann. Dieser Gestank aber wird bey ihm nicht bemerket, wenn man es nicht ängstiget oder erzürnet. Daher auch die Wilden, sowohl als die Europäer in Nordamerika, dasselbe nicht nur bisweilen zahm machen, sondern es auch zu schlachten und zu essen pflegen. Doch brauchen sie allemal die Vorsicht, daß sie dem Thiere, sobald es getödtet ist, gleich die Blase ausschneiden, damit das Fleisch, welches sonst von einem sehr guten Geschmacke seyn, und fast wie das Fleisch eines Spanferkels schmecken soll, nichts von dem widrigen Gestanke des Harnes annehmen könne.

Coati.

Dieser Indianische Namen, welcher in Brasilien einen Fuchs bedeutet, ist verschiedenen vierfüßigen Thieren beygeleget worden, die aber nicht alle eine große Aehnlichkeit mit den Europäischen Füchsen haben. Herr Klein hat damit ein ganzes Geschlecht bezeichnet und ihm in Deutschen den Namen Halbfüchse gegeben. In dem Linnäischen Natursystem sind diese Thiere theils unter die Frette, theils unter die Bäre gesetzet worden. Wir wollen hier nur diejenigen Thiere anführen, die von den meisten Schriftstellern Coati genannt werden.

Das erste von diesen Thieren, welches Coati schlechtweg genan̄t wird, heißt beym Linnäus vrsus lotor, welchen Beynamen der

Schwe-

Schwedische Naturforscher ihm deswegen gegeben hat, weil es seine Speisen immer mit Wasser abzuwaschen pfleget. Es hat ohngefähr die Länge einer Katze, aber einen etwas dickern Körper, einen breiten Kopf, eine scharfe Schnauze, kleine Augen, und kurze, runde Ohren. Der untere Kiefer ist kürzer, als der obere, Die Vörderfüße, welche es wie Hände zu gebrauchen pfleget, sind nicht so lang, wie die Hinterfüße. An jedem Fuße hat es fünf Zehen, welche mit langen, scharfen Nägeln besetzet sind. Die Haare am ganzen Körper sind lang, an den Füßen aber kurz. Der Rücken hat eine aschgraue Farbe und schwarze Puncte, die Farbe des Bauches aber fällt ins röthliche und ist mit weißen Puncten vermischet. Der Schwanz ist schwarz und gelblichtweiß geringelt; doch giebt es auch bey diesen Thieren in Ansehung der Farbe einige Verschiedenheiten. Ihr Vaterland ist Amerika. Ihre Nahrung besteht in Hühnern, Eyern, Muscheln und Früchten, die sie sich selbst von den Bäumen herabhohler. Sie haben einen überaus scharfen Geruch und ein sehr feines Gefühl. Ihre Hartnäckigkeit, die ziemlich groß ist, läßt sich sehr leicht durch Schweinsborsten vertreiben, vor welchen sie eine außerordentliche Furcht haben.

Das andere Thier, das wir hier anführen wollen, wird von den meisten Schriftstellern Coati-mondi, vom Linnäus aber Viuerra Nasua, und von Herr Müllern im deutschen Nasenfrett genant, weil es von dem vorigen Coati vorzüglich darinnen unterschieden ist, daß es eine lange, hervorragende, bewegliche Nase hat. In Ansehung der Größe und Gestalt kömt es größtentheils mit dem gemeinen Coati überein. Der dreyeckichte Kopf hat an beyden Seiten lange und weiße Barthaare. Die Oberlippe raget ohngefähr anderthalb Zoll über die Unterlippe hervor. In jedem Kiefer befinden sich zwanzig Zähne, nämlich zwölf Backenzähne, zween Hundszähne und acht Schneidezähne. Es hat einen röthlichen, weißlich geringelten Schwanz. Man findet aber auch dergleichen Thiere, welche braungrau sind und einen einfärbigen Schwanz haben. Linnäus hat daraus eine besondere Art gemachet, und sie Viuerra Narica genannt. Das Vaterland der Coati-mondi ist ebenfalls Amerika.

Coati wird auch von den Negern in Surinam der kleine Ameisenfresser genannt, wie bereits im ersten Theile dieses Werkes unter dem Artikel Ameisenfresser S. 258. angemerket worden ist.

Coca.

Ein Americanisches Gewächse, welches in Peru am häufigsten wächst und gebauet wird. Die davon gegebenen Beschreibungen sind unvollkommen, daher wir nur anmerken, wie die Westindianer sich der Blätter davon also bedienen, wie die Ostindianer des Betels. Sie vermischen solche mit gebrannten Austerschalen oder Kalk und machen Pillen daraus, die sie im Munde behalten und kauen. Der Geschmack davon ist scharf, beißend, geben einen widerwärtigen Schaum, und machen diejenigen, die solche kauen, unerträglich stinkend. Es soll dadurch das Zahnfleisch befestiget, und das Zahnweh gestillet werden. Die Indianer sollen auch damit Zauberey treiben, und sich deren in den Bergwerken zu Entdeckung der Erzadern bedienen. Die Frucht wird von den Einwohnern statt einer Scheidemünze gebrauchet.

Coccelkörner.

S. Kockelskörner.

Cochenille.

Die Cochenille ist eine bekannte Farbe, die aber aus dem Reich der Insecten genommen wird. Das hieher gehörige Insect aber, welches ebenfalls Cochenille, und vom Linne' Coccus Cacti, gen. 229. Sp. 22. genannt wird, ist eine Schildlaus, die sich im Mexicanischen Gebieth in sehr großer Menge an den sogenannten Indianischen Feigen oder Opuntia cacti aufhält, und von den Amerikanern zur Farbe gesammlet wird. Das Insect ist klein, platt, voller Querrunzeln, und an den Seiten des Rückens mit einem gedoppelten Rande eingefasset, am Bauche purpurfärbig, und am Bruststücke mit einem spitzigen Maul versehn, womit sie sich an der Opuntia fest einsaugen. Man rechnet, daß wenigstens siebenzigtausend dieser Insecten dazu gehören, um nur ein Pfund Cochenille zu haben; und da jährlich über achtmalhunderttausend Pfund nach Europa geführet werden, so ist leicht zu erachten, wie stark sie sich vermehren, und mit welcher Sorgfalt sie von den Negern geheget werden.

Cochliten.

Cochliti, sind eine Art versteinerter Schnecken, welche fast den Erdschnecken ähnlich sehen. Sie haben eine ganz runde Oeffnung, welche mit einem Deckel verschlossen ist, den man den Seenabel nennt.

Cocospalme.

Kokosbaum, Klapperbaum, Cocos nucifera L. dieser sehr hohe, aber nicht sonderlich dicke Baum

Baum wächst häufig in Java und vielen andern sumpfigen und schattigen Oertern Indiens, woselbst er Calappi genannt wird. Der Stamm desselben bleibt, nach Art der Palmbäume, bis an die Krone ungetheilet, und endiget sich mit vielen gefiederten Blättern. Die Blättchen sind schwerdförmig, und rückwärts umgeschlagen. Der Blumenstrauß besteht aus männlichen und weiblichen Blumen, und diese alle sind anfangs mit einer blättrichten Scheide umgeben. Bey den männlichen besteht die Blume aus drey kleinen, gefärbten, vertieften Kelchblättchen, aus drey länglicht spitzigen Blumenblättern, sechs Staubfäden und drey kurzen Griffeln; der Fruchtkeim aber fehlet, und daher fallen sie ab. Bey den weiblichen kommen die Kelch- und Blumenblätter mit den erstern überein, bleiben aber stehen, und der eyförmige Fruchtkeim hat keinen Griffel, sondern nur einen dreyfachen Staubweg; die Frucht ist eine große dreyeckichte Nuß, mit drey Löchern durchbohret, mit vielem Baste umwickelt, und innerlich, nach Browns Beschreibung, in drey Fächer abgetheilet. Man findet aber viele, die nur eine Höhle haben, auch welche mit zwey Fächern; der weiße Kern ist hohl und enthält einen milchichten Saft.

Es ist dieses einer der nutzbarsten Bäume, und die Einwohner pflegen ihre mehresten Bedürfnisse davon zu nehmen. Osbeck hat in seiner Reisebeschreibung von dem vielfachen Nutzen umständlich gehandelt. Mit den Blättern bedecken die Indianer die Dächer der Häuser, welche Wind und Wetter vortrefflich widerstehen. Sie machen auch Segel, Körbe und Besen daraus und schreiben mit den Bambunägeln darauf. Das Holz vom Stamme ist sehr schwammicht und wird wenig genutzet. Die äußere Schale von der Frucht, welche anfangs gelb ist, und hernach braun wird, besteht aus einem hanfartigen Baste, statt dessen solche auch von den Javanern gebrauchet und abgeschälet wird. Dieses fäserichte Wesen läßt sich zu Lunten und Tauwerk, welches aber im frischen Wasser gar bald stocket, bequem gebrauchen. Man machet auch daraus Kleider, Pinsel und andere Sachen. Man pfleget solche auch mit Betel und Kalk zu vermischen, und zu kauen. Die andere Schale unter dieser ist anfangs weiß, wird aber hernach dunkelblau, und sehr hart. Von den drey Löchern, welche an dem obern Theile befindlich, läßt sich nur eins bequem öffnen; gegen den Stiel ist solche einigermaßen eckicht. Die Chineser gebrauchen diese ihren braunen Zucker, und andere Sachen hinein zu legen; die Ostindienfahrer machen Trinkgeschirre und Punschlöffel davon

davon; man verfertiget auch daraus kleine schöne Körbe. Die innerste Schale, oder vielmehr harte Nuß ist weiß und nicht viel härter als eine ungekochte Rübe, und schmecket beynahe wie süße Mandeln. Man kann sie roh essen; die Seefahrer bereiten auch daraus mit etwas Zimmt eine Mandelmilch; andere versetzen solche mit Essig, Salz und Oel, und essen dieses als Sallat. Diese Nuß ist im frischen Zustande mit einem süßen, angenehm schmeckenden Wasser erfüllet, welches aber bald sauer wird. Die Indianer trinken solches häufig, und je jünger die Frucht, je mehr und je lieblicher Wasser enthält dieser Saft; als Waschwasser gebrauchet, soll es eine feine Haut machen. Wenn die Nüsse alt werden, gerinnet das Wasser, und verwandelt sich in einen schwammichten weißen Kern, daher dergleichen Nüsse klappern. In Malabar trocknet man die Kerne der reifen Nüsse an der Sonne, uud verführet sie unter dem Namen Copra an andere Oerter, woraus ein Oel gepresset wird, mit welchem man Eisenwerk, und sonderlich Schießgewehr, um das Rosten zu verhüten, zu bestreichen pfleget. Aus dem noch zugeschlossenen Blumenbüschel wird auch noch ein besonderer Saft abgezapfet, welchen die Malayen Tauac oder Totti, die Malabaren Suri nennen. Es wird nämlich die Blumenscheide, ehe sie sich öffnet, am Ende mit Bindfaden umbunden, das Ende abgeschnitten und ein Gefäße daran gehängt, in welchem sich der herabtröpfelnde Saft sammlet. Dieser ist anfangs süße und angenehm wie Most, gähret aber leichtlich und wird sauer, daher auch Essig daraus bereitet wird; andere kochen solchen über dem Feuer und machen einen Wein davon, den sie Orraca nennen. Dergleichen Blüthknospen, aus welchen der Suri gezogen, tragen keine Frucht, sondern verwelken. Es wird auch die weiße Schale in Wasser geleget, und eine Milch davon gesotten, so die Einwohner Santar nennen, und damit Kräuter, Kohl, Reiß und Fische zu kochen pflegen. Diese Milch aber wird ebenfalls leichtlich, und in einer Nacht sauer. Vermischet man diese Milch mit Wasser und kochet solche ein, verliert sie ihre weiße Farbe nach und nach, und wenn alles wäßrige abgedünstet ist, bleibt ein wahres Oel übrig, welches so klar, durchsichtig und süße, wie Baumöl ist. Dieses wird statt der Butter gebrauchet, und ist sehr nahrhaft. Manns- und Frauensleute schmieren sich mit diesem Cocusöle theils Krankheiten wegen, theils weil es Mode ist, und um die Haare damit schwarz zu färben. Das Javanische

sche und Balaische Frauenzimmer vermischet damit etwas Curcume, wovon sie glänzend werden. Die Portugiesischen Aerzte verordnen dieses Oel mit Violensyrup wider den Husten, und die Engbrüstigkeit und lassen bey der Gicht, die schmerzhaften Glieder warm damit beschmieren. Die Wurzel wird wider den Durchfall und das Fieber gebrauchet. Noch ist anzumerken, daß ohne Cocussaft kein guter Arack verfertiget werden könne. Nach einigen Schriftstellern wird aus dem süßen Safte, welcher in der Nuß befindlich, mit Zusatz von Reiß und Zucker, der Arack als ein Brandwein abgezogen; andre glauben, der Arack sey nichts anders, als ein aus dem Suri abgezogener Geist.

In den Gärten Deutschlands wird man nicht leicht dergleichen Baum antreffen, und die zu uns gebrachten Früchte sind gemeiniglich zu alt, und haben die keimende Kraft bereits verloren, oder sie sind unreif abgenommen worden. Sollte man dergleichen erlangen können, müßten die Pflanzen in dem wärmsten Glashäuse aufbehalten werden.

Die Cocosnüsse haben nicht allemal einerley Größe, und selbst die Gestalt derselben ist zuweilen verschieden; es scheint aber doch, als ob selbige nicht besondere Arten ausmacheten, und nur zufälliger Weise verändert würden. Ob aber dieses auch von der

Maldivischen Cocosnuß, Indianische Giftnuß, Coccus de Maldiua anzunehmen sey, können wir nicht bestimmen. Sie ist der vorigen ziemlich ähnlich, nur hat sie äußerlich eine andere, und zwar herzförmige Gestalt, und wenn der Bast abgesondert worden, hat sie gemeiniglich die Größe einer Birne, ist eyförmig, rundlich, hart, schwarz, glatt und der Länge nach mit drey erhabenen Streifen gezieret. Der trockne Kern ist hart, weißlich und ohne Geschmack. Die Chineser bewahren solche als einen Abgott in ihren Häusern, und daher ist sie selten zu haben. Das künftige Pflänzchen oder der Keim, welcher mitten in dem Kerne lieget, und hervorkeimet, wird in Indien sehr hoch gehalten, und wie der Kern selbst, wider allerley Gift gerühmet.

Cod.

Codfisch, eine Art Stockfische, auf Zettland. S. Pamuchel, Callarias barbatus I. des Kleins.

Codagapala.

S. Oleander.

Coeliawang.

Coeliawang oder Coelilabanöl. Dieses erwähnet Hr. Fuun in den Schriften der Harlemer

Ge-

Gesellschaft, und meldet, wie solches selten ächt und unverfälscht zu bekommen. Es wird nach dessen Berichte in Asien zu Ambon aus der Wurzel von dem Muscaten und Gewürznelkenbaume gepresset, ist sehr gewürzhaft nnd stärkend, dabey aber auch lindernd und schmerzstillend. Weil es allzuhitzig ist, darf man es nicht allein gebrauchen, soll es auch nur äußerlich verordnen. Bey uns ist dieses Oel zur Zeit ganz unbekannt. Sollte solches wohl vielleicht aus der Culilawanrinde gemachet werden?

Coendu.

Ein Amerikanisches vierfüßiges Thier, von der Gattung der Stachelschweine, welches aber den Stachelschweinen, die man in andern Welttheilen antrifft, in vielen Stücken unähnlich ist. Den Namen Coendu hat es in Guiane; in Brasilien wird es Cuandu, in Mexico und in Neuspanien Tlacuatzin und Hoitztlacuatzin genannt. In dem Linnäischen Natursystem heißt es hystrix prehensilis und in dem Müllerischen Commentar das geschwänzte Stachelschwein, weil es sich von dem gemeinen Stachelschweine unter andern durch einen längern Schwanz, den man anfassen kann, unterscheidet. Herr Professor Müller bemerket auch, daß es unter dem Namen Eisenferkel, holländ. Yzer-Varken bekannt sey. Derjenige Coendu, welchen Herr Daubenton vor sich gehabt und beschrieben hat, war kleiner als das gemeine Stachelschwein, indem er nur eine Länge von sechzehn bis siebenzehn Zoll, von der Spitze der Schnautze bis zum Anfange des Schwanzes hatte, welcher ohngefähr neun Zoll lang war. Die Schnautze und der Kopf waren verhältnißmäßig kürzer und die Oberlefze nicht gespaltet, wie bey dem Stachelschweine. Die Spitze der Schnautze und die Füße hatten steife Haare wie Borsten, die theils braun, theils gelblich waren. Der Körper und der Schwanz dieses Thiers waren nicht nur mit gelblichen Stacheln, die schwärzliche Spitzen hatten, sondern auch überdieses mit bräunlichen und schwärzlichen Borsten besetzet, die viel länger waren als die Stacheln, so daß diese dadurch verdecket wurden. Die längsten Stacheln waren nur drittehalb Zoll, die längsten Borsten aber vier bis fünf Zoll lang. An den Vörderfüßen hatte es nur vier, an den Hinterfüßen aber fünf Zehen, die mit großen, krummen und spitzigen Nägeln besetzet waren.

Die vornehmste Nahrung dieser Thiere besteht in kleinen Thieren, in Vögeln und andern Federviehe. Den Tag über pflegen sie zu schlafen und nur bey Nachtzeit

zeit herumzugehen. Wenn sie auf die Bäume klettern, so halten sie sich mit dem Schwanze an die Zweige an. Sie lassen sich leicht zahm machen. Ihr Fleisch soll, nach dem Berichte der Reisenden, ein sehr gutes Essen seyn und wie das Fleisch der Spanferkel schmecken. Was einige Reisebeschreiber noch von ihnen erzählen, daß sie ihre Stacheln, ohngeachtet dieselben so feste sitzen, daß sie sich nicht leicht herausziehen lassen, wie Pfeile von sich zu werfen pflegten und damit einen thierischen Körper bis zu den innersten Eingeweiden durchbohren könnten, wird von dem Grafen Büffon und von verschiedenen andern glaubwürdigen Schriftstellern für ein bloßes Mährchen gehalten.

Coes=Coes.

Unter diesem Namen wird vom Seba ein seltenes vierfüßiges Thier aus dem Geschlechte der Philander oder Beutelthiere beschrieben, welches Piso unter dem Namen Cous=Cous anführet. S. Philander.

Coesdoes.

S. Kudus.

Cofassun.

S. Premna.

Cofer.

S. Kofer.

Coffee= oder Caffeebaum.

Obgleich, nach den neuesten Beobachtungen, zwo wahre Arten dieses Geschlechtes bekannt geworden, so übergehen wir doch den Abendländischen Coffeebaum, dessen Blumen nur vierfach eingeschnitten, und die Beeren mit einem Saamen erfüllet sind, und handeln allein von dem

Arabischen Coffeebaume, Coffea Arabica Linn. Es wächst dieser zwar selten zu einem hohen Baume; da aber doch nur ein Stamm aus der fäserichten Wurzel treibt, und die Aeste alle aus denselben kommen, verdienet solcher doch eher unter die Bäume als Sträucher gesetzet zu werden. Der gerade, einfache Stamm ist mit einer gräulichten, oder bräunlichten Rinde, welche der Länge nach aufspringt, und sich in langen Striefen abhäutet, und von unten bis oben mit Aesten bekleidet, welche sich fast in gerader Linie ausbreiten, weiter keine Nebenäste treiben, sich immer mehr und mehr verlängern, schwach bleiben und sich endlich unterwärts biegen. An diesem sitzen einander gegen über gestellte, gestielte, länglichte, etwas spitzige, am Rande wellenförmige, glatte, glänzende und herabhangende Blätter, welche drey Jahre über stehen bleiben, hernach abfallen, an deren

Stelle aber keine neue wieder hervortreiben. Wo die Adern auf der untern Fläche des Blattes sich in Aeste verbreiten, sieht man in den Winkeln eine kleine Vertiefung, welche vielleicht für eine Absonderungs-Drüse anzunehmen. Zwischen den Blätterstielen befinden sich an den jungen Aesten rundlich zugespitzte Blattansätze. An dem Blattstiele sitzen auf beyden Seiten die Blumen. Aus jedem Winkel kommen derselben zwo, drey, auch viere. Der ganz kleine Kelch ist mit vier, auch wohl zuweilen mehrern Zähnen besetzet; das weißlichte Blumenblatt besteht aus einer langen, trichterförmigen Röhre und einem noch längern Rande, welcher in fünf lanzenförmige, am Rande etwas zusammengerollte Einschnitte getheilet ist. In der Blumenröhre sitzen fünf kurze Staubfäden mit gleichlangen Staubbeuteln. Der Fruchtkeim ist unter dem Kelche äußerlich zu sehen, und der einfache Griffel theilet sich in zween rückwärts gebogene Staubwege. Die rundliche, schönrothe Beere stellet eine Kirsche vor, ist oben mit einem Puncte bezeichnet, und enthält zween länglichte, halbkugelförmige, auf der einen Seite platte und der Länge nach mit einer Furche vertiefte, auf der andern aber erhabene Saamen, welche beyde mit einer gemeinschaftlichen trockenen Schale bedecket, aber auch durch eine häutige Scheidewand von einander abgesondert werden, wodurch die Beere in zwo Fächer abgetheilet wird. Der Baum blühet, wie viele andere Indianische, des Jahres über zweymal, im Frühjahre und Herbste; die Frucht brauchet ein ganzes Jahr zu ihrer Reife, und wird jährlich zweymal eingesammlet.

Ursprünglich wächst dieser Baum in Arabien, sonderlich um Mocha und von daher stammen vielleicht alle, nunmehro fast in der ganzen Welt befindlichen Bäume her. Man findet dergleichen häufig in Aethiopien, auf den Inseln Bourbon, Martinique, Domingo, den Antillischen Inseln in Surinam und mehrern Orten, welche aber nicht von Natur, sondern durch Menschenhände dahin gebracht, und auf das häufigste vermehret worden. In Arabien wird selbiger Bun genennet, woraus die Egyptier Bon oder Ban gemachet. Die erste Nachricht von selbigem findet man auch bey den Arabischen Schriftstellern, welche zu Anfange des zehnten Jahrhunderts gelebet haben, und obgleich schon damals, durch einen ohngefähren Zufall, da nämlich ein Schäfer wahrgenommen, wie die Ziegen, wenn sie von den Blättern oder Früchten dieses Baumes gefressen, außerordentlich lustig geworden, dessen Kraft entdecket und der Gebrauch des

Coffees bey den Arabern, Egyptiern und Türken eingeführet worden, so ist doch derselbe den Europäern noch lange Zeit unbekannt geblieben, und Geoffroi giebt vor, daß selbst bey den Griechen und Arabern dieser Trank vor dem Jahre 1400 nicht bekannt gewesen sey; auch Dalla Bona glaubet, daß zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts die Arabischen Dervische aus der Provinz Hyamen, welche sich zu Caira aufhielten, dieses Getränke daselbst eingeführet und solches sich von daher über ganz Egypten ausgebreitet habe. Man setzet das Jahr 1645, da solches zuerst von den Venetianern, hierauf in Italien und Frankreich eingeführet worden. Der erste Coffeebaum ist 1710 in den Amsterdamer Garten gebracht, und die erste vollkommene Beschreibung von Jussieu 1713 gegeben worden.

Um den Coffee einzusammlen, werden Stücke Leinewand unter die Bäume ausgebreitet, und diese geschüttelt, da denn die reifen Früchte leicht ab- und darauf fallen. Diese läßt man auf Matten ausgebreitet liegen, eine Zeitlang an der Sonne austrocknen, und öffnet hernach die Schale, welche die Saamen umgiebt, vermittelst großer schwerer Walzen, die man darüber wegrollet. Wenn die Saamen auf solche Art aus der Schale gebracht und von einander abgesondert worden, werden solche nochmals an die Sonne geleget, und recht ausgetrocknet, damit sie nicht so leicht verderben können. Die Güte der Saamen oder Bohnen, selbst die Größe und Farbe ist nach dem verschiedenen Geburtsorte merklich unterschieden. Der Coffee von Mecka oder Mocha wird vielleicht, weil die Bäume in dem sandigen Boden Arabiens wachsen, allen andern vorgezogen und höher geschätzet, als der von Ceylon, und dieser höher, als der von Java. Die Javanischen Bohnen sind groß und weißgelb, die Ceylonischen klein und gelblicht, die Mochischen klein und grünlicht, und diesen kommen die Levantischen am nächsten. Oefters wird der Mochische und Levantische mit einander verwechselt, und beyde erhalten auch den Namen Alexandrinischer Coffee. Der Coffee von Surinam ist nicht so gut, als der Javanische, und daher auch etwas wohlfeiler. Von den Bohnen, so aus den Antillischen Inseln kommen, sind die Martiniquischen die besten. Aber nicht allein das Vaterland, sondern auch das Einsammeln, Trocknen und Einpacken, geben den Bohnen eine bessere und schlechtere Beschaffenheit, und daher kömmt es, daß der Mochacoffee selbst verschieden ist. Dieser wird durch die Ostindische Compagnie, welcher im

im Jahre 1764. ein Monopolium darüber bewilliget worden, zugeführet; die Kaufleute in Marseille bekommen hingegen diesen Mochacoffee durch die Caravanen, die von Mexiko kommen, und dieser wird für besser, als jener gehalten, obgleich beyde die Bohnen von einem Orte erhalten. Der in Schiffen lange auf einander gepackte Coffee verliert vieles von seiner Lieblichkeit; derjenige aber, so mit den Caravanen kömmt, und auf Maulthieren durch die Arabischen Wüsten getragen wird, trocknet währender Reise allmählig und erhält sich besser. Daher auch Miller fast allen Unterschied der Coffeebohnen vom Trocknen und Einpacken herleiten will, und versichert, daß der Coffee, mit Zucker, Rum und Pfeffer in einem Schiffe verführet, Schaden leide, und daß nichts so leicht durch andere Ausdünstungen beschädiget werde, als Coffeebohnen. In Arabien soll damit am reinlichsten umgegangen und solcher von allem Staube sorgfältig gereiniget werden; die Ceylaner und Javaner sollen schon wenig Mühe dabey anwenden, und die Holländer nehmen solchen gemeiniglich nur als Ballast auf die Schiffe. Auch die Kaufleute verfälschen den Coffee, indem sie eine bessere Sorte mit einer schlechtern vermischen. Kalm führet in seiner Reisebeschreibung 1 Band 41 S. ein Exempel an, welches dieses bestätiget. Nach dem Berichte eines erfahrenen Seemannes, der die Reise von Livorno nach Alexandrien viermal gethan hatte, ist der Coffee für die Jüdischen Kaufleute daselbst eine ungemein wichtige Waare. Sie verhandeln am letzten Orte eine große Menge von Bohnen, die aus Arabien dahin gebracht worden und zahlen ohngefähr sechs bis acht Groschen für das Pfund; diese versenden sie nach Livorno. Daselbst aber wird von ihnen wieder ein großer Vorrath von Amerikanischen Coffeebohnen erstanden, welche aus den Französischen Colonien kommen, und von diesen kostet das Pfund nur drey oder vier Groschen. Diese beyden Arten mischen sie sorgfältig unter einander, führen sie nach Egypten zurück, und verkaufen solche nach den Türkischen Provinzen und andere Länder, auf guten Glauben, für Arabischen Coffee. Man soll demnach die Güte der Bohnen nicht nach dem Namen beurtheilen, sondern den Geschmack selbst untersuchen. Ob die Coffeebohnen, wenn solche hier zu Lande recht getrocknet, und zur Winterszeit in der warmen Stube, oder nahe beym Ofen aufbehalten werden, einen bessern Geschmack erhalten, können wir nicht bestimmen, obgleich solches verschiedene versichern wollen; daß aber die

Bohnen, wenn sie mit warmen Wasser abgebrühet, und wieder abgetrocknet werden, etwas verlieren, läßt sich leicht begreifen, zumal auch dieses Wasser einen nicht unangenehmen Geschmack annimmt, auch einige, sonderlich Herr Andry angerathen, dieses Wasser statt des Thees zu trinken, und solches für nützlicher, als den gewöhnlichen Coffeetrank ausgegeben. Indessen kann man doch die Güte der Coffeebohnen auf solche Weise untersuchen: wenn das, darauf gegossene, warme Wasser eine Citronfarbe annimmt, ist der Coffee gut; wird es aber grün oder braun, so hat derselbe Schaden genommen.

Die Bohnen werden, wie zur Gnüge bekannt, geröstet oder gebrannt, und daraus derjenige Trank bereitet, welchen man Coffee zu nennen pfleget. Die Güte dieses Trankes kömmt nicht allein von den Bohnen, sondern solcher kann auch von den besten Bohnen schlecht ausfallen. Das Brennen und Kochen hat einen großen Einfluß. Einige rathen, die Bohnen schwach, andere stark zu brennen. Das Mittel ist wohl das beste, und könnte man dieses nicht recht treffen, soll man solche lieber weniger und blässer, als zu stark und zu schwarz brennen. Wir pflegen das Brennen in einem blechernen oder eisernen Gefäße, oder hohlen Walze vorzunehmen; andere empfehlen hierzu lieber einen irdenen, wohl glasurten Tiegel, und hierinnen die Bohnen mit einem hölzernen Spatel so lange umzurühren, bis sie eine castanienbraune Farbe erhalten; auch tadeln einige die Gewohnheit, den gebrannten Coffee in einem Siebe, oder andern offenem Gefäße kalt werden zu lassen, vielmehr verlangen sie, solchen, wenn er noch warm ist, in ein Säckchen zu schütten, dieses zuzubinden, und also zu verwahren, bis solcher kalt geworden. Das letztere kann etwas beytragen, die ölichten Theilchen der Bohnen besser und in mehrerer Menge zu erhalten. Auf das Brennen kömmt gewiß das meiste an. Werden die Bohnen zu stark gebrannt, verfliegen alle flüchtige Theile, und bloß das irdische, unnütze, ja vielleicht schädliche Wesen bleibt übrig; werden sie zu wenig gebrannt, sind sie ebenfalls unnütze, indem das dicke Oel, wovon sie einen Ueberfluß haben, nicht fein und geschickt genug gemachet wird, sich gehörig zu verdünnen, und durch das kochende Wasser von den andern Bestandtheilen ausgezogen zu werden. Nach dem Brennen besprengen einige die Bohnen mit Wasser, andere mit wenigen Tropfen süßen Mandelöls. Das erste geschieht, um den flüchtigen Theilen Einhalt zu thun, das andere um die Dunstlöcher

löcher derselben zu verstopfen, damit sie nicht weiter ausdünsten können. Aus der Ursache soll man auch wenig auf einmal brennen, solchen auch nicht überflüßig auf einmal mahlen. Daß der Coffee durch das Brennen viel am Gewichte verliere, ist bekannt, und der Abgang beträgt beynahe allemal den vierten Theil. Die Verhältniß des gemahlenen Coffee zu dem Wasser ist zwar willkührlich; einer liebt starkes, der andere schwaches Getränke, und das letzte wählen viele aus Noth, um die Kosten zu sparen. Man kann aber solchen auch zu stark machen, und dadurch sowohl, als durch den ganz schwachen, der Gesundheit schaden. Vielleicht ist die beste Verhältniß zwey Loth gebrannten und gemahlenen Coffee zu einer halben Kanne Wasser, wobey jedoch noch die Güte der Bohnen selbst in Betrachtung zu ziehen. Auch die Art und Weise den Coffeetrank zuzubereiten, oder zu kochen, machet einen großen Unterschied. Einige gießen kaltes Wasser darauf, und lassen solches damit so lange kochen, bis der dritte Theil eingekochet ist; andere lassen ihn in dem aufgegossenen kochenden Wasser wohl einen ganzen Tag weichen. Hoffmann giebt den Rath, den gemahlenen Coffee in kochendes Wasser zu schütten, das Wasser aber alsdenn vom Feuer zu nehmen, damit es nicht weiter koche, weil sonst viel von dem flüchtigen Wesen verlohren geht; daher auch andere erinnern, das Wasser kochen zu lassen, und solches auf den, in einem andern Gefäße aufbehaltenen, Coffee zu gießen. Wer den Coffee mit Wasser aufkochet, soll den Schaum nicht über das Gefäße herauslaufen lassen, weil mit diesem die balsamischen und öhlichten Theilchen davon gehen, daher muß man nicht zu viel Wasser in das Gefäße gießen, den Coffee damit langsam kochen lassen, und das Aufwallen öfters unterbrechen. Die Franzosen setzen den gemahlenen Coffee zuerst trocken an das Feuer, damit daraus ein Dampf aufsteige, und gießen alsdenn das Wasser darüber, thun auch ein wenig gebrannten Zucker oder etwas Senf hinein, und nennen diesen Trank Coffé a la Reine. Nach dem Kochen muß der Trank einige Minuten stille stehen, damit die gröbern Theile sich zu Boden setzen, und selbiger recht klar werde. Ein paar Löffel kalt Wasser dazu gegossen, wird das Abklären befördern, welches auch geschieht, weñ geraspeltes Hirschhorn damit aufgekochet wird. Einige geben vor, daß, wenn man den Coffeetopf vom Feuer nimmt, und solchen mit einem feuchten Tuche umwickele, sich der Coffee besser abkläre und länger warm bleibe. Daß eine trockene Serviette um die Coffeekanne

kanne geschlagen, solchen wärmer erhalte, ist bekannt. Die neuerlich eingeführte Weise den Coffeetrank zu verfertigen, ist wohl unstreitig die beste. Man leget nämlich in einen dazu gemachten Trichter ein reines feines Leinwandtüchelchen oder Haartuch, oder, weil dieses durch den öftern Gebrauch leicht unrein gemachet werden könne, lieber weißes Lösch- und Druckpapier, und nimmt jedesmal neues, in dieses schüttet man den gemahlenen Coffee, setzet den Trichter über einen Topf, und gießt allmählig kochendes Wasser darauf. Auf solche Art zieht das Wasser aus dem Coffee die Kräfte und filtrirt ganz klar durch das Tuch oder Papier. Das Wasser aber muß langsam aufgegossen werden, man könnte auch, um die Kraft desto besser auszuziehen, diesen durchgeseichten Trank nochmals in den Trichter zurück gießen, und durch den gemahlenen Coffee zum andernmale laufen lassen. Man hält dergleichen filtrirten Coffee für gesünder, als den abgekochten, und solcher hat auch gewiß seine Vorzüge; man kann solchen nicht nur nach Belieben wieder erwärmen und aufkochen, und er bleibt immer klar, sondern der Geschmack ist auch besser, welches leicht daraus abzunehmen, weil der im Trichter zurückgebliebene Coffee nicht, wie der andere, der im Topfe sich zu Boden setzet, nochmals aufund ausgekochet werden kann, und wenn solches ja geschehen sollte, ein Getränke erhält, welches gar nicht nach Coffee schmecket, sondern einen recht widerlichen Geschmack äußert. Im Oriente, sonderlich in der Türkey, pfleget man auch die trockene Schale, welche die frischen Bohnen umgiebt, und nachher davon abgesondert wird, hochzuschätzen, und nachdem selbige nicht sowohl gebrannt, als nur einigermaßen über den Kohlen erwärmet worden, mit Wasser zu kochen, und eine Art Coffee daraus zu verfertigen, welchen man Sultanscoffee zu nennen pfleget. Wir überlassen dieses Getränke den Türken, und untersuchen nunmehro den Nutzen des Coffeebaumes, und sonderlich des, auf gewöhnliche Art verfertigten, Trankes. An dem Baume ist nichts nützlich, als die Frucht. Das saftige Fleisch der Beere ist schleimicht, und hat einen schwachen, unangenehmen Geschmack. Wenn solches getrocknet, schmecket es ein wenig säuerlich, fast wie getrocknete Pflaumen. Die Chymische Untersuchung der Bohnen übergehen wir, und bemerken nur, wie selbige vornehmlich von einem ölichten Wesen die Kräfte erhalten, welches sich durch das Rösten mehr und mehr entwickelt, und einen brenzlichten Geruch äussert, überdieß auch mit flüchtigen und beständigen Laugensalztheil-

chen verbunden ist; daher der, mit solchen Bestandtheilen geschwängerte, abgekochte Coffee, eine seifenartige, laugichte, scharfe, stärkende und erwärmende Feuchtigkeit ist, welche sich füglich mit dem Blute vereinigen, und in demselben mancherley gute Wirkungen hervorbringen kann. Der Coffee ist eine Arzney; sonderlich ist solcher ein reizendes Mittel der festen, und ein zertheilendes Mittel der flüßigen Theile. Die Wirkungen, welche solcher in unserm Körper hervorbringt, beweisen dieses ganz klar. Selbiger erhält gemeiniglich die Menschen munter und vertreibt den Schlaf, bringt das Geblüthe in Wallung und vermehret die unmerkliche Ausdünstung, oder treibt den Urin. Es kann demnach der Coffee, wenn er häufig getrunken wird, der Gesundheit schaden, und da schon einige Schälchen von diesem Tranke eine merkliche Veränderung in den festen und flüßigen Theilen verursachen, so werden gewiß mehrere, die man an einem Tage und alle Tage trinket, größere Veränderungen erregen, und mit der Zeit Schaden verursachen. Sonderlich wollen einige unter die schädlichen Wirkungen, die Auflösung des Blutes und die dadurch erregte mehrere Schärfe desselben rechnen, und daraus mit Herrn Geoffroi die Gelegenheit zu Blutstürzungen, Ergießung der güldenen Ader, Herzklopfen, Zuckungen und hypochondrische Bewegungen, auch Krankheiten der Haut herleiten. Herr Krüger giebt vor, daß in Preußen die Masern bey den Wöchnerinnen viel gemeiner geworden sind, seitdem sich der Mißbrauch des Coffee daselbst eingeschlichen; und Hoffmann will das Frieselfieber vornehmlich dem vielen Gebrauche dieses Getränkes zuschreiben. Es können auch die Nerven merklich dadurch verletzet, und Zittern der Glieder, Lähmungen und vielleicht gar Schlagflüsse dadurch erreget worden seyn. Daß der Coffee ein Unvermögen zum Beyschlafe zuwege bringen könne, wollen gleichfalls einige behaupten, und mit den Persern annehmen, daß der Trieb zum Liebeswerke, sonderlich in Ansehung des männlichen Geschlechtes, dadurch vermindert werde. Allein dieses ist wohl am wenigsten zu befürchten; es müßte denn aus der, vorher bemerkten, Veränderung der Nerven herkommen; man weis vielmehr, daß die morgenländischen Völker, die den Coffee übermäßig trinken, häufig Kinder zeugen. Ueberhaupt sind diese bemerkten schädlichen Wirkungen nicht allgemein zu befürchten. Nicht von allen Menschen wird dieser Trank übermäßig getrunken, und nicht alle haben einerley Gesundheit und Temperament. Gewisse können davon

Nutzen haben, und andere werden solchen ohne merklichen Schaden trinken; wobey nicht zu vergessen, daß nach dem Unterschiede der übrigen Speisen und Getränke, auch die Wirkung des Coffee mehr oder weniger schädlich und nützlich seyn kann. Diejenigen, welche sich des Weines gar nicht oder nur selten bedienen, andere kühlende Getränke zu sich nehmen, und weniger gewürzte Speisen genießen, werden auch vom Coffee weniger zu befürchten haben, als andere, bey welchen die entgegengesetzte Lebensart statt findet. Man kann demnach Coffee trinken, nur muß solches mäßig geschehen, und man muß dabey seine eigene Gesundheit, das Alter, seine Lebensordnung und dergleichen untersuchen, und alsdenn wird man sich leicht selbst rathen, und ob Schaden daraus zu fürchten, oder Nutzen zu hoffen, bestimmen können. Phlegmatische, erwachsene, sonderlich ältere Körper, diejenigen, welche in dicker, feuchter und sumpfichter Luft leben müssen, werden vorzüglich davon zur Winterszeit Nutzen erhalten; Kindern hingegen, zumal denjenigen, welche zu Zuckungen und der fallenden Sucht geneigt sind, ist solcher schädlich; man sollte wenigstens die Kinder so lange davon abhalten, bis sie Blattern, Masern und dergleichen Krankheiten überstanden hätten. Bey Gesunden kann dieses Getränke den Geist erquicken, den ganzen Körper beleben, den Schlaf hintertreiben; bey den Kranken Kopfschmerzen, Schwindel, und andere Flüsse, welche sonderlich von einer schleimichten Feuchtigkeit unterhalten werden, vertreiben, die Federkraft der festen Theile vermehren und selbige stärken, zumal wenn solches weniger wasserreich, das ist stärker, auch ohne Milch und Zucker getrunken wird; daher dienet solches bey schwachen Eingeweiden, es stärket den Magen, vermehret den Appetit, befördert die Verdauung; daher vielleicht die Gewohnheit, gleich nach der Mahlzeit Coffee zu trinken, nicht zu tadeln ist, widersteht und treibt die Blähungen, unterhält die tägliche Oeffnung des Leibes, und deswegen pfleget man, nach eingenommenen Laxiermittel, gemeiniglich Coffee nachzutrinken. Er wird ferner die Säure in dem Magen dämpfen, und den, daselbst befindlichen klebrichten, widernatürlich aufgesammelten, Schleim auflösen, zumal wenn selbiger in diesen Umständen früh morgens und nüchtern getrunken wird. Frauenzimmer, bey welchen die monatliche Reinigung sparsam abgeht, können sich dieses Getränkes frey bedienen. Zu den nützlichen Eigenschaften des Coffeetrankes gehöret auch der Dampf, wenn man solchen in den Mund und in die

Nase zieht; diejenigen, die mit dem Stockschnupfen und flüßigen Augen beschweret sind, werden selbigen mit Nutzen auffangen. Der ausgekochte und getrocknete Coffee giebt ein gutes Mittel, die Zähne schön und weiß zu erhalten, und das Zahnfleisch vor der Fäulniß zu bewahren. Man könnte sich auch dessen füglich statt eines Schnupftabacks bedienen; doch ist hierzu der frischgebrannte und gemahlene, nicht abgekochte, dienlicher, und sollte billig den viel schädlichern Arten des gewöhnlichen Schnupftabacks vorgezogen werden; sonderlich empfehlen wir diesen dem Frauenzimmer. Ob der Coffee mit, oder ohne Zucker, ingleichen mit, oder ohne Milch zu genießen, läßt sich überhaupt nicht füglich bestimmen. Ein jeder mag hierbey seiner Gewohnheit folgen, und auf sich selbst acht geben, da er denn leicht, sonderlich wegen der Milch, sich das Urtheil fällen wird. Herr Perrivals Erfahrungen, nach welchen der Coffee die Fäulniß des Fleisches abhält, die Gährung der Speisen mäßiget, und, wie selbiger aus dem sinkenden Pulse urtheilet, etwas besänftigendes enthält, werden den Gebrauch dieses Getränkes noch genauer bestimmen. Es hat alles seine gute und seine schlimme Seite, und der Schlesische Arzt schreibt ganz recht, die verblendeten Menschen halten dieses Getränke für den Göttertrank, thut aber gewiß der Sache zu viel, wenn er hinzu setzet, aber der vernünftige Mensch vergleichet selbigen mit der Büchse der Pandora, woraus Millionen Uebel kommen und die Sterblichen plagen.

Ob man nicht statt der Coffeebohnen eine andere Art Saamen oder Wurzeln, welche bey uns einheimisch sind, erwählen, und daraus einen ähnlichen Trank bereiten könne, sollten wir billig untersuchen, zumal dieses bey gegenwärtigen, geldmangelnden Zeiten höchst ersprießlich seyn würde. Roggen und Gerste sind vor langer Zeit schon dafür erwählet, und mancherley Betrug durch Vermischung dieser gebraunten Saamen mit dem ächten Coffee, gespielet worden. Andere haben Erbsen, Bohnen, welsche Nüsse, noch andere sogar Eicheln, auch Wurzeln, sonderlich die Erdäpfel- und Cichorienwurzel in Vorschlag gebracht; und gewiß, wofern man ohne alles Vorurtheil das, von den gerösteten Cichorienwurzeln bereitete, Getränke betrachten wollte, könnte solches füglich die Stelle des Coffees vertreten. Man lese diesen Artikel. Die andern alle schicken sich hierzu gar nicht, indem ihnen theils das Delichte, theils das Bittere mangelt, welches doch die Hauptbestandtheile des Coffees ausmachen.

Coffeebäume sind zu unsern Zeiten auch in Deutschlands Gärten nicht mehr selten. Man zieht sie aus Saamen, aber nicht aus solchen, wie man in den Kramläden kaufet. Es muß solcher ganz frisch seyn, und am besten ist es, wenn man die ganze Beere, entweder alsbald, wenn sie vom Baume genommen, oder wenn auch selbige abgetrocknet ist, in die Erde bringt, und die beyden, darinnen liegenden, Saamen bey einander aufgehen läßt. Man stecket die Saamen oder Beeren in Töpfe, die mit frischer leichter Erde erfüllet sind, etwa einen halben Zoll tief, gräbt diese in ein mäßig warmes Mist- oder Lohbeet, und begießt sie öfters. Die jungen Pflanzen kann man schon versetzen, wenn sie anderthalb Zoll hoch sind, welches um desto nöthiger, wenn man die ganze Beere gestecket, und also zwey Pflänzchen dicht neben einander aufgewachsen sind. Man darf solche weder jetzo, noch auch wenn sie größer geworden, in große Töpfe setzen. Nach Verhältniß des Baumes bekömmt dieser besser in einem kleinern, als allzu großem; die Erde kann ohngefähr die nämliche seyn, welcher man sich zur Orangerie bedienet. Die jungen versetzten Pflanzen müssen einige Zeit im Lohbeete erhalten, und öfters begossen werden, jedoch muß man zuweilen die Fenster öffnen, und ihnen frische Luft und bey großer Hitze durch aufgelegte Matten Schatten, auch nicht zuviel Nässe auf einmal geben. Den Winter über soll man selbige in ein recht warmes Glashaus, oder vielmehr Lohbeet setzen, damit die Wurzelfasern nicht vertrocknen, welches gar oft geschieht, wenn die Töpfe auf die Breter des Glashauses gestellet werden; wie denn bey der letzten Stellung die obersten Schößlinge mehrentheils verderben, und die Blätter braun werden und abfallen. Dergleichen Pflanzen erholen sich selten wieder. Auf den Grad der Wärme ist sorgfältig Acht zu geben; denn obgleich dieser Baum unter den wärmsten Himmelsgegenden wächst, wird selbiger doch in einem mäßig warmen Lohhause besser, als in einem ganz warmen fortkommen. Das Wasser, welches man im Winter zum begießen brauchet, muß wenigstens vier und zwanzig Stunden im Hause gestanden haben. Die Blätter soll man öfters vom Unrathe reinigen, welches am besten geschieht, wenn man solche mit feuchten wollenen Lappen abreibt. Auch im Sommer müssen diese Bäumchen im Glashause, und die Töpfe in Loh, welcher aber nicht zuviel Hitze geben soll, stehn bleiben. Sobald man merket, daß die Wurzeln durch die Löcher der Töpfe dringen, soll man sie versetzen, dabey

aber die Erde an der Wurzel sorgfältig zu erhalten suchen, und nur die schimmlichten oder abgestorbenen Fasern wegschneiden. Bey jedesmaligen Versetzen nimmt man größere Töpfe. Im Sommer sollen Aeste und Blätter erfrischet, und mit der Sprengkanne von obenher bespritzet werden. Daß der Coffeebaum mehr Feuchtigkeiten als andere Arabische Gewächse erfordere, hat uns vorzüglich Hr. Brand in den Abhandlungen der Schwedischen Academie B. 23. S. 252. gelehret. Dieser ist in Arabien gewesen, und hat daselbst die Wartung dieses Baumes genau beobachtet. Er wird daselbst auf Bergen, wo Quellen befindlich sind, und von dem Gipfel stufenweise herunter in die Thäler gepflanzet, und das Wasser in einer Schneckenlinie rund um die Plantage geleitet, und da um jeden Baum eine Grube ist, worein sich das Wasser zieht, so werden die Bäume alle gewässert, und dieses nach den Umständen täglich, oder einen Tag um den andern veranstaltet. Die Bäume tragen daselbst im dritten Jahre, und dauern wohl hundert bis hundert und zehn Jahre.

Coffeebohne.

Diesen Namen führet 1) eine gewisse Cylindrische Walzenschnecke, welche eine gefalltene Spindel hat, und dadurch an beyden Seiten gezähnelt erscheinet. Sie ist des Linne' Voluta Coffea, gen. 322. sp. 397. Sodann 2) eine kleine Rolle, die über und über Caffeebraun ist, und zu des Linne' Voluta Ispidula gehöret. gen. 322. sp. 400.

Coffre.

Coffrefisch, (auch Knurpage nach dem Richter,) ein fast viereckichter Fisch, in Westindien; Ostracion Tuberculatus, Linn. Gen. 136. Sp. 7. S. Kropffisch, Crayracion 27. des Kleins.

Cohobiren.

Cohobirung, Cohobatio. Wenn eine, über einen Körper destillirte, Feuchtigkeit über einerley Körper zu vielen wiederholtenmalen destillirt wird, nennt man diese Arbeit Cohobiren. Z. E. man nimmt Zimmt, und zieht über denselben Wasser ab; das destillirte oder abgezogene Zimmtwasser gießt man auf frischen Zimmt und zieht es wieder von selbigen ab, und dieses kann man einigemal wiederholen. Dergleichen cohobirte Feuchtigkeiten haben weit mehrere Kräfte, als diejenigen, so nur einmal destillirt werden.

Bisweilen kann auch über eben den Körper, über welchen eine Feuchtigkeit abgezogen worden, dieselbe, wenn man sie wiederum auf selbigen gießt, noch ein- oder etlichemal abgezogen werden.

Eine dergleichen wiederholte Destillation hilft zur Auflösung oder Veränderung der Körper, welche sich nicht sogleich aufschließen lassen, überaus viel, und giebt bisweilen besondere nützliche Producte.

Cohyne.

Cohyne ist ein Baum, der in Amerika in dem Lande der Cannibalen wächst, und eine Frucht trägt, welche die Größe und Gestalt einer Melone hat, aber nicht gegessen wird. Die Cannibalen machen kleine Geschirre daraus, die sie vornehmlich bey ihrem Götzendienste brauchen. Sie hölen solche aus, füllen sie voll Mays und andere Saamen, bestecken sie äußerlich mit Federn und allerhand Zierrath, machen unten ein Loch darein, stoßen in dasselbe einen kleinen Stock, stecken diesen in die Erde, und unterhalten solche mit Ehrerbietung in ihren Hütten.

Coiumero.

Coiumero, bey den Guaianen in Ostindien, sonst Meer- auch Seekuh; Trichechus Manatus, L. G. 6. Sp. 2. wird für den Delphin der Alten angenommen, von dem Ritter aber unter die Bruta mammalia gezählet, wiewohl er sich in den Asiatischen und Amerikanischen Meeren, besonders an den Mündungen der hineingehenden Flüsse, aufzuhalten pfleget. Manatus, Klein. miss. II. §. 43.

Colcothar.

Colcothar, Caput mortuum vitrioli, wird diejenige röthlichbraune, erdichte Substanz genennet, welche nach der Destillation des Vitriols übrig bleibt. Es ist dieselbe nichts anders als eine Eisenerde, mit welcher noch etwas Vitriolsäure verbunden ist. So lange dieses Saure noch bey dem Colcothar bleibt, so lange zieht derselbe die Feuchtigkeit aus der Luft an sich. Wenn man aber den Colcothar mit warmen Wasser aussüßt, so verliert er nicht nur den Geschmack, sondern zieht auch aus der Luft keine Feuchtigkeit an sich, und wird alsdenn ausgesüßter Colcothar oder ausgelaugte Vitriolerde, Terra vitrioli dulcis genannt.

Aus dem ausgesüßten Colcothar kann man, vermittelst des Kohlengestübes oder andrer brennbarer Substanzen, wieder Eisen machen. Man kann auch den Colcothar zur Bereitung eines festen Kütts im Wasser, zu Töpferfarben und Schmelztiegeln gebrauchen.

Coldenie.

Convallader Colden hat die Pflanzen in Coldingham beschrieben, und dadurch dieses Andenken verdienet. Es hat sich auch ein Frauenzimmer mit Namen Colden,

den, durch die Beschreibung der Gardenie berühmt gemachet. Die ausgestreckte, ästige Pflanze hat wechselsweise gestellte, eyförmige, doch auf einer Seite gleichsam mondförmige, eingezackte, und gefalltene, wollichte Blätter, aus deren Winkel einzelne, platt ansitzende Blumen hervortreiben. Der Kelch ist vierblätterich, das Blumenblatt trichterförmig, mit vier Staubfäden und vier Griffeln; die Frucht besteht aus zween, auf der einen Seite platten, auf der andern eckichten, stachlichten Saamen, welche in zwey Fächer abgetheilet sind. Sie wächst in Indien, und dauert nur ein Jahr.

Coleoptera.

Unter diesem Namen kommen bey dem Ritter Linné alle solche Insecten vor, welche harte Flügeldecken haben, und machen bey ihm die erste Ordnung aus. Diese Flügeldecken, welche gleichsam die Oberflügel vorstellen, gehen bey den mehresten in der Mitte von einander, sind so lang als der ganze Körper, und dienen theils zur Verwahrung der zarten und eigentlichen Flügel, theils aber zur Beschützung des sonst weichen Körpers, und es scheint die Vorsehung diese Art der Insecten deßwegen mit solchen harten Decken versehen zu haben, damit sie nicht von jedem Fall oder Druck möchten beschädiget werden; indem sie mehrentheils langsame, ungeschickte und träge Thierchen sind, die sich nicht sogleich wider die Beleidigungen schützen, oder ihrer Gefahr entrinnen, oder sich durch den Flug helfen können. Bey einigen aber unter diesen Insecten sind die Deckschilde verwachsen, so daß sie solche nicht von einander thun, und daher auch nicht fliegen können. Die Geschlechter inzwischen, die zu dieser Ordnung gehören, sind. 1) Käfer, 2) Feuerschröter, 3) Kleinkäfer, 4) Bohrkäfer, 5) Dungkäfer, 6) Drehkäfer, 7) nagende Käfer, 8) Todtengräber, 9) Schildkäfer, 10) Sonnenkäfer, 11) Goldhähnchen, 12) Dornkäfer, 13) Saamenkäfer, 14) Rüsselkäfer, 15) Bastardrüsselkäfer, 16) Bockkäfer oder Holzböcke, 17) weiche Holzböcke, 18) Bastardböcke, 19) leuchtende Käfer, 20) Sanct Johannisfliegen, 21) Springkäfer, 22) Sandläufer, 23) Stinckkäfer, 24) Wasserkäfer, 25) Erdkäfer, 26) Mehlkäfer, 27) Maykäfer, 28) Erdflöhe, 29) Raubkäfer, 30) Ohrenwürmer, von welchen allen unter ihren eigenen Artikeln, weitere Nachricht gegeben wird.

Colfisch.

Colfisch, auch Kohlfisch, Köhler, Colefish der Engl. eine Art schwärz-

schwärzlicher Stockfisch, S. Pamuchel, Callarias imberbis 2. Klein.

Colia.

Colias, eine Art Meereidexe, Meerelster, Meerkrähe. Richter. Es ist aber der

Colias des Rondelet und Willughby eine Art von Thumfischen oder Mackrelen, Pelamys 4 und 5. des Kleins.

Colibri.

Colibritchen, ist unstreitig der kleinste Vogel, den es in der Natur giebt. Er heißt auch sonst Ananasvogel, Vogelfliege, und Klein benennt sein Geschlecht mit dem eigenen Namen Honigsauger. Er saget dabey, Honigsauger sind solche Vögel, die nicht nur die allerkleinsten unter allen bekannten Vögeln sind, sondern auch gerade, und keine krummen oder niedergebogenen Schnäbel haben, deren kleine Kiefer gleich lang, womit sie, gleich den Schmetterlingen in der Luft schwebend, den Honigsaft aus den Blumen saugen, und sich selten auf die Blumen selbst setzen. Ihre Zunge hält er für röhrenförmig. Aber anfänglich ist es ausgemachet, daß eine Art Colibri krumme, etwas lange, sichelförmige Schnäbel hat, und diese will Hr. Klein lieber zu den Baumkletten (falcinellis) rechnen. Nächst dem sind auch die Zungen vielmal nicht eigentlich röhrenförmig, sondern so beschaffen, daß der Vogel sie in eine Röhre umbiegen und formiren kann; oder auch, sie besteht aus zwey halben Canälen, die in Form einer Röhre zusammen geleget werden können. Denn vorne, und weiter hin, ist sie gespalten. Wenn man nun diese kleinen Vögel unterscheidet, so läßt sich solches nach dem Schnabel und nach der Größe des Körpers am besten bewerkstelligen. Die erste ist der größere Colibrit, wie der gemeine Zaunkönig, mit einem krummen zwey Zoll langen Schnabel; der Hals grün und goldgelb, der Bauch blau, der Rücken roth, die langen Schwanzfedern violet. Die Zunge dünne, lang, am Ende gespalten, die Füße kurz, mit scharfen Sporn. Eine andere Art ist um ein drittel kleiner. Ueber den ganzen Oberleib ist der Vogel grün und goldfarben, am Halse schmaragdgrün, an der Brust blau und goldfarbig, der schwarze Schnabel gerade, und einen Zoll lang. Noch eine andere Art ist wiederum kleiner, und dieser ist vielleicht der kleinste Colibrit, von dem man behauptet, daß er trocken etwa fünf Gran, und bey andern zwanzig Grane wiegt, welches beydes ein sehr geringes Gewicht ist. Diese Art hat auf dem Kopfe einen kleinen schönfarbigen, rubinrothen Federbusch.

busch. Bauch, Rücken und Flügel dunkelroth, der Schwanz gelbroth, der Schnabel kurz und gerade. Alle Colibriten überhaupt sind kleine Vögel, die vom Schnabel bis zu Ende des Schwanzes ins Mittel vier Pariser Zoll lang sind, die eine krummschnäblichte Art ausgenommen. Mit den Federn hat er noch einige geringe Größe, aber abgerupfet ist er nur wie eine Haselnuß. Weibchen und Männchen haben fast einerley Größe, unterscheiden sich nur etwas in den Farben. Sie nähren sich insgesammt vom Safte, den sie aus den Blumen saugen, um welchen sie sich schwebend in der Luft erhalten, und so die Zungen bis in den Blumenkelch stecken, den Honigsaft heraus zuholen. Man merket es kaum, daß sie wirklich in der Luft schweben, so schnell bewegen sie die Flügel. Da sie in Südamerika, und auf einigen Inseln vor Amerika zu Hause sind, so haben sie fast das ganze Jahr hindurch Blumen. Doch sollen sie sich einige Zeit entfernen, und nicht so häufig gesehen werden; vielleicht in der Brutzeit. Die Farben der Federn sind die mannigfaltigsten und schönsten, die man nur immer denken kann. Und diese fällt auch bey einer Art immer schöner als bey der andern aus. Dieserwegen werden aus ihren Federn von den Indianern vortreffliche Arbeiten zubereitet. Sie legen nur zwey Eyer, wenig grösser als eine Erbse, weiß, gelb getüpfelt. Männchen und Weibchen lösen sich beym Brüten ab; letzteres brütet aber ämsiger. Ihr Nest ist sonderbar. Es gehöret zu den Hängenestern. Denn es ist allezeit an den dünnen Ast eines Baumes fest gemachet und hängt frey in der Luft, von der Größe wie ein halbes Hühnerey, aus den subtilsten Holzfasern, wie ein Korb geflochten, und mit Baumwolle und Moos aufs zarteste ausgefüttert. Ihr Gesang wird bezweifelt. Höchstens leget man ihnen eine Art von Summen bey, das nicht unangenehm klinget; deswegen nennen ihn auch die Engländer den Summvogel. Man sieht sie in Amerika das ganze Jahr durch in den Gärten, auf den Pflanzungen, auf den Bäumen, auf den Blumen. Daher es wohl scheint, daß sie eben keine Schlupfwinkel zu ihrer Verbergung auf einige Zeit suchen mögen. Vögel und Nester sind, im trocknen und wohl erhaltenen Zustande, eine große Zierde der Naturaliensammlung. Eine Gattung von ihnen nennt Klein, den Curassauer, vielleicht, weil er in der Holländischen Pflanzstäte Curacao häufig angetroffen, so wie man ihrer, wie gedacht, in Virginien, Carolina, im ganzen mittägigen Amerika, in Jamaika, Sumatra und andern Eylanden

eine Menge findet. Hr Condamine hat sie im ganzen heißen Erdreiche von Amerika, besonders in Peru und der Provinz Quito, und den Gärten daselbst, auch als er eine Reise auf dem Amazonenstrome vornahm, in Menge gesehen, und dabey angemerket, daß fast alle dortigen Vögel überaus schöne Farben, aber gar keinen angenehmen Gesang haben. In der Provinz Quito ist die Luft schon verhältnißweise mehr kalt als warm, und doch ist dieser kleine Vogel daselbst am allerhäufigsten zu sehen. Die Reisebeschreiber sagen, er werde mit Wasser, oder mit Sand geschossen, und es scheint auch, daß man unsere gewöhnlichen Ladungen von Büchsen für ihn nicht anwenden kann. In einigen Gegenden tragen die Amerikanischen Schönheiten diesen Vogel statt eines Gehenkes in den Ohren. Linnäus giebt diesen Vögeln den Namen Trochilus, und Hr. Baddaert übersetzet es sehr recht Blumensauger, mit der Beschreibung, daß ihr Schnabel vorn röhrartig, länger als der Kopf ist; der obere Kinnbacken beschließt den untern, die Zunge ist fadenähnlich und die Zehen sehr kurz. Unserm Colibrit giebt er geraden Schnabel, schwarze Steuerruderfedern, die drey auswendigen röthlich, mit weißen Flecken, die Kehle feuerfarben.

Colibrifresser.

Dieser fürchterliche Name kömmt einer sehr großen Surinamischen Waldspinne zu, welche im Linneischen System gen. 268. sp. 31. Aranea auicularia heißt. Der Körper dieses Thieres wird oft so groß wie ein Hühnerey, und mit ausgebreiteten Füßen nehmen sie im Durchmesser einen Raum von sechs Zoll ein. Sie sind rostfärbiggrau, über und über rauchhaarig, und haben am Maule zween scharfe Hacken, die man in Gold gefasset, als Zahnstocher brauchet. Sie leben von Ameisen, Kackerlacken und dergleichen, doch sind die Nester der schönen Colibrivögelchen nicht sicher vor ihnen, denn sie besteigen selbige, saugen ihre Eyer aus, und tödten die Jungen.

Collinsonie.

Ein Pflanzengeschlecht, welches Peter Collinson, einem englischen Handelsmanne, aber auch der Königl. Englischen Gesellschaft Mitgliede, zu Ehren, also genennt worden. Man kennet davon nur eine Art, nämlich die Canadensische Collinsonie. Sie wird in den Wäldern und Gebüschen um Philadelphia in guter Erde häufig gefunden, und scheint daselbst allein ihren Geburtsort zu haben, indem sie weiter nach Norden nicht gefunden wird. Die Wurzel ist knollicht; der Stängel wächst ohn-

ohngefähr fünf Fuß hoch; die herzförmigen Blätter stehen einander gegen über; der röhrenförmige Kelch ist in zwo Lippen getheilet; die Röhre des Blumenblattes ist viel länger als der Kelch und der Rand fünffach getheilet; vier Einschnitte sind aufwärts gerichtet, kurz und stumpf, und die beyden obersten rückwärts gebogen; der unterste ist viel länger und in viel zarte Theile zerschnitten. Die zween Staubfäden sind sehr lang; der Griffel hat gleiche Länge, ist aber auf die Seite gebogen und mit zween spitzigen Staubwegen geendiget. Man sieht vier Fruchtkeime, und unter diesen soviel besondere Drüsen; von den erstern gelanget nur einer zur Vollkommenheit, und man findet in dem Kelche nur einen kugelförmigen Saamen. Zur Blüthzeit hat die Pflanze einen gar besondern Geruch, welcher zwar angenehm, aber stark ist, und leicht Kopfschmerzen verursachet. Nach Hr. Bartrams Erfahrungen soll die Pflanze gegen allerley Schmerzen in den Gliedern, wenn sie damit gerieben werden, und eben so gegen die Verkältung nützliche Dienste leisten. Es soll auch einer, der von der Klapperschlange gestochen worden, und den die Wilden für verloren gegeben, durch das abgekochte Wasser von dieser Pflanze, welches er getrunken, wieder hergestellet worden seyn. Die Wurzel mit Wasser abgekocht, und dieses getrunken, treibt die zurückgehaltene Nachgeburt. Bey uns muß man die Pflanze im Topfe halten, und sie fleißig begießen, und dennoch träget sie selten reifen Saamen; doch kann solche durch die Theilung der Wurzel vermehret werden.

Collmarkraut.

S. Gauchheil.

Colobriumbaum.

Colobriumbaum wächst auf der Insel Java. Dessen Holz soll so bitter, wie Wermuth, schmecken, und wider das kalte Fieber gebrauchet werden. In Indien werden Becher daraus gedrechselt, in solche Brandwein gegossen, und wenn solcher vier und zwanzig Stunden darinnen gestanden, wird dieser den Wassersüchtigen, um das Wasser abzutreiben, gegeben. Mehrere Nachrichten haben wir nicht finden können.

Colocasien.

S. Aron.

Colonkäferchen.

Zwey übereinander stehende Puncte werden in der Schreibekunst ein Colon genannt. Da es nun etliche Insecten giebt, die auch dergleichen zwey Puncte führen, so sind deren etliche von dem Ritter Linné

mit dem Namen Colon beleget worden; dahin gehöret dann unter andern erstlich: das Colonkäferchen, Dermestes colon, gen. 191. sp. 27. Das Brustſtück desselben hat gelbe Seiten, und auf den Flügeldecken steht ein schwarzer Punct, die mit einander ein Colon ausmachen. Zweytens ein schwarzer Todtengräber, Silpha colon, gen. 196. sp. 27. welcher auf dem Rücken mit zween eingedrückten Puncten besetzet ist. Drittens eine Motte, Phalaena colonella, gen. 233. sp. 346. welche auf ihren aschgrauen Oberflügeln vor einem krummen wellenförmigen Striche zween schwarze Puncte führet.

Coloquinten.

Parisapfel, Teufelsapfel, Colocynthis officin. ist zwar vom Tournefort als ein besonderes Geschlechte angenommen, von den Neuern aber billig mit den Gurken vereiniget, und vom Hrn. von Linne' Cucumis Colocynthis genannt worden. Indessen kann solche hier doch besonders angeführet werden, weil dieser Name bey den Aerzten gebräuchlich ist. Die fäserichte Wurzel treibt lange, auf der Erde hinkriechende Ranken, an welchen sowohl, als an den Aesten, Gäbelchen hervorkommen. Die gestielten, rauchen Blätter stehen wechselsweise, sind eyförmig, und in verschiedene stumpfe Einschnitte, von verschiedener Größe, getheilet. Männliche und weibliche Blumen sitzen auf der nämlichen Pflanze, nur dem Orte nach von einander abgesondert, und sind völlig den Blumen der Gurke ähnlich. In beyden ist der glockenförmige Kelch mit fünf spitzigen Zähnen geendiget, und das damit verwachsene glockenförmige, gelbe Blumenblatt in fünf runzlichte Einschnitte getheilet. Von den drey Staubfäden bey den männlichen theilen sich zween oberwärts in zween Aeste; mithin kann man fünf Staubbeutel zählen, welche seitwärts, und als gewundene Linien auf- und niederwärts steigen; in der Mitte steht ein dreyeckichter abgestutzter Körper. In den weiblichen sieht man drey kleine, spitzige Staubfäden, aber ohne Staubbeutel, und der lange Griffel endiget sich mit drey dicken, gekrümmten, auswärts gebogenen, zweyspaltigen Staubwegen. Die kugelrunde Frucht ist anfangs grün, wird hernach gelblicht, und enthält unter der dünnen, häutigen Schale ein weißes, schwammichtes Mark, welches in drey Theile getheilet ist, und deren jeder zwey Fächer zeiget, in welchen platte, gelblichtweiße Saamen liegen. Die Pflanze soll auf den Inseln des griechischen Meeres und auf der Orientalischen Seeküste wachsen. Die Früchte

werden aus Alexandrien, Aleppo, dem wüsten Arabien und andern Oertern im Oriente nach Europa gebracht, nachdem sie zuvor von ihrer äußerlichen Schale gesäubert und getrocknet worden. Die, in den Apotheken befindliche, Frucht ist ohngefähr von der Größe einer Pomeranzen, hat äußerlich eine weiße, zähe Haut, und darunter ein sehr leichtes, schwammichtes, trockenes Mark, allenthalben mit Saamen erfüllet. Dieses Mark hat einen überaus bittern und widrigen scharfen Geschmack. Es war solches schon in den ältern Zeiten bekannt, und als ein Purgiermittel im Gebrauche. Da aber selbiges den ganzen Körper, und vorzüglich die Gedärme, heftig angreift, und Schmerzen, ja leicht Entzündung und andere schädliche Zufälle zu erregen pfleget, ist der Gebrauch desselben ziemlich aus der Mode gekommen. Und ob man gleich die schädliche Beschaffenheit desselben auf verschiedene Weise zu verbessern gesuchet, und Traganth, Arabischen Gummi und andere dergleichen Sachen vermischet, so ist doch der Gebrauch davon nicht sicher anzurathen, wenigstens soll sich damit niemand, als nur die erfahrensten Aerzte, abgeben. Auch die zubereiteten Coloquinten, als die Coloquintenkügelchen, welche in den Apotheken, nach der Arabischen Benennung, Trochisci alhandal heißen, kann man nicht sicher anrathen. Es ist die purgirende Kraft dieses Markes so stark, daß selbiges, mit Rindsgalle vermischet, äußerlich auf den Nabel geleget, nicht nur purgiret, sondern auch die Würmer tödtet; ja einige behaupten, daß solches durch das bloße Anfühlen dergleichen Wirkungen hervorbringen könne. Man kann daher selbiges auch gebrauchen, das Ungeziefer von Kleidern und andern Sachen abzuhalten, auch wird solches unter die schwarze Farbe auf Seide genommen. Die Saamen pfleget man zwar in den Apotheken gar nicht zu achten, solche aber besitzen gleichfalls eine purgirende Kraft, und Wedel führet ein Exempel von einem Barbierer an, welcher solche in Bier eingeweichet und mit diesem Tranke die Liebesseuche geheilet habe; welches, wie Herr Vogel erinnert, eine nähere Untersuchung verdienet. In unsern Gärten wird man diese Pflanze nicht leicht erziehen können. Sollte man jedoch guten Saamen erlangen, müßte solcher auf das Mistbeet gesäet, und die Pflanzen, wie die Melonen, behandelt werden.

Colsat.

S. Rübsen.

Columbaholz.

S. Adlerholz.

Columbowurzel.

Columbowurzel ist schon ehedem vom Redi unter dem Namen Radix Columbae als ein Giftaustreibendes Mittel erwähnet, sonst aber, bis auf jetzige Zeiten, nicht weiter bekannt worden. Percival hat im zweeten Theile seiner, in englischer Sprache 1773. herausgegebenen, Erfahrungen solche wieder angeführet, und den nützlichen Gebrauch bestimmet. Sie wächst ursprünglich auf dem festen Lande von Asien, ist aber von da nach Columbo, einer Stadt in Zeylan, verpflanzet worden, wovon sie jetzo nach ganz Indien verschicket wird. Herr Watson hat von den Gouverneuren der Ostindischen Compagnie erfahren, daß man diese Wurzel nach den englischen Factoreyen unter dem Namen Rays de Mosambeque bringt. In England erhält man solche in runden, einen bis drey Zoll langen Scheiben, oder in Stücken von zween Zoll oder darunter. Sie ist mit einer dunkelbraunen, dicken, runzlichten Rinde bedecket, und des Trocknens wegen sind die dicken Stücke mit kleinen Löchern durchbohret. Der Geruch ist gewürzhaft, der Geschmack ungemein bitter und gelinde scharf; der markichte Theil jedoch gelinder oder süßer, als der darum liegende rindichte Theil. Die Indianer haben solche in Zufällen des Magens und der Gedärme klein geschnitten oder geschabt in Maderawein eingenommen, und jetzo rühmet man selbige als ein stärkendes, der Fäulniß widerstehendes und das Brechen stillendes Mittel. In der Cholera, Durchfall und Ruhr hat sie sich im Pulver von einem halben bis zwey Quentchen, alle drey oder vier Stunden gegeben, auch ohne vorgängige andere Ausführungen, kräftig erwiesen. Sie ist wenig oder gar nicht zusammenziehend, und schicket sich daher in dem ersten Zeitraume dieser Krankheiten, wenn sonst zusammenziehende Mittel nachtheilig sind. Auch bey dem Erbrechen, das mit der gallichten Colik verbunden ist, bey der Uebelkeit und dem Erbrechen der Schwangern und in andern Fällen hat sich der Aufguß dieser Wurzel kräftig bewiesen. Der, mit starkem Brandwein verfertigte, Extract ist eben so wirksam, wo nicht noch kräftiger. Hr. Percival hat aus zwölf Unzen der Wurzel acht Unzen und zwey Quentchen dergleichen Extract erhalten. Der Aufguß verzögert die Fäulniß des Fleisches, doch nicht so lange, als der Aufguß der Chinarinde. Der Puls wird bey dem Gebrauche nicht schneller; folglich gehöret das Mittel nicht zu den hitzigen bittern, und schicket sich daher in der Schwindsucht. So lange wir noch Chinarinde

 haben,

haben, dürfen wir wohl nicht ängstlich bemühet seyn, diese Wurzel in den Apotheken einzuführen.

Columnea.

Der bekannte Italiener, Fabius Columna, hat sich durch seine Schriften um die Kräuterkunde gar sehr verdient gemachet. In der Murrayschen Ausgabe findet man zwar zwo Arten; da aber die langblätterichte nicht genugsam bekannt ist, beschreiben wir nur die kletternde, scandens. Sie wächst in den Wäldern auf der Insel Martinique. Der kletternde Stängel, die gestielten, eyförmigen, eingekerbten Blätter, und das schöne rothe Blumenblatt sind ganz haaricht; der Kelch zeiget fünf spitzige Einschnitte; das Blumenblatt hat eine lange höckerichte Röhre und theilet sich in zwo Lippen, davon die obere ausgehöhlet und eingekerbet, die untere aber in drey lanzenförmige Lappen abgetheilet ist. Die vier Staubbeutel, welche auf zween längern und zween kürzern Fäden sitzen, sind mit einander vereiniget; der Griffel hat einen doppelten Staubweg. Die zweyfächerichte Frucht enthält viele Saamen.

Cometen.

S. Kometen.

Comma.

Ein krummes Strichlein zu Abtheilung der Perioden in der Schreibekunst wird insgemein ein Comma genannt. Nun giebt es unter den Insecten auch einige, die auf ihren Flügeln mit einem dergleichen Strichlein gezeichnet sind, daher sie auch von dem Herrn von Linne' Comma genannt werden, als da ist Papilio Comma, gen. 231. sp. 156. welcher ein schwarzes Comma auf pomeranzenfärbigen Flügeln führet, und Phalaena comma, gen. 233. sp. 156. dessen Flügel blaßfärbig sind. Zuweilen aber ist dergleichen Comma mehr einem lateinischen C ähnlich, wie an des Hrn. v. Linne' Papilio C album, gen. 231. sp. 168. den die Engländer the Comma Butterfly nennen, und Papilio C aureum, gen. 231. sp. 169. der ein goldenes C oder Comma auf feuerrothen und schwarzgefleckten Flügeln führet, und aus China gebürtig ist, wozu auch noch das schwarze C, oder Phalaena C nigrum, gen. 233. sp. 162. könnte gerechnet werden; denn in der Aehnlichkeit kann man diese Zeichnungen sowohl mit einem C, als Comma vergleichen.

Commeline.

Dieses Geschlechte ist den zween Brüdern Comelin zu Ehren, die in Amsterdam gelebet und durch verschiedne Schriften um die Kräuterwissenschaft sich verdient gemachet, also

also genannt worden. Eine, oder auch mehrere Blumen umgiebt eine große, zusammengedrückte, herzförmige Scheide. Die Blume selbst besteht aus sechs Blättern, als drey kleinen, eyförmigen, vertieften, gemeiniglich grünen, welche man für den eigentlichen Kelch annehmen könnte, und drey größern, mit den vorigen wechselsweise gestellten, rundlichen und anders gefärbten, welche die eigentlichen Blumenblätter auszumachen scheinen; daher einige die Blume sechs, andere aber nur dreyblätterícht beschreiben. Bisweilen sieht man von den gefärbten nur zwey größere, das dritte ist viel kleiner und den drey übrigen ähnlich. Außer den drey dünnen, rückwärts gebogenen Staubfäden, welche wahre Staubbeutel tragen, sieht man auch drey sogenannte Honigbehältnisse, welche auf drey besondern Stielen ruhen, und die Gestalt eines Creuzes abbilden. Der gewundene Griffel endiget sich mit einem einfachen Staubwege. Das rundliche, trockene Saamenbehältniß hat äußerlich drey Furchen und innerlich drey Fächer, öffnet sich mit drey Klappen und in jedem Fache liegen zween eckichte Saamen.

1) Die gelbe Afrikanische Commeline, Commelina africana Linn. wächst in Aethiopien; die dauerhafte, fäserichte Wurzel treibt niedrige, gegen die Erde gebeugte, zur Blüthzeit aufgerichtete Stängel, an welchen die Blätter wechselsweise einander gegenüber gestellet sind. Diese haben keinen Stiel, sondern statt dessen sieht man eine Scheide, so die Gelenke des Stängels umgiebt, sich in einen haarichten Rand verbreitet, und nachher in ein dichtes, länglicht lanzenförmiges Blatt verlängert. Aus der Blätterscheide kömmt auf der gegenüber stehenden Seite ein besonderer, wenig haarichter Stiel, welcher sich mit einem herzförmigen, zugespitzten, vertieften Blatte endiget, dieses nimmt Herr von Linné für die Blumenscheide an. Auf diesem Blatte ruhet ein anderer, kürzerer Stiel, welcher zwo oder drey Blumen trägt, doch kömmt gemeiniglich nur eine davon zur Vollkommenheit. Die drey äußerlichen Blumenblätter kann man füglich für den Kelch annehmen; davon sind zween breiter und eines schmäler. Von den drey übrigen, welche man für die wahren Blumenblätter halten kann, ist das unterste kleiner, vertiefet und rundlich, die beyden übrigen gelbgefärbten aber sind viel größer, nierenförmig und gleichsam mit einem Stielchen geendiget. Die drey wahren Staubfäden kommen aus dem Orte, wo das kleine Blumenblatt ansitzt; die drey andern Fäden tragen sechs

gelbe Creuze, davon die beyden mittlern kleiner, die vier übrigen größer sind. Der Blumenstiel biegt sich, wenn die Blüthe vergeht, mit dem untern Theile horizontal, mit dem übrigen aber auf- und rückwärts, und das Saamenbehältniß liegt auf dem horizontalen Theile. Alle Blumenblätter fallen ab, nur das obere Kelchblättchen bleibt stehen.

2) Die jährige blaue Commeline, Commelina communis Linn. wächst in Amerika. Die jährige, fäserichte Wurzel treibt ästige, glatte Stängel, welche mit dem untern Theile sich gegen die Erde biegen, und aus den Gelenken Wurzeln schlagen, nachher aber sich erheben, weit ausbreiten, und ohngefähr die Höhe einer Elle erreichen. Die Blätter sind eyförmig lanzenförmig, und der Rand derselben glatt, ohne Haare. Von den drey Blumenblättern sind gleichfalls zwey viel größer, als das dritte. Das übrige kömmt mit den vorherstehenden überein.

3) Die aufrechtstehende Commeline, Commelina erecta Linn. wächst in Virginien; hat eine dauerhafte Wurzel, gerade aufrechtstehende, rauhe, einfache Stängel, eyförmig lanzenförmige Blätter, eine große Blume, daran ebenfalls die drey innerlichen Blumenblätter von ungleicher Größe, und zweye viel größer, als das dritte sind.

4) Die knollichte Commeline, Commelina tuberosa L. wächst in Mexiko. Die knollichte, dauerhafte Wurzel treibt einen einfachen, aufgerichteten, ohngefähr einen Fuß hohen Stängel, welcher an den Gelenken mit einer langen, gestreiften, und mit röthlichen Flecken gedüpfelten Scheide umgeben ist; diese verwandelt sich in ein langes, eyförmig zugespitztes, und am Rande mit Haaren besetztes Blatt. Die obern Blätter werden zuweilen etwas wellenförmig. Aus der Blattscheide kömmt ein gestreifter, haarichter Stiel mit einem eyförmigen, zugespitzten Blättchen, welches viele Blumen umgiebt. Die eigentlichen Kelchblättchen sind in der Mitte haaricht, und am Rande weißlicht durchsichtig, das obere ist etwas kleiner als die untern; die drey blauen Blumenblätter hingegen haben fast einerley Größe. Von den drey blaulichten Staubfäden sind zween, wie auch der Griffel, gebogen, der dritte und etwas kürzere steht gerade. Die drey andern blauen Fäden tragen gelbe Körperchen, deren jedes aus vier größern und zwey kleinern Kügelchen besteht. Der Fruchtstiel ist rückwärts gebogen, und liegt fast platt auf.

Wir übergehen die übrigen, seltner vorkommenden Arten. Die zwote Art ist eine jährige Pflanze, und wenn man den Saamen aus-

fallen

fallen läßt, werden die Pflanzen im folgenden Frühlinge häufiger und zeitiger aufgehen, als wenn man den Saamen sammlet und sorgfältig aussäet. Er hält sich kaum einen Winter über außer der Erde. Diese Pflanze verträgt das Versetzen nicht gerne; sie blühet vom Juny bis in den Herbst. Die drey übrigen erhalten sich in der Wurzel, müssen aber im Winter in das Glashaus beygesetzet werden. Die letzte dauert selten aus; da sie aber im ersten Jahre blühet, auch gemeiniglich Saamen trägt, können jährlich neue Pflanzen erzogen werden.

Comocladie.

Comocladia Linn. Im Nomenclator wird dieser Geschlechtsname durch Afilose übersetzet; Man findet auch den Namen Jungfernpflaumen. Hr. Jacquin hat davon zwo Arten bekannt gemachet.

1) Die Comocladie mit ganzen Blättchen, Comocladia integrifolia Linn. Der Stamm dieses Baumes steigt zwölf bis funfzehn Schuh hoch gerade in die Höhe und hat keine Aeste, sondern ist nur an dem Gipfel mit vielen langen Blättern besetzet, welche gefiedert, und aus vielen Paaren länglichter, völlig ganzer Blättchen zusammengesetzet sind. Ueber den Blättern treiben schwache, etwa einen Fuß lange Zweige, welche die Blumen tragen. Diese bestehen aus dem einblätterichten, offenen, dreyfach getheilten, und gefärbten Kelche; aus drey länglicht spitzigen, ausgebreiteten Blumenblättern; drey kürzern Staubfäden und dem Fruchtkeime, auf welchem, ohne Griffel, ein stumpfer Staubweg sitzet. Die Frucht ist eine länglichte, röthlichte, oben mit drey Puncten bezeichnete Beere, worinnen eine Nuß liegt. Das Holz soll ungemein hart seyn.

2) Die Comocladie mit eingezackten Blättchen, Comocladia dentata Linn. unterscheidet sich von der erstern, daß die Blättchen ausgezacket, und die Zacken gleichsam stachlicht erscheinen.

Beyde wachsen in dem mittägigen Amerika, und geben einen Saft von sich, der an der Luft so schwarz wird, daß die Farbe wenn man auch den Baum nur angegriffen, nicht eher vergeht, bis sich die Haut abschuppet. Die zwote Art soll außerdem sehr oft durch ihre Ausdünstungen, wenn man darunter geschlafen, den Tod zuwege gebracht haben, wie Jacquin erzählet. Der Baum stinkt häßlich.

Compaß.

Grubencompaß, Pyxis Magnetica, wird dasjenige Instrument

genannt, dessen man sich in der Markscheidekunst bedienet, dadurch man das Streichen der Gänge erfahren kann.

Compasmuschel.

Diese Ostindische Muschel ist bis jetzt ziemlich selten und theuer. Ihre Schalen sind sehr dünne, mondförmig rund, aber nicht sehr bäuchig. Die eine Schale ist allezeit schneeweiß, die andere aber leberfärbig. Inwendig sind die Schalen mit sehr feinen erhabenen Strahlen besetzet, die vom Mittelpuncte bis nicht ganz zum Umfange auslaufen, und da man diese Strahlen mit den Strichen auf dem Compas verglichen hat, so ist die Ursache der Benennung leicht einzusehen, daher sie auch vom Rumpf schon Amusium genannt worden, wofür die Franzosen den Namen Eventail gewählet haben. Der Ritter Linné hat sie unter die bosenartige Kammmuschel geordnet, weil der obere Deckel nicht so tief gewölbet ist, als die untere Schale, wiewohl auch die nicht sehr tief ist. Sie hat zwey gleiche Ohren, die abgeschnitten sind, und der Aufenthalt ist in den Tiefen des Meeres, aus welchen sie zuweilen mit der weißen Schale oben geschwommen kommen, und wie ein Pfeil fortschießen. Linn. Ostrea pleuronectes, gen. 313. sp. 190.

Concentriren.

Concentrirung, Concentratio. Die Concentrirung ist eine chymische Operation, welche darinne besteht, daß die wirksamen flüßigen oder flüßig gewordenen Theile von den weniger wirksamen durch das Verdampfen in offenen oder verschlossenen Gefäßen geschieden und näher an einander gebracht werden. Auf diese Weise kann man flüßige Substanzen, welche mit schwächern flüßigen Substanzen, oder auch mit aufgelößten festen Substanzen verbunden sind, wirksamer machen, dergestalt, daß sie oft in kleiner Menge weit mehr ausrichten, als eben dieselbe, wenn sie mit schwächern flüßigen Substanzen verbunden bleibt, nicht auszurichten vermögend ist. So kann z. E. Salpetersaures, wenn es zu viel wässerichte Theile bey sich führet, durch das Abrauchen eines Theiles Wassers concentriret und wirksamer gemachet werden. Zur Concentration des Essigs, Weins und anderer, vorzüglich spirituöser, Feuchtigkeiten kann man sich im Winter des Frostes bedienen, als vermittelst welchen die wässerichten Theile von den wirksamern sauern und spirituösen Theilen dergestalt geschieden werden, daß diese flüßig bleiben, da hingegen jene, die wässerichten, zu einem festen Körper, nämlich zu

Eis werden. Obgleich aber nicht zu läugnen ist, daß durch die Concentration die flüßigen Substanzen wirksamer werden, so darf man doch nicht meynen, als wenn dieselben zum Auflösen der Körper und zu andern Verrichtungen nöthiger geworden, indem zur Auflösung der Körper nicht allezeit concentrirte, sondern vielmehr oft sehr verdünnte und geschwächte Auflösungsmittel erfordert werden, und die Ursachen der Auflösung nicht in der Concentration der wirksamen flüßigen Theile, sondern darinne zu suchen sind, ob die Bestandtheile der flüßigen Substanzen in eine andere flüßige oder feste Substanz eindringen, den Zusammenhang der Theile verändern und sich mit den veränderten Theilen verbinden können.

Conchylien.

Unter dieser Benennung versteht man gemeiniglich alle hartschalige Gehäuse der Schnecken und Muscheln, die sowohl im Meere, als in süßen Wassern und auf dem Lande gefunden werden. Jede Schale ist nach dem Bestandwesen kalkartig, aber ungemein verschieden gebildet und gezeichnet. Sie entsteht aus dem ausgeschwitzten und erhärteten Saft ihres Bewohners, und nimmt daher eine Bildung nach der Gestalt seines Körpers an. Der Ritter Linné fasset sie alle unter den Namen Vermes-Testacea und sie machen bey ihm die dritte Ordnung in der Classe der Würmer aus. In ihrem Naturstande sind die mehresten mit einer unansehnlichen Haut umgeben, doch durch putzen und poliren bringt man ihre Schönheiten zum Vorschein. Sie werden in vier Hauptclassen eingetheilet, als 1) Vielschalige, 2) Zweyschalige, 3) Einschalige gewundene, und 4) Einschalige ungewundene. Jede Classe besteht aus verschiedenen Geschlechtern, und jedes Geschlecht enthält eine Menge Arten, ohne die vielen Verschiedenheiten zu rechnen. Um inzwischen einen kleinen Begriff von den Mannigfaltigkeiten der Conchylien zu geben, so theilen wir hier nur aus jeder Abtheilung die Geschlechter mit.

I. Vielschalige

Kafermuschel	.	9 Arten
Meereichel	.	10 —
Pholaden	.	6 —

II. Zweyschalige

Klafmuschel	.	7 —
Scheiden	.	11 —
Tellmuschel	.	29 —
Herzmuschel	.	21 —
Korbmuschel	.	8 —
Dreyecke	.	10 —
Venusmuschel	.	39 —
Lazarusklappen	.	3 —
Gienmuschel	.	14 —
Archen	.	17 —
Kammmuschel	.	31 —

Bastarde	27	—
Mießmuschel	20	—
Seckmuschel	8	—
III. Einschalige gewundene		
Schiffsboote	2	—
Nautili	16	—
Tuten	35	—
Porzellanen	44	—
Blasen	23	—
Walzen	46	—
Kinkhörner	51	—
Flügelschnecken	29	—
Stachelschnecken	61	—
Kräusel	26	—
Mondschnecken	60	—
Schnirkelschnecken	60	—
Schwimmschnecken	25	—
Meerohren	7	—
IV. Einschalige ungewundene		
Klippkleber	36	—
Meerzähnchen	8	—
Röhrenschnecken	16	—
Holzbohrer	1	—
Sandköcher	7	—

Es hat also der Ritter Linné schon 814. Hauptarten bemerket, woran gleichwohl noch viele fehlen. Eine besondere Nachricht von jedem Geschlechte siehe an seinem Orte.

Conchyliencabinet.

Diesen Namen verdienet eben nicht jede Conchyliensammlung, sondern nur diejenige, welche sich durch Menge, Verschiedenheit, Güte und Vollständigkeit vorzüglich empfiehlet. Man hat bey selbigen erst auf die Vollständigkeit, dann auf die Güte der Stücke, und endlich auf ihre Ordnung und Einrichtung zu sehen. In Absicht auf die Vollständigkeit suchet man so viel möglich von jeder Art zwey gleiche Exemplaria von mittelmäßiger Größe zu besitzen; denn ganz kleine werden nicht geachtet, und die sehr großen Stücke dienen nur zum Putz auf die Schränke; nebst diesen wählet man von jeder Art auch noch zwey bis drey Paar der schönsten Verschiedenheiten, um ihre Abweichungen in den Farben und Zeichnungen zeigen zu können. Unter solche Arten nun werden vorzüglich die Papiernautili, die Admirale, die Wendeltreppe, das Sonnenhorn, die Seetonnen, das Opferhorn, die Orangefahnen, die Weberspule, die Venusmuschel, gerippte Venus, Narrenkappe, Winkelhacken, Creutzmuschel, Lorbeerblatt, Compaßmuschel, Hahnenkämme, Lazarusklappen und dergleichen, selten oder minder häufig vorkommende Exemplare am ersten gesuchet. Was die Güte der Stücke betrifft, so schicken sich keine zerbrochene, oder verkalkte, oder blaßfärbige, abgenutzte Stücke hinein, sondern sie müssen alle, wie die Holländer sagen, Top-schoon seyn, das ist, von unten bis an die Spitze ohne Fehler, in ihrem vollkommenen Glanze, nicht aber zu sehr poliret, oder gekünstelt, sondern in ihren

ihren natürlichen und besten Farben und Zeichnung prangen. Was nun die Ordnung und Einrichtung betrifft, so kömmt dieses sehr auf die Kräfte und den Geschmack des Besitzers an. Sie auf verschieden gefärbten Sammet, oder mit Baumwolle unterlegten Atlas in vergoldeten Ramen zu legen, ist nur das Werk großer Herrn, und gehöret auch zur Naturgeschichte eigentlich nicht. Das aber will doch erforderlich seyn, daß man sie Reihenweise, nicht zu sparsam, und nicht zu voll, in Laden nach einem gewissen System ordne, wozu sich allerdings das Linneische recht gut schicket, wenn man die Laden durchgängig drey Zoll hoch machet; denn in diesem finden doch die mehresten Arten Platz. Wie aber alsdenn die Ordnung müsse beschaffen seyn, läßt sich aus dem System, und aus dem obigen Artikel Conchylien leichte schließen. Eben so schön würde sich auch eine Sammlung herausnehmen, wenn man sie nach dem System des D. Martini ordnen wollte; wenigstens ist nöthig sich ein gewisses System zu wählen, nach welchem man alle und jede Stücke catalogisiren und numeriren kann; denn ohne dieses ist auch die beste Sammlung weder lehrreich noch brauchbar. Nicht minder ist es dienlich einer solchen Sammlung einige Laden durchgeschnittener Conchylien beyzufügen, um theils ihren innern Bau, theils aber auch einige Geschlechtsmerkmale an der Beschaffenheit ihrer Windung, Spindel, oder Concameration wahrzunehmen. Die Schränke müssen nicht höher seyn, als daß man bequemlich in die oberste Lade beym hervorziehen hineinsehen kann, und sich bey der untersten Lade nicht bücken darf, um die Gegenstände zu betrachten.

Concretionen.

S. Steinwüchse.

Condoma.

Unter diesem Namen findet man in des Grafen von Büffon allgemeinen Historie der Natur ein vierfüßiges Thier angeführet, das sich auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung aufhält. Es wird aber von diesem berühmten Naturforscher nur der Kopf dieses Thieres beschrieben, weil er nichts weiter von ihm gesehen hat. Derselbe kömmt mit den Köpfen der größten Hirsche überein; nur hat er nicht solche Geweihe wie der Hirsch, sondern zwey große Hörner, welche wie die Hörner der Gazelle, eine doppelte Biegung haben. Der Graf von Büffon vermuthet, daß es eben dasjenige Thier sey, dessen Kolbe in seiner Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung unter

dem Namen einer wilden Ziege gedenket. Diese Ziege, wie der itzt genannte Schriftsteller S. 42. des 3 Th. meldet, ist so groß, wie ein großer Hirsch; ihr Kopf ist ungemein schön, und mit zwey glatten, krummen und spitzen Hörnern gezieret, die drey Schuh lang sind und deren Spitzen zween Schuh weit von einander abstehen. Von der Stirne an längst dem ganzen Rücken sieht man einen weißen Streif, der sich über dem Schwanze endiget. Ein anderer Streif von eben dieser Farbe durchschneidet den erstern unter dem Halse, der davon ganz und gar umgeben wird. Es giebt noch zween andere von eben der Art, einen hinter den Vorderbeinen, und den andern vor den Hinterbeinen; diese umgeben den ganzen Leib. Das Haar, womit der übrige Körper bedecket ist, fällt ins Graue, und hat einige kleine rothe Flecken, dasjenige ausgenommen, was unter dem Bauche ist, und weis aussieht. Der Bart dieses Thieres ist grau, und sehr lang. Seine Beine sind zwar lang, aber doch wohl proportionirt.

Condondum.

Unter diesem Namen beschreibet Rumph einige Bäume, welche auf den Moluccischen Inseln wachsen, und daselbst im Februar und März eine Frucht tragen, von der Größe eines Endeneyes; unter der äußerlichen, gelben, glatten Schale, liegt ein saftiges Fleisch, welches fast wie faule Aepfel riechet, einen sauern Geschmack hat, und den großen holzigen Kern umgiebt. Die Einwohner pflegen die Frucht mit Salzwasser einzulegen, um solche dadurch gelinder zu machen, und nachher als ein Gewürze bey Fischen und andern Speisen zu gebrauchen. Die eine Art dieser Früchte ist äußerlich mit Warzen besetzet und bleibt grün, das Fleisch derselben ist auch angenehmer, und weinsäuerlich von Geschmacke, daher solche sowohl roh gegessen, als mit Fischen gekochet wird.

Conepatl.

Ein Amerikanisches vierfüßiges Thier, von der Gattung der Stinkthiere, Viuerra putorius L. Beym Catesby kömmt es unter dem Namen der Amerikanischen Iltis vor, und beym Brisson heißt es die gestreifte Iltis, putois rayé, weil es in seiner Bildung, so wie auch in Ansehung seiner Größe, von der gemeinen Iltis nicht sehr unterschieden ist, außer daß es eine etwas längere Nase hat. Es ist schwarz, hat aber mitten auf dem Rücken einen langen weißen Streif, und noch auf jeder Seiten zween andere dergleichen Streife, die mit jenem fast parallel gehen, und sich vom

Kopfe bis an den Schwanz erstrecken. Es hält sich in Höhlen und Baumlöchern, auch zum Theil auf den Bäumen auf, weil es gut klettern kann, und ist ein Todtfeind der Hühner und Vögel, deren Eyern und Jungen es vornehmlich nachzustellen pfleget. Wird es von Menschen oder Thieren verfolget, so läuft es so lange es kann, und suchet seine Zuflucht auf einem Baume. Ist es aber in die Enge getrieben oder vom Laufen ermattet, so spritzt es seinen Urin gegen diejenigen, von denen es verfolget wird. Der Gestank desselben ist so abscheulich, daß auch die Hunde dadurch gleich zurückgejaget werden. Kalm erzählet, es habe ein Frauenzimmer einmal ein solches Thier im Keller angetroffen und getödtet; dadurch sey der Keller den Augenblick mit einem solchen entsetzlichen Gestanke angefüllet worden, daß dieses Frauenzimmer nicht nur davon eine Krankheit bekommen, sondern daß auch das Brod, das Fleisch und alles übrige, was sich von Lebensmitteln in dem Keller befunden, unbrauchbar geworden sey.

Conessirinde.

Conessirinde wird in den Versuchen der Edinburgischen Gesellschaft als ein bewährtes Mittel wider die rothe Ruhr angeführet. S. 3 Band 34 S. der deutschen Uebersetzung. Der Baum wächst an der Küste Coromandel und soll mit dem Cadogapala des Malabarischen Gartens übereinkommen. Zur Zeit ist diese Rinde bey uns nicht eingeführet, und wir bemerken hier nur, wie das Pulver derselben als eine Latwerge mit Orangensyrup gebrauchet werde; wobey sonderbar scheinet, daß die Rinde frisch gestoßen seyn, und die Latwerge alle Tage neu gemachet werden müsse, sonst verliere sie den anziehenden, angenehm bitterlichen Geschmack, und leiste in den Gedärmen nicht die gehörige Wirkung.

Confectschinkchen.

Es ist dieses eine nicht große, feine, röthliche, oder äpfelblüthenfärbige Telline, welche an ihrem einem Ende mit einem abgesetzten Bogen oder Ecke schmal ausläuft, da sie am andern viel breiter ist, welches ihr einigermaaßen die Gestalt eines kleinen Schinken giebt, ob sie gleich von den eigentlichen Schinkenmuscheln ganz und gar verschieden ist; denn sie hat ein ordentliches Schloß mit drey Zähnchen, so wie alle Tellinen, ist in die Quere länglicht, und etwa einen Finger lang, aber keinen Zoll breit, dazu platt und dünnschalig. Bey den Holländern wird sie Banker Hamertje genannt, und kömmt aus Ostindien. Sie ist des Linne' Tellina

lina rostrata, gen. 305. Sp. 55.

Congers.

Congers, oder Meeraale, S. unsern Artikel Aal, S. 16.

Coninghvisch.

Coninghvisch, bey den Holl., Guarapucu, bey den Brasil. und Cauala, bey den Portugies. nach dem Marcgrav ein Fisch mit einem langen Leibe, fast gleichen, sich nur gegen den Schwanz verjüngenden, Dicke, gemeiniglich sieben Fuß lang, in der Dicke eines menschlichen Leibes; Kopf und Schnautze sehr zugespitzt; rundlichspitzige, reihenweisestehende Zähne; große crystallinische Augen, mit einem silbernen Ringe; acht Floßen, nämlich zwo nach den Kiemen, recht an den Seiten vorragende, einen spitzigen Dreyangel vorstellende; auf dem Anfange des bogichten Rückens eine dünne, schmale, sich verjüngende; nach selbiger gegen den Schwanz eine mehr erhabene dreyanglichte; unter selbiger am Unterbauche eine dergleichen, aber viel spitzigere; zwo kleinere dergleichen, unter den Kiemenfloßen am Vorderbauche; und der Schwanz mit einer großen, einen spitzig gehörnten, Mond vorstellenden, Floße und zwoen Finnen bebrämet. Nach den großen dreyanglichten Floßen des Rückens und Hinterbauches bis zum Schwanze, zeigen sich nach oben und unten acht kleine, wenig erhabene und breitlichere Finnchen, wie abgestutzte Federbüschchen. Er hat eine silberfarbene Haut, welche am Bauche weniger, am Rücken mehr, mit Blau vermischet, glänzet. Die von den Kiemen, bis in den Schwanz bogicht lauffende Mittel- oder Seitenlinie ist gleichsam sehr fein gezähnelt, und aus dergleichen Schüppchen zusammengesetzet. Der Fisch ist von gutem Geschmacke, und wird, nach dem Geßner, wie Marcgrav bemerket, Lateinisch Scomber, Deutsch, Thun, Makrele, genannt; doch setzet der Herausgeber, Joh. de Laet, hinzu, daß die Geßnerische Zeichnung des Scombers mit der des Marcgravs nicht übereinkomme, sondern die Zeichnung des Thunni, welche Geßner von Venedig erhalten, der Marcgravischen mehr ähnliche; wovon Aldrovand, B. 11. Cap. 53. nachzusehen. Doch S. Thun, Pelamys, 6. des Kleins.

Contrayerva.

Contrayerva haben die Spanier eine Wurzel genannt, welche vorzüglich dem Gifte widerstehen soll, daher auch solche den Namen Peruvianische Giftwurzel erhalten; von welcher Pflanze selbige aber eigentlich genommen werde, ist

ist man lange Zeit ungewiß geblieben. Hernandez hat solche für eine Art Passionsblume, Bannister für eine Commeline, Camellus für eine Kämpferie, und Sloane für eine Art Osterlucey ausgegeben; Wilh. Houston aber, ein Englischer Wundarzt, hat die Contrayervenwurzel auf den Bergen bey Vera Crux selbst gesammelt und gefunden, daß sie zu dem Geschlechte der Dorstenie gehöre. Es ist mithin diejenige, welche Hr. von Linne' Dorstenia Contrayerua genennet. Hr. v. Jussieu hat zwar in den Schriften der Pariser Academie 1744 eine andere Pflanze bekannt gemachet, nämlich die Psoraleam prostratam L. deren Wurzel auch Contrayerva, allein die weiße, genennet wird. Diese ist von derjenigen, welche man bis hieher in den Apotheken aufbehalten, gänzlich unterschieden. Die Wurzel ist ohngefähr zween Finger dicke, die äußerliche, rauh anzufühlende, knotichte Schale schwarz, das innerliche aber weiß und hat einen süßlich gewürzhaften Geschmack. Sie wächst im mittägigen Amerika, sonderlich der Provinz Gujana, und soll eben diejenigen Kräfte besitzen, welche man der bisher gebräuchlichen zugeeignet. Die gewöhnliche, welche man die bittere Contrayerve nennen könnte, wächst in Neuspanien, Mexico, Peru und auf der Insel St. Vincent. Die frische Wurzel ist schuppicht, oder hat viele Knoten, welche schuppicht scheinen, sie steigt schief in die Erde, und ist mit vielen ästigen, weit ausgebreiteten Fäserchen versehen; aus derselben treiben einige, vier bis fünf Zoll lange, rauhe, in spitzige und zackige Einschnitte getheilete, dunkelgrüne, langgestielte Blätter und zugleich drey oder vier Blumenstängel, welche länger als die Blattstiele sind, und Blumen von besonderer Gestalt tragen. Hr. von Linne' hat selbige nur nach einer getrockneten Pflanze beschrieben, daher vielleicht die Geschlechtskennzeichen nicht genau genug angeben können. Jeder Blumenstängel verbreitet sich in einen gemeinschaftlichen, großen, platten, eckichten Blumenhalter, welcher in der Mitte mit vielen kleinen Blümchen, am ganzen Umfange aber mit schwarzen Schuppen besetzet ist. Jedes Blümchen hat seinen eigenen, viereckichten, hohlen, mit dem Blumenhalter verwachsenen Kelch, aber kein Blumenblatt, sondern nur vier dünne, kurze Staubfäden mit rundlichen Staubbeuteln, und einem rundlichen Fruchtkeime, auf welchem der einfache Griffel mit einem stumpfen Staubwege ruhet. Auf dem Blumenhalter, welcher nach und nach fleischichter geworden, sitzen viele rundliche,

spitzige,

spitzige, kleine, weiße Saamen. Hr. von Linné beschreibt noch einige andere Arten dieses Geschlechts; da aber solche weder in unsern Gärten vorkommen, noch in der Arzneykunst gebräuchlich sind, übergehen wir solche. Die Wurzel der itzt beschriebenen Pflanze wird in den Apotheken aufbehalten, und ist ein oder zween Zoll lang, runzlicht, oberwärts gleichsam mit Schuppen besetzet, hart und dicht, äußerlich braunroth, oder schwärzlich, inwendig weiß, von Geschmack ein wenig anziehend und bitter, mit einer mäßigen Schärfe; wenn man sie lange in dem Munde behält, giebt sie einen gelinden gewürzhaften Geruch von sich. Clusius schreibet die Blätter dieser Pflanze wären ein heftiges Gift, die Wurzel aber sey ein Gegengift nicht nur für dieses, sondern auch für andere Gifte. Sie erwärmet und zertheilet, treibt häufigen Schweiß und Urin, und wurde ehedem in allen hitzigen Krankheiten gelobet. Jetzo wird sie in den letztern selten gebrauchet, und von einigen nur zu Beförderung der Verdauung, Zertheilung der Blähungen, und überhaupt als eine gewürzhafte Arzney angesehen, welche vor andern dergleichen nichts voraus hat. Man giebt das Pulver von einem Scrupel bis halben Quentchen, oder bereitet aus einem oder zwey Loth einen Trank. In Deutschlands Gärten wird dergleichen Pflanze wohl schwerlich anzutreffen seyn, daher wir auch von derselben Wartung nichts erwähnen.

Copaiva.

S. Balsam.

Copalbaum.

Copalbaum, derjenige, welcher das Gummi Copal, oder vielmehr Copalharz liefert, gehöret zu dem Geschlechte Rhus, von welchem wir verschiedene Arten unter besondern Namen anzuführen, nicht füglich Umgang nehmen können, weil solche fast allgemein angenommen worden. Es ist dieser Baum Rhus Copallinum Linn. wächst in Amerika, sonderlich in Virginien und Carolina, erreicht gegen zwanzig Fuß Höhe, theilet sich in viele Aeste, und hat gefiederte Blätter, welche aus fünf oder sechs Paar kleinen, völlig ganzen, zugespitzten Blättchen bestehen; am Ende steht ein einzelnes. Die Ribbe, oder der verlängerte Stiel, an welchem diese hangen, machen diesen Baum leicht kenntlich. Es ist selbiger auf beyden Seiten durch eine schmale, vorragende, blättrige Haut geflügelt, und an denjenigen Orten, wo die Blättchen ansitzen, gleichsam durch Gelenke abgetheilet, so daß von einem Blättchen

chen zu dem andern sich ein dergleichen häutiger Flügel der Länge nach hinzieht. Aus dem Ende der Aeste treiben die Blumenbüschel. Der fünffach getheilte Kelch umgiebt fünf Blumenblätter, fünf kurze Staubfäden und drey Griffel. Die rundliche Beere enthält einen steinichten Saamen. Aus diesem Baume fließt entweder von sich selbst, oder durch angebrachte Ritze, ein weißer, durchsichtiger, harziger Saft, welcher sich sogleich verdicket, und als ein festes, durchsichtiges, citrongelbes, zuweilen mehr weißliches, auch wohl mehr bräunliches Harz, sonderlich aus Neuspanien, zu uns gebracht wird. Es hat solches einen schwachen Geruch, auf glüenden Kohlen aber giebt es einen angenehmen Geruch von sich, deswegen auch die Amerikaner dieses Räucherwerk, ihren Götzen zu Ehren, anzuzünden pflegen. Es wird gemeiniglich nur zu Firnissen gebrauchet, welche dadurch eine Festigkeit erhalten, und sich fein glatt auflegen lassen. Die Aerzte bedienen sich dessen selten, kann aber doch, wie andere dergleichen, bey Flüssen der äußerlichen Theile zum Räuchern angewendet werden.

In der natürlichen Geschichte von Louisiana wird ein Copalbaum erwähnet, auch der daraus verfertigte Balsam höchstens gerühmet; ob dieser mit dem vorher beschriebenen einerley sey, ist nicht zu bestimmen. Und da einige vorgegeben, als ob das Copalharz aus verschiedenen Bäumen gesammlet werde, so kann wohl dieser ein ganz anderer seyn. Er hat nach der Beschreibung, S. Hamburg. Magaz. 14 Band, und 594 S. eine rauche und schwarze Rinde, und dergestalt zartes, weißes Holz, daß, wenn man es abbricht, aus der Mitte fünf bis sechs Fuß lange Ruthen herausgezogen werden können. Es ist solches zu keiner Holzarbeit zu gebrauchen, weil es sich beständig wirft und wunderliche Figuren annimmt; es soll nicht einmal zum Trennen taugen, weil es einen gar zu starken Geruch hat, daher es auch die Missionarien zum Räuchern gebrauchen. Der Copalbalsam ist ein vortreffliches Mittel das Fieber zu vertreiben, und wird zu zehn bis zwölf Tropfen in Brühe eingegeben. Er heilet die Wunden in kurzer Zeit, dienet auch bey der Lungensucht, Bauchschmerzen, und vielen andern Krankheiten. Warum aber hat man sich nicht längstens Mühe gegeben, dieses vortreffliche Mittel zu erlangen? Wie die Wartung des Copalbaumes anzustellen, lehret Hr. Miller.

Copra.

S. Cocosbaum.

Coquallin.

Diesen Namen hat der Graf von Büffon aus dem schwer auszusprechenden mexikanischen Worte Coztiocotequallin gemachet, womit ein Amerikanisches, vierfüßiges Thier bezeichnet wird, daß auch unter der Indianischen Benennung Quaulucallotquapachli bey den Schriftstellern vorkömmt. Einige nennen es das pomeranzenfärbige Eichhörnchen, welche Benennung auch in der That nicht unschicklich ist, indem es zum Theil diese Farbe hat und auch in vielen Stücken, vornehmlich in Ansehung der Gestalt des Körpers und des Schwanzes unsern Eichhörnchen gleicht. Es ist aber etwas größer und fast noch einmal so groß als das gemeine Eichhörnchen, von dem es sich auch nicht nur in Ansehung der Farbe, sondern auch in Ansehung der Ohren, die nicht, wie die Ohren der Eichhörnchen, oben mit pinselförmigen Haarspitzen besetzet sind, und in Ansehung der Lebensart unterscheidet. Seine Farbe ist vorzüglich merkwürdig. Denn, nach der Beschreibung des Herrn Daubenton, sind die Ohren und das Ende der Schnautze weiß. Der Untertheil und die Seiten des Kopfes haben eine schwarze Farbe, mit einigen röthlichen und pomeranzenfärbigen Schattirungen, welche letztern besonders an den Seiten des Kopfes sehr hervorstehen. Der Hinterkopf, der Obertheil und die Seiten des Halses, der Rücken und die Seiten des Leibes, der Schwanz, die Schultern und die Außenseiten der Füße haben eine untermengte schwarze, pomeranzengelbe und röthliche Farbe. An der Spitze des Schwanzes giebt es einige weiße Haare. Der Untertheil des Kopfes und des Halses, die Brust, der Bauch, die innere Seite der Schenkel und die Füße sind völlig pomeranzengelb. Die Barthaare und die Nägel haben eine schwarze Farbe.

Dieses Thier ist überaus listig und so wild, daß man es nicht zahm machen kann. Es besteigt nicht, wie unsere Eichhörnchen, die Bäume, sondern hält sich bloß unter ihren Wurzeln und in andern Höhlen auf, welche es mit Obst und Getraide, wovon es den Winter über lebet, anzufüllen pfleget.

Coracinus.

Ein Fisch im Jordan, in Asien, unterschieden vom Chorax, Meerraben, Richter. Aber der

Coracinus des Salvians und Willughby wird vom Klein unter das Geschlechte der Parsche, Perca 12. und 13. gerechnet; Engl. Crowfish; und noch ein

Coracinus, Coruulus fluuiatilis, Kappe, unter die Schwaale, Leuciscus 1.

Corallen.

Corallen.

Corallia. Unter diesem allgemeinen Namen begreift man gemeiniglich diejenigen Körper, welche im Meere unter dem Wasser gefunden werden und in Ansehung der äußerlichen Gestalt den Pflanzen zwar ähnlich, der innerlichen Beschaffenheit nach aber von selbigen gänzlich unterschieden sind. Da aber einige derselben weich und biegsam, andere holzicht, mit einer Cruste überzogen, noch andere hornicht, und wieder andere mehr hart und steinicht sind, hat man daraus verschiedene Hauptgeschlechter gemachet, und besonders die hornartigen, Ceratophyta, steinartigen, Litophyta genañt, und zu diesen letztern vorzüglich die Corallen gerechnet, welche nach der verschiedenen Beschaffenheit wieder in einige Untergeschlechter, z. E. Madrepora, Millepora, u. s. f. abgetheilet werden. Wir übergehen die andern und bleiben jetzo bey den eigentlichen Corallen stehen, und wollen zuerst eine genaue Beschreibung der rothen Corallen, Corallium rubrum, vorausschicken, nachher den Unterschied zwischen diesen und den sogenannten weißen bemerken, und zuletzt anführen, was wegen der Corallen in ältern und neuern Zeiten für verschiedene Meynungen geheget worden. Die rothe Coralle sieht einem, von Zweigen abgestumpften Bäumchen, daran keine Blätter mehr sind, ziemlich ähnlich. Sie hat unten einen breiten Fuß, womit sie an Felsen, Steinen, Muscheln, und andern Körpern befestiget ist. Ob dieser Theil nur zur Befestigung diene, und dadurch die Coralle aufrecht erhalten werde, oder ob solcher einen andern Nutzen habe, kommen die Naturlehrer nicht mit einander überein. Das erste glaubet Donati, und mit ihm viele Neuere, und will nicht zugeben, daß solcher statt der Wurzel diene und dem übrigen Körper dadurch einige Nahrung zugeführet werde, indem derselbe abgebrochene und von ihrem Fuße getrennete Corallenstücke im Meere angetroffen, welche fortgewachsen und sich vermehret haben. Daher auch schon Tournefort behauptet, daß sich der Schleim aus dem Meere, als die Nahrung der Corallen, von außen an den Stamm und die Aeste anlege, und weiter in das Innere eindringe; Herr Ludwig aber hat in einer Streitschrift vom Wachsthume der Corallen das Gegentheil behaupten und beweisen wollen, wie dieser Theil die wirkliche Wurzel der Corallen vorstelle, und den Nahrungssaft wirklich an sich ziehe. Aus dem Fuße steigt eine Art Stängel in die Höhe, welcher sich in einige Aeste, und diese wiederum in andere verbreiten. Die meisten Aeste entfernen sich von einander,

bisweilen wachsen auch zween derselben an einander, und vereinigen sich unter einander, so daß sie nur einen ausmachen. Oft sieht man Aeste, welche einzeln gewesen, einander aber hernach begegnet, und daselbst zusammengewachsen sind. Man hat auch gesehen, daß aus zween zusammengewachsenen Aesten nur ein einziger hervorgetrieben war. Die Aeste pfleget man bey den Corallen Zinken zu nennen. Der Fuß, der Stamm und die Aeste bestehen aus einerley Wesen, und sind nach der innerlichen Beschaffenheit einander völlig gleich. Man kann an den Corallen die innerliche Materie oder den Körper, und die darüber liegende Rinde, welche doppelt ist, füglich unterscheiden. Rinde und Körper zeigen, wenn die Coralle noch im Meere ist, verschiedene Härte. An den Spitzen der Aeste ist der Körper etwas weniger hart, als die Rinde; an etlichen Stellen, nicht weit von den Spitzen ist Rinde und Körper gleich hart; die starken Zweige und der Stamm sind am härtesten. Wenn man diese Corallen, an welchen nichts verletzet ist, und welche einerley Farbe haben, durch das Vergrößerungsglas betrachtet, zeiget sich der Körper überall einerley und allenthalben gleichförmig, glänzend, ohne Löcher und Tiefen, und alles ist tüchtig, vollkommene Politur anzunehmen. Vielfärbige Corallen, als gelblicht rosenfarbene, auch rosenfarbene allein, haben diese Güte nicht, und man bemerket an ihnen viele, rund herumgehende Linien, oder um den Mittelpunct gedrehte Ringe, deren einige rosenfarben, andere gelblicht oder weiß, etliche von stärkerer, andere von schwächerer Farbe sind; daher auch Geoffroi davor hält, daß vielleicht alle Corallen roth gefärbet seyn, und solche nur manchmal, wegen eines kranken Umstandes, weiß würden, oder von dem Alter ausgetrocknet, gleichsam zu grauen anfiengen. Gewiß sind die weißen Corallenzinken von den rothen nur in Ansehung der milchichten Farbe unterschieden. Der Corallenkörper, so hart er auch ist, kann doch vom Alter oder andern Zufällen zernichtet werden, welches sonderlich auf die Absonderung der Rinde erfolget. Alsdenn kriechen die Insecten durch die kleinsten Löcherchen in den Körper, zerfressen solchen inwendig, bauen sich fast runde Zellchen, und lassen dazwischen die dünnsten Wände stehen, wodurch die Coralle zu nichte wird, und zum Verarbeiten nicht mehr dienet. Auswendig ist der Körper einer gesunden Coralle mit Furchen und Runzeln besetzet. Diese Runzeln steigen vom Fuße gerade aufwärts an dem Stamme und den Aesten; an den dünnen Zweigen fallen sie nicht sehr in die Augen,

gen, und sind bisweilen daselbst gar nicht vorhanden. Sie sind nicht glatt, sondern ungleich, knoticht und warzenartig, und ihre Oberfläche besteht gleichsam aus den allerkleinsten Halbkügelchen. Die fast marmorartige Materie des Körpers wird von der Gewalt des Feuers zum allerfeinsten aschenfarbigen Pulver. Den Körper bedecket eine doppelte Rinde. Die innere, welche die auswendigen Runzeln, oder die Oberfläche des Körpers, oder harten Theile bedecket, ist ein weißer oder bleicher Ueberzug, mittelmäßig weich, und besteht aus verschiedenen Häuten voller Gefäße und Bläschen, die sich als ein Netz ausdehnen. Man sieht auch darinne besondere andere Gefäße, welche einen weißlichten Saft enthalten, der sich durch alle Bläschen oder Häutchen ergießt. An solchen Gefäßen haften annoch überaus kleine rothe Körperchen, und sind mit einander durch andere kleine Häutchen vereiniget. Die Zahl dieser runden Kügelchen ist wenig; der meiste Theil dieser Rinde besteht aus weißen Häutchen, daher sie auch mehr weiß als roth aussieht; und da diese Decke unmittelbar am Körper liegt, so leget sie auch dahin ihre rothen Körperchen ab, und daher kommen die Runzeln, und das Ansehen, daß sie als kleine, halbversteckte Küchelchen erscheinen. Ueber dieser weißen Decke liegt die auswendige Rinde. Diese ist weich, von Zinnoberfarbe, oder vielmehr etwas heller, als die Corallenfarbe des inwendigen Körpers, besteht aus den allerfeinsten Häutchen oder Fädchen, an welchen eine große Menge rothe, runde Küchelchen haften, und wodurch die Farbe stärker gemachet wird. Durch diese äußerliche Rinde laufen, wie das Vergrößerungsglas zeiget, kleine Gefäßchen, welche seitwärts wieder andere auswerfen, und diese haben mit den Häutchen eine Gemeinschaft. Diese Gefäße enthalten einen milchartigen Saft, wodurch die Coralle ernähret wird. Die Oberfläche der Rinde ist an neuausgefischten Corallen schlüpfrig, ungleich, an einer Stelle ein wenig erhaben, an der andern breiter und ebener. Auf vielen Stellen dieser äußerlichen Rinde erheben sich kleine Beulchen oder Bückelchen, die man schon mit bloßen Augen erkennen kann; unten sind sie breit und rund, werden oben schmäler, und endigen sich gemeiniglich in acht gleiche oder ungleiche, rundliche Einschnitte oder Zacken, welche die Oeffnung einer jeden solchen Breite, so vielmehr eine Zelle ist, ausmachen.

Die sogenannte weiße Coralle, welche von der rothen ganz verschieden ist, hat keine Rinde oder Ueberzug, sondern besteht allein aus

dem harten, steinartigen Körper, welcher sich in viele und unordentlich gestellte Aeste verbreitet, die auch öfters dicker als der Stamm sind. Alle haben innerlich mehr oder weniger Höhlchen oder Zellen, welche durch Querwände abgetheilet, und jede Höhle wieder in sieben kleinere Zellen, vermittelst anderer Wände, der Länge nach abgesondert werden. Das äußerste der Zinken stellet einen ausgehöhlten, und um und um mit kleinen Löchern durchbohrten Becher vor.

Was nun diese, sonderlich bey der rothen Coralle beschriebenen, Theile eigentlich sind, und ob Corallen, Madreporen und andere dergleichen steinartige Seegewächse, zu dem Stein- Pflanzen- oder Thierreiche zu zählen, sind die Naturforscher nicht einstimmig. Wegen der Härte hat man solche ehedem dem Steinreiche einverleiben wollen, welches aber in neuern Zeiten niemand weiter behauptet. Viele haben solche als wahre Pflanzen betrachtet, und nach des Grafen von Marsilli Beobachtungen, sollte man fast daran nicht zweifeln. Indessen haben die Herren Peysonel und Bernh. Jussieu eine ganz neue Lehre auf die Bahn gebracht, welche auch vom Reaumür, Trembley, Linnäus, Ellis, Schäfern und andern angenommen und weiter ausgeführet worden. Nach deren Meynung sind diese Körper Wohnungen und Behältnisse verschiedener Thierchen, und sogenannte Thierpflanzen, Zoophyta. Wie in den Muscheln gewisse Thiere leben und wohnen, und diese sich selbst dergleichen Häuser bauen, oder wie Bienen mit dem Wachse sich Zellen bauen, eben so bauen andere Thiere sich steinichte Wohnungen und Zellen, welches eben die Corallen und dergleichen Meerkörper sind, und haben in diesen steinichten Behältnissen ihren Aufenthalt. Zu dieser Meynung hat vielleicht eine besondere Beobachtung des Herrn Marsilli Anlaß gegeben. Es hat derselbe die, auf der äußerlichen Rinde der rothen Corallen bemerkten, Warzen nicht allein gesehen, sondern auch schon wahrgenommen, daß sich selbige von einander theilen, öffnen, und gleichsam einen sechseckichten Stern vorstellen; andere haben daran acht Ecken bemerket. Diesen sechs- oder achteckichten Stern hat Marsilli für die Blume, oder vielmehr den Kelch angenommen, demselben noch acht Staubfäden und einen Griffel zugeeignet, und vorgegeben, wie diese Blumen nach dem Aufblühen wiederum verwelken, sich in Gestalt eines Kügelchens schlössen, Milch und Saamen enthielten und endlich abfielen, woraus neue Corallen hervorwüchsen. Die Marsillischen Blumen sind nun, nach der andern Meynung,

Thierchen, und gemeiniglich Polypen. Bey der rothen Coralle liegt in jeder Zelle einer als in seinem Neste. Er ist, nach Donati Beschreibung, weiß, weich, und stellet einen Stern von acht gleichen Strahlen vor, und jeder Strahl hat wieder an beyden Seiten Nebenspitzen. Aus dem Mittelpuncte dieses sternförmigen Körpers tritt eine schüsselartige Muschel hervor, im Anfange etwas ausgebreitet, oben weit offen, mit acht breiten Furchen und eben so viel Ribben. In jeder Furche ist ein Strahl feste. Jenseit der Muschelschale und durch den Mittelpunct des Sternes geht ein langrundes Stückchen fort, welches der Bauch des Thierchens ist. Dieses Thierchen bleibt, so lange es lebet, und keine Gewalt leidet, beständig in seiner Zelle, obgleich das Stück Coralle, darinnen es liegt, von seinem Stamme abgebrochen ist. Wenn eine Coralle aus dem Meere gezogen ist, muß man solche gleich wieder in Meerwasser legen, da denn dieses alles, durch Hülfe des Vergrößerungsglases, gesehen werden kann. Wird aber die Coralle aus dem Wasser genommen, oder nur im Wasser angerühret, so geht der Polype sogleich in sein Zellchen, verschließt seine besondere Schale, zieht seine Strahlen ein, und verkürzet sich selbst dermaßen, wie die Schnecke ihre Hörner einzieht. Und so sieht der Polype aus, wenn er aus dem Meere gezogen wird. Man sollte ihn mit bloßen Augen für einen Tropfen Milch ansehen. Und die wahre Nahrungsmilch der Corallen ist auch in diesen Thierchen, und wenn die Rinde der Corallen gedrückt wird, und dadurch der Polype herauskömmt, scheint er allemal Milch an sich zu haben.

Da man also, nach diesen gemachten Beobachtungen, nicht ferner läugnen kann, daß Polypen oder andere Thierchen in den Zellen der Corallen und anderer Meergewächse sich aufhalten, so entsteht die Frage: ob diese Thiere von den Corallen hervorgebracht und gleichsam erzeuget würden, oder ob vielmehr diese Thierchen die Coralle selbst baueten, oder ob drittens diese Thierchen nur die Corallen gleichsam aufsuchten, in die darinnen befindlichen Zellen einzögen, und diese fremde Körper zu ihren Nestern und Behausungen erwähleten, und auf fremde Unkosten sich ernähreten. Diese letztere Meynung haben auch von den Neuern noch viele angenommen, und sonderlich hat Hr. Hill, in seinen, durch das Vergrößerungsglas angestellten Beobachtungen, viele Exempel von Meerpflanzen angeführet, an welchen er die Theile der Blumen und Früchte entdecket, jedoch auch zugleich wahrgenommen, wie verschiedene Thierchen

Thierchen in diesen Gewächsen und derselben Theilen wohnten und sich aufhielten, solches aber nicht aus einer natürlichen Nothwendigkeit, sondern von ohngefähr geschehe, nachdem entweder die lebendigen Thierchen selbst in diese Höhlen kriechen, oder nur die Eychen von denselben darein geleget und daselbst ausgebrütet würden.

Von denen, welche den Bau der Corallen den Thierchen selbst zugeschrieb'en und behauptet haben, daß selbige auch in Ansehung der innerlichen Beschaffenheit mit dem Thierreiche oder andern thierischen Behältnissen, als z. E. den Muscheln, eine Aehnlichkeit hätten, ist vorzüglich Herr Ellis zu nennen, welchem viele andere beygepflichtet haben. Um diese Meynung, und derselben Grund oder Ungrund besser einzusehen, wollen wir noch einige, besonders merkwürdige Umstände anführen, und sonderlich Herrn Ellis Vertheidigung gegen verschiedene Gegner kürzlich wiederholen.

Herr Pallas, welcher in seinem Buche von den Zoophyten oder Thierpflanzen der Corallen zwar erwähnet, damit, wie er schreibt, solche Abhandlung nicht für unvollständig gehalten werde, da Linnäus und Ellis diese in ihren Werken zu den Zoophyten rechnen, selbst aber solche für Pflanzen hält, führet verschiedene Ursachen an, warum er der alten Meynung beypflichten, und die Corallen aus dem Thierreiche verbannen müßte, worunter diejenige vielleicht die wichtigste ist:

1) Daß Hr. Meese auf der Bergummer Heyde in Frießland einen Körper gefunden, welcher der Coralle vollkommen ähnlich war. Herr Ellis kann dieses nicht läugnen, zweifelt aber, daß solcher daselbst gewachsen sey, vielmehr scheint ihm wahrscheinlich, daß selbiger dahin, als an einen fremden Ort, gebracht worden, und setzet hinzu, vielleicht ist dieser Theil von Holland ehedem von der See überschwemmet gewesen, und diese Coralle, als das Wasser sank, daselbst gelassen, oder durch einen Sturm dahin verschlagen worden. Man lese von diesem Ellischen und Pallasischen Streite die Philos. Transf. auf das Jahr 1767. oder das Neue Hamb. Magaz. im 44 St. 125 S.

2) Ein anderer Grund ist dieser, daß die Corallen in ihren chymischen Bestandtheilen nichts thierisches zeigen. Denn wenn sie verbrannt werden, riechen sie, wie Pflanzengewächse, und erhalten, nach des Grafen Marsilli Erfahrung, weder ein flüchtiges Salz noch auch animalisches Oel. Hr. Ellis aber widerspricht dieser Meynung gänzlich, und hat nicht nur selbst in Gegenwart vieler andern Gelehrten eine Corallinam angebrannt,

brannt, und einen widerlichen Geruch, wie von gebrannten Knochen oder Haaren wahrgenommen, sondern er hat auch einem andern, und in der Chymie erfahrnen Gelehrten, aufgetragen, frische, aus der See gebrachte, Corallinam officinalem, zu untersuchen, welcher daraus verschiedene Feuchtigkeiten und ein flüchtiges Salz in Crystallen erhalten, welche alle den Violensyrup grün gefärbet, und mit den sauern Geistern heftig gebrauset, mithin eben ein urinöses Salz enthalten, dergleichen aus andern Thieren, bekanntermaßen, erlanget wird.

3) Herr Pallas behauptet ferner, wie die Oeffnungen in dem kalkartigen Wesen der Corallen zu klein sind, um Wohnungen für Polypen abzugeben. Diese Verhältnisse sind nicht zu bestimmen, und die Vergrößerungsgläser nicht allemal hinreichend solche gehörig vorzustellen. Es giebt dergleichen Gewächse, an welchen man gar keine Oeffnung wahrnehmen können, und doch folget nicht, daß sie keine dergleichen haben.

4) Führet auch Hr. Pallas Exempel von Meergräsern und Wasserfäden an, welche man für Pflanzen annimmt, und welche doch sowohl dem äußerlichen Ansehen als der Frucht nach, mit den Corallengewächsen die größte Aehnlichkeit zeigen. Den Fucum pauonium Linn. welcher unter dem Namen der Türkischen Feder bekannt ist, hat Pallas daher zu den Corallinis gerechnet; Herr Ellis aber behauptet, daß zwischen diesem Fuco und den Corallen ein wirklicher Unterschied, auch äußerlich, wahrzunehmen sey, indem die schönen mehlichten, halbcirkelförmigen Streifen, die sich auf dem Fuco befinden, nicht für ein Stein- oder kalkartiges Wesen, dergleichen die Corallen überzieht, könne gehalten werden. Dieses mehlichte Wesen brauset mit sauern Geistern nicht, wie der kalkartige Ueberzug der Corallen, vielmehr scheint es von der nämlichen Beschaffenheit zu seyn, als das Mehl, so andere Pflanzen, z. E. die Aurikel, bedecket; daß die Knoten, die man in den Corallen findet, etwas enthalten, so dem Saamen einigermaßen gleicht, den man in den Meergräsern oder Wasserfäden antrifft, beweiset nichts, indem man bey einigen Thierpflanzen gleichfalls rundliche Fruchtkeime findet, und dem ohngeachtet solche lange schon von den Pflanzen abgesondert und dem Thierreiche einverleibet hat. Unter dem Geschlechte Wasserfäden oder Conferven, versteht also Ellis und seine Anhänger eine Pflanze, welche aus einfachen oder ästigen, knotichten oder mit Gelenken versehenen Fäden besteht, und deren Befruchtungswerkzeuge auf verschiedene Art gestellet sind; Unter

ter der Corallina aber ein Thier, das nach Art einer Pflanze wächst und mit dem Stamme an andere Körper befestiget ist. Der Stamm besteht aus Haarröhrchen, welche durch eine kalkartige Cruste gehen, und sich auf der Oberfläche mit Löcherchen öffnen. Die Aeste davon sind öfters mit Gelenken versehen, und allemal in kleinere Aeste abgetheilet, welche unter einander entweder verbunden oder nicht vereiniget sind. Der Hauptunterschied, auf welchen man jedesmal leichtlich Absicht nehmen kann, besteht in der kalkartigen Oberfläche, welche mit sauern Geistern alsbald ein starkes Aufbrausen verursachet, da die Conserven nicht das mindeste davon leiden. Das sauere wird das kalkartige der Coralle auflösen, und dadurch die kleinen Gefäße, die zu den Oeffnungen auf der Oberfläche führen, dem Auge sichtbar machen, da hingegen die Conserve unveränderlich dieselben bleiben, und durch das sauere vielmehr präserviret als zerfressen werden wird.

5) Einen wichtigen Umstand, woraus vielleicht abzunehmen, daß die Polypen ihre Wohnungen selbst erbauen, müssen wir aus dem Donati noch anführen. An den Gefäßen der innerlichen Rinde bey den Corallen hängen überaus kleine rothe Körperchen, welche mit einander durch kleine Häutchen verbunden sind; diese Rinde, welche unmittelbar auf dem Körper der Corallen liegt, leget ihre rothen Körperchen dahin ab, und die ganze Materie der Corallen, scheint aus nichts andern, als solchen Kügelchen zu bestehen. Woher aber kommen diese Kügelchen? Hr. Donati antwortet ohne Bedenken, sie kämen von den Polypen, die in der Coralle wohnen, und würden von denselben dahin abgeleget, indem auch die Eyer der Polypen, welche am Ende des Bauches als runde Wasserbläßchen sich zeigen, mit solchen Körperchen bedecket sind. Diese Körperchen, oder Körnerchen, sondern sich von den Polypen ab, und weil sie weich sind, bleiben sie an dem Körper, worauf sie fallen, kleben, breiten sich hernach unterwärts aus, und erheben sich als ein Zellenbückelchen mit acht Runzeln, und darinnen lieget der unförmige junge Polype, bis er vollkommen ist, da sich denn die Zelle oben eröffnet, und der Wurm sich ausstrecket. So lange das Brutzellchen klein und verschlossen bleibt, hat solches nichts hartes, sondern alles ist weich; wenn es sich aber öffnet, bekömmt es ein hartes Blättchen; wenn es hernach größer wird, verbreitet sich der Fuß daselbst noch mehr, deßgleichen die Höhe; der mittelste Theil aber wird enger, und alsdenn nimmt die

die Härte der Corallen ab. Das Stück, worinnen der junge Polype erzeuget worden, ist durch dessen Ausbrütung gewachsen, und solchergestalt sind durch Vermehrung der Polypen neue Zweige entstanden. Wir haben dieses aus dem Donati desto umständlicher wiederhohlet, da man hieraus zugleich das Wachsthum dieser steinartigen Pflanzen, besser einsehn und daraus bestimmen kann, ob die Coralle wirklich eine Pflanze, oder ein Thier, oder vielmehr etwas Mittlers zwischen beyden sey.

Wir wollen von diesen Naturkörpern, zumal da noch nicht allgemein ausgemacht ist, ob solche zum Thier- oder Pflanzenreiche gehören, und woraus Hr. von Linne' drey Geschlechter, nämlich Tubipora, Millepora und Madrepora gemacht, nichts weiter anführen, sondern nur bemerken, wie die in den Apotheken gebräuchlichen rothen und weißen Corallen zu dem letzten Geschlechte gehören, und beym Linne' unter dem Namen Madrepora rubra, und oculata vorkommen, die Corallina offic. aber unter die Thierpflanzen, unter diesem Namen gesetzet worden.

Die rothen Corallen werden im Französischen Meerbusen der Mittelländischen See, an dem Ufer von Provence, auf den Afrikanischen Küsten im Mittelländischen Meer, im Aethiopischen Meere, und sonst gefunden, und von den sogenannten Tauchern, mit Hülfe besonderer Werkzeuge, welche in Marsilli Historie vom Meere abgebildet sind, herausgefischet. Wenn solche aus dem Wasser kommen, läßt sich die doppelte Rinde ohne Mühe von dem Körper absondern; wenn sie aber einige Zeit außer dem Wasser gewesen, und die Rinde trocken geworden, ist diese Trennung viel schwerer. Diese Corallen sind nicht ohne wirksame Bestandtheile, doch sind solche häufiger in der Rinde, als dem steinichten Körper anzutreffen, und wenn sie frisch aus dem Wasser gezogen worden, besitzen sie derselben mehrere, als wenn sie lange Zeit der Luft ausgesetzet gewesen. Geoffroi hat aus drey Unzen von der frischen und mit dem milchichten Saft noch erfüllten Rinde, durch die Destillation außer dem unschmackhaften Wasser, neun Quentchen urinösen Geist, mit etwas wenigen dicken, harzigen Oele vermischet, erhalten; hingegen aus drey Unzen von dem steinichten, und von seiner Rinde entblößten, jedoch vor kurzen aus dem Wasser gezogenen, rothen Körper nur 48 Gran dergleichen ölichten Geist bekommen. Drey Unzen Corallen, so vor anderthalb Jahren aus der See gezogen worden, haben nur dreyßig Gran urinöses Wasser, mit einem harzigen Oele ver-

vermischet, gegeben. Rothe Corallen verlieren, wenn sie bey offenem Feuer gebrennet werden, ihre Farbe, und werden blaß oder weiß. Diese Corallen sind also nicht bloß erdichte Mittel, und daher auch von den alten und vielen neuen hochgeschätzet worden. Man hat ihnen eine Kraft das Herz zu stärken, dem Gift und allen bößartigen Säften, zu widerstehn, und solche auszutreiben, zugeeignet, und solche bey Blut- und Bauchflüssen angerathen. Letztere Wirkung hat man besonders den, zu Pulver gestoßenen, oder sogenannten präparirten Corallen zugeeignet, und sie alsdenn von einem Scrupel, oder halben Quentchen, einzunehmen verordnet; die erstern Kräfte aber, sonderlich von den Tincturen angerühmet. Diese aber erhalten nicht sowohl von den Corallen, als von den Auflösungsmitteln ihre Farbe und Kraft, oder von andern Sachen, so damit vermischet werden, und daher haben die neusten Aerzte dergleichen Corallentincturen fast gänzlich abgeschaffet, und wir können solche alle billig entbehren.

Die weißen Corallen geben auch etwas weniges urinösen Geist, und noch viel weniger harziges Oel; deßwegen hat man auch selbigen geringere Kräfte zugeeignet. Wir gebrauchen die präparirten weißen Corallen, als ein erdhaftes Mittel und werden davon nicht mehr als andern dergleichen zu hoffen haben.

Die schwarze Coralle ist gleichsam hornicht, dichte, hart, schwer zu zerbrechen, brennet im Feuer wie Horn, und giebt auch einen solchen Geruch wie dieses; in den Apotheken brauchet man sie gar nicht.

Das Corallenmooß, Muscus corallinus, Corallina besteht aus vielen zarten, zerbrechlichen Zweigen, und diese haben viele Gelenke oder Knoten. Die äußerliche Rinde, welche im Wasser weiß und schlammicht scheint, verhärtet sich außer dem Wasser, und wird bald weiß, bald röthlich, bald gelblicht, oder aschgrau, hat einen eckelhaften Geruch, und salzigen unangenehmen Geschmack, knirschet zwischen den Zähnen, und läßt sich mit den Fingern zu Pulver reiben. Das ganze Thierpflänzchen ist kaum anderthalb oder zween Zoll hoch. Man findet es an den Klippen in der See, wo solches bald an Steine, bald an Muscheln, oder andern Seegewächsen, fest aufsitzet. Aus vier und zwanzig Unzen ist viel weißliches Wasser, von Geruch wie Fische, und zehn Unzen röthlicher urinöser Geist übergezogen worden. Man bedienet sich dessen, zu Pulver gerieben, fast allein die Würmer zu tödten; doch haben die neuen Aerzte auch diese

Tugend derselben gänzlich abgesprochen.

Corallengewächse hat man auch durch die Kunst nachzumachen gesuchet. Es werden auch aus Knochen Kügelchen gedrehet, und mit dem Namen Corallen beleget, ingleichen von allerhand bunt gefärbten Glas Kügelchen oder Perlen gefertiget, und also genannt. Die Glascorallen werden in Menge in Italien gemachet und zu Rosenkränzen gebrauchet.

Wollte jemand die Corallen zu dem Steinreiche rechnen, kann derselbe Wallerium folgen, und nach dessen Mineralog. S. 436. eilferley Arten annehmen: als 1) Corallensteine; 2) Madreporiten, Sterncorallen; 3) Milleporiten oder Punctcorallen; 4) Tubuliten; 5) Astroiten oder Sternstein; 6) Wassercorallen; 7) Corallische Hippuriten; 8) Corallenpfennige oder Porpiten; 9) Corallenschwämme oder Fungiten; 10) Corallrinde; 11) Corallholz. Einige von selbigen wachsen wie kleine Bäume und Büsche mit Stamm und Zweigen; andere bestehen aus lauter neben einander gleichlaufenden Röhren; noch andere bestehen aus verschiedenen Aesten, welche obenher löcherict sind; wiederum andere gleichen den Schwämmen an Gestalt, oder haben das Ansehn wie ein ausgespanntes Garn, oder es giebt endlich einige, welche an einem Theil wie Horn, und an dem andern wie Stein und Holz beschaffen sind.

Corallenbaum.

Corallenbaum, von Hr. Planern Köcherbaum genannt, Corallodendron, Erythrina L. Ein Pflanzengeschlecht mit schmetterlingsförmigen Blumen, von besonderer Gestalt. Der einblättrige, röhrenförmige Kelch ist am Rande fast ganz, oder etwas weniges eingekerbet, am Boden aber sieht man einen vertieften Fleck, so mit einer honigartigen Feuchtigkeit erfüllet ist. Die Zahl der Blumenblätter ist fünf. Das lanzenförmige, auf beyden Seiten unterwärts gebogene, Helmblättchen umgiebt oder bedecket vielmehr die übrigen Blätter gänzlich, ist gekrümmt, aufwärts gerichtet, und vielmals länger als die andern Blätter; die zwey eyförmigen Flügel sind kaum länger als der Kelch, und liegen fast ganz in dem gefaltenen Helme verborgen; die zwey Blättchen, welche den Kiel ausmachen, sind nicht länger und eingekerbet. Die zehn Staubfäden sind von ungleicher Länge, unterwärts alle mit einander verwachsen, und ein wenig gekrümmet. Der gestielte Fruchtkeim verlängert sich in den Griffel mit einem einfachen Staubwege.

wege. Die sehr lange Schote erscheinet äußerlich, wegen der darinnen liegenden, nierenförmigen Saamen, ganz ungleich und bucklicht, ist mit dem stehenbleibenden Griffel, als einem krummen Hacken, besetzet, und einfächericht. Die bekannteste Art ist

1) der stachlichte Corallenbaum, Erythrina Corallodendron L. wächst in Brasilien und andern Provinzen von Amerika, hat eine fäserichte Wurzel, und einen weichen, holzigen, öfters ungeraden, und in Aeste verbreiteten Stamm. Dieser und die Aeste sind mit kurzen, aber steifen Stacheln hin und wieder besetzet. Die gemeinschaftlichen, langen Blattstiele halten keine Ordnung, sind anfangs mit einigen blättrichten Schuppen umgeben, und theilen sich in drey Aeste, davon die beyden seitwärts stehenden kürzer, als der mittelste sind; jeder trägt ein herzförmiges, glattes, glänzendes, völlig ganzes Blättchen. Da diese mit dem gemeinschaftlichen Stiele zugleich und auf einmal abfallen, machen solche ein zusammengesetztes Blatt aus. Wo das mittelste Blättchen aufsitzet, befinden sich zwo Drüsen. Im Winter fallen die Blätter ab, doch treiben immer wieder neue herfür, so daß bey uns diese baumartige Staude selten ganz kahl ist; die Aeste endigen sich mit einer langen Aehre von schönen rothen Blumen. Die Saamen sind gleichfalls roth.

2) Der bunte Corallenbaum, Erythrina picta L. ist der vorherstehenden Art fast ganz ähnlich, nur sind außer dem Stamme und den Aesten, auch die Blätter mit Stacheln besetzet, und überdieß mit einem weißen, oder gelblichten Flecke bezeichnet, welcher die Ribbe der Blätter auf beyden Flächen verschiedenemal wie eine Flamme, durchläuft. Die beyden Drüsen fehlen hier. Wächst in Ostindien.

3) Der krautartige Corallenbaum, Erythrina herbacea L. wächst in Carolina und Missisippi, hat nirgends Stacheln, eine dicke, starke Wurzel, einen einfachen, krautartigen, jährigen Stamm, und auf dem gemeinschaftlichen Stiele drey spondonförmige Blättchen.

Die erste Art findet man öfters in hiesigen Gärten; sie blühet auch daselbst, trägt aber niemals Saamen; daher man die Vermehrung durch Ableger oder Zweige veranstalten muß. Letztere treiben gar leicht Wurzeln, wenn sie entweder in ein Mistbeet gestecket, oder in Töpfe, mit leichter Erde angefüllet, gesetzet, und diese in ein Mist- oder Lohbeet eingegraben werden. Die Stöcke selbst hält man bey uns Winter und Sommer über im Glashause; doch muß man ihnen im Sommer genug-

genugsam Luft geben, und im Winter nicht zu warm halten. Bey großer Wärme wachsen sie den ganzen Winter über, und die neuen Aeste werden zu schwach Blumen zu tragen; hält man sie aber zu kalt, verlieren sie gemeiniglich die zarten Schößlinge, welche die Blumen tragen sollten.

Corallenblümlein.

S. Adonisröslein und Gauchheil.

Corallendoublet.

Aus Indien und von der Afrikanischen Küste wird eine schöne Kammmuschel mit ungleichen Ohren angebracht, welche nicht nur wegen ihrer schönen corallenrothen Farbe, sondern auch wegen der Reihen der Knoten oder Buckel, welche ihre Rippen besetzen, die Corallenmuschel genañt wird. Zwar ist nicht allezeit die Farbe schön roth; denn man hat auch citrongelbe, und weißlichte; auch sind die Knoten oder Buckel nicht bey allen Exemplaren gleich rund und erhaben; doch wird die Benennung überall beybehalten, so wie auch die Franzosen selbige Coralline, und die Holländer Koraaldoublet nennen. Man trifft vortreffliche Exemplare an, die wohl vier und mehr Zoll im Durchmesser haben, mit der schönsten Farbe prangen, und aufgetriebene Buckel wie große Erbsen führen, die aber dann auch wohl ihre dreyßig bis funfzig Gulden gelten mögen. Die erhabenen breiten Rippen, in welchen die Buckel die Länge herab stehen, sind tief gestreift, und inwendig in den Schalen sammt den Buckeln hohl. Der Ritter Linné hat sie gen. 313. sp. 194. unter dem Namen Ostrea nodosa.

Corallenholz.

Lignum corallinum. Ist so roth, als die rothen Corallen. Einige verkaufen es für Sandelholz, ob es gleich mit diesem nichts, als die Farbe, gemein hat. Es wird auch nur zu allerley Holzarbeit von Drechslern und Tischlern gebrauchet, und stammet von den Amerikanischen Inseln her.

Corallenkirschen.

S. Nachtschatten.

Corallennatter.

Eine giftige Schlange, welche in Asien gefunden wird. Sie hat eine schimmelfarbige Haut, und sechzehn Streife, die wie Corallenschnüre aussehn, und vom Kopfe an über den Rücken hinlaufen; daher sie der Ritter von Linné Coluber Corallinus genannt hat. Man trifft bey ihr hundert drey und neunzig Bauchschilde, und zwey und achtzig Schwanzschuppen an.

Corallenpfennige.

Porpiten, Porpitae; sind kleine runde Corallarten, welche die Größe und Gestalt einer kleinen Münze haben.

Corallenstein.

Corallenbruch, Corallus, Lapis Coralloides, ist ein, von verschiedenen Steinen zusammengesetzter, Stein, welcher, wenn er geschliffen worden, ein vortreffliches Ansehn hat. Es besteht derselbe aus Jaspis, Chalcedon, Amethyst, Bergcrystall und Quarz. Es wird derselbe bey Freyberg in Sachsen gefunden. Henkel, welcher diesen Stein in seiner Kieshistorie, S. 323. u. f. beschreibt, sagt, daß derselbe, weil er lauter neben einander stehende, runde Höhen, als von einander geschnittene Kügelchen darstelle, deren Concavitäten im Chalcedon liegen, deswegen Corallenstein oder Corallenbruch genannt werde.

Corallenweitzen.

S. Dinkel.

Corallenwinde.

Des Linne' Sertularia volubilis. gen. 347. Sp. 16. wird in dem Müllerischen Commentar mit dem Namen Corallenwinde beleget. Sie ist so klein, daß man sie kaum mit bloßen Augen sehen kann, hat aber dieses mit den Winden gemein, daß sie sich um andere zarte, nnd zwar mehrentheils um die Eichelcorallinen herumschlinget und hin und wieder kleine gedrehete Stielchen abgiebt, woran glockenförmige, oben etwas gezähnelte Bläßchen sitzen. Man trifft sie sowohl in dem Europäischen als Indianischen Meer an.

Corallenwurzel.

S. Engelsüß und Zahnkraut.

Corasol.

S. Momin.

Corbinen.

Diejenigen Fische, die in Lima am meisten gesuchet, und für die wohlschmeckendsten gehalten werden, sind die Corbinen. Sie sind hier so wohlschmeckend, daß sie mit den Spanischen gar nicht in Vergleichung kommen. S. Allgem. R. IX. B. S. 433.

Coreopsisstaude.

Coreopsis Linn. Herr Dietrich nennt dieses Geschlechte, nach der Griechischen Bedeutung, Wanzengesichte. Welche Einbildung! Der Griechische Name ist wenigstens unverständlicher und daher vielleicht besser. Herr Palner nennt solches Käpchen. Die Blumen gehören zu den zusammengesetzten. Der gemeinschaftliche Kelch besteht gemeiniglich aus zwo Reihen Schuppen, davon die äußer-

lichen kleiner, als die innerlichen sind. Die Blümchen sind von verschiedener Gestalt und Geschlechte. Ohngefähr acht große zungenförmige, am Ende vierfach eingekerbte, machen den Rand aus, und können zwar für weibliche angesehen werden, indem sie auf dem Fruchtkeime sitzen; dieser aber zeiget weder Griffel noch Staubweg. Mitten sitzen viele röhrenförmige, fünfzackichte Zwitterblümchen, welche auf den fünf kurzen Staubfäden einen gemeinschaftlichen, röhrenförmigen Staubbeutel, und auf dem Fruchtkeime einen langen, mit zween spitzigen Staubwegen geendigten, Griffel tragen. Das Blumenbette ist mit Spelzen besetzet. Die Randblümchen fallen ohne Saamen ab; nach den übrigen aber folgen rundliche, auf der einen Seite erhabene, und auf der andern vertiefte, mit einem häutichten Rande eingefaßte und mit zwey Hörnchen geendigte Saamen, welche allerseits der unveränderte Kelch umschließt. Dieses und das Geschlecht des Zweyzahns haben viele Aehnlichkeit; der Kelch und die Randblümchen, welche bey dem letztern mangeln, machen einigen Unterschied.

1) Die gemeine Coreopsisstaude, Coreopsis bidens Linn. ist unserm gemeinen Zweyzahne fast ganz ähnlich; daher auch verschiedene aus beyden nur eine Art gemachet, und jene als eine Abänderung von dieser betrachtet haben. Der gemeine Zweyzahn hat keine Randblümchen, und vielleicht sind diese nur zufällig, welches Hr. von Linné selbst noch nicht bestimmen können. Da aber derselbe solche unter den Coreopsisarten angeführet, haben wir dergleichen thun wollen. Sie wächst an den Gräben häufig. Die fäserichte Wurzel treibt einen aufrechtstehenden, etwa eine Elle hohen, ästigen Stängel. Die Blätter sitzen einander gegen über, verwachsen gleichsam mit einander, und umgeben den Stängel oder die Aeste; sie sind lanzenförmig und sägeförmig ausgezacket. Die Blumenköpfe stehen auf den Spitzen der Aeste; alle Blümchen sind gelb, und die grünen Kelchschuppen mit schwarzen Linien bezeichnet. Sie blühet gegen den Herbst.

Von den übrigen Arten findet man selten einige in unsern Gärten; wir erwähnen daher nur noch

2) Die Virginische dreyblätterichte Coreopsisstaude, Coreopsis tripteris Linn. Sie wächst in den sumpfichten schattichten Gegenden Virginiens. Jedes Blatt besteht gemeiniglich aus drey völlig ganzen Blättchen, zuweilen sind selbige auch gefiedert. Der Stängel treibt hoch und bringt im Sommer schöne, wohlriechende Blumen.

3) Die lanzenförmige Coreopsisstaude, Coreopsis lanceolata Linn. wächst in Carolina, hat lanzenförmige, völlig ganze, und am Rande mit zarten Haaren besetzte, Blätter; die gelben Randblümchen sind groß, und merklich eingekerbet. Sie ist eine jährige Pflanze.

4) Die geflügelte Coreopsisstaude, Coreopsis alternifolia Linn. wächst in Virginien und Canada. Der Stängel wird sehr hoch; die lanzenförmigen, eingezackten Blätter stehen wechselsweise, doch unterwärts an dem Stängel derselben auch drey oder viere in einem Cirkel; sie sind gestielet, und die Stiele laufen mit einiger Vorragung an den Aesten herunter, so, daß solche dadurch einigermaßen geflügelt erscheinen. Die Wurzel dauert im freyen Lande, die Stängel sterben ab. Die Vermehrung geschieht leichtlich durch die Theilung der Wurzel. Sie blühet im August.

Cori.

Unter diesem Namen wird von einigen Schriftstellern ein Indianisches vierfüßiges Thier ohne Schwanz angeführet, das eine große Aehnlichkeit mit unsern Hasen und Kaninchen haben soll. Es scheint eben dasjenige Thier zu seyn, das unter dem Namen Aperea bekannt ist, wovon wir schon im ersten Theile dieses Werkes S. 343. Nachricht gegeben haben.

Coriander.

Schwindelkörner, Wanzendill, Coriandrum Linn. Herr von Linné hat zwo Arten davon aufgezeichnet.

1) Der zahme Coriander, Coriandrum satiuum, wächst auf den Aeckern in Italien, wird bey uns jährlich aus dem erbaueten Saamen erzogen und blühet im Brachmonathe. Die dünne, fäßrichte Wurzel treibt einen ästigen, ohngefähr einer Ellen hohen Stängel, an welchem die Blätter mit breiten Stielen wechselsweise angeheftet stehen. Doch ist unter diesen ein Unterschied. Die untern sind breiter, bis an die Ribbe getheilet, und bestehen aus gleichförmig gebildeten, am Rande eingekerbten Blättchen; die obern aber werden schmäler, und haben ganz kleine zackichte Blättchen. Aus dem Blätterwinkel und dem obern Theile des Stängels brechen die weißröthlichen Blumenschirme hervor. Die fünf Blumenblätter sind zwar an allen Blumen einander nicht völlig ähnlich, doch sind die Randblümchen von den mittelsten merklicher unterschieden. Bey den Randblümchen ist das äußerlich gestellte das größte, und bis über die Hälfte gespalten; die zwey darneben stehenden sind in zween ungleiche Lappen, und die

übrigen

übrigen viel weniger eingeschnitten und auch kleiner; bey den innern Blumen sind selbige alle kleiner, am Rande zurückgebogen, und nur die beyden äußersten etwas gespalten. Fünf Staubfäden und zween Griffel haben alle Blumen. Die rundliche gestreifte Frucht besteht aus zween vereinigten Saamen, deren innere Fläche etwas hohl oder platt, die andere gewölbet ist. Der eigentliche, aus fünf ungleichen, langen Blättchen bestehende Kelch ist auf der unreifen Frucht deutlich zu sehen. Der Hauptschirm hat selten eine allgemeine Einwickelung, und die Hülle der einzelnen Schirmchen besteht aus drey schmalen Blättchen, welche seitwärts angebracht sind. Die frische Pflanze hat einen Geruch, welcher wie zerdrückte Wanzen stinkt; der Geruch des Saamens wird mit der Zeit gelinder, angenehm, gewürzhaft und der Geschmack süßlich, doch etwas scharf. Man gebrauchet nur den Saamen. Die ältern Aerzte haben solchem eine schlaf- und dummachende, ja schädliche Eigenschaft zugeeignet, welches auch von dem frischen nicht unbillig anzunehmen seyn dürfte, indem der stinkende Geruch wirklich den Kopf einnimmt; das Austrocknen aber verändert selbigen und machet ihn unschädlich. Es ist solcher wegen seines wesentlichen Oeles ein gutes Gewürze, und ein magenstärkendes, blähungtreibendes Mittel, welches zugleich die schleimichten Säfte auflösen kann. Es wird sonderlich denjenigen angepriesen, welche, wegen Verbindung des Magens mit dem Haupte, Kopfschmerzen und Schwindel empfinden. Man gebrauchet den Saamen mit Zucker überzogen oder zu Pulver gestoßen, und vermischet selbigen auch mit andern dergleichen gewürzhaften Mitteln. Den überzogenen pflegen viele gegen die böse Luft zu kauen; und äußerlich will man den Saamen zu Zertheilung der Entzündung anrathen.

2) Der doppelt saamichte Coriander, Coriandrum testiculatum Linn. ist dem Wachsthume nach und sonst dem vorigen fast ähnlich. Der Stängel ist niedriger und etwas eckicht, der Blumenschirm viel einfacher, und bey der Hauptabtheilung mit einem Blättchen, bey den Unterabtheilungen hingegen mit gar keinen umhüllet; auch sind die Blumenblätter in den innerlichen und äußerlichen Schirmchen, der Größe nach, nicht merklich unterschieden. Vorzüglich ist in der Frucht ein merklicher Unterschied, indem die Saamen nicht genau mit einander vereiniget, sondern von einander abgesondert sind, mithin zwo besondere Früchte oder Saamen erscheinen. Diese Art wächst auch in Italien unter dem Getraide, und

soll daselbst, wie Seguier meldet, zumal bey instehendem Regen, einen dergestalt heftigen Geruch, oder vielmehr Gestank äußern, daß die Vorübergehenden Kopfschmerzen erhalten. Diese Art wird in der Arzneykunst nicht gebraucht. Der Anbau des Corianders erfodert nichts besonders. Er wird jährlich aus dem Saamen auf den Gartenbeeten im Frühjahre erzogen, und die Pflanzen fleißig gejätet.

Coriander, schwarzer, S. Schwarzkümmel.

Corine.

S. Gazelle und Korin.

Corinthen.

S. Weinstock.

Corinthenstaude.

S. Johannisbeeren.

Coriskraut.

Erdkiefer, Coris monspeliensis Linn. wächst an dem sandigen Meerstrande im mittägigen Europa, und wird in Deutschlands Gärten zur Zierde unterhalten. Die starke, äußerlich röthliche Wurzel treibt viele rundliche, steife, röthliche, eine bis zwo Spannen hohe, ästige Stängel, welche mit saftigen, dicht bey einander stehenden, schmalen, gleichbreiten Blättern besetzet sind. Die Aeste endigen sich mit einer dichten Blumenähre. Der einblätterichte, bauchichte, oberwärts zusammengezogene Kelch ist fünffach ausgezacket und von außen mit fünf Stacheln besetzet, davon die obern einfach, die untern aber eingekerbet sind. Das blaulichte Blumenblatt besteht aus der Röhre, und dem, in fünf ungleiche Einschnitte getheilten, Rande. Die obern Einschnitte sind länglicht, stumpf, eingekerbet, die beyden untern kürzer und mehr von einander abgesondert. Die fünf niedergebogenen Staubfäden umgeben den gleichlangen, ebenfalls niedergebogenen Griffel, dessen Staubweg etwas dicker ist. Das rundliche Saamenbehältniß liegt in dem Kelche, ist einfächericht, öffnet sich mit fünf Klappen und enthält viele kleine Saamen. Die Pflanze hat keinen merklichen Geruch, aber einen sehr bittern Geschmack, wird auch von einigen in der Arzneykunst gebrauchet, und sonderlich für urintreibend gehalten. Shaw hat selbige vornehmlich bey der Liebesseuche empfohlen. Bey uns findet man selbige nicht in den Apotheken. Sie wird aus dem Saamen erzogen, den man auf das Mistbeet säet. Die Pflanzen setzet man in Töpfe, und verwahret diese im Winter in dem Glashause. Der Saame wird bey uns selten reif, und daher muß man sich Mühe geben, die Vermehrung durch Zweige zu erlangen. Es scheint, da gleich im ersten Sommer die

Blüthe

Blüthe hervortreibt, ein Sommergewächse zu seyn; doch dauern die Stöcke zween Sommer über, und bleiben immer grün.

Corle.

S. Cornelbaum.

Cornelbaum.

Cornelle, Cornus Linn. Man kann füglich diesen Namen auch im deutschen beybehalten; der Nomenclator erwählet dafür Härteren, welcher Name bey uns ganz unbekannt ist. Dieses Baumgeschlechte trägt viele bey einander stehende Blumen, so bey einigen Arten von einer gemeinschaftlichen, vierblätterichten, aber zeitig abfallenden Hülle umgeben sind. Jede Blume hat einen kleinen, gleichfalls abfallenden, vierzähnichten Kelch, welcher auf dem Fruchtkeime sitzet, vier länglicht spitzige, ausgebreitete Blumenblätter, vier aufgerichtete, etwas längere Staubfäden, und einen Griffel mit dem stumpfen Staubwege. Die rundliche saftige Frucht enthält eine Nuß, welche zwey Fächer und in jedem einen Saamen hat.

1) Der rothblätterichte Cornelbaum, wilder Cornelbaum, Röthern, Hartriegel, Hartreder, Hartwiede, Härtern, wilde Dürrlitzen, Schießbeerholz, Hundsbeerbaum, Heckenbaum, Teufelsmettern, Rothbeinholz, Rothgerten, Cornus foemina, Cornus Sanguinea Linn. Dieser in Deutschland an allen Orten wildwachsende Strauch erreichet ohngefähr acht bis zehn Fuß Höhe, und treibt lange Aeste, welche, wenn sie älter sind, nebst den Blättern, im Herbste ganz roth erscheinen. Die Rinde ist grün und weißgrau unter einander vermischet. Die Blätter stehen, wie auch bey den folgenden Arten, einander gegen über, sind eyförmig zugespitzet, völlig ganz, hellgrün, unterwärts etwas blässer, und mit feinen weißen Haaren, auch erhabenen Adern versehen. Die Blumen erscheinen im May, öfters auch, bey mehrerer Wärme, nochmals im Herbste; sie stellen unter sich einen einfachen Schirm vor, wobey aber die allgemeine Einwickelung gänzlich mangelt. Der Kelch ist weißgrünlicht; die Blumenblätter sind weiß, die Beeren klein, rund, schwarz; sie werden im Herbste reif, und enthalten ein grünlichtes, saftiges Wesen, welches bitter, widerlich und zusammenziehend schmecket. Man kann diesen Strauch aus den Holzungen und Feldhecken, in welchen er sich durch den Saamen fortpflanzet, häufig erhalten, sonst aber auch durch Ableger und bewurzelte Schößlinge leichtlich vermehren. Er kann wegen seiner weitauslaufenden Wurzeln und Schößlinge zu Vermehrung der Geheege dienen. Er wächst in jedem Erdreiche,

reiche, wenn es nur nicht zu naß ist. Das Holz ist hart und zähe, und wird von den Büchsenschäftern zu Ladestöcken vorzüglich gewählet. Matthiolus meldet, wie man in Trient aus dem Saamen ein Brennöl verfertige.

2) Der zahme Cornelbaum, Corneliuskirsche, Canelkirsche, Carlskirschenbaum, Corle, Carniolen, Herlskenbaum, Thierlein- oder Zieserleinsbaum, Körnerbaum, welscher Kirschbaum, Dürrlitzenbaum, Dorlenbaum, Derlenbaum, Tirlen, Fürwiezelbaum, Kürbeerbaum, Hornkirschen, Herlitz, Horlitzenbaum, Dientel, Cornus satiua oder mascula Linn. Dieser wächst in Oesterreich und der Schweitz, auch in Thüringen, dem Vorderharze und andern Gegenden von Deutschland an Zäunen und auf Hügeln, wird bey uns häufig in den Gärten erzogen, woselbst er zu Ende des Märzes blühet, und im August und September reife Früchte bringt. Die Blätter sind eyförmig zugespitzet, völlig ganz, oberwärts hellgrün, unterwärts weißlicher, mit erhabenen Adern versehen, und stehen einander gegen über auf kurzen Stielen. Die Blumen brechen eher, als die Blätter hervor, und die Aeste sind zur Blüthzeit gleichsam mit einer gelben Decke überzogen. Funfzehn und noch mehrere Blumen treiben aus einem gemeinschaftlichen Puncte, und diese nebst ihren Stielen, haben mit der allgemeinen Einwickelung, welche aus vier grünlichten, eyförmigen, ausgehöhlten Blättchen besteht, einerley Länge, die Blumenstiele aber wachsen nach der Blüthe fort, und werden länger als die Einwickelung. Die Blumenblätter sind länglicht, spitzig, zurückgebogen und gelblicht. Die länglichte, rothe, glänzende Frucht ist fleischicht, und die länglichte Nuß bis auf die Mitte mit vier Furchen bezeichnet. Man findet zuweilen Bäume mit buntscheckichten Blättern, ingleichen mit gelblichten Früchten. Dieser Baum dienet sowohl wegen der frühen Blüthe und der schönen rothen Beeren, als auch, weil derselbe sich zu niedrigen Hecken, Pyramiden und in andere Gestalten leichtlich ziehen und gut beschneiden läßt, zur Zierde in den Gärten. Die Aeste mit den Blättern können, nach Herr Gleditschens Vorschlage, zum Lohgerben gebrauchet werden. Die unreifen Früchte, wenn sie roth zu werden anfangen, können mit Wasser abgekochet, und nachher mit Salzwasser, wie die Oliven eingeleget, auch grüner Fenchel und Lorbeerblätter darzugethan, und statt der Oliven gebrauchet werden. Die reifen Früchte werden mit Zucker eingemachet, und sind wegen ihres säuerlichen und gelinde zusammenziehenden Geschmacks vielen angenehm

genehm und bey hitzigen Fiebern ein kühlendes und stärkendes Mittel. Die Blätter, wenn sie erst ausschlagen, ganz jung abgepflückt und im Schatten getrocknet, geben einen angenehmen Thee, welcher den Kaiserthee noch übertreffen soll. Man giebt vor, daß, so lange dieser Baum blühet, keine Bienen ausgesetzet werden sollen, indem der daraus gesammlete Honig den Durchfall verursache. Hr. Gleditsch aber behauptet, daß dieses daher geschehe, weil die Bienen aus diesen Blüthen allzuviel Honig einsammleten, und gleiche Krankheit von dem allzustarken Honiggenusse einer jeden andern Pflanze erfolgen könne. Man erzieht diesen Baum aus Saamen, der gemeiniglich zween Jahre in der Erde liegen bleibt, ehe er aufgeht. Viel geschwinder kann die Vermehrung durch Ableger und Schößlinge geschehen. Schwache, in die Höhe getriebene Stämmchen kann man der Länge nach in die Erde legen, und selbige im zweyten oder dritten Jahre nach Belieben zertheilen, oder auch als eine Hecke aufschießen lassen. Hr. Hofrath Gleditsch hat zuweilen an der Wurzel große, schwarze, rundliche Knoten wahrgenommen.

3) Der Nordamerikanische Cornelbaum, Cornelbaum mit der großen Einwickelung, Cornus florida Linn. Dieser hohe Baum wächst in Virginien, Neuengland, Maryland und Carolina in Gehölzen, Thälern und Morästen; von daher wird der Saame in den gewöhnlichen Küsten unter dem Namen Dogwood zu uns gebracht. Die einander gegen über gestellten Blätter sind umgekehrt herzförmig und schön grün. Der Blumenschirm hat eine sehr große, weiße, einblättrichte Einwickelung, wodurch sich diese von allen übrigen Arten unterscheidet. Die Blumenblätter sind auch weiß. Die Blumen erscheinen auch im Frühjahre, ehe die Blätter hervortreiben. Die rothe, länglichte Frucht ist kleiner, als bey der zwoten Art. Das Holz ist hart und bräunlich, im Trocknen sehr dauerhaft, in der Nässe hingegen leicht faulend. Da solches zart und harte ist, wird es in den Nordamerikanischen Provinzen zu Weberspulen, Hobeln, Keilen und andern Werkzeugen gebrauchet. Wenn das Vieh im Frühlinge aus Ohnmacht taumelt, binden die Pensylvaner demselben eine Ruthe von diesem Baume ins Genicke, und hoffen davon eine gute Veränderung. Die Amerikaner schälen die Wurzel, und nehmen die Rinde wider das Fieber ein, und Kalm in der Reisebeschreibung II. Th. 517. S. berichtet, daß viele, welche die Chinarinde vergeblich gebrauchet, durch diese curiret worden.

Die Vermehrung geschieht wie bey den vorigen Arten; man hat auch nicht nöthig, für diesen Baum einen besondern Boden zu wählen, er kömmt allenthalben gut fort, nur ganz nasse Oerter ausgenommen. Er dauert bey uns im freyen Lande, ohne Bedeckung.

4) Der blaubeerichte Cornelbaum, Cornus Amomum Miller, wächst auch in den Nordamerikanischen Provinzen, und ist von Millern zuerst als eine besondere Art beschrieben worden. Die gestielten, eyförmig zugespitzten, völlig ganzen Blätter sind oberwärts hellgrün, unten etwas blässer und mit erhabenen weißgrünen Adern versehen. Die Blumen stehen, wie bey der ersten Art, an den Enden der Aeste, und sind auch der Farbe und im übrigen wie jene beschaffen; die Blumenschirme haben auch keine allgemeine Einwickelung. Der Kelch zeiget auf der Oberfläche um den Grund des Griffels einen rothen Cirkel. Die Früchte sind länglicht rund, von der Größe einer Erbse und erhalten im Herbste eine schöne blaue, die Aeste hingegen im Winter eine schöne rothe Farbe. Er wird nicht leicht über sieben bis acht Fuß hoch, und breitet seine Aeste von der Wurzel aus, weit umher, daher auch leicht Ableger zu machen sind. Die Vermehrung durch den Saamen hat keine Schwierigkeit. Er verträgt unsern Winter ohne Beschädigung und brauchet keiner besondern Wartung. Von einem nutzbaren Gebrauche ist nichts bekannt.

5) Der weißbeerichte Cornelbaum, Cornus alba Linn. wächst in Sibirien und Canada. Die äußerlich schwärzliche, innerlich weiße Wurzel riecht nach Rosen, und treibt einen Stamm ohngefähr drey Ellen hoch und einen Daumen dicke, theilet sich auch zuweilen gleich über der Erde in Aeste, welche sich nach der Erde biegen und im Sommer roth gefärbet sind. Die gestielten Blätter sind eyförmig zugespitzet, völlig ganz, oberwärts hellgrün, unterwärts weißlichgrün, mit erhabenen Adern versehen, welche auf der Oberfläche feine Vertiefungen bilden. Die weißen Blumen kommen im Juni an den Spitzen der Aeste in nackenden Schirmen hervor. Die Beeren werden im September reif und sind weiß. Die Stiele, worauf die Beeren sitzen, sind zuweilen violet, zuweilen röthlich. Die Fortpflanzung geschieht wie bey den vorigen Arten, und dauert im freyen Lande recht gut aus.

Mit dem Cornelbaume vereinigen wir ein anderes, erst in den neuern Zeiten vom Herrn von Linné bestimmtes, und mit dem vorigen genau verwandtes Geschlechte; es ist solches Samara und von Herr Planern Dirlitzen genannt

nannt worden. Der Kelch ist vierfach eingekerbet und mit vier Blumenblättern besetzet; die vier Staubfäden sind am Boden der Blumenblätter eingesenket, und der Staubweg ist trichterförmig. Ein anderer Unterschied, welcher leicht in die Augen fällt, zeiget sich bey den Blättern, da selbige bey diesem Baume wechselsweise, und nicht, wie bey den Cornelbaumarten, einander gegen über gestellet sind.

Cornelbaum, wilder, S. Rheinweide.

Cornutie.

Dem Pariser Arzte, Jacob Cornutus, welcher die Pflanzen in Canada 1635. beschrieben, ist dieses Geschlecht zum Andenken gewidmet. Die Pflanze wächst auf den Caribäischen Inseln, hat viereckichte Aeste, und eyförmige, völlig ganze, wollichte Blätter. Die blauen Blumen erscheinen in Aehren; der kleine Kelch ist fünffach eingekerbet; die viel längere Röhre des Blumenblattes verbreitet sich in vier ungleiche Einschnitte; von den vier Staubfäden ragen zween weit über die Blumenröhre hervor; der sehr lange Griffel ist zweyspaltig, und mit zween dicken Staubwegen besetzet. Die Beere enthält nur einen nierenförmigen Saamen.

Corocoro.

Corocoro des Marcgravs, S. Parsch, Perca 7. Klein.

Corororoca.

Ein Brasilianischer Fisch des Marcgravs, bey den Portugiesen gemeiniglich Peixe Serra, besser aber Peixe Sarda. Es ist keine Zeichnung beygefüget, weil er dem Coninghvische, in Ansehung der Figur des Leibes, der Floßen und der Farbe, sehr gleich komme, und sich nur von ihm durch die vielen braunen Seitenflecken unterscheide. Er sey von gutem Geschmacke, komme aber doch der Caualae, (d. i. dem Coninghvisch, Guarapuca der Brasilianer,) nicht bey, da sein Fleisch gar zu trocken sey. Er soll mit ausnehmender List und Kühnheit den Fischern den Köder wegzuschnappen, und dabey glücklich zu entwischen wissen.

Corretta.

Corretta alba, die weiße Corrette des Marcgravs, S. Makrelle, Thun, Pelamys 9. des Kleins.

Corvina.

Corvina der Portugiesen, S. Guatucupa der Brasilianer, bey dem Marcgrav; er soll an Geschmacke dem Schelvische beykommen.

Corymbium.

Corymbium, Linn. Hr. Planer hat dieses Geschlecht Wollenkorn genannt; da aber schon viele Pflanzen von der Wolle ihren Namen bekommen, wollen wir lieber annoch den lateinischen beybehalten. Der zweyblätterichte Kelch umgiebt ein Blumenblatt, dessen kurze Röhre sich in fünf lanzetförmige Einschnitte verbreitet; fünf Staubfäden tragen einen verwachsenen, walzenförmigen Staubbeutel; der haarichte Fruchtkeim trägt einen Griffel, dessen Staubweg zweyspaltig ist. Der länglichte Saame ist ganz mit Wolle bedecket. Herr von Linne' hat zwo Arten. Bey dem rauhen, scabrum, sind die Blumen purpurfärbig, und die Kelchblättchen schiffförmig ausgehöhlt, selbige aber umfassen einander nicht; da hingegen bey dem glatten, glabrum ein Blättchen das andere umfasset. Die Wurzel ist eine Zwiebel, und die Pflanzen wachsen auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

Coscui.

Eine Gattung wilder Schweine in Amerika, die auch unter dem Namen Tajacu, Pecari und noch vielen andern Namen bey den Schriftstellern vorkommen. S. Pecari.

Cosse.

Cosse ist eine Frucht, die auf den Küsten von Guinea gefunden und womit von den Portugiesen in dem Lande ein Handel getrieben wird. Es ist solche wie eine Marone gestaltet und hat einen bitterlichen Geschmack. Es giebt deren rothe und weiße. Beyde werden gleich hochgeschätzet. Ob diese allein zur Speise, oder sonst zu etwas anderm dienen, ist uns so wenig, als die übrige Beschaffenheit dieser Pflanze bekannt.

Costenbalsam.

S. Leberbalsam.

Costenz.

S. Dosten.

Costkraut.

S. Zerkleinskraut.

Costwurzel.

Costus offic. Was unter diesem Namen für eine Arzney zu verstehen, und ob eine, oder mehrere Sorten damit beleget werden, hat man in den ältern und mittlern Zeiten viel gestritten. Wir wollen diesen Streit nicht wiederholen, sondern nur bemerken, daß die Costwurzel der Alten von sehr starken Geruch gewesen, und zu Gewürzen und Räucherwerken vorzüglich gebrauchet worden. Da nun der starke und angenehme Geruch bey derjenigen, so

so wir gebrauchen, nicht anzutreffen ist, so läßt sich leichtlich annehmen, daß der alten Griechen Costus von dem unsrigen ganz verschieden sey. Eine andere Schwierigkeit zeiget sich bey den neuern, da selbige drey Sorten anführen, und ungewiß ist, ob selbige von einander unterschieden und welche davon zu gebrauchen sey. Man pfleget die Arabische, die bittre und süße Costwurzel zu unterscheiden. Die Arabische ist, nach Pomets Beschreibung, länglicht, schwer, auswendig aschgrau, oder weiß, inwendig röthlich, schwer zu zerbrechen, von einem angenehmen Geruch und gewürzhaft bittern Geschmack. Die bittere ist dicke, dichte, hart, holzicht, leicht, glänzend und scheint mehr ein Stück Holz, als eine Wurzel zu seyn. Die süße ist klein, gelb, und sowohl an Farbe, als an Gestalt und Stärke der Curcume ähnlich. Dergleichen aber findet man in unsern Apotheken nicht, sondern gemeiniglich eine Wurzel, welche wie die Florentinische Veilchenwurzel riecht, und mit dem Namen Arabische Costwurzel beleget wird. Sie ist in länglichte Stücke zerschnitten, leicht und dennoch hart, etwas harzicht, weiß; zuweilen fällt sie aus dem aschgrauen ins gelbe, und ist mit einer blaßgelben Rinde bedecket; von Geschmacke scharf, gewürzhaft und bitter, von Geruche angenehm. Die frische Wurzel ist knollicht, schwammicht, weiß, süße, und liegt der Breite nach in der Erde. Aus derselben treiben röthliche Stängel, welche keine Zweige haben, und dem Rohre ähnlich, oder mit Knoten abgetheilet sind. An den Knoten sitzen mit einem breiten Anfange die langen, spitzigen und am Rande völlig ganzen Blätter. Jeder Stängel endiget sich mit einem schuppichten Köpfchen, und zwischen jeder Schuppe zeiget sich eine Blume, welche ihren eigenen kleinen, dreymal gezähnten Kelch, und, nach Hr. von Linne Beschreibung, drey schmale, gleichförmige Blumenblätter, und ein Honigbehältniß von besonderer Gestalt hat. Dieses ist größer als die Blumenblätter, und stellet eine einblättrige und in zwo Lippen getheilte Röhre vor, davon die unterste breiter und in drey Einschnitte getheilet, und der mittelste Einschnitt nochmals in drey Lappen getheilet ist. Die obere Lippe ist viel kleiner und vertritt zugleich die Stelle des Staubfadens, indem selbige den zweyspaltigen Staubbeutel trägt. Der Fruchtkeim sitzt unter der Blume, und hat einen dünnen Griffel, welcher sich mit einem knöpfigen Staubwege endiget. Die rundliche, oben mit einem Krönchen besetzte, Frucht enthält in drey

Fächern

Fächern viele eckichte Saamen. Die Pflanze wächst in den Wäldern in Malabarien, Brasilien und Surinam. Die Costwurzel kann billig mit dem Galgant, in Ansehung ihrer Bestandtheile und Wirkung, verglichen werden. Sie ist gewürzhaft, und daher stärket sie die festen Theile und zertheilet die zähen Feuchtigkeiten. Sie soll auch vorzüglich den Urin treiben, und solchen blaulicht färben. In den Apotheken hat man auch das Oleum costinum, welches vorzüglich bey Nervenkrankheiten und Lähmungen gerühmet wird. Der weiße Zimmet, Canella alba, wird von einigen Costus corticosus genannt, und mit der itzt beschriebenen Costwurzel zuweilen verwechselt.

Cotia.

Unter diesem Indianischen Namen wird von einigen das sogenannte Brasilianische Kaninichen oder Kleins Afterhase aus Brasilien angeführet, wovon wir im ersten Theile dieses neuen Schauplatzes der Natur S. 148. unter dem viel gewöhnlichern Namen Aguti Nachricht gegeben haben.

Couhage.

S. Bohne.

Courbaril.

S. Animeharz.

Cous-cous.

S. Coes-coes und Philander.

Coverer.

Eine Art flacher aber runder Fische, die den schändlichen Namen des Coverer oder Beschälers führet. S. A. R. IV. 280. S. Beschäler, S. 690. unsern Artikel.

Coyametl.

Dieses ist der Mexicanische Name einer gewissen Gattung wilder Schweine, die in verschiedenen Gegenden von Amerika gefunden werden, und daher auch unter verschiedenen Benennungen bey den Reisebeschreibern und Naturforschern vorkommen. Man findet bey diesen Thieren etwas besonders und außerordentliches, das man bey keinem andern vierfüßigen Thier antrifft, nämlich eine zwo bis drey Linien breite Oeffnung auf dem Rücken, über dem Kreutze, durch welche eine sehr übelriechende Feuchtigkeit in großer Menge seigert. Ausführlichere Nachricht soll von ihnen unter dem Artikel Pecari gegeben werden.

Coyopollin.

So schreiben einige Schriftsteller den schon oben S. 84. angeführten Namen Cayopollin, der einem kleinen vierfüßigen Thiere aus dem südlichen Amerika gegeben wird, welches ohngefähr die

Größe einer Ratte hat, und unter das Geschlecht der Philander gehöret. S. Philander.

Coyuta.

Coluber Cenchoa Linn. Eine Amerikanische Schlange, die auch in ihrem Vaterlande den Namen Cencoatl führet, unter welcher Benennung sie schon oben S. 92. von uns beschrieben worden ist.

Coztiocotequallin.

S. Coquallin.

Cranzcoralline.

Also wird vom Müller des Linne' Sertularia verticillata gen. 347. sp. 15. genennet. Es ist ein sehr feines, und aus vielen Röhrchen zusammengesetztes Seegewächse. Der zarte Stamm ist fadenförmig, und aus selbigem gehen ringsherum, eins ums andere, feine Aestchen heraus, dadurch es mit dem Equisero oder Roßschweif eine Aehnlichkeit bekömmt, und auch vom Hr. Ellis die Roßschweifcoralline genennet worden. Es wächst in der Nordsee um England herum etliche Zoll hoch.

Crassen.

Creassen, Kressen, Crassiones Cassuli, sind von den Grundeln unterschieden, haben gar kleine Schuppchen und keine Krönlein. S. unsern Artikel, Aalbastart, Gattung 3. und 5. S. 41. 42.

Crawfisch.

Crawfisch in England, nach dem Klein aus dem Willughby, Richter; soll wohl Kramfisch d. i. Krampffisch heißen. Torpedo, I., Rondel. Raia tota laevis, Artedi. Narcacion, I. Klein. S. Krampffisch.

Creutz.

Diesen Namen haben die Sternkundigen einem kleinen Sternbilde gegeben, das neben dem Centaur steht, und vier Sterne, nämlich drey von der andern, und einen von der sechsten Größe enthält. Es ist dem Kaiser, Constantin dem Großen, zu Ehren eingeführet worden, um das Andenken desjenigen hellglänzenden Creutzes zu erhalten, welches dieser Kayser, nach dem bekannten Mährchen, in der Luft mit der Ueberschrift: ἐν τȣ́τῳ νίκα d. i. in diesem sollst du überwinden, erblicket haben soll, als er bey Rom dem Maxentius ein Treffen lieferte, und der Sieg ziemlich zweifelhaft schien.

Creutz, Regio ossis sacri. Unter dem Creutze begreift und versteht man auch diejenige äußerliche Gegend des Leibes, welche sich hintenzu am Ende des Rückens, von dem Heiligbeine

ligbeine nach dem Schwanzbeine, und sofort bis zu dem Hintersten erstrecket.

Creutzbaum.

S. Grenzbaum und Wunderbaum.

Creutzbeerstrauch.

Rhamnus. Unter diesem lateinischen Namen vereiniget Hr. von Linné verschiedene Bäume und Sträucher, welche wir aber als soviel besondere Geschlechter angeführet haben; als da sind die Alaternstaude, die Brustbeeren, der Christdorn, Faulbaum. Die wahren Rhamni, welche wir hier unter dem Namen Creutzbeerstrauch verstehen, unterscheiden sich sowohl durch die Beeren mit vier Saamenkörnern, als auch, und vorzüglich durch den vierfachen Staubweg, von den übrigen, damit vereinigten Geschlechtern. Die Frucht hat mit dem Faulbaume viel ähnliches; dieser aber ist ohne Stacheln, da jene gemeiniglich mit Dornen besetzet sind. In Beschreibung der Blumendecke kommen die Schriftsteller nicht mit einander überein. Hr. von Linné giebt der Blume keinen Kelch, sondern ein undurchbohrtes, trichterförmiges, in vier oder fünf spitzige Einschnitte getheiltes Blumenblatt, und verbindet mit diesem die fünf ungemein kleinen schuppenförmigen Blättchen, welche sich einwärts biegen, und die Staubfäden bedecken. Ludwig und Scopoli hingegen nehmen diese letztere für die fünf Blumenblätter und das erstere für den Kelch an. Nachdem der Kelch vier oder fünf Einschnitte hat, zählet man auch vier oder fünf pfriemenartige Staubfäden, welche unter den schuppenförmigen Blättchen entstehen. Der einfache Griffel endiget sich mit vier Staubwegen, und die rundliche Beere enthält vier Saamen.

1) Der große purgirende Creutzbeerstrauch, Creuzdorn, Wachenbeerdorn, Purgirdorn, Wiedorn, Wegdorn, Stechdorn, Färbebeer, Dintenbeerstrauch, Rheinbeere, Schlagbeere, Schießbeere, Hundsbaumholz, Hirsedorn, Hirschdorn, Wersen oder Werstenbeerstrauch, Amselbeerdorn, Spina ceruina, Rhamnus catharctius L. wächst in vielen Ländern Europens, und wird bey uns in Hecken und Feldbüschen, als ein Strauch, auch als ein Baum gefunden. Der Stamm erhält die Höhe eines mittelmäßigen Pflaumenbaumes, und soll, nach Du Roi Angeben, selten über fünf bis sechs Zoll dicke werden. Wir haben dergleichen gesehen, dessen Umfang über zwo bis drey Spannen betragen. Die Rinde ist glatt, braun, und sehr faséricht, das Holz feste, zähe, blaßgelb, und

und bey den ältern Stöcken spielet es ins röthliche; jeder Trieb der Aeste endiget sich mit einem geraden spitzigen Dorn. Die Blätter stehen zuweilen einander gegen über, zuweilen auch wechselsweise an den Aesten; sie sind eyförmig zugespitzt, am Rande fein eingekerbet und hellgrün. Die Blumen kommen im May büschelweise hervor, und sind öfters Zwitter; zuweilen aber findet man auch weibliche und männliche Blumen auf verschiedenen Stämmen. Bey dem Baume, welcher Zwitterblumen träget, sollen auch die Blätter, nach Scopoli Wahrnehmung, kleiner ausfallen. Der gelbgrünlichte Kelch hat vier bräunlichte Einschnitte, der Staubweg ist vierfach, und die runde schwarze Beere, die im September reif, und von der Größe einer Erbse wird, enthält ein grünes, im Geschmacke bitteres, und zusammenziehendes Mark, nebst vier Saamen.

Das Holz nimmt die Glättung wohl an, und ist bey eingelegter Arbeit zu gebrauchen; die Wurzel nebst den Masern sind besonders schön. Die Rinde könnte als ein Brechmittel genutzet werden, man bedienet sich aber selbiger nur zum färben; die frische färbet gelb, die getrocknete dunkelbraun. Das junge Laub hat eine reinigende Kraft und wird von allem Viehe gern gefressen. Vorzüglich suchet man die Beeren zu nutzen. Die Droßeln und Krammetsvogel gehen diesen nach, und man bedienet sich derselben, als eine Lockspeise, auf Vogelheerden. Nach Hr. Ehrhardts Vorgeben, soll das Fleisch der Vögel von dieser Nahrung eine purgierende Kraft erhalten. Ob dieses wirklich geschehe, wollen wir nicht behaupten; daß aber die Beeren eine starke, purgierende Eigenschaft besitzen, ist zur Genüge bekannt. Einige erwählen zu diesem Endzwecke die reifen, getrockneten und zu Pulver geriebenen Beeren, und nehmen davon ein oder anderthalb Quentchen, vermischen solches mit einem Syrup und machen einen Bissen daraus; andere lassen funfzehn bis zwanzig getrocknete Beeren in einer Brühe kochen, und diese den Kranken trinken. Der gewöhnlichste Gebrauch ist, aus den frischen Beeren einen Syrup zu verfertigen und solchen von einer bis zu zwo Unzen zu verordnen. Sydenham hat angemerket, wie dieser Creutzbeersyrup, welcher gemeiniglich Syrupus domesticus genennet wird, einen starken Durst errege, zumal wenn solcher allein genommen wird. Neugebohrnen Kindern solchen, nach einiger Anrathen, zu geben, möchte doch wohl schädlich seyn; vielmehr kann man Chomels Rathe folgen, und dieses Mittel den

Wassersüchtigen verordnen. Da auch dieser Syrup unangenehm und widerlich schmecket, soll man lieber aus dem Safte der Beeren ein Muß oder Roob kochen, und solches als Pillen gebrauchen. Einen andern und fast wichtigern Nutzen haben die Beeren in der Färbekunst. Mit unreifen Beeren färbet man gelb; wenn sie aber reif geworden, braunroth. Die gehörig reifen Beeren geben das sogenannte Saftgrün. Es werden nämlich solche mit Zusatz von Alaun zerstoßen, der Saft ausgepresset, dieser in Schweinsblasen an einem trocknen Orte aufgehängt, und getrocknet; daher auch diese Farbe Blasengrün genannt wird. Oder es werden die reifen Beeren gestoßen, und in einem kupfernen Geschirre verwahret. Man bedienet sich dessen sonderlich in der Malerey. Man hat aber noch eine andere Art Blasengrün, welche von den kleinen, frischen, rothen Rougemomaysaamen, gleichfalls mit Alaun, verfertiget wird. Man hat auch gelernet, die aus den Beeren gezogene Farbe fest und beständig zu machen. Die unreifen, im Juli und August gesammleten und getrockneten Beeren werden ausgekochet, und diese Farbenlauge mit Weinstein und in Aqua Regis aufgelößten Zinne vermischet, und hierdurch das wollene Gespinnste dauerhaft gelb gefärbet; der gelbe Saffian, Maroquin, erhält dadurch ebenfalls seine Farbe.

Der Baum selbst, da solcher fast in jedem Boden, nur den morastigen ausgenommen, gut und leichtlich fortkömmt, könnte man zu hohen lebendigen Zäunen gebrauchen. Bomare und vor ihm längst Mizaldus, haben angerathen, Kirschen und Pflaumen auf diesen Baum zu pfropfen, um hierdurch purgirende Kirschen und Pflaumen zu erhalten, und Garidel berichtet, wie jemand dergleichen auf den Creutzbeerstrauch gepfropfte Pflaumen besessen, den Stamm aber abhauen müssen, weil die Früchte denen, die sie gegessen, öfters übermäßiges Purgiren und heftiges Erbrechen verursachet hätten. Es läßt sich aber an dieser Erfahrung billig zweifeln, indem bekannt ist, wie der untere Stamm dem darauf gepfropften, sich immer gleichbleibenden, Reiße keine besondere und fremde Kraft mittheilen könne.

2) Der kleine purgirende Creutzbeerstrauch, Rhamnus catharcticus minor C. Bauh. Rhamnus infectorius, welchen einige auch Lycium und im Deutschen Buchsdorn nennen, ist mit dem vorherbeschriebenen ganz nahe verwandt, doch aber noch nicht entschieden, ob selbiger eine ganz verschiedene Art, oder nur eine,

von dem Geburtsorte verursachte, Abänderung sey. Hr. Gerard in der Flora Gallo-Prouinciali hat einigen Unterschied angegeben. Bey dem erstern oder größern sind die Einschnitte des Blumenkelches länger, als dessen Röhre, hingegen bey diesem kleinern haben die Einschnitte mit der Röhre des Kelchs gleiche Länge. Nach andern Nachrichten soll bey diesem der Stamm gestrecket seyn, da solcher bey dem gemeinen aufrecht steht. Auch die Blätter sind bey der kleinen Art unterwärts etwas wollicht, und daher hat auch endlich Hr. von Linné solchen als eine wirkliche Art angenommen, und Rhamnus infectorius genannt. In Frankreich, Spanien und Italien wächst solcher wild, und da nicht zu zweifeln, solcher werde auch bey uns ausdauern, verdienet selbiger wegen der Früchte gepflanzet zu werden; da es sich denn auch am deutlichsten zeigen würde, ob solche anders, als bey dem gemeinen ausfallen dürften. Man nennet diese Früchte zuweilen Gelbbeeren, Graines jaunes, bekannter aber sind sie unter dem Namen Körner von Avignon, Graines d' Avignon. Sie werden getrocknet, und zum Gelbfärben, vorzüglich zum gelben Saffian, gebrauchet. Es soll auch hieraus das bekannte Schüttgelb verfertiget werden. Es färben diese Beeren sehr leicht, und ein halb Pfund davon, in einem Eymer Wasser gekochet, ist hinreichend, vier Dutzend Häute zu färben. Je dunkler man aber die Farbe haben will, destomehr muß man Beeren nehmen, wodurch man selbige soweit bringen kann, daß sie der Orangenfarbe gleichet. In Nicosien gebrauchen die Handwerksleute diese Beeren gleichfalls, und werden daselbst Halanger genannt. Sie werden dahin von Caramine gebracht, und von dannen nach Egypten und in die Inseln auf dem Archipelagus verführet, indem auch daselbst der Saffian damit gelb gefärbet wird. Die Holländer machen eine gelbe Masse von Kreide und Mergel, färben solche mit diesen Beeren, die sie mit Alaun im Wasser kochen, verfertigen hieraus kleine gewundene Stängel, trocknen solche an der Sonne, und versenden selbige unter dem Namen Stil de Graine. Sie werden zur Malerey in Oel gebrauchet. Ob der sogenannte Buchsdornsaft, Succus Lycii, von einem ähnlichen, oder ganz verschiedenen Baume verfertiget werde, läßt sich nicht bestimmen. Es soll selbiger von einem kleinen stachlichten Baume, welcher in Lycien, einer Asiatischen Provinz, häufig wächst, durch das Kochen, vermuthlich der Frucht, zubereitet werden. Dieser schwarze eingetrocknete Saft hat einen bittern, herben,

herben, zusammenziehenden Geschmack, und wird bey den Geschwüren des Mundes und des Zahnfleisches gebrauchet.

Wir erwähnen noch an diesem Orte des

Seecreuzbeerstrauches, und wollen lieber diesen Namen behalten, als mit Hr. Planern Sanddorn, oder nach Hr. Dietrich Hafdorn annehmen, sonst heißt solcher auch Seecreuzdorn, Weidendorn, Besingstrauch, Stechdorn, Streitbesienstrauch, Finnische Beeren, auch rothe Schlehen, Hippophae Rhamnoides Linn. Wächst gemeiniglich an sandigen Seeufern in Schweden, Preußen, Holland, England. Die Wurzel läuft stark aus; der Stamm erhält acht bis zehn Fuß Höhe; die Aeste wachsen sperrhaft durch einander; die Rinde ist hellbraun; das Holz weiß, und die Aeste sind hin und wieder mit steifen spitzigen Stacheln besetzt. Die Blätter sind schmal, länglicht, gehen am Ende in eine runde Spitze aus, glatt, glänzend, oberwärts meergrün, unterwärts silberfärbig; sie stehen an dem Ende der Aeste dicht bey einander und rund umher, an den übrigen Stellen aber wechselsweise. Die Blumen kommen im April und May hervor, und zwar findet man weibliche und männliche auf besondern Stämmen. Die männlichen stehen in kleinen Büscheln und haben einen einblättrichten, runden, in zween Einschnitte getheilten Kelch. So wie diese unterwärts vereiniget sind, eben so sind auch anfangs die Spitzen zusammen gewachsen, lösen sich aber endlich von einander ab, und breiten sich mehr aus. An diesen sitzen vier kurze Staubfäden. Die weiblichen sind einzeln zwischen den untersten Blättern anzutreffen. Der kleine Kelch ist ebenfalls einblätterricht, röhrenförmig gestaltet, und oben in zween Theile getheilet. Er ist grün, silberfarbig, an den Spitzen etwas bräunlich, und fällt ab. Der Griffel ist kurz, der Staubweg viel länger und dicker, so daß solcher als ein hellgelber, fleischichter Körper aus dem Kelche hervoraget. Die Beere erhält im Herbste ihre Reife, ist goldgelb, mit einer dünnen, glatten Haut überzogen, und mit einem gelben, herben, sauren und färbenden Saft angefüllet, von der Größe einer Erbse; in der Mitte liegt ein einzelner rundlicher Saame. Hr. von Linné meldet, wie die Fischer des Bothnischen Meerbusens aus den Beeren einen dicken Saft verfertigten, welcher den frischen Fischen einen angenehmen Geschmack verschaffe, und mit unsern Weinbrühen einige Aehnlichkeit hätte. Wahrscheinlich könnten die Beeren zum Gelbfärben gebrauchet werden.

Der Bischoff Gunner meldet, wie die Bauern in Norwegen aus dem Holze, den Blättern und Blumen einen Trank verfertigten, solchen statt andern Holztränken gebrauchten, und dadurch die Unreinigkeiten durch den Urin abführten. Wegen der vielen Stacheln könnte man diesen strauchartigen Baum zu Umzäunungen anwenden; allein ob solcher auch dauerhaft genug seyn möchte, zweifeln wir, indem selbiger bey harten Wintern gar öfters abstirbet; daher wir, auch aus Vorsorge, dergleichen in Töpfen aufzubehalten und zur Winterszeit in ein Glashaus zu setzen pflegen. Du Roi versichert, daß solcher die härtesten Winter aushalte. Die Vermehrung geschieht durch Saamen, Ableger und Schnittlinge, und die Wurzel treibt in guten Böden viele Schößlinge, welche junge Brut liefern. Dieses geschieht selten, wenn der Strauch in Töpfen steht. Wenn der Strauch verpflanzet wird, blühet er selten.

Ob der Canadensische Seecreuzbeerstrauch, Hippophae Canadensis L. eine wirklich verschiedene Art sey, ist wohl noch nicht bestimmet. Dem Ansehn nach, gleichet dieser dem vorigen gänzlich, nur sind die Blätter etwas breiter, kürzer, und mehr eyförmig.

Creuzblume.

Polygala. Der Kelch besteht aus drey kleinen, eyförmig zugespitzten, stehenbleibenden Blättern, deren zwey unter und eines über den Blumenblättern sitzt. Die Blumenblätter vergleichet Hr. von Linné mit den Schmetterlingsförmigen, ob gleich die Anzahl derselben verschieden ist. Der kleine röhrenförmige Helm ist mit dem kurzen, getheilten Rande rückwärts gebogen; die zwey, viel größern, eyförmigen, platten Flügel stehen gleichsam außer der Blume, und fallen nicht ab, daher selbige, ob sie gleich gefärbet sind, von einigen zu dem Kelche gerechnet, und diesem fünf Blättchen zugeeignet werden; der zusammengedrückte Kiel ist gegen das Ende bauchicht. An diesem sitzen bey den mehresten Arten zwey, dreyfach getheilte, blätterichte Ansätze, welche gleichsam einen Bart oder Pinsel vorstellen. Die acht Staubfäden sind unter sich in zwey Bündelchen verwachsen, und tragen acht einzelne Staubbeutel. Der einfache, aufrechtstehende Griffel hat einen etwas dickern, getheilten Staubweg. Das herzförmige Saamenbehältniß ist platt gedrückt und mit einem scharfen Rande versehen, öffnet sich mit zwo Klappen, hat zwey Fächer, und in jedem lieget ein Saame.

Von diesem zahlreichen Geschlechte bemerken wir:

1) Die gemeine Creuzblume, Himmelfartblümlein, Creuzlein, Milchkraut, Vogelkraut, Ramselblume, Natterblume, Polygala vulgaris L. wächst auf den Hügeln, Triften und in den Heiden häufig; ist eine niedrige, öfters nur einen Finger hohe Pflanze. Die holzige, dünne, dauerhafte Wurzel treibt viele dünne Stängel, welche theils aufgerichtet stehen, theils, zumal mit dem untersten Theile, auf der Erde liegen und etwas ins röthliche fallen. Die kleinen, länglichten Blätter stehen am untern Theile des Stängels fast wirtelförmig, weiter hinauf aber werden sie schmäler, spitziger und stehen wechselsweise; jeder Stängel endiget sich mit einer blauen Blumenähre, welche im May, Juni und Juli erscheinen. Man findet Pflanzen mit röthlichen und auch mit weißlichen Blumen. Zuweilen sind alle Blätter einander ähnlich und spitzig. Die Blumen sind beständig mit dem pinselförmigen Anhange gezieret.

Dieses Pflänzchen ist zwar zur Zeit in den Apotheken nicht zu finden, verdienet aber vor vielen andern einen Platz unter den Arzneymitteln. Der Geschmack der Blätter ist bitter und herbe, und der alte Gesner hat bereits bemerket, daß die Pflanze, wenn man eine Hand voll in Wein weichet, und diesen austrinket, die Galle gelinde abführe, ohne Bauchgrimmen zu verursachen. Nach Anzeige des Hrn. Dethardings ist ein Trank, von einer Hand voll Kraut in einer Kanne Wasser abgekochet, und alle Stunden etliche Löffel voll davon eingegeben, in dem Seitenstechfieber von großen Nutzen; es wird dadurch der Auswurf ungemein erleichtert und Schweiß und Urin abgetrieben. Wie denn auch du Hamel in den Abhandlungen der Pariser Akademie viele Versuche angeführet, woraus die Kraft dieser Pflanze wider das Seitenstechen und die Brustflüsse gar deutlich erhellet. Herr von Linné hält auch dafür, daß die Wurzel dieser gemeinen Creuzblume mit der Klapperschlangenwurzel gleiche, nur aber schwächere Kräfte besitze, und Herr Candon in seiner Streitschrift empfiehlt die Wurzel, als das sicherste Mittel in der Schwindsucht, und versichert, wie selbige zu einem halben Quentchen in Pulver früh und Abends, oder in einer Latwerge alle vier Stunden zu einem Quentchen genommen, bey dieser Krankheit großen Nutzen geleistet. Das Kraut, als einen Thee, mit Honig versüßet, kann auch füglich gebrauchet, und damit einen Monath, oder auch länger fortgefahren werden.

2) Die

2) Die bittere Creutzblume, Polygala amara Linn. wächst auf bergichten Gegenden in Frankreich und Oesterreich; ist der gemeinen fast ähnlich, und unterscheidet sich nur durch die größern Blätter, besonders die Wurzelblätter, welche wohl zehnmal größer sind, als bey der gemeinen Art. Mit dieser hat Herr Collin Versuche angestellet, und nach diesem ist sie gleichfalls ein kräftiges Mittel in der Lungensucht. Es schreibt ihr derselbe eine balsamische, heilende, stärkende und versüßende Kraft zu. In der Cur hat gemeiniglich der Abgang des Urines zu- und der Schweiß abgenommen; doch hat er in der Wassersucht damit nichts ausrichten können. Bey dem Seitenstechen hat sie die Zufälle vermehret.

3) Die Creutzblume, Senecka genañt, Klapperschlangenkraut, Polygala Senega Linn. wächst in Virginien, Pensylvanien, Maryland, und ist unter dem Indianischen Namen Senega oder Senecka in neuern Zeiten den Aerzten bekannt geworden. Die dauerhafte, fäserichte, holzige, verschiedentlich gebogene und in Aeste getheilte Wurzel verbreitet sich oberwärts gleichsam in einige Knollen, woraus viele einfache, rundliche, schwache, etwa einen Fuß hohe Stängel treiben. Die obern Blätter sind größer und länglicht, mitten am Stängel aber lanzenförmig und schmäler, die untersten am kleinsten; alle sind merklich gestielet, völlig ganz, am Rande etwas weniges rauh, auf beyden Seiten glatt u. grün. Jeder Stängel endiget sich mit einer weißen Blumenähre. Bey den Blumen fehlet der pinselförmige Anhang. Die Wurzel verdienet in Ansehung ihrer kräftigen Wirkung alle Aufmerksamkeit. Sie ist kaum eines Fingers dicke, einer halben Spanne lang, holzicht, biegsam, mit einem knollichten Haupte versehen, aus welchem die Fasern ihren Anfang nehmen, und sich nachher in viele Aeste verbreiten. Ihre Rinde ist stark und gleichsam harzicht, aus dem weißen ins gelbe spielend, mit einem sehr feinen aschgrauen Baste bedecket; der Kern ist feste, holzicht, weiß, der Geruch nicht sonderlich; da hingegen der Geschmack, welcher anfangs nur mehlicht scheint, auf der Zunge und im Halse nach und nach säuerlich und recht brennend scharf wird. Durch diese säuerliche Schärfe unterscheidet sich diese Wurzel von vielen andern Arzneyen. Es liegt diese sowohl in der harzichten, als schleimichten Mischung. Der mit Wasser davon bereitete Trank ist dermaßen schleimicht, daß solcher schwer und langsam durch das Löschpapier geht. Die mit Weingeist gemachte Tinctur, oder mit Wasser bereiteten Tränke, wenn sie weiter

durch Abdämpfen zu Extracten gemachet worden, verliehren zwar viel von der Schärfe, behalten aber doch immer noch so viel, daß sie die festen Theile heftig genung reizen, und die flüßigen verdünnen, auflösen und in schnellere Bewegung setzen können. Man weis auch überdieß, daß diese Wurzel gar leicht ein heftiges Erbrechen, auch starkes Purgiren erregen könne. Sie befördert auch den Abgang des Urins, und treibt mit diesem den Schleim, Grieß und das geronnene Geblüte fort. Sie dienet bey der Gicht, catarrhalischen Zufällen, der anfangenden Wassersucht, Verstopfung der Eingeweide, krämpfichten Engbrüstigkeit, sonderlich, wenn diese von Verschleimung der Brust entstanden. Endlich ist gewiß, daß sie, nebst dem Aderlassen, beym Seitenstechfieber ganz besonders kräftig sey, und Hr. v. Linné selbst hat, als er sich durch Erkältung dergleichen Fieber zugezogen, ein Quentchen von der Wurzel, des Tags dreymal eingenommen, und ist in zween Tagen völlig davon befreyet worden. Man kann solche auch bey dieser Krankheit in einem Tranke, alle Stunden zu einem bis zween Löffeln, verordnen, oder auch unter andere Brustspecies mischen. Vor allen andern hat sich diese Wurzel als das bewehrteste Mittel gegen den Biß der Klapperschlange bewiesen, deswegen die Amerikaner solche jederzeit, wenn sie durch die Wälder reisen, aus Vorsicht gepülvert bey sich tragen, und im Fall sie gebissen werden, sogleich von diesem Pulver 35 Gr. nicht allein einnehmen, sondern solches auch auf den verletzten Theil legen. Tennent, ein englischer Arzt, welcher viele Jahre in Virginien gelebet, hat diese heilsame Wurzel 1736. zuerst in Europa bekannt gemachet, und nach dessen Erfahrungen ist die Tinctur, so aus drey Unzen Seneckawurzel und anderthalb Unzen Baldrianwurzel mit Weine verfertiget, bey dem Seitenstechfieber kräftiger, als das Pulver.

Creutzblume, S. auch Gottheil und Knabenkraut.

Creutzdistel.

S. Eberwurzel.

Creutzdorn.

S. Creutzbeerstrauch.

Creutzdoublet.

Diesen Namen führet des Linné Ostrea malleus, gen. 313. sp. 207. oder der sogenannte Polnische Hammer. Man rechnet sie zu dem Geschlechte der Kammmuschel, Ostrea, und zwar zu der vierten Abtheilung, welche die eigentlichen Austern, oder rauhe Kammmuschel enthält. Ihre Bauart aber ist ganz besonders, und weicht von allen übrigen ab. Die Schale nämlich ist violet schwarz,

schwarz, mit bräunlichen Flecken gemischet, äußerst rauh, schiefericht und gebogen, in der That also ziemlich unansehnlich und rinnenförmig in die Länge gedehnt. Oben am Schlosse befinden sich zwey Ohren, die aber minder oder mehr bis auf einen Finger lang in die Quere gedehnet sind, mithin mit der eigentlichen Schale einen ordentlichen Hammer oder Creuz vorstellen. Zu dieser letzten Vergleichung gesellete sich ehedem der Aberglaube, und machete diese Muschel so theuer, daß man nur von Hunderten redete; nunmehr aber ist ihr Werth bis auf vierzig oder funfzig Gulden herunter gefallen, und diesen erhält sie wegen ihrer großen Seltenheit, indem sie sogar in Asien wenig zum Vorschein kömmt. S. auch Polnischer Hammer.

Creutzholz.

S. Aloeholz und Mistel.

Creutzkäfer.

Es ist gewöhnlich verschiedene Arten der Insecten, die mit einem Creutze bezeichnet sind, auch nach dem Creutze zu benennen, und so giebt es denn auch unter den Erdkäfern zweene, davon der eine Großcreutz, Linn. Carabus Crux maior, gen. 213. sp. 39. und der andere Kleincreutz, Linn. Carabus Crux minor, gen. 213. sp. 40. heißt. Die erste Art führet ein schwarzes Creutz auf rostfärbigen Flügeldecken, und letztere ein gelbes Creutz auf schwarzen Flügeldecken. Unter den Nachtschmetterlingen sieht man auch zween, die mit einem Creutze besetzet sind, als das Rostcreutz, ein Spinner oder Bombyx, Phalaena Celsia Linn. gen. 233. sp. 77. welcher ein rostfärbiges Creutz auf grünen Flügeln trägt, und vom Hrn. Prof. Celsius bey Upsal entdecket wurde, und der Creutzträger, Phalaena Xylostaena, welcher unter die Blattwickler oder Tortrices gehöret, und mit einem rostfärbigen Creutze auf ziegelfärbigen Flügeln pranget. Außerdem aber ist noch die Creutzwanze und Creutzspinne bekannt, davon siehe unten. Endlich wird auch die zwote Abtheilung der Cicaden Creutzträger genannt. S. Heuschreckengrille.

Creutzknochen.

S. Heiligbein.

Creutzkräusel.

Sie hat einen sattelförmigen Bau, führet an der Spindel ein Zähnchen, und ist von oben herunter mit vier weißen Bändern behangen, welche, wenn man von oben auf die Schale hinuntersieht, ein Creutz vorstellen. Der Ritter Linnäus hat sie deswegen, gen. 326. sp. 583. Trochus cruciatus genannt. Sie kömmt aus dem

dem mittelländischen Meere, und ist übrigens rostfärbig. Ihre Größe übertrifft kaum eine Haselnuß.

Creutzkraut.

Senecio. Die Schriftsteller bestimmen dieses Geschlecht nicht auf einerley Art. Wir folgen dem Herrn von Linné, welcher das St. Jacobskraut damit vereiniget und verschiedene Pflanzen verbunden hat, bey welchen die zusammengesetzten Blümchen entweder einander ähnlich, oder am Rande anders gestaltet sind. Der kegelförmige, oben gleichsam abgestutzte Kelch umgiebt viele einblätterichte Blümchen, und besteht aus vielen, gleichlangen, dicht neben einander gestellten, an der Spitze gleichsam abgestorbenen Schuppen; weswegen auch Hr. Planer dieses Geschlecht Brandspitze genannt. Diese Kelchschuppen sind äußerlich und unterwärts mit einigen andern, aber kürzern, umgeben. Die Blümchen sind bey einigen Arten alle röhrenförmig, fünffach ausgezacket und Zwitter; sie haben nämlich fünf kurze Staubfäden, einen verwachsenen walzenförmigen Staubbeutel und einen Fruchtkeim, dessen Griffel sich mit zween auswärts gebogenen Staubwegen endiget. Bey einigen, oder vielmehr den meisten Arten, sitzen am Rande bald kleine, bald größere, zungenförmige, weibliche Blümchen, welche in Ansehung des Fruchtkeimes, des Griffels und der Staubwege mit den übrigen übereinkommen. Nach allen folget ein kleiner, eyförmiger Saame, welcher mit einer Haarkrone besetzet ist. Alle diese sitzen auf dem nackenden Blumenbette, und sind von dem Kelche umschlossen. Herr von Linné hat vierzig Arten angeführet. Wir bemerken davon nur

1) das gemeine Creutzkraut, Grindkraut, Berufkraut, Speykraut, Sauwurz, Baldgreiß, Senecio vulgaris Linn. wächst allenthalben auf den Feldern, in Weinbergen und Gärten, in sandigen und an der Sonne liegenden Oertern; pflanzet sich durch den Saamen beständig von selbst fort, und blühet zu allen Jahreszeiten, selbst im Winter. Die kleine zäserichte Wurzel treibt einen oder mehrere Stängel, ohngefähr einen Fuß hoch; sie sind rundlich, gestreifet, zuweilen röthlich, hin und wieder rauch, und in Zweige abgetheilet. Die wechselsweise gestellten Blätter sitzen platt auf, sind länglicht, in verschiedene Einschnitte, auf Art der federartigen, zerschnitten, ausgezacket und dunkelgrün. Die Aeste endigen sich mit Blumenbüscheln. Die Blümchen sind alle gelb, röhrenförmig und Zwitter. Die zungenförmigen fehlen gänzlich. Die Pflanze hat keinen merklichen Geruch

ruch und einen grasähnlichen Geschmack. Man hält solche für kühlend und erweichend, zertheilend und lindernd, und gebrauchet sie innerlich und äußerlich. Tournefort versichert, daß der ausgepreßte Saft davon, zu zwo Unzen genommen, die Würmer tödte; und Raius meldet, daß man in England den Pferden, wenn sie Würmer bey sich haben, diesen Saft gebe, und ihnen damit helfe. Es soll der Saft mit Bier vermischet, oder der Trank aus Creutzkraut, Honig und Rosinen bereitet, ein gelindes Erbrechen erregen, ja in den Schriften der Edinburgischen Aerzte, II. Band liest man, daß das zerquetschte Kraut, äußerlich auf den Magen geleget, Brechen errege und die Fieber vertreibe. Es dienet zum Gurgelwasser bey Entzündung des Halses, und kann als ein Breyumschlag, in Milch gekochet, bey Stockung der Milch in den Brüsten, bey der blinden güldenen Ader, auch zur Beförderung des Eyters in Beulen und Wunden gebrauchet werden. Man pfleget mit dem blühenden Kraute die Canarienvögel zu füttern, und es ist dieses eine gute Arzney für selbige, indem sie davon laxiren, nur muß es nicht zu oft geschehen.

2) Das purpurfärbige Creutzkraut, Senecio purpureus L. wächst in Aethiopien. Der gestreifte und mit wenig Haaren besetzte Stängel wird ohngefähr einen Fuß hoch und verbreitet sich oben in einige Zweige. Die wechselsweise gestellten, plattaufsitzenden Blätter sind länglicht, stumpf, leyerförmig eingekerbet, rauch und klebricht, die obersten aber fast lanzenförmig und nur ausgezackt. Die Blumenbüschel sitzen an dem Ende der Zweige. Die Blümchen sind alle röhrenförmig und purfärbig. Die Randblümchen fehlen ganz.

3) Das klebrichte Creutzkraut, Senecio viscosus Linn. wächst hin und wieder in den Dörfern und um die Zäune. Die jährige, fäserichte Wurzel treibt ästige Stängel. Die platt aufsitzenden, wechselsweise gestellten Blätter sind der Länge nach in Lappen, nach Art der gefiederten, eingeschnitten, und klebricht anzufühlen. Die gelblichten Blumen sind von zweyerley Art, und die trichterförmigen von einigen zungenförmigen, rückwärts gebogenen, Randblümchen umgeben. Die äußerlichen Kelchschuppen sind fast eben so lang, als der Kelch selbst, und stehen locker neben einander.

4) Das Waldcreutzkraut, Senecio sylvaticus Linn. wächst auch bey uns zuweilen in den Wäldern. Dieses ist der vorherstehenden Art ziemlich ähnlich, und beyde sind, wenn sie auf trockenen Anhöhen, oder auch auf Dächern wachsen, gleichsam mit einem gelblichten

lichten Mehle bestreuet. Das klebrichte aber ist kleiner, und das Waldcreutzkraut höher; jenes ist überall mit klebrichten Haaren besetzet, dieses aber nicht; jenes hat an der Seite des Stängels Blnmenstiele mit zwo oder drey Blumen, dieses aber einen Blumenstrauß; bey diesem sind die untern Kelchschuppen klein und stehen dichte bey einander. Die Blätter sind der Länge nach gleichfalls eingeschnitten, und die Randblümchen, welche niemals fehlen, rückwärts gebogen.

5) Das schönste rothblühende Creutzkraut, Senecio elegans L. wächst in Aethiopien, von dannen die Saamen zu uns gebracht, und die Pflanze häufig in den Gärten erzogen worden. Die fäßerichte, jährige Wurzel treibet einen ästigen, ohngefähr zween Fuß hohen, steifen, röthlichen, haarichten Stängel. Die wechselsweise gestellten, platt ansitzenden Blätter sind der Länge nach, wie die federartigen, tief und weit eingeschnitten, saftig und hellgrün. Die Zweige endigen sich mit Blumenbüscheln. Die Blumen haben große, lange, schön purpurfärbige, gerade aufwärts stehende Randblümchen; die Blumen kommen im Sommer, bis spät in dem Herbste zum Vorscheine; der Saame wird meistentheils reif, zumal wenn man einen Stock im Topfe hält, und diesen im Herbste vor den Nachtfrösten bewahret. Die Pflanze dauert nur einen Sommer, und selten haben wir dergleichen den Winter über erhalten können, obgleich solche in dem Glashause aufbewahret worden.

6) Das Jacobscreutzkraut, Jacobsblume, Krötenkraut, Iacobaea vulgaris, Senecio Iacobaea L. Die große, weiße, fäserichte Wurzel treibet einen starken, zween Fuß hohen, gestreiften Stängel, welcher wechselsweise mit tief eingeschnittenen, oder federartigen Blättern besetzet ist, und oberwärts sich in einige kurze Zweige vertheilet, an deren Enden goldgelbe Blumen, wie in einem Schirme bey einander, stehen. Die Lappen der Blätter sind zuweilen groß und zerschnitten, zuweilen nur eingekerbet. Die Pflanze wächst häufig auf den Wiesen und in den Hecken und blühet im Brach- und Heumonathe. Das frische Kraut giebt der Wolle eine schöne dunkelgrüne, aber unbeständige Farbe. Der Geschmack der Blätter ist bitter und etwas zusammenziehend. Man hält solche für wundheilend, und empfiehlet sie zum Gurgelwasser bey bösen Hälsen, und entzündeten Mandeln.

7) Das Saracenische Creutzkraut, Senecio Saracenicus L. wächst in der Schweitz auf bergichten Gegenden und in den

Wäldern. Aus der fäserichten, weit um sich kriechenden, dauerhaften Wurzel steigt ein aufgerichteter, vier bis fünf Fuß hoher, einiger maaßen geflügelter, einfacher, und nur oberwärts in den Blumenstrauß verbreiteter Stängel. Die dichte bey einander stehenden, wechselsweise gestellten Blätter, sind lanzenförmig, scharf eingekerbet, dunkelgrün, glatt, zuweilen unterwärts rauchlicht. Die Blüthäste theilen sich in viele Stiele, welche fast alle einerley Höhe erreichen, und gleichsam einen Blumenschirm abbilden. Sechs oder acht ganz schmale Blättchen umgeben den Kelch. Eben soviel zungenförmige, große, gestreifte, blaßgelbe Blümchen, machen den Rand aus. Die Saamen sind lang, gestreift und gekrümmt. Es blühet in unsern Gärten im freyen Lande im August, bringet auch reifen Saamen, läßt sich aber leichter durch die Wurzel vermehren. Es wird diese Pflanze in der Schweitz unter die sogenannten Falltränke genommen, bey uns ist sie nicht im Gebrauche.

Es sind noch mehrere Pflanzen, welche den Namen Creutzkraut erhalten, oder mit diesem jetzt erwehnten Geschlechte, einige Aehnlichkeit haben. Von den letztern kann man die Wörter Aschenpflanze und Othonna nachsehen, von den erstern erwähnen wir hier noch zwey, davon die eine ein besonderes Geschlecht ausmachet, die andere aber vom Hr. Linné zu der Valantia, vielleicht besser vom Hr. Haller zu dem Meyerkraute, gerechnet worden. Man nennet diese

das gelbe Creutzkraut, Güldenwaldmeister, rauch Meyerkraut, Cruciata hirsuta, Valantia cruciata L. Wächst häufig zwischen den Hecken und Gesträuchern und blühet im May. Die fäserichte Wurzel treibt viele, einen Fuß hohe, viereckichte, rauche, dünne, schwache, knotichte Stängel. Bey jedem Knoten sitzen vier creutzweiß gestellte, länglichte, rauche Blätter, aus deren Winkel viele kurze Blumenstiele entstehen, welche den Stängel wirtelförmig umgeben; doch kommen diese gemeiniglich nicht aus allen vier, sondern nur aus zween, einander gegen über stehenden, Winkeln, und zwar aus jedem drey kleine, in viele kurze Aestchen verbreitete Stiele, welche viele kleine, gelbliche Blümchen tragen. Der ganz kleine Kelch ist vierfach ausgezacket; das fast platte Blumenblatt in vier Einschnitte getheilet, und vier Staubfäden umgeben den einfachen Griffel. Die trockne Frucht besteht aus zween Saamen. Die untern Blumen sind gemeiniglich nur männliche, und überhaupt sieht man viele abfallen, welche keinen

keinen Saamen nach sich lassen. Dieses scheint aber nicht natürlich, sondern vielmehr ein kranker Umstand zu seyn, und vom Mangel der Nahrung zu entstehn; daher auch das Geschlecht Valantia nicht unbillig mit dem Meyerkraute vereiniget werden könnte. Es wird unter die Wundkräuter gezählet, aber selten gebrauchet. Daß der Trank davon innerlich genommen, und die Pflanze äußerlich aufgeleget, die Brüche heile, glaubet heut zu Tage niemand.

Ein eigenes Geschlechte hingegen ist

das kleine Creutzkraut, Crucianella Linn. Der Kelch besteht aus zween steifen, lanzenförmigen, vertieften Blättchen. Das trichterförmige Blumenblatt hat eine lange, dünne Röhre, und einen, in vier spitzige, einwärts gebogene Einschnitte getheilten, Rand. Die vier Staubfäden sitzen in der Blumenröhre und der Fruchtkeim zwischen dem Kelche und dem Blumenblatte. Der Griffel theilet sich in zween Staubwege. Die Frucht ist gleichsam doppelt, oder besteht aus zween, mit einander verwachsenen und in einem besondern Behältnisse eingeschlossenen Saamen.

1) Das breitblätterichte kleine Creutzkraut, Crucianella latifolia Linn. Aus der fäserichten Wurzel treiben viele dünne, viereckichte, einigermaßen rauhe, knotichte, gemeiniglich auf der Erde liegende Stängel. Aus den Knoten von unten bis oben kommen viele Zweige, und um dieselben sitzen gemeiniglich vier, bisweilen auch sechs kurze, lanzenförmige, aschfärbige und rauh anzufühlende Blätter. Die Aeste endigen sich mit einer langen Blumenähre, welche wegen des Standes der Blumen selbst viereckicht ist. Das Blumenblatt ist ganz klein, weißlicht. Es wächst in Creta und um Montpellier.

2) Das schmalblätterichte kleine Creutzkraut, Crucianella angustifolia Linn. ist der vorigen Art fast ähnlich; die Stängel aber stehen aufgerichtet, und fast allemal umgeben jeden Knoten sechs schmälere Blätter. Es wächst auch in Creta und um Montpellier.

3) Das Montpellische kleine Creutzkraut, Crucianella Monspeliaca Linn. wächst um Montpellier und in Palästina. Die dicken Stängel liegen auf der Erde, die Zweige aber richten sich in die Höhe. An den untern Knoten sitzen vier eyförmig zugespitzte, an den obern aber fünf oder sechs schmale spitzige Blätter. Das übrige kömmt mit der ersten Art überein.

4) Das kleine Seecreutzkraut, Crucianella maritima Linn. wächst auch um Montpellier und

in

in Creta. Die viereckichten, eine Spanne, oder auch Fuß lange, feste, holzichte Stängel entspringen aus einer starken, holzichten, röthlichten Wurzel. Stängel und Zweige sind knoticht, und um die Knoten sitzen vier steife, weißlichte, lanzenförmige Blätter. Die Blumenähre besteht aus vielen, einander gegen über gestellten, und mit eyförmigen Deckblättern besetzte, Blumen, welche sich den Tag über schließen, und zur Nachtzeit öffnen, auch alsdenn einen angenehmen Geruch von sich geben. Das Blumenblatt hat fünf Einschnitte, auch zählet man fünf schwarze Staubbeutel.

Diese Pflanzen alle haben kein besonder Ansehen, und die drey ersten müssen jährlich aus dem Saamen erzogen werden, die vierte dauert im Lande.

Creutzlein.

S. Creutzblume.

Creutzqualle.

Mit diesem Namen beleget man des Linné Medusa cruciata. Es sind aber die Medusae des gedachten Naturforschers diejenige gallertartige Meergeschöpfe, welche an den Seeküsten bey Hamburg, Lübeck, und in Holland, den Namen Kwallen, oder Quallen führen, weil sie einer runden, zähen Rotzmasse ähnlich sehen; und da viele derselben durch ihre ätzende Schärfe ein Brennen verursachen, so bekamen sie bey den Alten den Namen urtica marina. Man rechnet diese Geschöpfe zum Thierreich und eignet ihnen einen Mund zu, den sie unten in der Mitte führen; ihre Gestalt ist wie eine Halbkugel, die inwendig hohl ist, wiewohl sie verschiedene längliche, gedruckte und geschobene Gestalten annehmen, sich immer drehen und wälzen, im Wasser auf- und niedersteigen, fortschießen oder stillestehen, je nach dem es ihnen gefällt. Ihre Größen sind sehr verschieden; man trifft sie von einem Zoll bis über einen Schuh im Durchschnitte an. Unter den zwölf Arten, die bisher bekannt sind, ist die Creutzqualle eine der bekanntesten, und wird häufig am Holländischen und Deutschen Strande gefunden, wo sie vermuthlich von sehr kleinen Seeinsecten oder Würmern leben. Die besondere Benennung dieser Art entsteht von einem weißen Creutz mit erweiterten Enden, welches sie oben in der Mitte ihrer Oberfläche führet, und in dessen jedem Ende ein schwarzer Punct befindlich ist. Die übrige Masse ist gallertartig, bläulich, und durchsichtig, der Rand ist mit vielen Fasern besetzt, und wenn sich der Körper zusammenzieht, oder verkleinert, so dehnen sich diese Fasern zu einer beträchtlichen Länge. Lin. gen. 297. sp. 2.

Creutz-

Creutzschaale.

Die Creutzschale ist eine ovale Venusmuschel, welche inwendig weiß, und saffrangelb gefleckt, auswendig aber mit Creutzstrichen besetzet ist. Sie kömmt aus Ostindien und fällt nicht oft vor. Linneus nennet sie gen. 309. Sp. 149. Venus decussata.

Creutzspinne.

Man kennet das hier bezielte Geschöpfe fast allenthalben unter obigem Namen, da sie fast durch ganz Europa bekannt ist. Das Creutz, welches sie auf dem Rücken des hintern Körpers führet, besteht aus lauter weißen Puncten; der hintere Körper ist herzförmig, außer dem Creutz braunroth, oder braungrau, und wird oft so groß und dicke wie eine große geweichte Erbse, oder kleine Haselnuß. Ihr Gewebe ist senkrecht, zierlich, und oft drey Schuh im Durchmesser. Sie spinnt es zwischen entfernten Aesten der Bäume, hält sich im Mittelpunct auf, und schüttelt oft das ganze Nest mit einer zitternden Bewegung, fällt auch zuweilen an einem Faden schnell herunter, schauet sich um, und steiget sodann wieder in die Höhe.

Creutzwanze.

Diese Wanze wird von dem Ritter Linné gen. 226. sp. 80. nicht unartig Cimex Andreas genennet; denn die Zeichnung auf dem Rücken hat die Gestalt eines St. Andreas Creutzes. Uebrigens ist sie blutroth, doch sind die Fühlhörner, Schenkel, Schnautze und Flügel schwarz. Diese Art wohnet in den Wäldern auf der Insel Jamaica, und gehöret in die achte Abtheilung des Wanzengeschlechts, derer nämlich die länglicht sind.

Creutzwurz.

S. Anblatt, Enzian und Fieberklee.

Crocodill.

Crocodill, S. Krokodill, auch unsere Artikel Alligator, S. 186. und Cayman, S. II. 81.

Cronenkraut.

S. Salzkraut.

Cronenwicke.

Coronilla. Die Blumen stellen ein breites Köpfchen, oder einen einfachen Schirm vor. Der kleine einblättrige Kelch ist in zween Lippen zerschnitten, und die untere wieder in drey, die obere in zween kleine Zähne abgetheilet. Die Blumenblätter sind Schmetterlingsförmig gestellet; das Helmblättchen ist herzförmig und ganz zurückgeschlagen, die Flügel sind viel kürzer, stumpf, oberwärts dicht an einander gele-

get, und das Schiffchen gemeiniglich noch kleiner, spitzig und zusammengedrückt. Von den zehn Staubfäden sind neune mit einander verwachsen, der zehnte stehet einzeln. Der länglichte Fruchtkeim endiget sich mit einem dünnen, aufwärts gerichteten Griffel und dieser mit einem kleinen stumpfen Staubwege. Die Schote ist lang, rundlich, gerade, auf der Oberfläche ungleich, zwischen den Saamen zusammenzogen, und theilet sich in so viele Stücke, als Saamen darinnen enthalten sind. Doch findet sich bey einigen Arten hierinnen einige Verschiedenheit.

1) Die buntfärbige Cronenwicke, Peltschen, falsches Saintfoin, Coronilla varia L. wächst auf Anhöhen und Hügeln und blühet im Sommer. Die fäßerichte, dauerhafte Wurzel treibt ästige, auf der Erde liegende, gestreifte, und jedesmal an dem Orte, wo das Blatt ansitzet, gekrümmte Stängel. Die wechselsweise gestellten Blätter sind gefiedert, und bestehen aus sechs bis acht Paar glatten, eyförmigen, und mit einer kurzen Vorragung des Nerven geendigten Blättchen, das letzte Blättchen stehet einzeln. Der Stiel und die Hauptribbe des Blattes sind durch eine Furche ausgehöhlet und gemeiniglich mit einigen kleinen Stachelchen besetzet, welche jedoch bey den, im Garten erzogenen, Pflanzen mangeln. An dem Blattstiele sitzen zween schmale Blattansätze, welche an den Zweigen anliegen, wie man dieses auch von dem ersten Paare der Blättchen selbst bemerket. An den Winkeln kommen lange, gestreifte Blumenstiele und das Blumenköpfchen bestehet aus acht bis zwölf Blumen. Die Fahne ist purpurfärbig und gestreift, die Flügel sind fleischfärbig, das Schiffchen ist mehr weiß, die Spitze davon aber hochroth, und der unterste Theil zweyspaltig und auf beyden Seiten mit einer Erhebung besetzet, woselbst die Flügel anhangen. Die Schoten sind viereckicht, durchaus in Gelenke abgetheilet, und richten sich in die Höhe. Die Pflanze empfiehlet sich wegen der angenehmen Blumen; im Garten bekömmt sie ein besseres Ansehen; die Stängel breiten sich weit aus einander, und da selbige sowohl in sandigen als tonigen Grunde vorkömmt, hat man selbige, als ein Futterkraut, zum Anbaue empfehlen wollen. Miller meldet auch, man säe sie wirklich in England und bediene sich solcher zu den künstlichen Wiesen. Hr. von Haller aber meldet, wie die Versuche, so er selbst damit angestellet, jederzeit mißlungen, und die Saamen allzuschwerlich zur Reife gekommen. Sie dauert aber in der Wurzel, und kann dadurch fort-

fortgepflanzet werden. Man will beobachtet haben, daß das Vieh, welches an Oerter, wo sie wächst, geweidet worden, selbige gänzlich unangerührt stehen lassen. Die Stängel und Zweige sind vielleicht zu hart, uud daher ist auch der Anbau zum Futter nicht anzurathen.

2) Die Scorpionscronwicke, Scorpionsfenne, Coronilla Emerus L. ein immergrünender Strauch mit vielen schwachen ausgebreiteten Aesten, und gefiederten Blättern. Fünf oder sieben längliche, oder verkehrt eyförmige, mit einer kleinen Vorragung geendigte, unterwärts etwas graulichte Blättchen sitzen auf dem gemeinschaftlichen Stiele, bey dessen Ursprung zween kleine, bräunlichte, bald vertrockende Blätteransätze sich befinden, selbst aber auf einer bräunlichen Erhebung ruhet, von welcher Streifen abgehen, so durch die Aeste hinlaufen und selbige eckicht machen. Die Blumenstiele kommen aus den Enden der Aeste und jeder trägt zwo auch drey Blumen. Die Blumenblätter sind gelb, und der untere schmälere Theil derselben ist länger als der Kelch. Die Fahne steht merklich von den übrigen ab; das Schiffchen hat seitwärts eine Erhebung, woselbst die Flügel ansitzen; wächst um Montpellier, Genev, Wien, blühet bey uns im Sommer, und trägt selten Saamen; man kann aber die Pflanze durch die junge Brut, welche zuweilen um die alten Stöcke hervorkömmt, wie auch durch Zweige vermehren. Unsere Winter hält sie nicht im freyen aus, muß daher im Scherbel erhalten, und im Winter in das Glashaus gesetzet werden. Verlanget übrigens wenig Wartung, nimmt mit jeder Erde vorlieb, und geht nicht leicht ein.

3) Die Valentinische Cronwicke, Coronilla Valentina L. Ist auch ein Strauch. Die gefiederten Blätter bestehen gemeiniglich aus neun ey- oder herzförmigen, gleichsam mit Staube bedeckten Blättchen, und da die Spitze derselben rückwärts gebogen ist, scheinen solche gleichsam abgefressen. Bey den Stielen sitzen zween rundliche Blätteransätze, welche zur Blüthzeit abfallen. Die Aeste endigen sich mit gelben Blumenschirmen, welche, sonderlich zur Nachtzeit, einen starken Geruch von sich geben. Der schmale Anfang der Blumenblätter ist nicht merklich länger, als der Kelch. Die langen Saamenschoten sind rundlich, und in Querstücke abgetheilet. Diese wächst in Spanien und Italien, und wird in unsern Gärten, wie die vorige, unterhalten und gewartet.

4) Die Beilförmige Cronenwicke, Beilkraut, Beilpflanze,

Hellpartenkraut, Coronilla' Securidaca L. Viele Schriftsteller, auch unter den neuern Herr von Haller und Ludwig, sondern diese Pflanze von der Cronwicke ab, und machen daraus ein besonderes Geschlecht, indem theils die Schote, welche zwar, wie bey jenen, gleichsam aus vielen Stücken zusammengesetzet scheint, jedoch aber platt gedrücket, und mit dem langen Griffel geendiget ist, theils die Saamen platt und viereckicht sind. Der Stängel ist schwach, etwan einer Ellen hoch, und in Aeste getheilet. Die gefiederten Blätter bestehen aus acht oder neun Paar herzförmigen, und mit einem zarten Fortsatze geendigten Blättchen, welche sich zur Nachtzeit in die Höhe schlagen, und gegen den Anfang des Stieles sich biegen. Die nackenden Blumenstiele tragen einen dichten Schirm. Die Blumenstiele sind unterwärts haaricht, und die Stängel gestreifet. Die Blumen sind gelb, die Fahne innerlich mit rothen Linien bezeichnet. Sie wächst in Spanien, Italien und der Schweitz, ist ein Sommergewächse, welches bey uns im freyen Garten erzogen wird und daselbst im Juli blühet, auch reifen Saamen trägt.

Cronwittbaum.

S. Wachholder.

Croton.

Croton L. Hr. Planer hat dieses Geschlecht Krebsblume genennet; es enthält solches viele Arten, von welchen verschiedene unter besondern Namen bekannt; als Cascarille, Granadiglia, Lackgummi, Tournesol, welche wir auch unter diesen angeführet haben. Alle tragen männliche und weibliche Blumen auf einer Pflanze. Die erstern sind ganz klein, haben einen walzenförmigen, fünffach eingekerbten Kelch, und fünf ähnliche Blumenblätter, welche aber zuweilen gänzlich mangeln, fünf kleine, im Boden befindliche Drüsen, und zehn bis funfzehn unterwärts mit einander vereinigte Staubfäden. Die weibliche bestehen aus einem vielblättrigen Kelche, ohne Blumenblätter, und drey zweyspaltigen Griffeln mit auswärts gebogenen und getheilten Staubwegen. Die Frucht ist gleichsam in drey Theile abgetheilet, und dreyfächericht; jedes Fach öffnet sich mit zwo Klappen, und enthält einen großen eyförmigen Saamen. Wir bemerken hier noch

1) Den silberfärbigen Croton, argenteum L. Der eckige Stängel ist ohngefähr einen Schuh hoch, und treibt viele, fast bis an die Enden nackende Aeste; die herz- oder eyförmigen Blätter sind unterwärts wollicht, und

am Rande eingekerbet; die Blumenähren treiben aus den Enden der Aeste hervor. Der Fruchtkeim zeiget drey zotige Deckblätter. Die Pflanze wächst in Amerika, und ist jährig; wird auf dem Mistbeete aus dem Saamen erzogen.

2) Talgcroton sonst Talgbaum genannt, Sebiferum Linn. Ein kleiner ästiger Baum in China, welcher unserer gemeinen Esche ziemlich ähnlich seyn soll. Er trägt eyförmig zugespitzte, völlig ganze, glatte, mit zwo Drüsen besetzte Blätter. Die gelben Blumen stellen Trauben vor. Die Frucht ist mit einer harten, glatten, dreyeckigen Schaale bedecket, und enthält drey kleine Saamen, deren jeder mit einer dünnen, weißen Talghaut umgeben ist; aus dieser verfertigen die Chineser Kerzen, oder die sogenannten Lapptjacksslichter.

Cruzete.

Crucita Linn. wächst in Amerika; der hohe Stängel trägt einander gegen über gestellte, lanzenförmige, völlig ganze Blätter, und Blumenähren. Von den drey Kelchblättchen ist eines schmal und spitzig, zwey aber sind eyförmig und vertieft; von den vier fast ähnlichen, eyförmigen Blumenblättern sind zwey vollkommen ganz, zwey aber am Rande zerrissen. Vier kurze Staubfäden umgeben den kurzen zweyspaltigen Griffel. Der Saame wird von den Blumenblättern eingewickelt. In der Murrayischen Ausgabe werden die Blumenblätter gleichfalls für den Kelch ausgegeben, und also ein doppelter Kelch, ohne Blumenblätter, diesem Geschlechte zugeeignet.

Crystallen.

Crystalli; unter dem Wort Crystallen versteht man eigentlich alle salinischen Körper, welche in fester Gestalt erscheinen, und eine gewisse Figur haben. So hat man Crystallen, welche aus einem Sauren und einem Metall, wie der Eisen und Kupfervitriol, und andere metallische Salze; ferner aus einem Sauren und einem Alkali, wie der Salpeter und andere dergleichen Mittelsalze; und aus einem Sauren und einer Erde, wie der Alaun bestehen. Alle dergleichen salinische Substanzen, welche eine bestimmte Figur zeigen, werden Crystallen, oder crystallisirte Salze genannt. Man hat aber auch diesen Namen bloß festen Substanzen gegeben, welche unter einer gewissen Figur zum Vorschein kommen, unerachtet sie im übrigen kein Merkmal eines Salzes haben; z. E. so hat man crystallisirten Kies, crystallisirtes Zinn, oder Zinngraupe, u. s. f. Es ist also das Wort Crystall ein allgemeines Wort, wodurch ein fester

fester Körper angezeiget wird, der in einer bestimmten und dem Bergcrystall ähnlichen Figur zum Vorschein kömmt. S. Pörners Anmerk. über allgemeine Begriffe der Chymie. 1 Th. S. 153.

Crystallisation.

Crystallisirung, Crystallisatio; unter dieser Benennung wird verstanden, wenn Substanzen sich aus einem flüßigen Zustande in einen festen begeben, doch also, daß sie, wenn die Vereinigung der Theile geschieht, Körper von einer regelmäßigen und bestimmten Gestalt, wie der natürliche Bergcrystall, annehmen. Es ist wahrscheinlich, daß der Name Crystallisation von dem Aehnlichwerden und Aehnlichseyn mit dem Bergcrystall entstanden ist.

Crystallinse.

S. Auge, Augapfel.

Cuandu.

Eine Art von Stachelschweinen, die man nur in Amerika findet, wo sie auch unter den Namen Coendu, Tlacuatzin und Hoitztlacuatzin bekannt sind, wie bereits oben unter dem Artikel Coendu, wo wir eine Beschreibung von diesen Thieren gegeben haben, angemerket worden ist.

Cubeben.

Schwindelkörner, Cubebae officin. Ob diese, von den Arabern mit dem Namen belegten, Früchte bereits den Griechen bekannt gewesen oder nicht, läßt sich nicht wohl bestimmen, wie denn auch noch unbekannt, von welcher Pflanze oder Baume solche abstammen. Gemeiniglich hält man selbige für eine Art Pfeffer, zumal selbige der Gestalt und dem Geschmacke nach damit ziemlich übereinkommen. Sie werden aus Java und Ceylon zu uns gebracht. Es sind trockne, runde Früchte, dem Pfeffer ziemlich ähnlich, mit einem langen, dünnen Stiele, daher sie auch zuweilen Schwanzpfeffer genannt werden. Sie zeigen äußerlich eine braune, oder graulichte, runzlichte, oder glatte, dünne Schale, unter welcher ein weißlichter Kern liegt. Man unterscheidet zwo Sorten. Einige sind leicht, runzlicht, und ihr Kern ist klein und welk; dieses sollen unreife Früchte seyn. Die reifen aber haben eine glatte Oberfläche, ihr Kern ist dicke, und die Frucht ist schwer. Dieses sind die besten. Sie enthalten ein feines, gewürzhaftes, wesentliches Oel. Sie erwärmen, trocknen aber, stärken die Nerven, und sollen vorzüglich dem Haupte und Gehirne dienlich seyn; daher man sie vornehmlich beym Schwindel, Schlagflüssen und Lähmungen angerühmet. Sie befördern die Verdauung, treiben

ben die Winde, und können überhaupt mit andern Gewürzen in Vergleichung gesetzet werden. Sie haben vor andern nichts besonders. Man kann solche im Pulver zu einem halben Scrupel, oder auch in Wein eingeweichet, verordnen; gemeiniglich bedienet man sich der, mit Zucker überzogenen Cubeben, und kauet selbige.

Cubricunha.

Cubricunha, oder Lingoada der Portugiesen, der Brasilianer Aramaca nach dem Marcgrav, eine Gattung von der Solea, Holl. Tonge, Deutsch, Sohle, Zunge, Solea 8. des Kleins. S. unsern Artikel, Aramaka, S. 370.

Cuculliten.

Voluriten, Wellen- und Tutenschnecken; Voluriti, Cuculliti; sind eine Art versteinerter, länglichtgewundener Meerschnecken. Sie haben fast die Gestalt einer Papiertute.

Cucumern.

S. Gurke, und Sprizgurke.

Cucuri.

Cucuri des Marcgravs, eine Art von Hundfischen in Brasilien, der Portugiesen Cassaon; S. Spitznase, Galeus, 10. Klein.

Cudus.

S. Kudus.

Cuetlachli.

Dieses ist die Indianische Benennung des Mexikanischen Wolfes, welcher auch unter dem Namen Xoloitscuintli bey einigen Schriftstellern vorkömmt, und sonderlich wegen seiner Farbe merkwürdig ist. Er hat fünf Zehen an den Vorderfüßen und viere an den Hinterfüßen, lange, gerade Ohren und funkelnde Augen, wie unsere Europäischen Wölfe, mit denen er auch in Ansehung der Gestalt und der Lebensart übereinkömmt; nur ist sein Kopf etwas größer, als der Kopf unserer Wölfe, der Hals dicker, und der Schwanz nicht so haaricht. Ueber dem Rachen hat er einige große Stacheln. Der Leib ist mit grauen Haaren bedecket, und mit untermischten gelben Flecken gezeichnet. Quer über den Kopf, welcher sonst eben die Farbe hat, wie der Leib, gehen braune Streifen. Die Stirne ist ebenfalls mit gelben Flecken gezieret. An dem Halse ist ein langer falber Fleck, dergleichen sich auch auf der Brust und auf dem Bauche befindet. Die Seiten haben Querstreifen, die von dem Rücken bis an den Bauch gehen, und der graue Schwanz ist in der Mitte mit einem falben Flecken gezeichnet. Die Beine haben graue und braune Streifen. Doch giebt es auch unter diesen,

so

so wie unter den Europäischen Wölfen, in Ansehung der Farbe einige Verschiedenheit. Denn nach dem Berichte der Reisenden findet man auch Mexikanische Wölfe, die ganz weiß, oder ganz grau sind.

Cuguacu-ara.

Dieser Brasilianische Name, aus welchem der Graf von Büffon Cuguar gemachet hat, wird einem vierfüßigen reißenden Thiere, von der Gattung der Tieger gegeben, welches man nicht nur in Brasilien, sondern auch in Paraguay, im Lande der Amazonen und in andern Amerikanischen Gegenden antrifft. Es hat nicht solche Streifen, wie der gemeine Tieger, auch keine Flecken, wie der Leopard und das Panzerthier. Die Farbe seines Körpers ist ein lebhaftes Roth, das nur mit einigen schwärzlichen Schattirungen, besonders auf dem Rücken untermischet ist; daher es auch von einigen der rothe Tieger genannt wird. Das Kinn, die Kehle und alle untere Theile des Leibes haben eine weißlichte Farbe. Es hat ohngefähr die Größe eines Fleischerhundes, und ist übrigens eines der grimmigsten und grausamsten Thiere. Wenn es seinen Raub erhaschet hat, so reißt es ein Stück heraus, sauget das Blut aus, und frißt hernach das übrige. Durch Feuer kann man ihm Furcht einjagen, und es von sich abhalten.

Cuguar.

S. Cuguacu-ara.

Cugupuguacu.

Cugupuguacu, ein Brasilianischer Fisch des Marcgravs, S. Parsch, Kaulparsch, Percis 13. des Kleins; ist nach dem Catesby aus dem Sloane Hist. Iam. Tab. 247. und dessen Zeichnung, Tab. XIV. einer der schönsten, bunten und punctirten Fische, daher wir die Beschreibung desselben so fort hier mittheilen wollen. Diese Fische haben insgemein die Größe der Figur, wiewohl auch einige zweymal größer sind. Der Ring im Auge hat einen roth und gelb gemischten Glanz. Ihr Rachen ist weit und mit sehr kleinen scharfen Zähnen besetzet, am Ende des obern Kiefers aber sind auch zween große. Statt der Schuppen war dieser Fisch über und über mit einer vielfärbigen dicken Haut bedecket. Am Kopfe war er nämlich röthlich, am Rücken dunkelrothbraun, an den Seiten grün, und am Bauche weiß; dabey war er über und über mit rothen Flecken dick besprengt. Er hatte fünf Floßen, eine am Rücken, welche vorne mit starken scharfspitzigen Beinen besetzet, hinten aber glatt und weich war. Zwey Floßen stunden

den hinter den Ohren, eine unter dem Bauche, und eine hinter dem After, an deren vordern Theile zwey sehr spitzige Beine stunden. Der Schwanz war breit, und am Ende, wenn er sich ausbreitete, rund, mit einer schwarzen Einfassung. Sie werden für gute Fische gehalten, und halten sich häufig in der seichten See um die Bahamischen Inseln auf.

Cujate.

S. Calebassienbaum.

Cujavabaum.

Guajava, Psidium Linn. Die Schriftsteller beschreiben hiervon zwo Arten, und auch Hr. von Linné nimmt derselben soviel an. Die bekannteste ist

1) Der Cujavabirnbaum, Psidium pyriferum L. Ein Indianischer Baum, welcher in seinem Vaterlande auf zwanzig Fuß hoch wird, am Stamme mit einer glatten, röthlichgrünen, an den Aesten aber mit einer grünen Rinde bedecket ist, kurzgestielte, einander creutzweise gegen über gestellte, länglichte, mehr stumpfe als spitzige, mit Linien durchzogene, dunkelgrüne Blätter und aus deren Winkel lange Blumenstiele treibt. Jeder Stiel trägt nur eine Blume. Der einblättrige, glockenförmige Kelch ist in fünf stumpfe Einschnitte abgetheilet. Die fünf eyförmigen, ausgebreiteten und ausgehöhlten Blumenblätter sind weiß, und sitzen auf dem Kelche, an welchem auch die vielen kürzern Staubfäden ruhen. Der rundliche Fruchtkeim steht unter dem Kelche und treibt einen sehr langen Griffel mit einem einfachen Staubwege. Die Frucht, welche von den Holländern Granatenbirne genannt wird, ist der Gestalt und Größe nach einer mittelmäßigen Birne ähnlich, nur daß sie nach dem Stiele zu dicker und auf der Oberfläche höckericht ist; anfangs ist sie rund und grün, nachher wird sie länglicht und citrongelb. Das weißliche Fleisch bedecket viele Saamen und schmecket süßlich.

2) Der Cujavaapfelbaum, Psidium pomiferum L. ist der vorigen Art in allen ähnlich. Die mit Linien durchzogenen Blätter aber sind spitziger, und jeder Blumenstiel trägt drey Blumen. Die Frucht ist rundlicher und ihr Fleisch schmecket sauer.

Die Rinde dieser Bäume soll einen angenehmen Geruch, aber herben Geschmack haben. Die Wurzel, welche auswendig braunroth, inwendig weiß, voller Saft und lieblichen Geschmackes ist, wird wider die Ruhr und zu Stärkung des Magens gebrauchet. Die Frucht pflegen die Einwohner roh und gebraten zu essen. Selbige aber soll nach der verschiedenen Reife, auch einen

verschiedenen Geschmack und Wirkung äußern. Ehe selbige gelb wird, schmecket sie herbe und zusammenziehend und dienet alsdenn gekochet für den Magen. Wenn solche aber ganz gelb und weich geworden, soll sie dem Geruche und Geschmacke nach, den Hindbeeren gleichkommen, aber auch leicht der Gesundheit schädlich seyn, und den Durchfall erregen. In dem mittlern Zustande ist sie am besten und zuträglichsten, doch allemal gesünder gekochet. Beym Rumph lieset man wie die Frucht süße, aber trocken schmecke, und wie Heu rieche, welchen Geruch auch diejenigen, welche die Frucht gegessen, lange Zeit im Munde behalten sollen. Sie soll, nach dieser Nachricht, häufig gegessen, Verstopfung und wenn die Körner mit gegessen werden, in den Gedärmen, sonderlich im Mastdarme, währenden Durchgehen mit ihren ungleichen scharfen Ecken, große Schmerzen und öfters gar Blutflüsse verursachen. Die Frucht von der zwoten Art ist kleiner, höckericht, dunkelgrün, die äußerliche Schaale lederartig und die ganze Frucht trocken, daher selbige auch fast gar nicht geachtet wird.

Man findet dergleichen Bäume zuweilen in unsern Gärten. Sie werden aus dem Saamen auf dem Mistbeete erzogen, und wenn sie aufgegangen, in kleine, mit leichter, doch fetter Erde angefüllte Töpfe verpflanzet, und diese wieder in das Mistbeet eingegraben; doch muß man ihnen die freye Luft nicht ganz benehmen, sonst überwachsen sie sich und gehen leicht ein; gegen den Herbst setzet man die Töpfe in das Glashaus, und räumet ihnen einen mäßig warmen Platz ein. Sie wollen im Winter öfters, aber wenig auf einmal begossen seyn. Auch im Sommer bleiben sie im Glashause stehen, doch so, daß sie durch die Fenster einige Luft genießen. Hält man die Stämmchen zu kühle, werden sie weder Blumen noch Früchte tragen; wenn man sie aber gehörig wartet, werden sie leicht im dritten Jahre blühen.

Cujavenschmetterling.

Zween Tagevögel, beyde aus der Classe der Heliconier, führen ihre Namen von dem Cujavenbaume in Asien und Amerika, weil sich ihre Raupen auf selbigem aufhalten. Der erste ist des Linné Papilio Psidii, gen. 231. sp. 64. Er hat braune Flügel mit grünen durchsichtigen Bändern. Der andere ist der Papilio Charitonia, gen. 231. sp. 65. und wird im Müllerischen Commentar der Cujavenvetter genannt; derselbe aber ist an beyden Seiten schwarz,

statt braun, und führet gelbe statt grüne Bänder.

Culilawanrinde.

Bittere Zimmetrinde, Cortex Culilawan, oder Culilaban, kömmt von einem Baume, so in Amboina und den Moluckischen Inseln wächst, und vom Rumph beschrieben und abgebildet, vom Hr. von Linne' aber, nach der Murrayischen Ausgabe, zu dem Lorbeergeschlechte gezählet worden. Der Stamm ist hoch und dicke; die Aeste tragen gestielte, einander gegen über gestellte, eyförmig zugespitzte, und mit drey Nerven durchzogene, feste Blätter. Die Frucht erlanget selten ihre natürliche Gestalt, gemeiniglich wächst selbige mehr aus, wird ganz schwammicht und erhält ein anderes ungestalltes Ansehn, wie in Rumphs Abbildung zu ersehn. Die Rinde ist erst in neuern Zeiten in die Apotheken eingeführet worden. Sie ist dicke und dichte, von außen braun, inwendig blässer, hat einen angenehmen starken Geruch und gewürzhaften, scharfen Geschmack, und kömmt in beyden mit den Gewürznelken ziemlich überein. Die Indianische Compagnie soll in Amboina daraus ein Oel verfertigen lassen, welches durchgehends dem Nelkenöle gleichkömmt, auch in Holland unter dem Namen Nagelcinöles verkaufet wird. Hr. Cartheuser, welcher diese Rinde chymisch untersuchet, hat aus einem halben Pfunde, nicht völlig ein halb Quentchen Oel erhalten, welches in dem Wasser oben schwimmt, und fast ganz helle, nur ein wenig gelb gefärbet ist; der Geruch desselben hat etwas gemischtes von Nelken und Sassafras. Das zugleich mit übergezogene Wasser, sieht milchicht aus, riecht stark und hat einen scharfen, gewürzhaften, bittern Geschmack. Herr Cartheuser vermuthet, daß die frische Rinde mehr Oel gebe. Es enthält die Rinde auch fast gleiche Theile von einem harzigen und gummösen Wesen. Von einem Loth Rinde hat der Weingeist funfzig, das Wasser acht und vierzig Gran aufgelöset. Sie hat vor andern Gewürzen nichts voraus, kann jedoch am füglichsten mit den Nelken in Vergleichung gestellet werden. Sie erhitzet das Blut, befördert dessen Bewegung, stärket die festen Theile, hilft der geschwächten Verdauung, löset den Schleim im Magen und den Gedärmen auf, vertreibt Blähungen und Leibesschmerzen, stillet Brechen und Durchfall, und kann als ein Kaumittel, den Ausfluß des Speichels vermehren. Die Indianer brauchen dieselbe zu ihrem Bobori, welches eine Art gewürzhaften Breyes ist, und womit sie sich den Leib einsalben, um sowohl gut zu riechen, als sich

auch vor verschiedenen kränklichen Zufällen zu verwahren.

Auf der Insel de la Sonde wächst ein anderer Baum, dessen Rinde der Culilawan ziemlich gleich kömmt, aber bitterer, härterer und bräuner ist, und Sindoc genennet wird, welche aber bey uns selten vorkömmt.

Cunonie.

Ein Kaufmann in Amsterdam, Joh. Christ. Cuno unterhielt auf eigene Kosten einen vortreff lichen botanischen Garten, welchen er auch selbst in Versen beschrieben. Hr. Büttner, welcher dieses Gedichte durch gelehrte Anmerkungen noch vollkommener gemachet, hat diesem Kräuterliebhaber zuerst ein Pflanzengeschlecht gewidmet. Da aber solches mehr eine Art der Antholyza zu seyn scheinet, hat Hr. von Linne' mit einem andern, so Burmann nach seines Mitbürgers Namen Oosterdyckia genennet, dieses Mannes Andenken zu erhalten gesuchet. Die Pflanze wächst auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung; die Blätter stehen einander gegen über, sind gefiedert, und bestehen aus lanzenförmigen, ausgezackten Blättchen; die Blumen erscheinen an dem Ende des Stängels und der Aeste. Diese haben fünf eyförmige Kelch- und fünf dergleichen scharlachrothe Blumenblätter, zehn Staubfäden und zween Griffel mit stumpfen Staubwegen. Die zweyfächerichte Frucht enthält viele Saamen. Hr. v. Linne' hat noch an den Winkeln der Blätter und Blumen gestielte Drüßen wahrgenommen. Die Vermehrung kann am leichtesten durch die Wurzel geschehen, und ihr Geburtsort die Wartung bestimmen.

Cunradskraut.

S. Johanniskraut.

Cupanie.

Der Sicilianer und Franciscanermönch Franc. Cupanus hat die in Sicilien wachsenden Pflanzen 1692. beschrieben, auch durch andere Werke sich um die Kräuterwissenschaft verdient gemachet. Plumier hat dieses Geschlecht angegeben. Da aber die Pflanze, welche im mittägigen Amerika wächst, nachher nicht weiter untersuchet worden, hat auch Herr von Linne' die Kennzeichen der Blume nicht genau angeben können. Derselbige bringet, in der Murrayischen Ausgabe des Pflanzenreiches, selbige zu denjenigen, welche männliche und weibliche Blumen auf verschiedenen Stöcken tragen, beschreibet in den erstern drey Kelch- und fünf Blumenblätter nebst fünf verwachsenen Staubfäden; in den weiblichen aber drey Kelch- und drey Blumenblätter, einen dreyfachen

Griffel, und eine dreyfächerichte Frucht.

Cupresse.

Cupresse oder Cypresse, Cupressus Linn. trägt an verschiedenen Orten des nämlichen Baumes männliche und weibliche Blumen. Die männlichen stellen ein Kätzchen vor, welches ohngefähr aus zwanzig rundlich zugespitzten, einander gegen über gestellten Schuppen bestehet. An jeder Schuppe sind innerlich und unterwärts vier Staubbeutel befestiget. Die weiblichen bilden einen rundlichen Zapfen, welcher aus acht bis zehn eyförmigen Schuppen zusammengesetzet ist; unter diesen erscheint der ganz kleine Fruchtkeim, und viele erhabene abgestutzte Puncte, welche man vielleicht für die Griffel annehmen könnte. Die Frucht ist ein fast rundlicher, anfangs geschlossener Zapfen, welcher nachher in rundliche, oder eckichte Schuppen sich vertheilet, unter welchen kleine, eckichte Saamen liegen.

1) Der immergrünende Cupressenbaum, Cupressus semperuirens L. Man hat daraus zwo Arten gemachet, und die eine ganz falsch die männliche, die andere die weibliche genannt, indem auf allen weibliche und männliche Blumen befindlich sind. Die eine, nämlich die sogenannte männliche breitet ihre Aeste weit aus, bey der andern weiblichen aber stehen solche dichter bey einander, und geben dem Baume ein pyramidenförmiges Ansehen. Es sind aber dieses nur Spielarten, und die Lage der Aeste ist ganz zufällig. Der Baum hat einen hohen, geraden, dicken Stamm, der mit einer fast braunen Rinde bedecket ist. Das Holz ist fest, blaß oder röthlich, mit einigen dunklen Adern durchzogen. Aus dem Stamme, sonderlich von der Mitte bis an die Spitze, treiben viele Aeste, welche von den kleinen Blättchen ganz bedecket und viereckicht sind. Die Blätter selbst sind spitzig, eines in das andere gefüget, oder schuppenweise dicht über einander geleget. Die Frucht ist fast holzig. Der Baum wächst auf der Insel Creta und in den Morgenländischen Gegenden, giebt auch daselbst etwas Harz, so keinen unangenehmen Geruch hat. Es ist solcher theils wegen der Früchte, theils wegen des Holzes berühmt. Die Früchte, welche in den Apotheken Cupressennüsse, Nuces Cupressi oder Galbulae genennet werden, gehören zu den zusammenziehenden Mitteln, und werden von einigen im Durchfall und Blutflüssen in Pulver und Tränken verordnet. Man will selbige auch wider die Wechselfieber anrathen. Der innerliche Gebrauch aber ist

nicht sicher; daher man solche und den daraus bereiteten Trank nur äußerlich, um die schlappen und ausgedehnten Theile zu stärken, gebrauchen soll. Das Cupressenholz wird um deßwegen vorzüglich gelobet und hochgeschätzet, weil es nicht veraltet, nicht faulet, nicht von Würmern durchfressen wird, und beständig einen guten Geruch von sich giebt. Diese balsamische Ausdünstung ist auch an dem frischen und ungefällten Bäumen merklich wahrzunehmen, und daher haben verschiedene alte Aerzte im Morgenlande die Gewohnheit gehabt, die Kranken, so schwache Lungen hatten, auf die Insel Creta zu schicken, um durch die, wegen der daselbst häufig wachsenden Cupressen, balsamische Luft, gestärkte und gesunde Lungen zu erhalten.

In unsern Gärten sind die Cupressenbäume nicht selten, und diejenigen, welche sich pyramidenförmig erheben, haben ein gutes Ansehn. Die Erziehung geschieht durch den Saamen, welcher im März in eine lockere und mit Sand vermischte Erde in Scherben oder Kästen nicht allzu dünne, und nicht zu tief gesäet wird. Diese müssen nachher auf ein Mistbeet gestellet, und alle Tage fleißig begossen werden, weil der Saame sehr hart, und öfters wenig davon aufgeht. Im zweyten oder dritten Jahre können die Pflanzen ausgehoben und einzeln in kleine Scherbel gesetzet werden; im vierten oder fünften Jahre werden sie schon zween bis drey Schuh hoch seyn. Man kann auch die Vermehrung durch den Spalt und Anhängung der Töpfe veranstalten, auch durch abgeschnittene Aeste unternehmen; von den letztern aber werden wenige fortkommen, und die erstern langsam Wurzeln schlagen. Die Bäume machen viel Wurzeln, daher man solche alle zwey Jahr umsetzen, und an den Wurzeln beschneiden soll. Sie sind zwar nicht allzuzärtlich, und können wohl einigen Reif, aber keinen Frost ausstehn, müssen daher gegen den Herbst in Verwahrung gebracht werden.

2) Dem Lebensbaume gleichende Cupresse, Cupressus Thyoides L. In Amerika und dessen nördlichen Provinzen, als Pensylvanien, Neu Jersey wächst diese Art in den Sümpfen. Von der Farbe des Holzes, welches dem Cederholze gleichet, hat sie den Namen weiße Ceder erhalten. In Ansehung der Blätter kömmt sie dem Nordamerikanischen Lebensbaume gleich. Die Zapfen sind viel größer, als die Wachholderbeeren, und eben so wie diese blaulicht; daher man sie auch leichtlich dafür ansehen könnte; in der Nähe aber haben sie die Beschaffenheit der Cupressenfrüchte. Die Rinde des Stammes ist braunroth

roth und glatt. Der Baum bleibet Sommer und Winter über grün, wächset in seinem Vaterlande langsam, und Kalm hat an einem Baume, welcher zwo Ellen im Durchschnitte hatte, hundert und zwey und vierzig Saft- oder Jahrringe gezählet, und es sollen wenigstens achtzig Jahr erfodert werden, ehe ein vom Saamen erwachsener Baum, zum Zimmerwerke tauglich ist. Das Holz wird in Amerika zu verschiedenen Verarbeitungen gebrauchet; es ist leicht und hält sich, jedoch mehr über, als unter der Erde, lange Zeit, ehe es faulet. Es dienet gut zu Balken, welche der Luft ausgesetzet sind, und zu Dachschindeln, welche die Gebäude nicht beschweren und durch ein ganzes Menschenalter dauern. Die Boote oder sogenannte Canoen der Nordamerikanischen Völker werden aus den dicken Stämmen verarbeitet, und nebst denen vom rothen Cederholze, Iuniperus Virginiana, für die besten gehalten, weil sie gut auf dem Wasser schwimmen, und lange Jahre aushalten. Die Einwohner bedienen sich auch der Spähne statt des Thees. Das Wasser, welches man in den Cupressensümpfen findet, soll gesund seyn, und sonderlich Appetit zum essen erwecken. Es ist solches auch im heißen Sommer ganz kalt. Der verschiedene Nutzen empfiehlet den Anbau dieser Cupresse, zumal da selbige in nassen Oertern gut fortkömmt, welche sonst nicht füglich zu nutzen, oder nur mit Ellern zu besetzen sind. Diese Cupresse aber ist einträglicher als Ellern. Es kann selbige unsere Winter vollkommen gut ausstehen, und sie wächst auch recht gut in einem mittelmäßigen Boden, wenn er gleich nicht sumpfig ist. Sie wird aus dem Saamen erzogen, den man aus Amerika erhält. Man soll solchen, sobald er angekommen, in einen Kasten mit guter schwarzer Erde bringen, und diesen auf ein Mistbeet setzen, damit die jungen Pflanzen frisch und stark in die Höhe gehen. Doch soll man sie nicht zu lange daselbst stehen lassen, weil sie sonst leichtlich gegen die Kälte zu weichlich und empfindlich werden. Man hat auch in Amerika durch Versuche gefunden, daß dieser Baum im Frühjahre sich durch Zweige, welche man in ein nasses Erdreich gestecket, fortpflanzen lasse. Die untersten Aeste verlieren gegen den Winter die ältern Blätterbüschel, und machen dadurch mehr und mehr einen glättern Schafft. Man kann auch den Baum ohne viele Mühe, zu ansehnlichen Pyramiden ziehen.

3) Der im Winter nackende Cupressenbaum, die Virginische oder Louisianische Cupresse mit Acacienblättern, Cupressus disticha L. Dieser ist einer der schön-

schönsten Bäume des Nördlichen Amerika, wächst daselbst am Wasser, und steht zuweilen einige Schuh tief in selbigem. Es wachsen um selbigen, auf eine ganz besondere Art, verschiedene Storren oder Stämme von mancherley Gestalt und Größe. Einige erheben sich nur wenig über die Erde, andere sind ein bis vier Schuh hoch, und oberwärts mit einer glatten rothen Rinde bedecket. Diese kommen aus der Wurzel des Baumes, bringen aber weder Blätter noch Aeste, können auch nicht zur Vermehrung des Baumes dienen, indem sich selbiger nur allein durch den Saamen vermehren läßt. Er wird sehr hoch und erlanget unten eine außerordentliche Stärke. Catesby hat dergleichen gesehen, welche unten dreyßig Fuß im Umkreiße gehabt, und Miller meldet, daß sie auf siebenzig Fuß hoch wachsen, und einige Klaftern im Umkreiße haben. Die Aeste sind mit einer rauhen, braunrothen Rinde überzogen. Die Blätter stehen auf beyden Seiten der äußern dünnen Zweige, sind schön grün, dünne und zart, einige Linien breit, und einen Zoll lang, und fallen im Winter ab. Die Frucht ist äußerlich der immergrünenden Cupresse ähnlich; sie hat innerlich mehrentheils funfzehn Höhlen, deren obere Schuppen von ungleicher Größe und unordentlicher Gestalt sind. Jede Höhle enthält einen rundlichen, breiten Kern, welcher theils vor sich selbst harzig ist, theils neben sich ein hellrothes, flüßiges Harz hat, welches trocken ungemein durchsichtig ist. Die Vermehrung geschieht allein aus den Saamen; das junge Stämmchen erscheint nach dem Aufkeimen mit sechs bis sieben Blättern, welche neben einander an der Wurzel befestiget sind, mit ihren Spitzen auslaufen, und dadurch einen Cirkel abbilden; aus diesem erfolget ein kleiner Zweig, welcher an den Seiten seine Blätter führet, und mehrere Nebenzweige erhält. Man läßt sie bis in das dritte Jahr ihres Alters stehen, giebt ihnen so lange Schutz wider die Kälte, und kann solche hierauf in das freye Land, in nicht zu trockne und zu schlechte Erde verpflanzen. Das Holz ist von mittelmäßiger Härte, aber von langer Dauer. Hr. du Hamel rühmet den geschwinden und geraden Wachsthum, wodurch dieser Baum vorzüglich zu Mastbäumen tauglich wird. Diese aber würden noch besser seyn, wenn das Holz nicht zu schwer, und der Stamm einem Kegel zu ähnlich wäre, indem er unten zu dicke und oben zu sehr zugespitzt ausfällt. Aus einem einzigen Stamme werden in Amerika Kähne über einen Zoll dick verfertiget, welche

zwey bis dreyhundert Pfund tragen.

Von den Cupressen, deren verschiedenen Erziehung und Benutzung kann man Buchotzens Briefe II. Theil. das 38 und 39ste Schreiben nachlesen.

Curatella.

Curatella L. wächst im mittägigen Amerika, hat einen holzigen Stamm, plattansitzende, länglichte, wechselsweise gestellte Blätter und Blumen, so aus fünf rundlichen vertieften Kelch- und vier dergleichen Blumenblättern, vielen kurzen Staubfäden und zween Griffeln mit köpfigen Staubwegen bestehen. Die Frucht ist gleichsam doppelt, zweyfächericht, und enthält vier länglichte Saamen. Die Pflanze ist bey uns nicht anzutreffen.

Curcas.
S. Brechnuß.

Curcume.

Gilbwurzel, Gelbsuchtwurzel, gelber Ingwer, Curcuma L. Es sind hiervon nur zwo Arten bekannt: als

1) Die lange Curcume, Curcuma longa L. Aus der langen, knollichten, der Breite nach gestellten, mit Gelenken versehenen, äußerlich blaßen, innerlich saffrangelblichten Wurzel, sonderlich aus den Gelenken, treiben unterwärts kleine Zäßerchen, oberwärts aber lange, blätterichte Stiele, welche, indem sie einander umfassen, gleichsam einen Stängel machen, und hernach in breite, zugespitzte, oder lanzenförmige, fast dem Blumenrohre ähnliche Blätter sich verwandeln, auf deren Oberfläche viele, von der Mitte gegen den Rand gerichtete, Nerven wahrzunehmen sind. Aus einem andern Theile der Wurzel, und gemeiniglich aus den jungen Knollen kommen andere besondere Stängel, welche unterwärts nackend sind, und oberwärts sich mit einer blättrigen Aehre endigen. Es sind nämlich viele grünlichtröthliche, plattaufsitzende, zugespitzte, Schuppenweise über einander gelegte Blätter oder Scheiden, aus welchen nach und nach die purpurfärbigen, einblättrichten Blumen hervorkommen. Das Blumenblatt ist in vier Einschnitte getheilet; andere nehmen vier besondere Blumenblätter an, deren drey einander gleich und ähnlich, schmal und spitzig sind, der vierte aber größer ist. Diesen letztern hält Hr. von Linne für ein Honigbehältniß, und eignet dem Blumenblatte nur drey Einschnitte zu. Man sieht auch fünf Staubfäden, wovon aber viere unfruchtbar sind, und nur einer einen Staubbeutel trägt. Unter der Blume sitzet der rundliche Fruchtkeim, dessen einfacher Grif-

Griffel sich mit einem hackenförmigen Staubwege endigt; die trockne Frucht hat drey Fächer, öffnet sich mit drey Klappen, und enthält viele rundliche, schwarze Saamen.

2) Die runde Curcume, Curcuma rotunda L. ist dem Ansehn nach der vorigen völlig ähnlich; die Blätter sind nur etwas unterschieden, nämlich mehr ey = als lanzenförmig, und mit sehr wenigen, nach den Seiten hinlaufenden Nerven bezeichnet. Die Wurzel ist rundlich und knollicht, kömmt sonst mit der vorigen überein; da sie aber weniger wirksam, wird sie auch selten, und fast allein die lange gebrauchet.

Die lange, wie solche bey den Materialisten zu haben, ist eine länglichte, höckerichte, krummgebogene, fingersdicke, knollichte, schwere Wurzel, äußerlich grünlicht, innerlich, wenn sie frisch ist, und ganz saffrangelb, außerdem, wenn sie alt ist, viel röther; daher auch einige daraus zwo Sorten, die gelbe und rothe, machen. Die beste soll frisch, harzig, schwer und nicht wurmstichig seyn; der Geruch ist etwas gewürzhaft, aber unangenehm, der Geschmack bitterlich und etwas scharf. Die frische und grüne Wurzel enthält etwas campferartiges, wie auch goldgelbes Oel, welches einen starken Geruch und Geschmack hat. Dieses Oel, und die schleimichten, harzigen Bestandtheile, sind auch in der trocknen Wurzel wirksam genug, und sie besitzet eine Kraft gelinde aufzulösen, zu zertheilen, zu reinigen und auszuführen; daher man solche bey Verstopfung der Eingeweide vorzüglich empfohlen, auch besonders in der Gelbsucht angerühmet hat. Da der Urin bey dem innerlichen Gebrauche, davon gelb gefärbet, und häufiger abgeführet wird, kann sie auch in der Wassersucht dienlich seyn. Man kann sich selbiger in Pulver, Latwergen und Pflastern bedienen. Die Indianer gebrauchen diese Wurzel statt des Saffrans, und würzen und färben Reiß, Fische und andere Speisen damit; auch färben sie damit eine Art Pomade, womit sie sich den Leib beschmieren. Ueberall werden wollene und leinene Waaren damit gelb gefärbet, auch den Metallen giebt man damit eine gelbe oder Goldfarbe. Durch die Curcume erhält man die schönste und höchste gelbe, aber auch die unbeständigste Farbe. Mit Alaun allein wird die Farbe am prächtigsten, aber auch am meisten unbeständig. Die Farbe mit Kochsalz feste zu machen, theilet Hellot als ein groß Geheimniß denen Färbern mit; doch soll, nach anderer Vorgeben, auch dieses Mittel noch nicht zuverläßig seyn. Hr. Gadd in den Abhandlungen

der Schwedischen Akademie 29 Band 144 S. hat folgendes Verfahren am besten befunden. In einer Brühe von vier Loth Alaun, zwey Loth Weinstein, und ein Loth Kochsalz, in drey Kannen Wasser gekochet, leget man ein Pfund wollen Garn, läßt solches darinnen eine Viertelstunde kochen, nimmt es hernach heraus, und trocknet es ohne abzuspielen. Nachdem werden zwey Loth Curcume, in drey Kannen Wasser gekochet, das wollene Garn hineingethan, und eine halbe Stunde umgerühret, da es denn eine schöne gelbe Farbe erlanget hat. Diese gefärbte Waare, ob sie gleich eine Viertelstunde lang in kochend heißer Lauge und Seife probiret worden, und zwar in einem zugedeckten Gefäße, hat durch das Absieden wenig von ihrer Farbe verloren. Die Versuche, welche Hr. Pörner mit der Curcume in Ansehung des Färbens angestellet, verdienen hierbey nachgelesen zu werden.

Beyde Arten wachsen in Indien, sonderlich in Malabar, Ceylon und den Moluckischen Inseln. Ja es ist fast kein Garten im Orient zu finden, wo sie nicht gebauet werden sollte. In unsern Gärten hingegen wird man sehr selten dergleichen Pflanzen antreffen, daher wir auch von der Wartung nichts erwähnen.

Curema.

Ein Brasilianischer Fisch des Marcgravs; eine große und dicke Gattung der Tainha der Portugiesen, welcher bey den Brasilianern und dem Marcgrav allerdings seinen eigenen Namen Parati hat, und nicht bloß von selbigem unter dem Holl. Namen, Pastor, Harder, angeführet wird, wie etwan de Läte: nomen Brasiliense ab Auctore non proditur; anmerken wollen. Er gehöret sonst unter die Mugiles, Meeralete, mit dem Beynamen, Americanus, S. Meeräsche, Cestreus 3. des Kleins.

Curier.

Die Cicindela Campestris, im Linneischen System gen. 210. sp. 1. wird vom Müller der Curier genennet, wodurch auf die Hurtigkeit dieser Thierchen, deren Geschlecht er Sandläuffer nennet, angespielet wird; daher er auch die übrigen Arten mit ähnlichen Namen, als Läufer, Bothe, Postknecht, Estafete, Fußgänger, Wanderer, Jäger, Expresser, und dergleichen beleget. Obgemeldeter Curier aber ist sammetartig grün, und hat auf den Flügeldecken fünf weiße Puncte, pranget aber unten her mit einem Kupferglanz; diese Art wird in Holland gefunden.

Curimata.

Curimata des Marcgravs, S. Trutte, Fohre, Trutta 13. Klein.

Curuata.

Curuata Pinima Marcgravs. Bointo Lusit. welcher Artikel, B. I. S. 903. nachzusehen, und Pamuchel, Callarias imberbis 4. Kl.

Curui.

Der Curvi ist, nach der Naturgeschichte von Peru, ein ungemein sonderbarer Fisch. Er ist nur einen Fuß lang: er hat aber auf der Oberlippe zwey Hörner, die nach jeder Seite beweglich, acht Zoll lang, im Anfange eine Linie dicke, am Ende spitz und goldfarbig sind. An dem äußersten Ende der Unterlippe hat er noch vier andere Hörner, wovon ihrer zwey sechs Zoll, und die beyden andern drey Zoll lang sind; alle mit den beyden auf der Oberlippe von einerley Farbe und Biegsamkeit. Sein Kopf ist platt. Gegen oben zu hat er sechs Floßfedern, zwo unter den Ohren, die mit einer sehr harten, wie eine Säge gezackten Gräte anfangen. Unten und gegen die Mitte des Bauches sieht man an ihm noch eine andere Floßfeder, die aus sieben Stacheln bestehet, welche sich gegen ihre Enden in viele Zacken vertheilen. Ueber dem After, und noch stets unter dem Bauche, ist eine andere Floßfeder, die gleichfalls aus sieben Gräten besteht, welche an ihren Enden zertheilet, und auch mit einem grauen Häutchen bedecket sind. Zwo andere Floßen haben ihren Sitz auf dem Rücken. Die erste nimmt ihren Ursprung auf dem Kopfe, fängt mit einer Gräte an, die wie eine Säge gezacket ist bey dem Milchner, bey dem Rogner aber ganz gleich ist; auf diesem folgen sechs andere, die mit einer den andern gleichen Haut bedecket sind. Die zwote, welche gegen den Schwanz zu und ihrem Baue nach ganz unterschieden ist, hat sehr dünne Gräten in großer Anzahl, ohne die geringste Zertheilung an ihrem Ende, und so, wie alle andere bedecket. Der Schwanz des Curvi ist gegen die Mitte durch eine blaulichte Linie in zween Theile getheilet, die ihren Anfang bey dem Luftröhrengange hat, und sich in den Winkel der Theilung endiget, welcher durch die beyden Theile gemachet wird. Auf dem obern Theile einer jeden Seite des Leibes, giebt es drey Reihen grauer Flecke, welche hinter dem Kopfe anfangen, und sich gegen den Schwanz zu endigen. Dieser ganze Theil ist von einer bloßen Goldfarbe, welche immer abnimmt, indem sie sich der Theilungslinie nahet. Der untere Theil hat nur zwo Reihen von einer

nem hellgrau auf silberfarbnem Grunde, welcher diesen Theil angenehm machet; und die Veränderung der beyden Farben, die sich unvermerkt vermengen, giebt diesem Fische einen allerliebsten Glanz. Sein Fleisch ist außerdem von einem vortrefflichen Geschmacke. Er hat keine Schuppen. Alle äußere Theile aber sind mit einer sehr schönen Haut bedecket. Alles nach dem Journal des P. Feuillée, T. I. p. 220. und der Samml. A. R. XVI. 154.

Cururuca.

Ein Brasilianischer Fisch des Marcgravs und Gattung der Portugies. Coruina, und Brasilianischen Guatucupa, einer Art der Schelvische der Holländer: S. auch Coruina, unsern Artikel, II. 233. Er ist ein Flußfisch, länglichen Leibes zu einem und einem halben Fuß; hat ein ziemlich weites Maul, und schwarze Augen mittler Größe; sieben Floßen; eine über den ganzen Rücken, bis an den Schwanz fortlauffende, doch getheilte, davon der vordere Theil fast drey Fingerbreiten lang und breit, dreyanglicht und mit Finnen unterstützet, der hintere Theil aber länger und kleiner oder niedriger ist; der Schwanz ist fast viereckicht. Er hat silberne, mit Gold und wenigen braun vermischte, Schüppchen, meistens auf dem Rücken, und an den Seiten. Die Floßen sind an diesen beyden Theilen, wie auch am Schwanze, aschfarbig, an der Mitte des Bauches aber gelblich und bräunlich. Er ist ein eßbarer Fisch.

Cylindercoralle.

Unter dieser Benennung wird des Linne Madrepora Organum gen. 337. sp. 26. verstanden, welche eigentlich am Gothlandischen Strande gefunden wird. Sie besteht in einer Sammlung gleichweit von einander entfernet stehenden, glatten, und cylindrischrunden Röhrchen, in der Dicke eines Strohhalms, welche durch etliche gleichweit über einander liegende Zwischenwände in einer Masse beysammen gehalten werden, durch welche sie gleichsam durchgestecket zu seyn scheinen. Nun haben zwar diese Röhrchen oben keine Sternchen, obgleich ihr Rand eingekerbet ist, aber auf den Zwischenwänden, die sich etwas von den Röhren herabsenken, sieht man doch sternförmige Strahlen fortlaufen. Und also ist ihr der Platz mit Recht unter die Madreporen, oder Sterncoralle angewiesen.

Cylinderschnirkel.

So wird eine gewisse Nordische Schnirkelschnecke der süßen Wasser genennet, welche cylindrisch-

lang, jedoch nicht grösser als ein Rockenkorn ist. Sie hat eine dünne blasse Schale, und die Lippe ist mit einem feinen Rande umgeschlagen, die Spitze hingegen ist oben stumpf. Aehnliche etwas größere Arten von brauner Farbe werden in den Sümpfen Deutschlands gefunden. Sie ist des Linné Helix Cylindrica. gen. 328. Sp. 696.

Cylindriten.

Rhombiten, Walzenschnecken; Cylindriti, Rhombiti, sind eine Art länglicht gewundener Meerschnecken, deren Enden sich in die Runde cylindrisch beugen.

Cymbelblume.

S. Helleborinkraut.

Cymbelkraut.

S. Löwenmaul.

Cymbeln.

S. Türkischerbund.

Cynometra.

Cynometra L. Hr. Dietrich hat dieses Geschlecht Hundsschamm übersetzet. Da viele Pflanzen von dem Hunde und dessen Theilen ihre Namen erhalten, und wir selbst eine, unter dem bekannten Namen Hundszunge, anführen müssen, so tragen wir Bedenken die Anzahl derselben zu vermehren, und wollen wenigstens lieber die Griechischen Namen behalten, als solche übersetzen, indem, wie wir schon mehrmals erinnert, jene besser klingen, und von wenigern verstanden werden. Die Cynometra wird von Hr. Planern wegen der mit Warzen besetzten Frucht, Höckerig genannt. Der große gefärbte Kelch besteht aus vier Blättern, oder ist in vier Einschnitte getheilet, deren zween einander gegen über gestellt, vertieft und breiter, als die beyden übrigen sind. Die fünf Blumenblätter sind einander ähnlich, lanzenförmig, zugespitzt. Die zehn Staubfäden doppelt so lang, als die Blumenblätter. Der einfache Griffel endiget sich mit einem stumpfen Staubwege. Die Frucht ist eine fleischichte, höckerichte, zusammengedrückte, mondförmige Schote, und enthält einen einzigen großen nierenförmigen Saamen. Es sind zwo Arten bekannt.

1) Die Cynometra mit blühenden Aesten, Cynometra ramiflora L. ist ein sehr hoher und starker Baum, mit einer schwärzlichen Rinde bedecket und oberwärts in viele Aeste verbreitet, an welchen in doppelten Reihen, länglichtrundliche, dichte, glatte, glänzende, oberwärts dunkele, unterwärts hellgrüne Blätter sitzen. Zwischen den Blättern der Aeste kommen die kleinen, weißen Blumen einzeln zum Vorschein. Im

Malabarischen Garten werden diesen nur vier Blumenblätter und acht Staubfäden zugeeignet. Die länglichtrunde, ungleiche, gestreifte Frucht, ist fast den Kürbissen ähnlich, und enthält unter einer dicken, lederartigen Schaale ein weiches Fleisch, und unter diesem einen weißlichten, dichten Kern. Die Frucht öffnet sich bey vollkommener Reife in zween Theile und zeiget den Kern bloß. Die Einwohner Indiens nutzen diesen Baum bey verschiedenen Krankheiten. Die Wurzel eröffnet den Leib. Die Blätter in Milch gekochet, dienen bey der Engbrüstigkeit und der Gelbsucht; aus den Kernen wird ein Oel bereitet, welches die Krätze heilt. Die Frucht wird nicht gegessen.

2) Die Cynometra mit blühenden Stamme, Cynometra cauliflora L. Der Unterschied besteht sonderlich hierinnen, daß die Blumen und Früchte nicht an den Aesten, sondern an dem Stamme selbst zum Vorschein kommen. Von diesem Baume sammlen die Indianer die reifen Früchte, und essen solche roh, um den Durst damit zu löschen. Die Holländer schälen die Schaale ab, schneiden sie in Stücke, und reiben sie mit Zucker und Wein ab; durch welche Zubereitung selbige eine gesunde Speise werden, und den Magen, auch übrige Eingeweide stärken sollen.

Beyde sind außer ihrem Vaterlande, welches Ostindien ist, wohl nicht anzutreffen.

Das andere, von Hr. Linné vom Hunde genannte, Geschlecht, ist.

Cynomorium. Hr. Dietrich nennt die Pflanze Hundsruthe. Es giebt nur eine Art, nämlich scharlachrothes Cynomorium, Cynom. coccineum L. welches auch unter dem Namen Maltheser oder Melitenser Schwamm bekannt ist. Es wächst diese Schmarotzerpflanze auf den Wurzeln anderer, an dem Meere, in Jamaika, Mauritanien, Maltha und Sicilien wohnenden Pflanzen. In Mauritanien kömmt sie im Christmonath oder Jänner zum Vorschein, blühet im April oder May und verwelket im Heumonathe. Dem äußerlichen Ansehn nach scheint sie unter die Schwämme zu gehören, nach den Fruchtwerkzeugen aber ist sie davon gänzlich unterschieden. Sie hat keine eigene Wurzel, sondern ihr Stamm sitzet unmittelbar auf den Wurzeln anderer Pflanzen, und treibt nur an dem untern Theile einige sehr einfache Fäserchen heraus. Der Stamm, welcher die ganze Pflanze ausmachet, ist gemeiniglich einen halben Schuh lang und fingersdicke, und in der Jugend mit eyförmigen, spitzigen, weißen, wie Dachziegel über einander liegenden Schuppen bedecket,

cket, welche zur Blühzeit meistentheils abfallen, oder so zusammengezogen werden, daß der Stamm nackend, runzlicht und getrocknet ganz purpurfärbig erscheinet. Die Blumenähre, oder vielmehr ein Kätzchen endiget den Stamm, welche auch oft so lang, als der Stamm selbst, aber noch einmal so dicke ist, wegen der eyförmigen, purpurfarbenen Deckblätter oder Schuppen, welche dichte über einander liegen, und die Blumen, und zwar männliche und weibliche umgeben. Jede männliche Blume hat einen vierblättrigen Kelch, drey Blättchen sind einander ähnlich, das vierte und unterste aber ist größer und stumpfer; diese umgeben einen einzigen Staubfaden. Jede weibliche Blume hat auch einen vierblättrigen Kelch, welcher auf dem Fruchtkeime sitzet und stehen bleibet. Diese vier Blätterchen sind einander gleich; der einzelne Griffel endiget sich mit einem stumpfen Staubwege. Der Fruchtkeim verwandelt sich in einen rundlichen Saamen. Hr. von Linné hat auch Zwitterblumen zwischen diesen angetroffen. Innerlich ist die Pflanze weiß, getrocknet aber wird sie scharlachroth. Frisch giebt sie einen blutrothen Saft von sich, wenn sie gedrücket wird. Getrocknet und zu Pulver gestoßen, hat sie einen herben anziehenden Geschmack, aber keinen Geruch. Wiederholte Erfahrungen haben bestätiget, daß diese Pflanze ein ganz besonderes und bewährtes Mittel wider alle Blutflüsse sey, und den Ausgang des Blutes hemme, ohne solches selbst widernatürlich zu verändern, oder gerinnend zu machen. Das Pulver davon wird zu einem Scrupel in rothem Weine oder Fleischbrühe eingegeben. Es ist zu wünschen, daß dieses Mittel auch bey uns möchte eingeführet werden. Man lese Linnäi Streitschrift von dieser Pflanze in den Amoenitat. Vol. IV. p. 351.

Cypergras.

Cyperus L. Das Blumenährchen besteht aus zwo Reihen eyförmiger, ausgehöhlter, wie Dachziegel über einander gelegter Schuppen oder Bälglein, zwischen welchen die Befruchtungswerkzeuge liegen, und zwar findet man zwischen oder unter jedem Bälglein drey kurze Staubfäden und einen kleinen Fruchtkeim mit einem langen, und drey zarten Staubwegen geendigten Griffel, und nachher einen dreyeckichten, spitzigen, ebenen und glatten Saamen. Durch diesen letzten Umstand unterscheidet sich dieses Geschlecht von den Sembden, deren Saame mit Härchen besetzet ist. Von den Arten bemerken wir:

Das lange Cypergras, Cyperus longus L. Die Wurzel

ist länglicht, gegliedert, mit vielen in einander verwickelten Knoten, und vielen dünnen Fäserchen besetzet, woraus graßartige Blätter, und ein glatter, gestreifter, dreyeckichter, mit ähnlichen Blättern besetzter Halm, ohngefähr von einer Ellen hoch, erwachsen. Dieser endiget sich mit einem dreyfach zusammengesetzten, blättrigen Blüthschirme, dessen wechselsweise gestellte Aehrchen auf nackenden Stielen sitzen. Die getrocknete Wurzel, welche in den Apotheken aufbehalten wird, ist lang, dünne, knoticht, schwer zu zerbrechen, äußerlich schwärzlich, inwendig weiß, von Geschmacke angenehm, etwas scharf und gewürzhaft, von Geruch lieblich. Sie wird sonderlich aus Verona gebracht, doch soll sie besser in Asien und Ostindien zu finden seyn. Die Pflanze wächst auch in den Sümpfen Italiens und Frankreichs.

2) Das runde Cypergraß, Cyperus rotundus L. ist dem vorigen fast ähnlich. Der dreyeckichte Halm ist fast nackend, der Blüthschirm nur zweyfach zusammengesetzet, und die wechselsweise gestellten Blumenährchen sind fast durchgehends von gleicher Breite; rundliche, gestreifte Knollen werden durch dazwischen wachsende Fäserchen verbunden. Diese Art wächst in Ostindien. Die getrocknete Wurzel ist rundlich, von der Größe einer Olive, rauh, striefícht, äußerlich bräunlicht, bisweilen röthlich auch schwarz, inwendig weißlich; dem Geschmacke und Geruche nach kömmt sie mit der langen Art überein. Wie denn auch beyde Wurzeln, was die Bestandtheile und den Arzneygebrauch betrifft, mit einander übereinkommen. Wegen des angenehmen, ölichtflüchtigen, gewürzhaften Wesens, und der gemäßigten, reitzenden Bitterkeit ist die Cyperwurzel dem Galgant an Kraft und Wirkung völlig ähnlich. Sie wird die stockenden Säfte auflösen und die festen Theile stärken. C. Hofmann rühmet sie in Brustkrankheiten, die mit dem Husten verbunden sind; allein sie erhitzet das Blut und erfodert deswegen, wie alle Gewürze, behutsamen Gebrauch. Man giebt sie in Pulver zu einem halben Scrupel, machet auch daraus eine Essenz oder setzet solche zu Weintränken.

Ob die sogenannte Amerikanische Cyperwurzel, Cyperus Americanus, Radix St. Helenae. von den vorigen, und sonderlich von der langen wirklich unterschieden sey, können wir nicht bestimmen. Sie ist auch bey uns selten zu haben. Die Wurzel ist ziemlich lang, daumensdicke, voller Knoten, äußerlich schwarz, inwendig weiß, von gewürzhaften Geschmack, fast

wie der Galgant. Sie wird getrocknet von Porto St. Helene gebracht. Die Spanier schneiden die Knoten von der Wurzel ab, machen sie rund und ein Loch darein, und alsdenn Rosenkränze davon.

3) Das süße Cypergraß, Indianische Süßwurzel, Arabische Zuckerwurzel, Erdmandeln, Thrasi - Dulcichnium, Cyperus esculentus L. wächst in dem Morgenlande und Italien, doch soll selbige, nach Manetti Zeugnisse, aus der Levante und den Afrikanischen Küsten nach Italien gebracht worden seyn. Die Wurzel besteht aus dünnen Fasern, woran dicke Knöllchen, wie kleine Haselnüsse, hangen; diese sind rundlich und haben ein derbes, weißes Fleisch, welches süße schmecket. Der Halm ist ohngefähr einen halben Fuß hoch, dreyeckicht, glatt, nackend, und nur am untersten Theile, nahe an der Wurzel, mit einigen graßartigen, schmalen Blättern umgeben. Es endiget sich selbiger mit einer Rispe, welche aus verschiedenen Aehren besteht, und von vier oder fünf ungleich langen Blättern umfasset ist. Man kann die Knollen essen, und Matthiolus hält selbige für sehr gesund. Die Venetianer und Veroneser pflegen auch theils die rohen abgeschälten Wurzeln zu kauen, und den süßen Saft auszuziehen, theils gekochet zu speisen. Wegen der süßlichten Eigenschaft können sie in Brust- und andern Krankheiten nützlich seyn. Vielleicht ist die Wurzel, welche Dapper unter dem Namen Terfes und Kamha, und Rumph unter dem Namen Cyperus dulcis beschrieben, von dieser nicht unterschieden. Man findet dieses süße Cypergraß zuweilen in hiesigen Gärten, da solches im Scherbel gehalten, und im Winter in ein Glashaus gesetzet wird. Man kann auch die Knollen gegen den Herbst ausheben, den Winter über trocken verwahren, und im Frühjahre in frische Erde verpflanzen; sie werden aber alsdenn einen Busch Blätter, aber selten Halme treiben.

4) Das kleine Cypergraß mit gelbbraunen Blumenähren, Cyperus flavescens L. wächst in Deutschland, Frankreich, Italien und der Schweitz an sumpfigen Oertern. Die schwarze, fäserichte Wurzel hat kleine anhangende Knöllchen; der Halm wird selten über eine Spanne hoch, ist dreyeckicht und nackend; bey jedem steht gemeiniglich nur ein schmales graßartiges Blatt, welches auf der Wurzel sitzet. Viele gelblichtbraune, dichte bey einander stehende, spitzig zulaufende Blumenähren endigen den Halm, und sind mit drey Blättern umgeben.

5) Das kleine Cypergraß mit schwarzbraunen Blumenähren, Cyperus fuscus L. ist dem vorherstehenden fast gänzlich ähnlich, nur sind die Blumenähren dünner und schwärzlich, auch die Blätter raucher.

Von dem Papiercypergraße, S. den Artikel Papier.

Cypergraß, S. auch Binse und Riedgraß.

Cypresse.

Cypresse und Cupresse werden zwar gemeiniglich mit einander verwechselt, man kann aber beyde Namen leicht unterscheiden, und unter der Cypresse verstehen wir die Santolina L. Wir behalten auch lieber den bekannten, und von einer Aehnlichkeit der Blätter hergenommenen Namen, als dieses Geschlecht mit Hr. Dietrichen die heilige Pflanze, oder mit Hr. Planern Stabwurz zu nennen. Der letzte Name ist einer andern Pflanze eigen, und den erstern anzunehmen, scheint uns unschicklich. Die Blume gehöret zu den zusammengesetzten. Der gemeinschaftliche, halbkugelförmige Kelch besteht aus länglicht spitzigen, wie die Dachziegel dicht über einander liegenden Schuppen. Die Blümchen sind alle Zwitter, einander ähnlich, trichterförmig mit fünf zurückgeschlagenen Einschnitten. Die fünf kurzen Staubfäden halten den walzenförmigen Staubbeutel, und der Fruchtkeim treibt einen Griffel mit zween abgestutzten Staubwegen. Der unveränderte Kelch umgiebt die viereckicht länglichten, nackenden Saamen, welche auf dem platten und mit vertieften Spelzen besetzten Blumenbette ruhen.

1) Die Gartencypresse, weibliche Stabwurz, Meerwermuth, Abrotanum foemina, Santolina chamaecyparissus L. Dieser immergrünende Strauch treibet aus dem holzigen Stängel überall, oder, wenn die Kunst dazukömmt, nur aus dem obern Theile viele Aeste, an welchen, meistentheils wechselsweise einander gegen über, dicht an einander gesetzte, kurze, rundliche, oder vielmehr viereckige, zart eingekerbte, und gleichsam aus vier Spitzen zusammengesetzte, weißliche oder grüne Blätter fest aufsitzen. Die Farbe derselben ist nicht einerley und daher hat man zwo Arten daraus gemachet, vermuthlich aber sind es nur Abweichungen, ob wir gleich nicht wahrgenommen, daß die grünen Blätter sich in weißliche, und diese in jene verwandelt hätten. Die Spitzen der Aeste haben nur wenige Blätter und endigen sich mit einer einzigen blaßgelben Blume. Die Blätter oder grünen Zweige, ingleichen die Saamen, haben einen durchdringenden Geruch und

bittern Geschmack. Man brauchet solche selten in der Arzney, könnte jedoch selbige statt der männlichen Stabwurz, Abrotanum mas, verordnen. Der Saame wird zu Tödtung der Würmer angeprießen, auch die Blätter, im Wasser abgekochet, haben gleiche Wirkung. Die getrockneten und gepülverten Blätter sollen in der Mutterbeschwerung und dem weißen Flusse nützlich seyn. Man streuet die Blätter zwischen die wollenen Kleider, um die Motten davon abzuhalten. Diese Art wächst im mittägigen Europa und blühet in unsern Gärten den Sommer über.

2) Die Roßmarinblättrige Cypresse, Santolina rosmarinifolia L. Diese wächst in Spanien, und ist in unsern Gärten nicht selten. Man könnte solche eher ein Kraut als einen Strauch nennen; ist aber sonst dem Ansehn nach der vorigen ganz ähnlich. Die schmalen Blätter sind von gleicher Breite, und an den beyden Rändern in kleine Erhebungen eingekerbet oder höckricht. Die an den Blumenstielen befindlichen sind nur an dem vordern Ende ausgezacket. Die einzeln Blumen sind ganz blaßgelb. Diese Pflanze hat einen viel schwächern Geruch und wird von den Aerzten gar nicht geachtet.

Beyde dienen den Gärten zur Zierde. Man kann mit der Scheere allerley kleine Figuren, Pyramiden, Kugeln, Kronen daraus ziehen. Man hält sie im Scherbel und setzet sie im Winter ins Glashauß oder eine Kammer. Sie verlangen den Winter über wenig Feuchtigkeit und wenig Wärme. Sie dauern, zumal die erste Art, auch zuweilen im Lande; die alten Stöcke erfrieren aber leichtlich. Um solche zu vermehren, pflanzet man einen alten Stock etwas tiefer, als man sonst pfleget, so werden alle Aeste, welche in der Erde stehen, Wurzeln treiben, ohne daß man solche einschneiden und einsenken darf. Die abgeschnittenen Zweige treiben auch leichtlich Wurzeln. Sonst verlangen dieselben keine sonderliche Wartung.

Cypresse, S. auch Cupresse, und Schlagkraut.

Cypressencoraline.

Sie ist des Linne' Sertularia cupressina, gen. 347. sp. 6. wächst anderthalb Schuh hoch, ist aber ungemein dünne und zart, und die Aestchen, die seitwärts aus dem Hauptstamme gehen, stehen fast, doch nicht ganz, gegen einander über. Man kann sie mit den Tannenwedeln oder Cypressenästen vergleichen. An den Englischen Küsten werden sie oft auf Steinchen oder Conchylien angewachsen gefunden.

Cyprisch Kätzchen.

Eine bläulicht aschgraue Farbe heißt bey den Holländern Cypers; Katzen, die so geflecket sind, heißen daher Cyperse Katten. Weil man nun unter dem Geschlechte der Tuten auch solche gezeichnete Schnecken findet, so werden selbige Cyperse katjes, oder Cyprische Kätzchen genannt, doch dabey wird nunmehro nicht so sehr auf die Farbe als vielmehr auf die Art der Zeichnung gesehen, und daher hat man in dem Kegelgeschlechte gelbe, blaue, braune, und andere Cyprische Kätzchen, die, wenn sie mit erhabenen Körnern besetzet sind, granulirte Kätzchen heißen. Sonst sieht man nur fein punctirte Striche auf der Schale. Die Gestalt ist etwas eyförmig, nicht viel länger als dick. In der Größe erreichen sie anderthalb Zoll, und sie kommen aus beyden Indien. Linn. Conus glaucus, gen. 319. sp. 303.

Cytherea.

Des Linne' Papilio Cytherea gen. 231. sp. 210. ist ein schöner Indianischer Tagvogel aus der Classe der Nymphen ohne Augen, dessen aschgraue Flügel oben mit einem silberfärbigen Bande, und unten mit einem spießförmigen, gleichfalls silberfärbigen Striche prangen. S. Silberband.

Czigithai.

S. Esel, wilder.

D.

Dach, das Chinesische.

Diesen Namen führet eine Art Mondschnecken, welche untenher mit stumpfen Warzen und an ihren Gewinden mit stumpfen, niedergedrückten Stacheln besetzet ist, und dadurch das Ansehen eines, auf Chinesische Art erbauten, Tempels haben soll. Der Einwohner dieses Hauses hat ein zähes und langes Leben, und die Bewohner der Insel Papoe behaupten, daß dergleichen Schnecken ein ganzes Jahr ohne Nahrung leben könnten. Daher wird die Schnecke von den Holländern auch die Pagodenschnecke genannt, und von einigen mit einer andern, so auch unter diesem Namen vorkömmt, und mit jener viel Aehnlichkeit hat, verwechselt. Die erste heißt beym Herrn von Linne' Turbo tectum persicum, die zwote Turbo pagodus. Diese nennen die Holländer besonders die

die langlebende Kräusel. Die ganze Schnecke hat einen bis zween Zoll im Durchschnitte, untenher ist sie mit warzenartigen Reihen gestreifet und die Gewinde sind mit stumpfen, an einander schließenden Stacheln, welche kräuselartig in die Höhe steigen, besetzet. Hr. von Linné glaubet, wie die sogenannten rothen Seebohnen die Deckel dieser Schnecken wären; Rumph aber versichert, wie die lange lebenden Schnecken nur dünne Deckel hätten.

Dachente.

Dachente ist eine kleine schwarze Art von Täuchern, colymbus minor, schwarz am Schnabel, Kopf, Hals und Rücken, der Unterleib weiß, die Seiten des Kopfes, Halses, Füße rostfarben, und an den Zehen eine ungetheilte Haut. Das mehrere unter Täucher.

Dachkäfer.

Dieser Käfer gehöret unter dasjenige Geschlecht, welches bey dem Herrn von Linné Carabus, und bey Hr. Müllern in dem deutschen Commentar über das Linnäische Natursystem Erdkäfer heißt. Den Namen Dachkäfer, Carabus fastigiatus Linn. hat er deswegen erhalten, weil sowohl die Flügeldecken, als auch der Bauch dachförmig sind. Er ist nicht groß, auf den Flügeldecken und am Bauche schwarz, übrigens aber rostfärbig. Sein Vaterland ist das Vorgebirge der guten Hoffnung.

Dachmotte.

Diesen Namen geben einige Schriftsteller einem Schmetterlinge aus der Classe der Nachtvögel, welcher eine blaßgelbe Farbe und in der Mitten der Flügel zwey schwarze Puncte hat. Er hält sich gemeiniglich auf den Eichen auf und wird den Julius über in den meisten Gegenden von Deutschland gefunden.

Dachs.

Vrsus meles L. Dieses bekannte vierfüßige Thier, welches man in den meisten Gegenden von Europa und vornehmlich in der Schweitz und in Italien antrifft, wird vom Klein unter das Geschlecht der Halbfüchse, vom Linnäus aber unter das Geschlecht der Bäre gerechnet. Es hat einen Kopf, wie der Fuchs, eine länglichte spitzige Schnautze, kleine Augen, kurze und runde Ohren, Zähne wie der Hund, einen kurzen Hals, einen länglichten Körper, der mit harten und langen Haaren, die den Schweinsborsten gleichen, besetzt ist, kurze und starke Füße und einen dicken, stumpfen und kurzen Schwanz. An jedem Fuße sind fünf mit starken Klauen bewaffnete Zehen. An den Vörderfüßen sind die Klauen viel länger als an den

Hinter-

Hinterfüßen. Am After unter dem Schwanze befindet sich ein solcher inwendig haarichter Beutel, wie die Zibethkatzen haben, der auswendig mit kleinen Drüsen besetzt ist und ein weißlichtes Wesen in sich enthält, das beynahe einem umgerührten Kalbsgehirn ähnlich sieht und einen widrigen aber schwachen Geruch hat. Nach den Erzählungen der Jäger soll der Dachs im Winter, wenn er in seiner Höhle liegt, die Schnautze in diesen Beutel stecken, und daraus seine Nahrung saugen. Seine Länge von der Schnautze bis zum Schwanze beträgt ohngefähr drey Schuh. Die Farbe seines Haares ist dreyerley, schwarz, weiß und braun. Der Kopf hat schwarze und weiße Streifen. Der Rücken ist weißlich oder grau, die untere Seite aber braun oder schwarz.

Die Dachse gehören unter die trägen und einsam lebenden Thiere. Sie wohnen meistentheils in den dicksten Wäldern und zwar unter der Erde, worinnen sie sich krumme, schräge und lange Gänge vermittelst der starken Klauen ihrer Vörderfüße zu graben pflegen. Dieser Gänge suchet sich der Fuchs, der sich zum Ausgraben der Erde nicht so gut schickt, wie der Dachs, gern durch List zu bemeistern, um sich ein Lager daraus zu machen. Den größten Theil der Nacht und des Tages bringen sie mit Schlafen zu; bloß des Abends kommen sie hervor, um für ihre Nahrung zu sorgen, welche in Kaninichen, Ferkeln, Mäusen, Enten, Hühnern und anderm Geflügel, auch in Fröschen, Insecten, Wurzeln, Pflanzen und Obste besteht. Sie entfernen sich niemals ohne Noth weit von ihren Höhlen, um wenn sie verfolgt werden, ihre Zuflucht darinnen zu suchen, weil der Bau ihrer Füße ihnen keine große Geschwindigkeit im Laufen erlaubt; daher sie auch von den Hunden sehr leicht eingeholet, aber selten überwältiget werden, weil sie sich mit ihren starken Klauen und Zähnen sehr gut wehren, wegen ihres dicken Haares aber nicht so leicht verwundet werden können. Den Eingang ihrer Höhlen scharren sie hinter sich zu, so bald sie von Dachshunden verfolgt werden.

Sie lieben die Wärme sehr und kommen bey rauher Witterung selten aus ihren Höhlen. Ihr Lager machen sie aus Stroh, Blättern und feinem Reisig, welches sie vor ihrer Höhle auf einander legen, und hernach den ganzen Haufen mit ihrem Kopfe und Vörderfüßen auf einmal hineinschieben. Das Weibchen ist drey Monathe trächtig und bringt gemeiniglich im Sommer drey bis vier Junge auf einmal zur Welt, denen es, sobald sie etwas erwach-

sen

sen sind, Wespennester, Vogeleyer, junge Hasen, Eidechsen und andre dergleichen Nahrungsmittel zuführt.

Wenn die Dachse ganz jung gefangen werden, so lassen sie sich leicht zahm machen und eben so wie junge Hunde abrichten, daß sie denen, mit welchen sie bekannt sind, nachlaufen und mit kleinen Hunden spielen. Die gefangenen alten Dachse aber bleiben stets wild. Diese Thiere sind allezeit überaus fett, ohngeachtet sie nicht viel fressen, welches ohne Zweifel von ihrem langen Schlafe herrühret.

Man pflegt gemeiniglich zweyerley Verschiedenheiten anzugeben, nämlich Hundsdachse, worunter die itzt beschriebenen gehören, und Schweinsdachse. Diese letztern sollen von jenen durch den schweinsartigen Kopf, wie auch in der Farbe der Haare unterschieden seyn. Allein sowohl Herr Klein, als auch der Graf von Büffon und andre neuern Schriftsteller versichern, daß sie niemals einen Schweinsdachs hätten können zu sehen bekommen, ohngeachtet sie sich deßwegen alle mögliche Mühe gegeben hätten. Es scheint also, daß man ein andres Thier damit müsse verwechselt haben.

Das Fleisch der Dachse pfleget man an einigen Orten zu essen. Es soll gebraten wie wildes Schweinefleisch schmecken. Weil das Dachsfell den Regen abhält, so verfertiget man daraus Reisetaschen. Die Haare werden von den Malern zu Pinseln und auch von den Sattlern auf verschiedne Art gebrauchet. Das Fett hat man bey Verrenkungen der Glieder und bey andern Zufällen nützlich befunden.

Dachshund.

Den Namen Dachshund, Canis cunicularius, Canis vertagus L. giebt man denjenigen Hunden, welche wegen ihrer sehr kurzen Beine viel geschickter als andre Hunde sind, in die Höhlen der Dachse zu kriechen. Sie haben eine lange Schnautze, einen dicken Kopf, scharfe Zähne, hängende Ohren und einen sehr langen Leib. Einige sind schwarz und haben über den Augen, auf der Brust und unten an den Füßen rothe Flecken. Andre sind weiß und schwarz, oder weiß und falbe. In Ansehung der Gestalt ihrer Beine giebt es zwo Verschiedenheiten von diesen Hunden. Die eine Art hat gerade und unordentlich gebildete Schenkel; bey der andern Art aber sind die Vörderschenkel gekrümmet. Der Graf von Büffon hält diese Unförmlichkeit der Schenkel für einen Erbfehler, welcher von einer Fortpflanzung auf die andere gekommen und die Wirkung der englischen Krankheit

heit sey, womit die ersten Hunde dieser Art behaftet gewesen. Weil aber die krummbeinichten Dachshunde meistentheils eben so stark und so feurig sind, als diejenigen, welche gerade Schenkel haben, so glaubet er, die Ursache dieses Uebels sey nach und nach vernichtet worden, die Wirkung hingegen habe sich erhalten und werde itzt immer noch von einem Hunde auf den andern gebracht.

Dämmerung.

Diesen Namen giebt man, wie bekannt, nicht nur dem schwachen, immer mehr und mehr zunehmenden Lichte, welches sich vor Aufgang der Sonne zeiget, sondern auch dem hellen, immer nach und nach abnehmenden Scheine, welchen man noch eine Zeitlang nach Sonnenuntergang erblicket. Sowohl bey der Morgendämmerung, als auch bey der Abenddämmerung bemerket man bisweilen einen rothen oder vielfarbigen Glanz, in welchem Falle die Morgendämmerung auch Morgenröthe, und die Abenddämmerung Abendröthe genannt wird.

Die Dämmerung entsteht allemal aus den Sonnenstrahlen, die neben der Erde vorbeyfahren und von den Dünsten oder Lufttheilchen in den obern Gegenden der Atmosphäre nach erlittener Brechung zurückgeworfen werden. Wahrscheinlicher Weise trägt auch wohl der Dunstkreis der Sonnen hierzu etwas bey. Von der verschiedenen Dichtigkeit und Beschaffenheit der Dünste rührt auch die verschiedene Farbe der Dämmerung her.

Der Anfang und das Ende der Dämmerung läßt sich nicht nach der größten Schärfe bestimmen, weil der Zustand der Atmosphäre allzuvielen Veränderungen unterworfen ist, und bey den hierzu nöthigen Erfahrungen auch vieles auf das schwache oder scharfe Gesicht des Beobachters ankömmt. Gemeiniglich fängt die Morgendämmerung schon an, wenn die Sonne noch ohngefähr achtzehn Grade unter dem Horizonte ist, bey welcher Tiefe der Sonne auch die Abenddämmerung aufhöret. Daß aber die Dämmerung nicht nur in verschiedenen Erdstrichen, sondern auch an einerley Orte zu verschiedenen Zeiten von ungleicher Länge ist, rühret von der verschiedenen Lage der Tagekreise gegen den Horizont her.

In denjenigen Gegenden, welche unter dem Aequator liegen, nehmen die Dämmerungen, welche in diesem Erdstriche überhaupt kürzer sind, als in den übrigen, vom Sonnenstillstande bis zur Nachtgleiche ab, wo sie am kürzesten sind, hernach nehmen sie wieder zu, bis die Sonne den andern Wendecirkel erreichet hat.

In den Ländern, welche sich zwischen dem Aequator und den Polen befinden, nehmen sie vom Anfange des Winters bis zum Anfange des Frühlings ab, worauf sie wieder bis zum Anfange des Sommers zunehmen. Je grösser die Polhöhe eines Ortes ist, desto länger dauern die Dämmerungen bey einerley Abweichung der Sone.

Unter den Polen ist das ganze Jahr über nur eine Morgendämmerung und nur eine Abenddämmerung, aber jede dauert länger als einen Monat. Denn sobald die Sonne in ihrem scheinbaren Laufe vom Wendekreise des Steinbocks gegen den Aequator eine südliche Abweichung von achtzehn Graden bekömmt, welches am Ende des Januars geschieht, so fängt sich die Morgendämmerung unter dem Nordpole an, und dauert bis nach der Hälfte des Märzes, wo die Sonne in denselben Gegenden erst aufgeht. Zu Ende des Septembers geht die Sonne unter, und alsdenn fängt die Abenddämmerung an, welche ohngefähr bis in die Mitte des Novembers dauern muß, weil die südliche Abweichung der Sonne erst um diese Zeit achtzehn Grad ausmachet.

Der Nutzen, welchen wir von der Dämmerung haben, ist sehr beträchtlich. Denn erstlich wird dadurch der Tag verlängert und die Nacht verkürzet, welches bey Reisen und bey vielen andern Geschäfften ein wichtiger Vortheil ist. Zweytens aber wird auch durch Hülfe derselben das Verderben unsrer Augen verhütet, welche eine plötzliche und starke Abwechselung von Licht und Finsterniß nicht leicht würden vertragen können.

Diejenigen unsrer Leser, welche nach ausführlicheren Betrachtungen über die Dämmerung begierig sind, verweisen wir auf Bergmanns Abhandlung über diese Materie, die sich im 22 Bande der Abhandlungen der Königl. Schwed. Academie der Wissenschaften befindet, und auf das fünfte Hauptstück des zweeten Theils von Lulofs Einleitung zu der math. und physikal. Kenntniß der Erdkugel.

Dämmerungsvogel.

Diesen Namen geben erstlich einige Schriftsteller allen denjenigen Schmetterlingen, welche nur in der Morgen- und Abenddämmerung herumfliegen und die man sonst gemeiniglich Abendvögel zu nennen pfleget, wovon man die beyden Artikel Abendvogel und Pfeilschwanz nachsehen kann.

Zweytens wird auch im Linnäischen Natursystem eine Amerikanische Art von Nachtvögeln aus der ersten Abtheilung, welche die so genannte Atlasse enthält, Dämmerungsvogel, Phalaena crepuscularis genannt, weil diese

Art

Art eine weißgraue Grundfarbe, wie die Dämmerung hat, übrigens weiß gestreift und gefleckt, auch auf den obern Flügeln mit einem braunen Auge gezieret ist.

Daged.

S. Fichte.

Dale.

S. Fichte.

Dalechampie.

Die Pflanze hat diesen Namen von dem Holländer, Jac. Dalechamp, welcher im sechzehnten Jahrhunderte ein großes Werk von den Pflanzen geschrieben, erhalten. Sie wächst in Jamaika. Die fäsrichte Wurzel treibet schlanke, gedrehte Stängel, welche sich an benachbarte Pflanzen anhängen. Jedes Blatt ist in drey Lappen getheilet. Die kleinen grünlichten Blumen stehen seitwärts an dem Stängel, drey oder vier auf einem Stiele. Diese sind männlich und weiblich. Beyde umgiebt eine allgemeine Einwickelung, welche aus vier äußerlichen, und zwey innerlichen, dreylappigen Blättern besteht. Die männlichen stellen eine zehnblümige Dolde vor, welche außer einer zweyblättrigen Hülle, auch mit vielen Spelzen umgeben ist. Jede Blume zeiget fünf Kelch- aber keine Blumenblätter, und viele verwachsene Staubfäden. Von den weiblichen sind allemal drey von einer dreyblättrigen Hülle umgeben; der eigentliche Kelch besteht aus eilf Blättchen, die Blumenblätter fehlen, der Griffel ist ganz dünne. Die Frucht enthält drey Saamen. Auf solche Art hat Herr von Linné in der Murrayischen Ausgabe die Geschlechtskennzeichen angegeben, welche in andern Schriften anders beschrieben sind. Die Pflanze dauert nur ein Jahr, und verlanget viele Wärme.

Dalibarde.

Herr von Linné und mit ihm andere Schriftsteller hatten dieses Geschlechte Hrn. Thomas Franz Dalibard, welcher die um Paris wild wachsenden Pflanzen aufgezeichnet, zum Andenken gewidmet. In neuern Zeiten hat Hr. v. Linné solches wieder vertilget, und mit dem Brombeerstrauche vereiniget. Die Pflanze wächst in Canada; die Wurzel kriecht unter, und die Stängel laufen über der Erde hin; die Blätter sind einfach, herzförmig, eingekerbet, mit einzelnen Haaren besetzet; die Blumenstiele nackend, haaricht, und mit einer Blume besetzet; der Kelch ist fünffach getheilet, und die fünf Blumenblätter sind weiß; die Frucht besteht aus fünf Saamen.

Daman Israel.

Der Name Daman Israel, welcher

cher so viel als das Israelitische Lamm bedeuten soll, wird einem kleinen vierfüßigen Thiere beygeleget, das aber gar keine Aehnlichkeit, außer in Ansehung der Sanftmuth und Unschuld, mit einem Lamme hat, sondern vielmehr, sowohl der Gestalt als auch der Größe nach, ziemlich einem gemeinen Kaninichen gleicht, wie man aus Shaws Reisen oder Anmerkungen verschiedene Theile der Barbarey und der Levante betreffend ersehen kann. Es ist nur etwas bräuner, hat einen spitzigen Kopf und kleinere Augen als ein Kaninichen. Die Vörderfüße sind kurz und die hintern lang, in eben dem Verhältnisse, wie die Füße des Jerboa. Man findet es in Syrien, Phönicien und vorzüglich auf dem Berge Libanon. Es hält sich gemeiniglich in Löchern und Ritzen der Felsen auf, doch pfleget es sich auch bisweilen in die Erde zu verkriechen. Nach Shaws Muthmaßung soll es eben dasjenige Thier seyn, welches in der heiligen Schrift Schaphan und in Luthers Uebersetzung Kaninichen genannt wird. Sein Fleisch hält man für eine überaus wohlschmeckende Speise.

Damascenblume.

S. Nachtviole.

Damascener.

Perdix damascena, eine kleine Art Rebhühner, und kleiner als das bey uns gewöhnliche.

Dambret.

S. Brettspiel.

Dambrettute.

S. Tigertute.

Damhirsch.

Der Damhirsch, sonst auch Dannhirsch oder Tannthier genannt, ceruus palmatus, ceruus platyceros, ceruus dama Linn. hat eine überaus große Aehnlichkeit mit dem gemeinen Hirsche; nur ist er etwas kleiner und mit anderm Geweihe versehen, welches einigermaßen schaufelicht, nicht sonderlich dicke und an den Enden am breitesten, sonst aber ordentlich gezacket und ästig ist. Wegen dieses schaufelichten Geweihes, welches er jährlich im April und May, bisweilen auch etwas später abwirft, hat er auch den Namen Schaufelhirsch erhalten. Die Farbe ist mancherley, weiß, grau, schwarz, braun und röthlich. Doch ist es merkwürdig, daß die Dammhirsche und die gemeinen Hirsche, die einander in so vielen Stücken gleichen, sich nicht nur niemals mit einander vermischen, sondern auch einander beständig fliehen; daher man selten Dammhirsche in denjenigen Gegenden bemerket, wo es viele Hirsche giebt. Ueberhaupt findet man

man sie nicht so häufig wie die gemeinen Hirsche. Man trifft sie auch selten in den allzu nördlichen und allzu südlichen Gegenden, sondern meistentheils in dem gemäßigten Himmelsstriche an. England besitzt unter den Europäischen Ländern die meisten und Spanien die größten. Denn die Spanischen Dammhirsche sind völlig so groß wie unsere gemeinen Hirsche, mit denen auch diejenigen in der Größe übereinkommen, welche in Virginien gefunden werden.

Sie wählen sich allemal die Wälder zu ihrem Aufenthalte und vornehmlich solche, die ein erhabenes Erdreich haben und mit kleinen Hügeln durchschnitten sind. Ihre Nahrung besteht in Gras, Mooß, Heu, Baumrinden, Blättern und Eicheln. Sie sind nicht so wild, wie die Hirsche und lassen sich leicht zahm machen. Sie kämpfen zwar ebenfalls mit einander, wie die Hirsche; ihre Kämpfe sind aber nicht so blutig, auch nicht von so langer Dauer. Ihre Brunstzeit fängt sich gegen den October an und dauert ohngefähr vier Wochen. Die Weibchen tragen neun Monate, und setzen gemeiniglich im Junius ein bis zwey, selten drey Kälber, welche sie bis zur folgenden Brunstzeit säugen. Die jungen Dammhirsche sind schon in dem zweyten oder dritten Jahre ihres Alters im Stande, ein Thier zu beschlagen, und behalten diese Eigenschaft bis in das funfzehnte oder sechzehnte Jahr. Die Dauer ihrer Lebenszeit überhaupt soll ohngefähr zwanzig Jahre betragen.

Das Fleisch der Dammhirsche ist fetter, zärter und von angenehmern Geschmacke als das Hirschfleisch. Auch ihre Häute sollen besser und dauerhafter seyn, als die Hirschhäute.

Dammerde.

Stauberde, gemeine Erde, Humus, Terra ruralis, heißt diejenige Erde, welche auf der Fläche des Erdballes ausgebreitet ist, worauf die Kräuter oder Pflanzen wachsen, und also diejenige Erde ist, welche eigentlich die fruchtbare Erde genannt werden muß. Es ist dieselbe eine zusammengesetzte Erde, welche aus verfaulten, thierischen und vegetabilischen Theilen besteht, so mit lehmichten, thonichten, kalchichten, mergelartigen, sandigen und andern Erden vermischet sind. Die eigentliche Fruchtbarkeit dieser Erde rührt von dem öhlichten, salzichten und schleimichten Wesen der verfaulten thierischen und vegetabilischen Theile her. Je mehr von diesen Theilen in einer Damm- oder Stauberde befindlich ist, desto fruchtbarer ist dieselbe; hingegen ist dieselbe desto unfruchtbarer, je weniger von jenen Theilen in derselben gefunden wird. Es ist

also zu verwundern, wenn man behaupten will, daß Kalch, Mergel u. d. als fruchtbare Erden gerühmet werden, da doch in denselben diejenige Mischung, welche eigentlich zum Wachsthume der Pflanzen erfodert wird, nicht befindlich ist, wiewohl deshalben nicht zu läugnen, daß sie zur Verbesserung eines tragbaren Bodens oft vieles, aber aus ganz andern Ursachen, als die eigentliche verfaulte Thier- und Pflanzenerde beytragen.

Wenn die Dammerde aus verfaulten Pflanzen entstanden ist, so heißt dieselbe Wurzelerde, Humus vegetabilis; sind die Pflanzen und deren Theile an sumpfichten Orten vermodert, so heißt diese Erde Sumpferde, Humus palustris. Sollte aus bloßen verfaulten thierischen Theilen eine Damm- oder Stauberde entstanden seyn, so würde solche Thiererde, Humus animalis, genannt werden müssen. Man wird aber in einer fruchtbaren Dammerde fast allezeit verfaulte thierische und vegetabilische Theile und wohl fast keine Art allein finden.

Die fruchtbare Staub- oder Dammerde giebt den keimenden und wachsenden Pflanzen vorzüglich die Fruchbarkeit, und ist auch die vorzügliche Ursache, daß die in der Luft befindlichen fruchtbaren Substanzen in die Erde gezogen und den Pflanzen mitgetheilet werden. Durch den eigentlichen Dünger oder Mist, als in welchem faulende, thierische und vegetabilische Theile enthalten sind, wird die fruchtbare Dammerde in ihrer Wirksamkeit unterhalten; daher ein Oekonom vorzüglich auf selbigen zu sehen, und nicht so sehr mit Kalch, Mergel u. d. zu spielen hat.

Dampfkugel.

S. Aeolipila.

Danne.

S. Fichte.

Dant.

Unter dem Namen Dant findet man in den Reisebeschreibungen und bey andern Schriftstellern zweyerley vierfüßige Thiere angeführet, die ganz von einander unterschieden sind und sich auch in zween verschiedenen Welttheilen, nämlich das eine in Amerika und das andere in Afrika, befinden. Der Amerikanische Dant, welchen Namen einige auch Danta oder Dante schreiben, ist bereits im ersten Theile dieses Werks S. 330. unter dem Artikel Anta beschrieben worden. Der Afrikanische Dant, Lamt oder Lampt, wie andere diesen Afrikanischen Namen im Deutschen ausdrücken, hat die Gestalt eines Ochsen, mit welchem er aber gar nicht in Ansehung der Größe übereinkömmt. Derjenige,

nige, welcher sich in dem Thiergarten des Königs von Frankreich befunden und von den Herren Büffon und Daubenton in der allgemeinen Historie der Natur, unter dem Namen eines Zebu, beschrieben worden ist, war nicht viel größer als ein Kalb von fünf Wochen, ohngeachtet er seinen völligen Wuchs und schon ein Alter von sieben bis acht Jahren erreichet hatte, wie Herr Daubenton aus der Besichtigung seiner Zähne schließen konnte. Diese kleinen Ochsen haben übrigens längere Ohren als unsere Ochsen, niedrige Beine und einen Höcker auf dem Rücken, nicht weit von dem Halse. Der Schwanz hat lange weiße Haare, welche Farbe auch die Haare an den Schwanzribben und an einigen andern Theilen des Körpers haben, der überhaupt mit weißen und braunen, ein wenig röthlich schattirten Flecken von verschiedener Größe gezeichnet ist. Die Beine sind mit falben und unten mit schwarzen Haaren besetzet.

Diese Thiere laufen mit solcher Geschwindigkeit, daß sie nicht leicht von einem andern Thiere eingeholet werden können. Man kann sie daher auch nur im Sommer fangen, wo ihre Klauen durch das starke Laufen auf dem heißen Sande dergestalt angegriffen werden, daß sie oftmals genöthiget sind, mitten im Laufen still zu stehen. Ihr Fleisch soll ein überaus gutes Essen seyn und ein wenig süßer, wie Ochsenfleisch schmecken. Von den Häuten, welche man mit saurer Milch weiß beitzet, pflegen die Mohren runde Schilde zu machen, weil sie die Pfeilschüsse sehr gut aushalten; daher sie auch sehr theuer sind.

Darm.

S. Gedärme.

Darmbeere.

S. Elsebeerbaum.

Darmfell.

Darmhaut, Peritonaeum. Es ist dieses als die eigentliche Haut des ganzen Unterleibes anzusehen, welche die innerliche Oberfläche der Bauchhöle einnimmt. Sie stellet eine dichte, glatte Haut vor, und besteht vornehmlich aus einem Gewebe vieler sennichter Fibern, und verschiedener dazwischen geflochtener Gefäße und Nerven, die zwar an und vor sich sehr dichte, dabey aber doch nachgebend genug, und nicht nur der größten Ausdehnung fähig sind, sondern auch nachhero aus eigener Kraft ihre vorige und eigentliche Festigkeit und Umfang wieder annehmen können, welches man bey der Schwangerschaft der Weiber, bey der Wassersucht und solchen Körpern wahrnimmt, die entweder von Natur einen fetten Wanst haben,

haben, oder bey welchen vom unmäßigen Genusse der Speisen der Unterleib mehr als gewöhnlich aufgeblähet und gespannet worden ist. Es scheint zwar, als ob das Darmfell aus zwo besondern Schichten, nämlich einer äußerlichen und einer innerlichen bestünde, welche daher von vielen für die bekannte Verdoppelung der Bauchhaut angesehen und gehalten wird. Allein es ist das Darmfell eigentlich nur eine dichte, häutige Schicht, welche gegen die Höhle des Unterleibes und deren Eingeweide zugeht, wo sie nicht nur eine überaus glatte und polirte, sondern zugleich eine stets feuchte Oberfläche hat, welche Feuchtigkeit eben so, wie die unvermerkte Ausdünstung, aus den Schweißlöchern und letztern Endungen der feinsten Gefäße auszuschwitzen scheint. Diejenige Schicht aber, welche man für die äußerliche angiebt, ist ein bloßes dazwischen kommendes, zellichtes Gewebe, und eigentlich zu reden, ein Fortsatz der allgemeinen netzförmigen Haut, welche den ganzen Umfang des Unterleibes nach aussen zu bekleidet. Es ist dieses zarte Gewebe nicht überall von gleicher Dichtigkeit, sondern an einigen Orten mehr oder weniger, an manchen Orten aber fast gar nicht zu bemerken; als z. E. an der innern Oberfläche der sennichten Haut der queren Bauchmäuslein und des Zwerchfells. An andern Orten ist es etwas dichter, und machet ordentliche blätterichte Fächer oder Höhlen aus, die manchmal von verschiedenen Krankheiten oder andern Zufällen des Körpers so weitläuftig und ausgedehnet werden, daß man sie für besondere Schichten ansehen würde. Zuweilen ist es sogar mit einer ansehnlichen Menge Fett angefüllet, und stellet eine ordentliche Fetthaut vor, wie etwa z. B. bey den Nieren und an dem fleischichten Theile Querbauchmäuslein. Auf solche Art umgiebt es, aber nur von vorne, die Nieren, die Harngänge, die großen Blutgefäße des Unterleibes, die Saamengefäße, und bedecket die Urinblase bey den Menschen zwar nur oberwärts, bey den Thieren aber, wenigstens bey den vierfüßigen, überzieht es die vördere Seite; von welchen Theilen allen man deswegen saget, daß sie außerhalb der Verdoppelung des Darmfells liegen. Hiernächst hat dieses zellichte Gewebe auch noch allerhand Fortsätze, welche man darum für die Verlängerungen des Darmfells angiebt. Zween derselben begleiten und umgeben den Strang der Saamengefäße bey dem männlichen, die runden Bänder aber der Mutter bey dem weiblichen Geschlechte. Zween andere schleichen sich unter den sennichten Bändern der Bauchmäuslein mit den Schenkelblut-

blutgefäßen fort, welche sie umfassen, und sich endlich, je weiter sie kommen, unvermerkt verlieren. Noch eine dergleichen Verlängerung des zellichten Gewebes des Darmfells trifft man am Halse der Urinblase an, und noch eine andere an der vördern Seite des Mastdarmes. Alle diese angegebenen Verlängerungen aber gehen eigentlich nur nach außen der Höhle des Unterleibes zu, und sind von andern, die sich mehr nach innen zu erstrecken, zu unterscheiden, so, daß man jene für äußerliche, diese aber für innerliche Verlängerungen und Fortsätze des zellichten Gewebes anzusehen hat. Die eigentliche Darmhaut nun, oder diejenige, welche man für die zwote Schicht hält, überzieht die ganze innerliche Fläche der Bauchhöle, und ist eben vermittelst des nur beschriebenen zellichten Gewebes fest an dieselbe angewachsen. Eigentlich begleitet sie, wenigstens im menschlichen Körper, niemals die äußerlichen Verlängerungen des zellichten Gewebes, sondern bedecket nur schlechtweg den Anfang und Ursprung derselben, ohne die Gleichheit der Fläche weiter zu verändern oder zu unterbrechen. Unterdessen hat auch diese ihre besondern Verlängerungen, die aber von jenen äußerlichen Fortsätzen des zellichten Gewebes in so ferne unterschieden sind, weil sie sich mehr von der äußerlichen Krümmung des Beutels oder Sackes, welchen eben das Darmfell vorstellet, nach der innerlichen hohlen Fläche desselben erstrecken, beynahe als wenn man in einer ausgedehnten Blase durch den Druck der Finger einige Vertiefungen oder Gruften nach innen zu machet. Diese Verlängerungen oder Vertiefungen und Eindrücke des Sackes der eigentlichen Darmhaut trifft man bald einfach zurück geschlagen, bald in eine große und gedoppelte Haut ausgebreitet an; bald ragen sie nur an einem oder dem andern Orte schlechtweg hervor, bald haben sie beynahe das Ansehen einer umgekehrten Tasche, und auf solche Weise überziehen und bekleiden sie die übrigen Eingeweide des Unterleibes und machen bey ihnen gewöhnlichermaßen die äußerliche Oberfläche aus. Es sind dieses besonders der Magen, die Gedärme, das Gekröse, das Netz, die Leber, die Milz und die Gekrösedrüse, welche sämmtlichen Eingeweide man deswegen für diejenigen angiebt, die in der Verdoppelung des Darmfelles befindlich sind. Eben so erhalten auch von diesen Verlängerungen einige Bänder ihren Ursprung, nämlich die Leberbänder, die sogenannten sennichten Bänder des Grimmdarmes, die Nabelgefäße, die breiten Bänder oder Fledermausflügel der Mutter und noch verschiedene andere kleinere. Zwischen alle diese

Verlängerungen aber setzet sich auch der zellichte Theil und umgiebt dieselben, und dieses sind eben die obengenannten innerlichen Verlängerungen des zellichten Gewebes. Es hat daher das Darmfell einen augenscheinlichen und verschiedenen Nutzen, indem es theils die innerliche Bauchhöle überzieht, und ihr statt einer Tapete dienet, theils die Eingeweide des Unterleibes solchergestalt in ihrer natürlichen Lage erhält, und ihnen die äußerliche Bedeckung ihrer Oberfläche, oder die auswendige Haut abgiebt, theils endlich durch seine Verlängerungen und Bänder zur Befestigung verschiedener solcher Eingeweide das Seinige beyträgt.

Darmknochen.

S. Ungenannte Beine.

Darmscheide.

S. Scheide.

Darmwurm.

S. Spulwurm.

Darrgras.

S. Honiggras.

Darrlinge.

Dörner, Cuprum ab eliquatione plumbi purum restans; werden in der Saygerhütte diejenigen Kupfer genennt, welche, nachdem die sogenannten Kühnstöcke in dem Darrofen durch eine größere Hitze das noch übrige Bley von sich gegeben, übrigbleiben. Die Darrlinge sind von den Kühnstöcken darinne unterschieden, daß sie von dem Bley und Silber ganz rein und geschickt sind, auf dem Garheerde zur metallischen Reinigkeit gebracht zu werden. S. Kühnstöcke.

Dattelbaum.

Palma dactylifera, Phoenix dactylifera L. ist von dem Geschlechte der Palmen, von welchem wir unter diesem Namen das nöthige überhaupt beybringen, hier aber allein von dieser Gattung handeln wollen, deren Früchte man Datteln nennet, und welche von andern Palmen durch einige besondere Kennzeichen merklich unterschieden ist. Es hat solche starke, dicke, holzige, braunrothe, zäserichte Wurzeln, und einen geraden, ungetheilten, hohen Stamm, welcher über und über mit Schuppen, oder Ueberbleibseln der abgefallenen Blätter besetzet ist; der Gipfel besteht aus vielen blättrichten Zweigen, oder vielmehr aus sechs bis acht Fuß langen, zusammengesetzten, gefiederten Blättern; die Ribbe derselben ist gegen sechs Ellen lang, im Anfange breit und platt, und wird gegen die Spitze immer schmäler; der hintere Theil ist nackend, der vordere und längste aber auf beyden Seiten, wechselsweise

selsweise mit vielen, länglicht spitzigen, beym Ursprunge zusammengedrückten, immer dauernden Blättchen besetzet. Aus dem Winkel dieser blättrichten Zweige treiben große traubenförmige Blumenbüschel, welche anfangs in einem besondern dunkelrothen, wollichten Umschlage oder Scheide enthalten sind; nachdem aber diese der Länge nach sich öffnet, kömmt der traubenförmige Büschel zum Vorschein; selten erscheinen in einer Scheide männliche und weibliche Blumen, vielmehr findet man diese auf verschiedenen Bäumen, so daß der eine Dattelbaum lauter männliche, der andere lauter weibliche trägt. Die erstern haben einen kleinen, dreyfach getheilten Kelch, drey kleine, etwas vertiefte, länglichte Blumenblätter, und drey ganz kurze Staubfäden mit viereckichten Staubbeuteln besetzt. Bey den weiblichen enthält der ähnliche Kelch ein Blumenblatt, welches in drey größere, auswärts gestellte, und drey viel kleinere, mit den vorigen abwechselnde Einschnitte getheilet ist, und einen Fruchtkeim, dessen kurzer Griffel sich mit einem spitzigen Staubwege endiget. Die reife, länglichtrunde Frucht enthält unter einer dünnen glänzenden Schale ein fleischiges, saftiges Wesen, und unter diesem liegt eine weiße, gleichsam seidene Haut, welche den Kern selbst umgiebt. Dieser ist steinhart, länglicht, auf der einen Seite erhaben und glatt, auf der andern der Länge nach mit einer Furche vertiefet; die gewölbte Seite ist der Länge nach mit einer Linie gezeichnet, an deren Mittelpuncte man einen weißen Fleck bemerket, welcher sich bis in die Nuß selbst verlängert, und den künftigen Keim vorstellet. Der Dattelbaum wächst in Afrika, wie auch in Judäa, Syrien und Persien wild, und trägt daselbst häufig und gute Früchte; in Italien und andern wärmern Gegenden Europens werden solche auch durch die Kunst erzogen, tragen aber daselbst selten, oder doch nur unvollkommene Früchte, vielleicht aber deswegen, weil man nur weibliche und keine männliche Bäume gepflanzet hat. Denn der Dattelbaum ist vielleicht derjenige, an welchem zuerst wahrgenommen worden, wie die weiblichen Blumen allein und für sich keine reifen Früchte tragen können, sondern gleichsam dazu durch die männlichen müssen geschickt gemachet und gezwungen werden. Schon die ältesten Schriftsteller haben von dieser Befruchtung geschrieben, und die Afrikaner wissen mehr als zuwohl, daß selbige höchst nöthig sey: sie suchen nämlich die männlichen Bäume auf, öffnen die Blumenscheide der

Länge nach, und nehmen den männlichen Blumenbüschel heraus, welcher noch nicht ausgebreitet, sondern in einem Knaul zusammengepresset ist. Diese bringen sie entweder frisch oder getrocknet auf die weiblichen Bäume und deren geöffnete Blumenbüschel, und lassen solche so lange darauf stehen, bis die Fruchtkeime einige Größe erlanget haben, und daraus abzunehmen, daß alle mit dem Blumenstaube der männlichen gehörig bestreuet und befruchtet worden. Wo beyderley Arten Bäume nur in einiger Entfernung bey einander stehen, wird diese Befruchtung ohne Menschenhülfe, von der Luft und dem Winde geschehen. An dieser Sache ist um desto weniger mehr zu zweifeln, da Hr. Gleditsch einen weiblichen Palmbaum, welcher im Berlinischen Garten zwar jährlich weibliche Blumenbüschel, niemals aber gute und völlig reife Früchte hervorgebracht, durch einen männlichen Blumenbüschel, welchen er aus Leipzig kommen, und auf solchen hängen lassen, in den Stand gesetzet, dergleichen Früchte hervorzubringen, welche nicht allein der Größe und dem Geschmacke nach mit den besten Datteln zu vergleichen, sondern auch dergestalt beschaffen waren, daß sie in der Erde gekeimet, und neue Stämmchen hervorgetrieben haben. S. dessen Phys. Oecon. Botan. Abhandlung 1 Theil 94 S.

Der Dattelbaum ist auf mancherley Art nützlich. Wo solcher wild wächst, werden die Blätter zu Dächern und Schirmen für die Sonnenhitze gebrauchet, auch daraus Nadeln und Kämme verfertiget, aus der Rinde aber Stricke und Seile, aus der Blumenscheide Trinkgeschirre, und aus den Fasern des schwammichten Holzes eine Art Leinewand gemachet. Das markige Wesen, welches innerlich an dem Obertheile des Stammes oder Gipfels befindlich ist, wie auch die jungen blättrichten Zweige, wenn sie sich noch nicht ausgebreitet haben, pflegen die Einwohner zu essen, wie denn auch die jungen Blumenbüschel so wohlschmeckend, als die besten Confituren, seyn sollen. Man pfleget auch den Stamm anzubohren, den herauströpfelnden Saft zu sammeln, und daraus durch die Gährung einen Wein zu bereiten, welcher sich aber nicht lange hält. Vorzüglich aber wird dieser Baum wegen der Frucht hochgeschätzet und gewartet. Diese wird aus Syrien, Tunis, auch aus Ost- und Westindien zu uns gebracht. Die aus Tunis wird besonders gelobet. Die aus Sale kommen, bleiben nicht lange gut, und sind in kurzer Zeit voll Würmer; die Spanischen sind niemals recht

 reif.

reif. Die großen, gelblichten, nicht sehr runzlichten, etwas weichen, doch voll vom Fleische und inwendig etwas harten, beym schütteln nicht klappernden, angenehm süßlich, oder weinsäuerlich schmeckenden, sind die besten; hingegen ganz welke oder harte, von Würmern durchfressene, die schlechtesten. Die Datteln werden nicht zu gleicher Zeit reif, doch werden sie gemeiniglich alle zu gleicher Zeit, oder im Herbste in zwey- oder dreymalen eingesammlet, so daß sie innerhalb drey Monathe alle abgenommen werden. Die Einwohner steigen auf den Gipfel der Bäume, und lesen die Früchte ab, einige pflegen auch die Trauben anzufassen, und zu schütteln, sie werden alsdenn auf Matten, welche von den Blättern dieses Baumes geflochten sind, in der Sonne ausgebreitet, woselbst sie zuerst weich, hernach aber trockner werden; hierauf pfleget man mit einer Presse den honigähnlichen Saft herauszudrücken, und die Früchte in ledernen Schläuchen, oder von Dattelblättern geflochtenen Körben aufzubehalten. Diese dienen dem Volke zur Nahrung, und es giebt viele in Indien, welche ganz allein von dieser Frucht leben. Es werden auch die ausgepreßten wieder mit ihrem eigenen Safte angefeuchtet, ehe man solche in die Behältnisse leget, oder man presset sie gar nicht aus; und diese pflegen die Reichen zu essen. Der ausgepreßte Syrup dienet anstatt der Butter, die Brühen und Speisen schmackhaft zu machen. Man bedienet sich auch der Datteln in der Arzneykunst. Das Fleisch derselben ist süße, seifenartig, schleimicht und läßt sich fast ganz im Wasser auflösen. Es besitzt solches eine mäßigende, lindernde und gelinde reinigende Kraft, und dienet bey verschiedenen Brustkrankheiten, Trockenheit der Gedärme und wider die Schärfe der Säfte. Man gebrauchet solches gemeiniglich unter dem Kräuterthee und zu Tränken. Der Mißbrauch ist dem Magen nachtheilig und giebt leicht zu Blähungen Gelegenheit. Einige wollen den Datteln eine anziehende und stärkende Kraft zueignen, welche aber kaum merklich seyn wird. Die Indianer pflegen auch die Kerne zu mahlen, und daraus eine Art Brod zu verfertigen. Wer von dem Dattelbaume mehrere Nachricht verlanget, lese Kämpfers Amoenit. exoticas Fasc. V.

Der Dattelbaum wächst in seinem Vaterlande gern in einem leichten, sandichten und mit Letten vermischten Boden, und wird entweder aus den gesteckten Kernen, oder aus den Wurzelschößlingen eines andern Dattelbaumes vermehret. In unsern Gärten treiben

ben dergleichen niemals, oder sehr selten hervor, daher man allein mit den Kernen die Erziehung vornehmen kann. Man leget solche in Töpfe, welche mit leichter fetter Erde angefüllet, setzet diese auf ein mäßiges Mistbeet und feuchtet die Erde öfters mit Wasser an. Die jungen Bäumchen werden in eine nämliche Erde gepflanzet, und die Töpfe den Sommer über auf dem Mistbeete erhalten, solchen aber doch immer Luft gegeben, damit sie nicht zu stark treiben, vielmehr etwas abgehärtet werden, damit sie den Winter über in dem warmen Gewächshause ausdauern können. Sie verlangen immerfort viele Wärme, und wer dergleichen nicht geben kann, wird schlechtes Gedeihen sehen. Am besten ist es, wenn sie im Winter auf dem Lohbeete im Glashause stehen können, wenigstens so lange, bis sie einige Höhe erhalten haben. Die Pflanzen wachsen auch im Vaterlande sehr langsam. Der im Berlinischen Garten befindliche Palmbaum ist vierzehn bis sechzehn Schuh hoch, ohngefähr dreyviertel Schuh dicke, und wird gegen hundert Jahr alt geschätzet. Der Saame treibt mit einem Blatte aus der Erde hervor, und dieses, wie auch die übrigen, welche in den ersten Jahren darauf folgen, sind nicht gefiedert, sondern einfache, längliche, spitzige Blätter, welche an ihren Stielen sitzen. Zuletzt müssen wir noch erwähnen, wie ein Spanier, Juan de Espado, und mit ihm Ant. Cap. de Villa in des letztern, noch ungedruckten, Abhandlung von dem Palmbaume, S. Gött. gel. Anzeig. 1763. S. 962. behauptet: wenn man die Dattelkerne so lege, daß die wellenförmige Oberfläche, welche an der tiefen Furche ein kleines Loch hat, welches er ein Aeuglein nennt, oben komme, sollten weibliche Blumen daraus erwachsen, hingegen männliche hervorkommen, wenn man die glatte Seite oben leget, die in der zarten Furche ein Tüpfelchen hat. Ferner will derselbe aus Erfahrungen behaupten, daß die Bäume eben so viele Jahre verweilen, Frucht zu tragen, so viel Tage im Monathe verflossen gewesen, als man den Kern in die Erde gestecket; wird z. E. der Kern den zehnten, zwölften oder zwanzigsten Tag im Monathe geleget, soll auch der Baum im zehnten, zwölften oder zwanzigsten Jahre Frucht tragen. Daß dieses alles so eintreffen möchte, scheint uns nicht wohl glaublich zu seyn. Aus dem letzten müßte folgen, daß kein Baum über dreyßig Jahr verweilen könnte, ohne zu blühen, wovon wir das Gegentheil wissen.

Dattelbaum, saurer, S. Tamarinden.

Dattelkern.

So nennt man die Puppe, in welche sich die bekannte Maulbeerraupe oder der sogenannte Seidenwurm nach vollendetem Gespinnste verwandelt, weil sie unter allen Puppen, die aus Raupen entstehen, sowohl der Gestalt als auch der Farbe nach, die meiste Aehnlichkeit mit den Dattelkernen hat. Genauere Nachricht von dieser Puppe und von ihrer Verwandlung soll unter dem Artikel Seidenwurm folgen.

Dattelpflaume.

S. Persimons.

Dattelschnecke.

Unter den Walzenschnecken findet man einige, welche wie eine Rolle rund und am Rande unterwärts mit einem tiefen Einschnitte ausgerundet sind, und diese pfleget man Datteln, oder Olivenschnecken zu nennen. Man findet davon viele Sorten, welche sowohl der Größe als Farbe nach verschieden sind. Herr von Linné führet nur drey Arten an, und will die übrigen Sorten als Spielarten betrachten.

1) Das Türkische Lager, Voluta porphyria, welche auf einem röthlichen Grunde viele feine, eckichte, schwarze Striche zeiget, die wie Zelter aussehen; die Schale hat einen besondern Glanz, und die vollkommene Gestalt einer Dattel, und wird daher auch Porphyrdattel genannt. Nach dem Vaterlande heißt sie auch die südländische Panama- und Portobellodattel. Sie ist die größte und schönste unter allen Datteln, und wird fünf bis sechs Zoll lang.

Hr. von Linné vereiniget mit dieser auch die Ostindische Porphyrdattel, welche auf einem weißen Grunde dickere, lagerartige Zeichnungen hat, auch zuweilen schön bandiret ist. Man findet auch Datteln von der nämlichen Größe, mit gelber, rother, weißer, oder violetfärbiger Mündung, welche nach der Zeichnung verschiedene Nebennamen erhalten: als Netzdattel, Admiraldattel, Prinzessinbegräbniß. Die letzte Sorte zeiget schwarze Striefen und Flecke, welche alle ordentlich nach einander stehen, woraus die Einbildung entstanden, als ob Leute mit schwarzen Mänteln einer Leiche folgten.

2) Die Olive, Voluta Oliua L. Auch diese ist sehr verschieden. Alle hieher gehörigen Sorten sind kleiner, ohngefähr zween oder drey Zoll lang, und die ausgerändete, walzenförmige, glatte Schale hat einen umgebogenen Rand, und ist an der Spindel schief gestreifet. Nach Verschiedenheit der Farben und der Zeichnung erhalten die Sorten verschiedene Beynamen. Als Achat-

Atlas-

Atlas- Eichenholz- Spinneweb- Buchstaben- Zickzackdattel. Man findet weiße, grüne, gelbe, braune, schwarze, gesprenkelte, geflammte, bandirte. Die sogenannte schwarze, ist äußerlich dunkelbraun, inwendig weißblau, zween Zoll lang und rar. Man nennt selbige die Wittwe oder auch die Mohrin. Alle kommen glatt und glänzend aus dem Meere.

3) Die Spitzdattel, Voluta ispidula L. Diese ist bereits unter dem Namen Coffeebohne angeführet worden. Auch bey dieser zeigen sich viele Verschiedenheiten, bey allen aber ist der Wirbel spitzig, und alle sind von der kleinsten Art.

Daumsknochen.

S. Finger.

Daurade.

S. unf. Artik. Aurata I. 442.

Daurant.

S. Andorn, weißer.

Davidsharfe.

S. Harfenschnecke.

Deckelschnecke.

Mit diesem Namen kann man alle diejenigen einschaaligen Schnecken belegen, welche an der Oeffnung des untersten Gewindes, durch welche das Thier aus seinen Gehäuse hervorkriecht, und man die Mündung zu nennen pfleget, einen Deckel zeigen, welcher zu allen Zeiten gegenwärtig ist, und nach Gutbefinden des Bewohners zur Verschließung des Gehäuses kann gebrauchet werden. Dieser Deckel ist bey einigen Arten hornartig, bey andern besteht solcher aus eben der Materie, woraus die Schale selbst gebildet ist; bey allen aber zeiget solcher viele concentrische Ringe oder Schneckenlinien. Es ist solcher gemeiniglich an der Fußsohle oder hinter dem Strange dergestalt befestiget, und bis auf den äußersten Cirkel an dem Fleische angewachsen, in der Mitte aber vertiefet und daselbst durch eine starke Sehne befestiget, daß ihn das Thier, wenn es in seine Wohnung zurückkriecht, fest an die Mündung anziehen und sich völlig einschließen, zu anderer Zeit aber wie eine Klappe wieder aufschlagen kann; bey dem Kriechen der Schnecke ruhet das Gehäuse auf dem Deckel. Es giebt auch Schnecken, welche gegen den Winter aus ihrem Speichel oder Kleister einen kalkartigen, glatten Deckel bilden, um sich vor der strengen Kälte zu schützen; diesen aber stoßen sie im Frühjahre wieder von sich und leben den ganzen Sommer hindurch ohne Deckel. Dergleichen Deckel sind alle glatt und zeigen keine Schneckenlinien, und diese werden nur im uneigentlichen Verstande Deckelschnecken

cken genennet, da hingegen die erstern diesen Namen wirklich verdienen; daher auch einige Schriftsteller aus den wahren Deckelschnecken eine besondere Abtheilung machen, und diesen Deckel als eine zwote Schaale annehmen wollen. Bey Bestimmung der Geschlechte hat Hr. Geoffroi vorzüglich auf diesen Deckel gesehen, und diesen bey den Neriten als ein wesentliches Kennzeichen angegeben. Man findet aber, außer den Neriten oder Schwimmschnecken, auch bey den Schnirkelschnecken und andern Geschlechtern der einschaaligen dergleichen Deckel; deswegen wir hier keine insbesondere anführen, sondern diesen Umstand bey den Arten, wo solcher anzutreffen, bemerken wollen. Da aber dieser Deckel zuweilen, sonderlich wenn das Gehäuse ohne Inwohner ist, von der Schale abgesondert und allein gefunden werden, auch die andern Deckelschnecken jährlich ihren Deckel abstoßen und fallen lassen, hat man dergleichen für besondere Körper angenommen und mit neuen Namen beleget. Bey der gezackten Delphinschnecke ist der Deckel dünne, wie eine Schuppe, dunkelbraun, und hat auswendig ein gewunden Kügelchen in Gestalt eines Nabels. Er ist von der Größe eines Conventionsthalers, manchmal aber auch nur so groß wie ein Groschen. Das Riesenohr zeiget einen sehr dicken, bäuchichten und steinharten Deckel, und dieser erhält den Namen Mondauge. Die meisten Mondschnecken verfertigen eyrunde Deckel, welche an der inwendigen Seite braun, und mit schwarzen schneckenförmigen Linien bezeichnet, auswendig aber erhaben, und gleichsam genabelt, oder in der Mitte mit einem Grübchen, und zugleich einer Erhöhung versehen sind. Diese pfleget man Meernabel oder Meerbohnen Vmbilicos marinos zu nennen. Die so genannten geperlten Venusnabel erhält man von den kleinen Mondschnecken; sie sind inwendig nicht recht schwarz, auswendig aber weiß und ohne Glanz. Man findet dergleichen, an welchen auch die inwendige Seite weiß ist, welches aber daher kommen soll, wenn diese Deckel an dem Meerufer durch die Wellen hin und her geworfen, und dadurch das obere dunkle Häutchen abgerieben worden. Die Augensteinlein, vielleicht auch die Schwalbensteinlein sind dergleichen Deckel oder kleine Meernabel von der Größe einer Linse. Die man aus der Levante erhält, sind roth, diejenigen aber, so aus den Antillischen Inseln abstammen, sind perlenmutterfärbig, glänzend und spielen mit verschiedenen Farben, nachdem man solche gegen das Licht hält. Die Deckel der Purpurschnecken pfleget

pfleget man riechende Nägel, Blattam byzantinam, vngues odoratos, zu nennen. Sie sollen auf glühenden Kohlen einen angenehmen Geruch von sich geben; Lesser hingegen versichert, daß sie wie angebranntes Horn stinken. Sie sind ohngefähr zween Zoll lang und einen Zoll breit, länglicht rund und etwas schief gekrümmet, von Farbe braungrünlicht; auf der hohen Seite scheinen sie von lauter sichelförmigen Blätterchen über einander gelegt zu seyn, in der hohlen Seite aber haben sie an dem einem Rande eine breite Lippe und in der Mitte wirbelförmige Streifen. Man hat noch andere wohlriechende Nägel, welche hornähnlich, braun, und der Länge nach, auswendig und inwendig, mit sichelförmigen Querstreifen bezeichnet sind. Alle diese und noch viel mehrere Deckel sind dicke, man findet aber auch ganz dünne, dergleichen man sonderlich an den langlebenden Schnecken wahrnimmt. Man hat ehedem dergleichen Deckel in der Arzneykunst gebrauchet. Daß selbige mit den Schneckenhäusern und Muschelschalen gleiche Wirkung haben können, wird jedermann leicht einsehen; daher man lieber die großen Schalen als diese kleinen Theile davon erwählen wird. Daß die Deckel der Purpurschnecken, weil das Thier an dem Ufer Spicanard frißt, einen angenehmen Geruch von sich geben, und dieser bey Mutterbeschwerungen vorzüglich nützlich seyn soll, gehöret wohl zu den Fabeln.

Deckfische.

Deckfische nennet Müller das 149. Geschlecht des Linné, Stromateus, welches in der ersten Ordnung der vierten Classe, Apodes, Kahlbäuche, das letzte ohne eines ist; weil Stroma im Griechischen eine bunte Decke heiße, und diese Fische wie bunt gewirkte Decken ansähen; oder vielleicht auch, weil Stromateus unter andern selbst einen Fisch mit einem buntgefleckten Rücken, bedeutet. In Holland würden sie Leervischen genennet, und Gronov beschriebe sie unter dem Namen, Hepatus. So ist auch die Benennung des Gesners, Teppicher, Meerteppicher, nicht ungeschickt. Dem Charakter nach haben sie einen an beyden Seiten platt gedrückten Kopf, Gaumen und Kiefer mit Zähnchen besetzet, einen eyförmigen, schlüpfrigen Körper und gabelförmigen Schwanz. Linné führet davon zwo Gattungen auf: 1) Stromateus Fiatola, Streifdecke nach dem Müller, oder Stromateus Subfasciatus. Nach dem Artedi, Syn. 33. heißt er zu Rom, Fiatola, beym Gesner Fratola, zu Venedig Licette etc. und nach

dem Bomare ist er ein vortrefflicher, zu Rom sehr bekannter, Meerfisch aus dem Rothen- und Mittelländischen Meere. Er hat über den ganzen Leib bogicht gezogene und goldfarbige Striche; einige haben auch blauen Rücken und Seiten, einen weißen silberfarbenen Bauch und rothes Maul. Er ist fast rund und flach, (einem Schollfische nicht unähnlich) seine Zunge einer Menschenzunge nicht ungleich, und sein Fleisch weich und sehr gut zu essen. In Venedig hieße er Lisette. Müller giebt ihm über dieses eine stumpfe Schnauße, ein kleines Maul, und Floßen, die den größten Theil des Rückens bis über den Schwanz, und wieder nach den Bauche zu, umgeben, und zählet mit dem Linne', in der Brust-25., in der Rücken-46., in der After-74. in der Bauch- und Schwanzfloße aber keine Finnen, wie auch nicht die Strahlen in der Kiemenhaut; und merket noch an, daß er anderthalb Pfund schwer gefunden werde. 2) Stromateus Paru, S. Stromateus vnicolor, nach dem Müller der einfarbige Breitfisch. Nach dem Sloane und Raius ist er mit dem Brasilianischen Paru gleiches Geschlechtes, auch sonst in Amerika zu Hause; nach einem bey Jamaika gefangenen, und ihm unter dem Namen Pampus zugefertigten Exemplare, sechs Zoll lang, vier und einen halben Zoll breit, der Körper vorneher rund, nach dem Schwanze zu allmählig dünner, die Zunge rund, fleischicht und geflecket, die Kiefer mit kleinen, scharfen Zähnchen besetzet, die Augen groß, mit silberfarbenen Ringen; die Rückenfloße läuft von der Mitten bis zum Schwanze, und bis eben dahin die vom Nabel anfangende Afterfloße; hierüber ein paar lange Floßen, an den Kiemen, am Bauche keine, und an den Seiten ein paar Striche, davon der eine krumm in die Höhe, der andere aber gerade ausläuft; welche Eigenschaft mit der Venetianischen Licetta übereinkomme. Von dem Brasilianischen Paru des Marcgravs S. Bottbastart, Rhombotides des Kleins in uns. Artik. I. 924.

Decimenthen.

S. Münze.

Decrepitiren.

Decrepitation, decrepitatio: Hierunter versteht man, weñ Kochsalz über einem mäßigen Feuer gebrannt wird. Weil aber, wenn dieses geschieht, ein Knistern und gelindes Platzen verspüret wird, so hat man dieser Art der Calcination, die aber nur zu den unvollkommenen gehöret, den Namen der Decrepitation gegeben. Das Kochsalz verliert auf diese Weise eine beträchtliche Menge Wasser,

wird schärfer und heißt alsdenn decrepitirtes und gebranntes Kochsalz. Dieses Decrepitiren oder Brennen des Kochsalzes ist bisweilen sehr nöthig, und muß oft vorher angestellet werden, wenn man bey vielen Versuchen das Kochsalz gebrauchen will, weil sonst, wenn ungebranntes Kochsalz gebrauchet wird, die Gefäße leicht zerschmissen, oder die mit Kalchsalz vermischten Massen zum Theil verspritzet und die Versuche nicht richtig angestellet werden.

Degen- oder Degendoel.
S. Birke.

Degenfische.

Diese deutsche Benennung des 150. Linnäischen, und letzten Geschlechtes der Apodum, Kahlbäuche, Xiphias, ist sehr wohl gewählet, um die gegenwärtige von einer ganz andern Art sofort zu unterscheiden, die mehr Sägefische, als Schwerd- und Degenfische genannt zu werden, verdienet. Selbst das griechische, einen spitzigen Degen oder Dolch bedeutende, Wort drücket die Gestalt des Schnabels dieses Fisches eigentlicher und besser, als selbst Schwerd, aus; und Bomare hat daher seinen mit den Pristis oder Serra verwechselten Espadon unter den Baleines, nicht an rechten Ort gebracht, wie Deleuze und Müller angemerket haben. Linné führet nur eine Gattung, Xiphias Gladius, Schwerdfisch nach dem Müller auf, welchem letzterer noch den Amerikanischen Guccubu des Marcgravs beygesellet; doch diesen beyden hat Klein noch 4 Gattungen beygefüget. S. Schwerdträger, Xiphias desselben, der von seinem Sägeschwanze, Pristis, und von dem Araguagua des Marcgravs, nach unserm Artikel I. 367. gänzlich unterschieden ist.

Degenkraut.

Degenkraut wird von Hr. Planern, wegen der Gestalt der Blätter, Xyris Linn. genannt. Die Blüthe stellet eine kurze, rundliche Aehre vor, und zwischen den Blumen sind rundliche, vertiefte über einander liegende Schuppen befindlich. Zu jeder Blume gehören zwo schifförmige Spelzen oder Kelchblättchen, drey eingekerbte und mit dünnen Nägeln versehene Blumenblätter, drey kurze Staubfäden und ein Griffel mit dreyfachen Staubwege. Die rundliche Frucht zeiget drey Klappen, drey Fächer, und viele ganz kleine Saamen. Diese grasartige Pflanze wächst in Indien, wird in unsern Gärten nicht vorkommen.

Degenkraut, Siehe auch Schwerdriedel.

Dehnkraut.
S. Bärlap.

Delphin.

Delphinus, Franz. Dauphin, Engl. the Delphin, oder a Grampus, beym Anderson, p. 227. Balaena minor, vtraque maxilla dentata, pinnam in dorso gerens; machet oben angezeigtermaßen I. 794. nach dem Klein unter den Blasern die zwote Gattung des dritten Geschlechtes der Meerschweine, Delphacum, und ist unter diesem eigenen Namen unter den zweylebigen Meerungeheuern am bekanntesten, wiewohl er nicht allezeit von den Taumlern, Phocaenis, genugsam unterschieden wird. Es geht aber der Kopf des Delphins in einem langen geraden Saurüssel aus, und er ist kleiner als die erste Gattung, Orca, Oerschwein. Dieses hat einen mehr plattgedruckten, stumpfen, und der Taumler, Braunfisch, Tursio, oder Phocaena, einen geraden, kurzen, aber gleichfalls stumpfen, Rüssel. Seine Mundspalte ist sehr lang und schließt sich aufs genaueste, wie ein Rabenschnabel, weil die pfriemenspitzigen und hechtähnlichen Zähnchen in einander greifen; von welchen man Epit. Transact. Phil. III. 842. vorgiebt, daß auch ein kleiner Biß derselben gefährlich und vergiftet sey. In der äußern Haut des Kopfes zeiget sich nur ein Spritzloch, es vereinigen sich aber zwo Röhren aus dem Hirnschädel daselbst. Klein zeichnet den Kopf Miss. II. Tab. I. n. 2. aus seinem Cabinette in einer Mittelgröße, den ganzen Fisch aber, nach der vortrefflichen und vollkommen nach dem Leben gemachten Zeichnung desselben, welche auf dem Danziger Rathhause unter andern seltenen Fischen aufbehalten wird, jedoch freylich nach verjüngtem Maaßstabe, Tab. III. lit. A. daß man also an der wahren Gestalt desselben nun nicht mehr zweifeln darf. Reinh. Curicke gedenket desselben in seiner Danziger histor. Beschr. S. 295. folgendermaßen: Im J. 1619. den 7 Jul. sind bey Krakau in der Nehring zween große seltsame Fische, welche oben aus dem Kopfe viel Wasser geschossen, gefangen, und zu Danzig abgemalet worden; wie denn auch ein großer Schwerdfisch im Jahre 1630. d. 12 Oct. bey Hela ist gefangen und gleichmäßig abgeconterfeyet worden, deren Gemälde in der großen Wettstube auf dem Rathhause noch heutigen Tages zu sehen seyn.

Seiner Statur nach ist dieser Fisch nach Rheinländischem Maaße, vom äußersten Rüssel bis ans Schwanzende neun Fuß zween Zoll, die Schnautzenspalte a. b. dreyzehn und einen halben Zoll, die Oeffnung des Spritzloches c von dem Anfange der Schnauze sechzehn Zoll, die großen Augen von einem Winkel zum andern drey Zoll entfernet, die Seitenfloßen

flossen sechzehn Zoll lang, zehn Zoll breit, die vorwärts bogichte, nach dem Schwanze zu sichelförmig ausgeschnittene Rückenfloße am Rücken dreyzehn Zoll breit, vom äußersten Winkel bis an die Spitze achtzehn und einen halben Zoll lang, eine Hälfte des getheilten, bogichten und zackichten, horizontalen Schwanzes zwölf Zoll, und die Dicke oder Breite des Mittelleibes, so viel aus der geraden Querlinie des Gemäldes zu bestimmen, fünf und zwanzig und einen halben Zoll, befunden worden. Nach der Figur Tab. I. no. 11. sitzen die Zahnwurzeln in dem durchsichtigen Zahnfleische nicht in besondern Zahnhölen, in dem obern Kiefer sechs und neunzig, in dem untern neunzig, folglich hundert und sechs und achtzig Zähne, deren Bellonius nur hundert und sechzig gezählet. Beydes der Rücken und der Bauch sind kielförmig. Es irren demnach, nach des belobten Autors Erinnerung, diejenigen, die den Delphinen einen ausgehöhlten und gebogenen Rücken andichten, wie man sie etwa auf alten Steinen und Münzen abgebildet findet, und die Fabel von dem Arion bestätigen soll. Nach des Bellonius Beschreibung soll er nämlich fünf bis sechs Fuß lang; so dick, daß ihn ein Mensch umklaftern könne, glatt und ohne Schuppen, wie alle andere Bläser, Physeteres, mit falbem Rücken, weißlichem Bauche, länglichtrunden, einem Gänseschnabel ähnlichen, Schnauze, daher er auch Meergans, Oye de mer, vom gemeinen Manne genannt wird; nur mit einem Spritzloche zwischen den Augen, des in dem Hirnschädel befindlichen doppelten Kanals ungeachtet, begabet; auch welches besonders, außer besondern Gehörgängen, mit Augenliedern versehen seyn, die doch Rondelet allen Fischen überhaupt aus dem Grunde abspricht, weil sie von der Natur eine, das Auge ganz umgebende und beschützende, harte Hornhaut erhalten hätten. In der Ostsee läßt er sich selten sehen, noch seltener aber an den Danziger Ufern. Mit dieser Kleinischen Beschreibung sind die neuesten Beobachtungen meistentheils einstimmig, scheinen auch wohl das Meiste und Zuverlässigste aus dem Rondelet, Anderson, Klein, Pontoppidan, entlehnet zu haben, deren der letztere in seiner natürlichen Historie von Norwegen, Th. II. S. 257. folgende Umstände von dem Delphin beybringt.

„Marsvin, Meerschwein, das hier Nise, (nach dem Linné gen. 40. sp. I. und Gunner soll Niesen, Delphinus, Phocoena, Φώκαινα, oder Tursio, die dritte Kleinische Gattung der Meerschweine, Delphacum, seyn,) ingleichen Tümler oder Tümmeler,

meler, genannt wird, weil er sich öfters auf und nieder wälzet, ist ein Speckfisch, und etwa zwo bis drey Ellen lang, und der Gestalt nach einem kleinen Wallfische, oder dem Springer, ähnlich, außer daß der breite Schwanz nicht in die Quere steht, sondern wie bey andern Fischen im Wasser auf und nieder sich beweget. Das Maul ist einem kurzen Schweinerüssel ähnlich; die Augen sind klein, (nach dem Klein im guten Verhältnisse zur Größe des Fisches) er hat viele und scharfe Zähne, (Phocaena nur sechs und vierzig kleinere und breitere,) die Zunge ist dicke und länglicht ein wenig heraushängend; die glatte und schwarze Haut zwar ganz dünne, doch hart und dem Gefühle nach wie Knochen, unter derselben drey Finger-dicker Speck, woraus man Thran schmelzet; das darauf folgende Fleisch wird eingesalzen und nur von armen Leuten gebrauchet, doch essen es die Schottländer als eine gute Speise und die Franzosen sollen auf Terreneuf in Amerika Mettwürste davon machen. Er pflanzet sich wie der Hay und Wallfisch, ohne Roggen fort, und wirft lebendige Junge; ob solches aber alle Monathe geschehe, wie ein einziger seiner Bemerker meynet, will er nicht versichern; zuweilen wird er geschossen, zuweilen auch gefangen, wenn er mit dem Sommerheringe in die engen Buchten läuft, und ihm der Ausgang durch ein stärkeres Netz versperret wird, dessen Maschen so weit, daß er sich mit dem Kopfe hinein arbeiten kann, und wie ein anderer kleiner Fisch darinnen hängen bleibt. Man saget, dieser Riese oder das Meerschwein soll die Menschen lieben, und ihre Gesellschaft suchen, vielleicht deswegen, weil es sich gern zu den Böten oder Schiffen zu halten pflege. Im Mittelmeere, wo man es Delphin nennt, und wo man es so wie an den Nordischen Küsten in großer Menge findet, ist man der Meynung, dieses Thier liebe die Musik, und man könne es damit an sich locken. Dieses ist gewiß, daß es selbst nicht unter die stummen Fische gehöret, sondern zuweilen (wenn es seinen Raub zu hitzig und bis auf den trocknen Strand verfolget) einen, der Stimme eines klagenden Menschen ähnlichen, Laut von sich giebt. Die Italiener nennen daher auch das Meerschwein Cacciatore di mare, Meerjäger, weil es auf alle kleinere Fische, (vorzüglich auch auf die fliegenden Fische, wie die Boniten, s. unsern Artikel I. 907. mit denen es sich Truppweise zu schlagen pfleget,) meisterlich Jagd zu machen weis. Schott nennt es den König der Fische, und will seine Liebe zu den Menschen aus dem Aelian und einiger älterer Schriftsteller Histörchen erweisen.

Bomare

Bomare führet ihn unter den Wallfischen, unterscheidet ihn von dem Marsovin oder Soufleur, hat aber doch das gedoppelte Spritzloch noch beybehalten, und merket an, daß er auch Bec d'oie, Fleche und Couchon de mer, genannt werde. Beym Linné machet er in der siebenten Ordnung der ersten Classe das letzte Geschlecht und zwar die zwote Gattung, Delphinus, Delphis, dessen Schnautze oberwärts mit einem breiten Querbande gezieret sey. Müller nennt ihn den Tummler und führet an, daß er auch Springer, Saufisch, Seevarke, heiße.

Delphin, eine andere Art derselben heißt, nach Kolbens Reisebeschreibung, bey den Schwarzen Waraku Pempe, und bey den Portugiesen, Dorado, von der Goldfarbe ihrer Haut; soll den Delphinen durchgängig gleichen, aber doch von zärterm Fleische seyn. S. A. R. B. V. S. 204. S. auch unsern Artikel Capedelphin, II. 38. und bald hernach Dorado.

Den Namen Delphin, oder Meerschwein führet auch ein Sternbild zwischen dem Adler und Pegasus, welches vierzehn Sterne enthält, nämlich fünfe von der dritten, welche nahe bey einander stehen, zween von der fünften und sieben von der sechsten Größe.

Der fabelhafte Ursprung dieses Sternbildes wird von den Schriftstellern nicht auf einerley Art erzählet. Denn nach einigen soll es den Delphin bedeuten, welcher den Arion, einen berühmten Harfenspieler, von Metymna aus der Insel Lesbus, der um den mörderischen Händen der Schiffleute zu entgehen, ins Meer gesprungen war, auf seinem Rücken an das corinthische Ufer brachte, und daher nach seinem Tode von dem Apoll unter die Sterne versetzet wurde.

Andere hingegen sind der Meynung, daß dieses Sternbild dem Andenken desjenigen Delphins gewidmet sey, welcher auf Befehl des Neptuns die flüchtig gewordene Amphitrite einholte, und sie dahin brachte, daß sie sich der Vermählung mit dem Neptun nicht weiter widersetzte.

Delphinschnecke.

Es werden davon zwo Arten angeführet; die eine pfleget man die gezackte, die andere die gerippte, zu nennen. Beyde gehören zu dem Geschlechte der Mondschnecken. Die gezackte ist Turbo delphinus Linn. und erhält auch die Namen Krausen, Lappenschnecke und Manchette. Die Schale ist stachlicht gewunden, die Gewinde aber sind sehr platt, und mit breiten gekrauseten Lappen besetzet. Die Gestalt dieser Lappen ist

ist gar verschiedentlich. Die Mündung hält Perlenmutter. Der dünne Deckel ist auswendig hohl und von verschiedener Größe. Es giebt von dieser Art rothe, braune und weiße, welche man alle aus Asien erhält.

Die gerippte Delphinschnecke, Turbo distortus Linn. ist auch in Asien zu Hause; ihre Schale ist zugespitzet, allenthalben mit Dornen besetzet und zugleich gerippt.

Demuth.

S. Thymian.

Demuthpflanze.

S. Sinnkraut.

Dendriten.

Dendrites, sind Steine, welche mit Abdrücken von Kräutern gezieret sind. Man kann dergleichen Steine gemalte Steine nennen. Allem Vermuthen nach rühret diese natürliche Malerey auf Steinen von einer metallischen Feuchtigkeit her, welche in die Steine eindringt, und daselbst allerley Figuren erzeuget, welche die Einbildung noch besser ausbildet, und den natürlichen Dingen ähnlich machet. Man kann durch die Kunst Dendriten machen, wenn man Metalle in scharfen Feuchtigkeiten auflöset, hiermit ein Löschpapier anfeuchtet, und solches auf künstliche Massen, so aus Thon und Kalch bereitet worden, oder auf natürliche verhärtete Mergelarten leget. Die in dem Löschpapiere befindliche metallische Feuchtigkeit zieht sich in die Masse oder den Stein und machet verschiedene Figuren, welche kleine Bäumchen oder Kräuter vorstellen.

Deneb.

Ein Stern zwoter Größe im Sternbilde des Schwans. S. Schwan.

Denmark.

S. Baldrian.

Denngras.

S. Wegetritt.

Dentali.

Dentali auf Madera. Sparus Dentex Linn. gen. 165. sp. 20. Die Italiener nennen ihn Dentale, weil ihn die Alten Dentex genannt; und Müller führet ihn unter den Meerbrachsemen, mit dem Zunamen Zahnbrechseme an. S. Meerbrachsem, Synagris I. Kl.

Dephlegmiren.

Dephlegmatio. Das Dephlegmiren ist eine chymische Operation, wodurch man den Feuchtigkeiten das im Ueberfluß beygemischte Wasser zum Theil oder ganz benehmen kann. Das Abdampfen oder Evaporiren, das Destilliren und

und das Gefrieren der wässerichten Feuchtigkeiten sind die Mittel darzu. Der Brantwein aber kann auch durch ein gutes, völlig trocknes und recht heiß gemachtes Alkali dephlegmiret werden, wenn man dasselbe mit dem Branntwein vermischet und eine Zeitlang ruhig stehen läßt, da denn das Alkali das Wasser aus dem Brantweine zieht, sich auflöset und verursachet, daß das abgesonderte Wasser sich als eine besondere Feuchtigkeit unter dem Branntweine sammelt. Es ist aber zu merken, daß ein auf diese Weise dephlegmirter Brantwein seiner Natur nach etwas verändert wird, und daher andere Eigenschaften und Wirkungen zeiget, als von einem durch die Destillation dephlegmirten Brantweine zu bemerken ist. Es ist überhaupt bey dem Dephlegmiren der Feuchtigkeiten, wie denselben die überflüßige wässerichte Feuchtigkeit entzogen wird, ein beträchtlicher Unterschied. Z. E. wenn man dem Brantweine sein überflüßiges Wasser entziehen will, so ist eine etlichemal wiederholte Destillation desselben das beste Mittel, den Branntwein von dem überflüßigen Wasser zu befreyen, ohne ihn in seiner Natur zu ändern. Das Abdampfen hingegen in offenen Gefäßen findet bey demselben gar nicht statt, indem das Spirituöse zuerst aufsteigt, und also auf diese Weise verlohren geht. Das Abdampfen oder Evaporiren findet nur statt, wo die wirksamen Theile fixer, als das Wasser sind, wie z. E. alkalische Laugen und andere salinische Feuchtigkeiten, welche fixe Salze enthalten, am ersten von ihrer überflüßigen wässerichten Feuchtigkeit befreyet werden, weñ man sie dem Abdampfen in offenen Gefäßen unterwirft. Enthalten hingegen die Feuchtigkeiten flüchtige, salinische oder spirituöse Theile, so ist das Dephlegmiren derselben in verschlossenen Destillirgefäßen zu unternehmen.

Wiederum bey andern Feuchtigkeiten findet das Gefrieren statt, wie z. E. Essig, Wein und Bier auf diese Weise von dem überflüßigen Wasser befreyet werden kann. Eine dergleichen Feuchtigkeit wird auf diese Weise, wenn gehörig hierbey verfahren wird, in ihrer Natur ganz und gar nicht verändert, und kann man dadurch den schärfsten concentrirten Essig, Wein und Bier erhalten, so, daß dergleichen Feuchtigkeiten auf keine andere Art von dem überflüßigen Wasser befreyet, und doch in ihrer Natur unverändert erhalten werden können.

Derberz.

Minera metallo diues, bedeutet eben so viel als reichhaltig Erz, oder das viel Metall bey sich führet.

Derbio.

Derbio, nennen die Franzosen eine Gattung von dem Glaucus veterum, welche nach dem Rondelet, Amia Saluiani, und Leccia Romanorum, genannt wird. Bomare führet diese drey Gattungen unter dem Artikel Glaucus an; Klein aber will sie lieber nur für Unterarten oder Varietäten erkennen. S. unsern Artikel Blauling, I. 828. u. s. f.

Derlenbaum.
S. Cornelbaum.

Desman.

Ein kleines vierfüßiges Thier, das die Gestalt eines Maulwurfs hat, aber noch einmal so groß ist, und nach Bisam riecht, daher es auch die Bisamratze von Moskau genannt wird; denn man findet es nicht nur in Schweden und Lappland, sondern auch in Moscau und in Siberien. Herr Klein setzet es unter das Geschlecht der Nager, und giebt ihm die Namen Muscusratze und Wassermurmelthier. Der Herr von Linné rechnet es zu dem Geschlechte der Biber und beschreibt es unter dem Namen Castor moschatus. Hr. Müller nennt es in seinem deutschen Commentar über das Linnäische Natursystem Biberratze, und bey einigen andern Schriftstellern kömmt es auch unter dem Namen Wasserratze vor. Es hat überaus kleine Augen, und eine länglichte, spitzige Schnauze, wie man bey den Spitzmäusen findet. Die Zehen an den Hinterfüßen sind mit einer Zwischenhaut verbunden, wie beym Biber. Der Schwanz, welcher mit dem Körper einerley Länge hat und sich in eine stumpfe Spitze endiget, ist nicht völlig rund, sondern an den Seiten zusammengedrücket und mit Schuppen besetzet, zwischen welchen sich einige Haare befinden. Die Haut, welche als ein Pelzwerk gebrauchet wird, ist mit feinen sanften Haaren besetzet, die auf dem Rücken eine braune, am Unterleibe aber eine graue oder gelblichtweiße Farbe haben. Nahe bey den Zeugungsgliedern führen diese Thiere, und zwar das Weibchen sowohl als das Männchen, gewisse Bläschen, in welchen sich der Bisam oder die wohlriechende Materie befindet, die wie eine milchichte Feuchtigkeit aussieht. Zu der Zeit, wenn sie sich zu paaren pflegen, sind diese Bläschen, deren Geruch alsdenn auch überaus stark ist, sehr dick und aufgeschwollen.

Die Lebensart dieser Thiere kömmt ziemlich mit der Lebensart der Biber überein. Sie machen sich an den Ufern der Flüsse künstliche Höhlen, in welche sie unter dem Wasser hineinzugehen pflegen. Ihre vornehmste Nahrung

rung besteht in der Calmuspflanze.

Destilliren.

Destillation, Destillatio. Die Destillation ist eine chymische Operation. Man versteht hierunter, wenn flüßige oder feste Substanzen, welche flüßige Theile enthalten, in verschlossenen Gefäßen vermittelst angebrachter Wärme in Dämpfe verwandelt werden, welche in die Höhe steigen, sich zusammenbegeben, in Tropfen herabfließen, und als flüßige Körper in den vorgelegten Gefäßen wieder zum Vorschein kommen.

Die Gefäße, derer man sich bey dieser Operation bedienet, sind entweder gläserne, irdene oder metallische. Die besten Gefäße sind ohnstreitig die gläsernen, theils weil dieselben die Materien und die daraus zu erhaltenden Producte nicht verunreinigen, theils aber auch, weil man in selbigen die Veränderungen und Erscheinungen wahrnehmen kann. So lange man also aus gläsernen Gefäßen destilliren kann, so lange muß man, wenn man reinlich arbeiten will, sich derselben bedienen. Widersteht aber die Gewalt des Feuers, oder verbiethen andere Umstände den Gebrauch der gläsernen Gefäße, so muß man irdene Gefäße gebrauchen. So lange als möglich enthalte man sich der metallenen Gefäße, weil dieselben leicht etwas auflösen lassen, wodurch die Feuchtigkeiten verunreiniget und verändert werden. Außer der zur Destillation des Brantweins bisher angewendeten kupfernen Blase, werden nicht leicht andere metallene Gefäße gebrauchet.

Die Brantweinblasen, so von verschiedener Größe gemachet werden können, sind cylindrische, kupferne Gefäße, welche einen etwas kugelförmig gestalteten Boden haben, oben aber bis auf eine Oeffnung, so ohngefähr den vierten oder fünften Theil der Blase beträgt, zugewölbet sind. An diese Oeffnung ist ein kleiner, ein bis zween Zoll hoher, cylindrischer Hals angetrieben, auf welchen ein Helm oder Hut genau angesetzet werden kann. Der Helm oder Hut ist ebenfalls ein kupfernes Gefäß, das einem abgeschnittenen umgekehrten Kegel gleicht, daran der unterste kleinere Theil offen ist, und eine solche Weite hat, daß er genau in den an die Blase angesetzten Hals hineinpasset. Der oberste Theil des Helmes ist kugelförmig zugewölbet. Auf der einen Seite des Helmes sind gemeiniglich zwo Röhren angepaßt; es schadet aber nicht, wenn man, vorzüglich bey großen Blasen, fünf bis sechs Röhren anbringen läßt, weil auf diese Weise in einer kürzern Zeit ungleich mehrere Dämpfe hinauskommen, und in einer-

ley Zeit mit wenigerm Feuer eben so viel gebrannt werden kann. Diese Röhren passen in eben so viel andere Röhren, welche durch ein großes hölzernes Faß gehen. Dieses Faß, so das Kühlfaß genannt wird, muß beständig voll kaltem Wasser seyn, damit die durch die Röhren durchgehenden heißen Dämpfe abgekühlet werden. An die Röhren, wo sie aus dem Kühlfasse herausgehen, werden die Vorlagen, welche die Tropfen und Dämpfe auffangen, angeleget; wenn aber mehr als zwo Röhren angebracht sind, so scheint es nöthig zu seyn, daß man einen Vorstoß anlegt, welcher eben so viel kurze Röhren hat, als aus dem Kühlfasse gehen, und die in die Kühlfaßröhren passen: unten aber muß der Vorstoß in ein einziges Rohr zulaufen, an welches alsdenn die Vorlage anzubringen ist.

Außer der Brantweinblase und andern kleinern kupfernen Brennblasen, die der Gestalt und ganzen Einrichtung nach auf eben die Weise verfertiget werden können, nur daß sie kleiner sind, und zur Bereitung der destillirten Wasser, oder auch zur Rectification des Brantweins gebrauchet werden können, hat man keine andern metallenen Gefäße zur Destillation nöthig, sondern es kann dieselbe am besten in gläsernen und irdenen Gefäßen angestellet werden. Die gebräuchlichsten von selbigen sind Kolben, Retorten, Helme, Vorstöße und Vorlagen.

Ein Kolben ist ein gläsernes oder irdenes Gefäß, welches unten fast wie eine Kugel gestaltet ist, aus welcher ein gerader, kegelförmiger Hals in die Höhe geht. Es giebt deren von verschiedener Größe, davon die kleinsten gemeiniglich Scheidekölbchen, die größten Recipienten oder Ballonen, die andern aber Destillir- und Digerirkolben genannt werden. Bey den Destillirkolben muß der Hals nicht gar zu schräge zugehen, sondern beynahe bis oben herauf gerade und cylindrisch seyn. Bey den Digerirkolben hingegen schadet es nicht, wenn der Ausgang des Halses sehr enge, doch nicht allzuenge ist, damit die zu digerirenden Substanzen hineingebracht werden können.

Bey der Veranstaltung des Destillirens aus den Kolben werden auf den Hals derselben Helme gesetzet, welches solche Gefäße sind, so die aus den Kolben aufsteigenden Dämpfe auffangen, welche sich alsdenn daselbst in Tropfen sammeln, und durch die an den Helmen befindlichen Schnäbel in die Vorlagen fließen. An den Helmen bemerket man den Kopf, den Hals und das aus dem Kopfe gehende Rohr oder den Schnabel. Der oberste Theil des Kopfes wird gemeiniglich der Himmel oder Wirbel genannt. Der unterste

Theil

Theil desselben ist nach innen zu hineingebogen, steigt ein wenig in die Höhe und machet auf diese Weise eine Rinne, die um den obersten Theil des Halses herumgeht, und die an den Seiten des Helmes herabfließenden Tropfen auffängt, welche aus derselben in das angesetzte Rohr, und durch dasselbe in die Vorlage fließen. Die innere Seite der Rinne ist mit dem in den inwendigen Theil des Helms hineingehenden Hals desselben genau verbunden. Der Hals ist der zu unterst sich befindende Theil des Helms, welcher den Kolbenhals in sich nimmt, und denselben in die Weite des Helms führet. Einige von den Helmen haben oben ein kleines kurzes Rohr, in welches ein geschliffener Stöpsel passet: man nennt dieselben tubulirte Helme.

Wenn Substanzen zu destilliren sind, deren flüßige Theile nicht hoch steigen, so gebrauchet man Retorten. Es sind dieselben meistentheils kugelförmige Gefäße, aus denen ein krummer kegelförmiger Hals geht. Wenn die Retorten oben, wo beynahe der Hals angeht, eine Oeffnung oder ein Rohr haben, in welches ein Stöpsel passet, so nennt man sie tubulirte Retorten. Man bedienet sich vornehmlich derselben, wenn Substanzen zu destilliren sind, die sogleich, als sie mit einander vermischet werden, Dämpfe von sich stoßen.

Wenn man die Vorlagen nicht unmittelbar an die Retorten und Schnäbel der Helme anlegen will, so gebrauchet man die Vorstöße, welches gemeiniglich gläserne oder irdene Röhren sind, davon der oberste Theil den Hals der Retorte oder den Schnabel des Helms in sich nimmt, der unterste Theil aber in den Hals der Vorlage eingepasset wird. Man hat Vorstöße, welche in der Mitten ein kleines Rohr haben, in welches ein Stöpsel passet: man bedienet sich derselben, wenn man entweder die Luft herauslassen will, oder wenn Substanzen zu destilliren sind, die theils in Dämpfen, theils in Tropfen übergehen. Hat nun der Vorstoß ein Rohr, an welches ebenfalls eine Vorlage angeleget wird, und man hat die Veranstaltung in der Verbindung der Gefäße gehörig getroffen, so fallen die übergehenden Tropfen durch das in dem Vorstoße befindliche Rohr in die angesetzte Vorlage, die gleichfalls übergehenden Dämpfe aber sammeln sich in der an dem untersten Theile des Vorstoßes angesetzten Vorlage.

Vorlagen oder Recipienten sind gemeiniglich große gläserne Kugeln, an welche ein Rohr angesetzet ist, dessen Oeffnung eine solche Weite hat, daß die Hälse der Retorten, die Vorstöße und

die Schnäbel der Helme gehörig hineinpassen können. Oft kann man sich auch der Kolben als Vorlagen bedienen; man muß aber bey dem Gebrauche derselben dieses beobachten, daß man die Hälse an selbigen nicht lang läßt, damit die Hälse von den Retorten in den Bauch des Kolbens hineingehen können.

Diese hier namhaften Gefäße sind die gebräuchlichsten und nützlichsten; andere Destillirgefäße, welche bisweilen beschrieben und angepriesen werden, gehören mehr zu den chymischen Spielwerken, als daß sie einen wirklichen Nutzen leisten. Wer sich mit dem Destilliren genungsam beschäfftiget, wird von den, hier angezeigten, Destillirgefäßen einen solchen Gebrauch und auch solche Veränderungen mit selbigen vorzunehmen wissen, daß er nicht nöthig hat, andere Arten von Destillirgefäßen verfertigen zu lassen.

Außer den Destillirgefäßen sind auch die zum Destilliren nöthigen Oefen zu betrachten. Ein Destillirofen, wenn er gehörig eingerichtet seyn soll, muß folgende Stücke haben: 1) einen Aschenheerd oder einen Ort, wohin die von verbrannten Kohlen oder Holz entstandene Asche fallen und sich sammeln kann; 2) einen Eingang zu diesem Orte, damit sowohl die Luft durch selbigen hineinkommen, als auch der Ofen von der Asche gehörig geräumet werden kann: dieser Eingang muß mit einer Thüre verschlossen werden können; 3) einen aus eisernen Stäben verfertigten Rost, welcher zwischen dem Aschen- und Feuerheerde sich befindet; 4) einen Feuerheerd oder einen Ort, wo Holz oder Kohlen zur Unterhaltung des Feuers liegen; dieser Ort muß auch einen Eingang mit einer Thüre haben, damit man das Holz oder die Kohlen hineinbringen könne; die Thüre bleibt allezeit verschlossen, und wird nicht eher geöffnet, als man nöthig hat, nach der Beschaffenheit des Feuers zu sehen, und brennbare Materien in den Ofen zu bringen; 5) einen Ort, wo die Destillirgefäße oder auch die Capellen, das Dampf- und Wasserbad sich befinden; 6) Zuglöcher, durch welche Rauch und Flamme herausgehen kann, die aber mit Registern versehen seyn müssen, damit man dieselben nach Belieben und Gutbefinden, mehr und weniger öffnen und verschließen kann. Wenn das Feuer die Destillirgefäße nicht unmittelbar berühren soll, welches in den meisten Fällen geschieht, so muß man die Oefen mit eisernen oder irdenen Capellen versehen, oder man bedienet sich des Wasser- und Dampfbades. Die Capellen müssen also verfertiget werden, daß sie in die oberste Oeffnung des Ofens passen, und so tief in den

Ofen hineingehen, daß der Feuerheerd gehörigen Raum für die Materien behält, welche das Feuer unterhalten. Gemeiniglich werden die Capellen aus Eisenblech verfertiget, und auf der einen Seite mit einem Ausschnitte versehen, welcher zur Destillation aus den Retorten erfordert wird. Man kann auch irdene Capellen verfertigen lassen; es sind aber die eisernen in aller Betrachtung die besten. In die Capellen setzet man die Destillirgefäße, welche man man gemeiniglich mit Asche, Hammerschlag oder Sand dergestalt umschüttet, daß der Bauch der Retorten ganz, von den Kolben aber derselbe größtentheils bedecket ist.

Die Dampf- und Wasserbäder werden am besten aus Kupfer verfertiget, und so eingerichtet, daß die Destillirgefäße in selbige gehörig aufgenommen, bis an den Hals verschlossen und entweder von dem Wasser oder nur von dessen Dampfe berühret werden. Die Dampf- und Wasserbäder müssen auf eben die Weise, wie die eisernen Capellen in die oberste Oeffnung des Ofens passen, und nicht tiefer, beynahe etwas weniger in den Ofen hineingehen.

Die besten Materien, wodurch das Feuer beym Destilliren unterhalten wird, geben die Holzkohlen, weil durch selbige sowohl ein concentrirtes als auch gleichmäßiges Feuer erhalten werden kann. Holz ist weniger nutzbar, doch kann dasselbe bey den Wasser- und Dampfbädern gebrauchet werden.

Von dem Klebwerk, dessen man sich zur Verbindung der Destillirgefäße bedienet, ist folgendes anzumerken. Man machet entweder einen Kleister von Mehl und Wasser, streicht selbigen auf ein Papier oder Stück Leinwand, und leget es um die Fugen der mit einander verbundenen Gefäße, oder man weichet Rinds- oder Schweinsblase in Wasser ein, leget selbige um die Fugen und umwindet dieselbe mit Bindfaden. Ist die Hitze zu stark, daß man beyde Arten nicht gebrauchen kann, so vermischet man gleiche Theile Thon und Gyps mit einander, machet mit Wasser einen Teig daraus und verstreicht die Fugen. Letztere Art von Klebwerk kann vorzüglich gebrauchet werden, wenn man Destillationen mit Retorten anstellet, und sich dabey eines stark anhaltenden Feuers bedienet. Diese drey Arten sind bey den meisten und gewöhnlichsten Arten der Destillationen zureichend, obwohl nicht zu läugnen, daß es noch weit festere giebt; wer aber Erfahrung genug hat, wird nicht läugnen können, daß diese hier namhaft gemachten Arten hinlänglich sind.

Bisweilen pfleget man auch die gläsernen oder irdenen Retorten mit einem aus Ziegelerde oder Lehmen

Lehmen bereiteten Klebwerk zu überziehen, welches man das Beschlagen der Retorten nennt. Man thut dieses, wenn man die Retorten unmittelbar über das Feuer bringen und aus freyem Feuer destilliren will. Das Beschlagen hat alsdenn diesen Nutzen, daß die Retorten nicht so leicht Risse bekommen oder springen; hat man aber gut bereitete irdene Gefäße, so kann das Beschlagen entbehret werden.

Dieses ist das vorzüglichste, was überhaupt von dem Destilliren zu wissen nöthig ist. Wer sich mit dieser Operation noch nicht genug beschäfftiget hat, wird hoffentlich hierdurch einen hinlänglichen Unterricht haben. Andere und besondere Umstände lehret die öftere Uebung und Erfahrung.

Destillirgefäße.

Vasa destillatoria, sind diejenigen metallenen, gläsernen oder irdenen Gefäße, derer man sich bey derjenigen chymischen Operation bedienet, die man die Destillation nennt. S. Destillation.

Destillirkraut.

Bandura Zeylanica, Nepenthes destillatoria Linn. Herr Dietrich nennt diese Pflanze im Deutschen Priap, und Hr. Planer Kannenkraut. Sie wächst in Ceylon an schattichten und feuchten Oertern, sonderlich um die Hauptstadt Colombo. Die dicke, braune Wurzel ist mit vielen röthlichen Zäserchen, und der dicke, rundliche, schwammichte Stamm mit breiten, länglichten, völlig ganzen, glatten, wechselsweise fast platt aufsitzenden Blättern besetzet, deren mittlere starke Ribbe sich in eine geschlängelte Gabel verlängert, an dessen Ende ein häutichter hohler Schlauch hängt, welcher schwarzbraun ist, sich nach unten zu wie ein Horn krümmet, und mit einem Deckel verschlossen ist. Dieses Behältniß enthält ein helles, süßes, liebliches, erfrischendes und stärkendes Wasser, und kann entweder durch einen äußerlichen Druck geöffnet werden, oder es öffnet sich, wenn es genugsam mit Wasser angefüllet ist, von selbst; in welchem Zustande es dem männlichen Gliede mit der Eichel ähnlich seyn soll, und das enthaltene Wasser ausfließen läßt. Dieser Labetrank von sechs bis acht Schläuchen, soll hinlänglich seyn, den Durst eines Menschen zu stillen. Diese ganz besondere Beschaffenheit der Blätter, dergleichen wohl bey keiner andern Pflanze vorkömmt, machen diese Pflanze leicht kenntlich. Doch bemerken wir noch, wie die Blume, welche an dem Ende des Stängels straußförmig hervorkömmt, aus einem vierfach getheilten, stehenbleibenden Kelche, ohne Blumenblatt,

und

vier Staubbeuteln, so auf dem einfachen Griffel ruhen, bestehe, und das länglichte, abgestutzte Saamenbehältniß der Länge nach sich in vier Klappen verbreite, innerlich vier Fächer zeige, und viele Saamen enthalte. Man erzieht die Pflanze aus den Saamen, und die Stöcke müssen beständig auf dem Lohbeete oder im Treibhause erhalten werden.

Deuvelszwirn.

S. Brennkraut.

Diamant.

Demant, Adamas, ist ein Edelstein. Es ist derselbe der härteste unter allen Steinen, meistentheils klar und durchsichtig. Cronstedt Mineral. S. 47. zählet den Diamant nicht ohne Grund unter die Kieselarten, indem ihr Verhalten im Feuer und andere chymische Versuche zwischen denselben und den Kieselarten keinen wichtigen Unterschied darthun. Waller. Mineral. S. 150. rechnet die Diamanten unter die Crystallarten, welche von ihm als eine besondere und von den Kieselarten verschiedene Geschlechtart betrachtet wird. Er zählet von selbigen viererley Arten: 1) achtseitigen gespitzten Demant; 2) Platte Demanten; 3) Würfeleckichten Demant; 4) Rundlichen Demant. Noch kann man mit keiner Zuverläßigkeit bestimmen, ob an den Oertern, wo die Diamanten gefunden werden, eine Bergart ist, welche man für die Mutter dieser Edelsteine halten könte.

Die rohen Diamanten sehen meistentheils einem durchsichtigen Kieselsteine ähnlich; ihre Gestalt ist meistentheils unförmlich, doch werden dieselben auch als runde, platte, länglichte und vieleckichte Steine nach Europa gebracht. Die meisten kommen aus Ostindien; es sollen auch zu Anfange dieses Jahrhunderts die Portugiesen dergleichen in Brasilien entdecket haben. Die Europäischen, vorzüglich die Böhmischen und Ungarischen sind schlechter und können dem Werthe der Morgenländischen nicht gleich geschätzet werden.

Die besten Diamante müssen weder fleckicht noch rissicht seyn, und so klar, wie das reinste Wasser, sehen; dieses sind die kostbarsten. Diejenigen, so etwas ins gelblichte oder blaulichte oder stahlfarbichte fallen, werden etwas geringer geschätzet; doch sind dieselben, wenn sie sonst keine Fehler haben und groß genug sind, noch immer kostbar und haben ihren Werth. Wenn aber die Diamanten Risse oder Federn, ingleichen Flecke, oder eine schlechte Farbe haben, so wird derselben Werth dadurch sehr vermindert.

Die Diamante können nicht anders als durch ihr eigenes Pul-

ver

ver geschliffen werden; es wird dasselbe Diamantboord oder Demantport genannt, und aus den dunkeln, schwarzen und trüben Steinen, welche härter als die edlen und reinen Diamanten sind, gemachet. Die Juwelirer schleifen die Diamante in Tafelsteine, Rosensteine und Brillanten. Diese, die Brillanten sind die kostbarsten; sie sind unten in eine Spitze zugeschliffen, schließen sich aber oben an eine eckichte horizontale Fläche. Den Brillanten folgen die Rosensteine oder Rosetten, welche so geschliffen sind, daß der untere Theil platt und ohne eckichte Seiten ist, der obere aber oben enge zuläuft und etliche eckichte Seiten über einander hat. Die Tafelsteine sind die geringsten; es sind dieselben oben und unten platt geschliffen, und haben selbige nur an den Seiten einige eckichte Flächen.

Der Diamant ist für sich im Feuer unschmelzbar und feuerfest, und hat übrigens fast alle Eigenschaften von den sogenannten glasartigen oder Kieselsteinen; doch muß derselbe, wenn er sich durch Zusätze von Flüssen verglasen soll, mehr von selbigen, als die Kiesel, bekommen, und auch ein stärkeres Feuer erhalten.

Diana.

Diesen Namen hat der Ritter Linnäus einem langgeschwänzten Affen aus Guinea gegeben, weil er auf der Stirne einen sichelförmigen Streif von weißen Haaren hat, der gleichsam einen halben Mond vorstellet. Er ist nicht viel größer, als eine gemeine Katze und hat größtentheils schwarze Haare mit weißen Spitzen. Der Rücken von der Mitte an bis zum Schwanze ist braun; vom Schwanze bis an die Knie, ingleichen von den Ohren bis an die Vörderschenkel und von der Kehle bis über die Brust geht ein weißer Streif. Auch ein Theil des kurzen und runden Bartes besteht aus weißen Haaren. Er ist überaus reinlich und sanftmüthig und spielet gern mit Kindern. Wenn man ihn rufet, so antwortet er Greck, und wenn er erschrecket wird, oder einen Pfau schreyen höret, so schreyt er Hoi.

Dianenbaum.

Arbor Dianae, ist ein chymisches Product, welches folgendermaßen erhalten wird. Man löset Silber im Scheidewasser auf, und vermischet diese Auflösung mit drey, vier bis acht Theilen Wasser. Hierauf setzet man drey, vier bis acht Theile Quecksilber zu, und läßt alles ruhig stehen. Nach einigen Stunden werden sich auf dem Quecksilber einige Stacheln erzeugen, welche sich bisweilen durch die ganze Auflösung erstrecken, bisweilen aber nur einige

nige Linien hoch die ganze runde Fläche des Quecksilbers dergestalt umgeben, daß die Gestalt einer Klette sehr ähnlich sieht; ein andermal wird man ein Produkt von einer andern Gestalt erhalten, welche so oft verschieden ausfallen wird, als man mit der Proportion des zur Silberauflösung zugesetzten Wassers, wie auch mit der Proportion des Silbers und Quecksilbers Veränderungen vornimmt. Gemeiniglich wird das Produkt eine Gestalt zeigen, welches mehr einem Dornstrauche, niemals aber einem Baume ähnlich seyn wird.

Dieses Produkt hat weiter keinen Nutzen, als daß es dem Auge ein angenehmes Spiel darstellet. Es ist dasselbe nichts anders, als ein in natürlicher Gestalt geschiedenes und mit Quecksilbertheilen vermischtes Silber.

Diapensie.

Diapensie, hat Herr Planer Sesselkraut genannt. Der Kelch besteht aus acht Blättchen, davon fünfe in einem Kreiß gestellet, und die drey andern über diese hingeleget sind. Des Blumenblattes Röhre verbreitet sich in fünf stumpfe Einschnitte, und enthält fünf Staubfäden, und einen Griffel mit stumpfen Staubwege; die rundliche Hülse öffnet sich mit drey Klappen, und enthält in drey Fächern viele Saamen. Es ist dieses Geschlecht mit der Aretie genau verwandt, und wenn man die Schweizerische Diapensie, wie Hr. von Haller, und in der Murrayschen Ausgabe auch Hr. von Linné gethan, mit der Aretie vereiniget, besteht solches nur aus einer Art, welche in Lappland wächst.

Dichtmachen.

Condensatio. Hierunter versteht man, wenn die Theile eines Körpers eine nähere Vereinigung erhalten, dergestalt, daß derselbe einen kleinern Raum, als vorher, einnimmt, zugleich aber auch eine Vermehrung in seiner eigenthümlichen Schwere erhält. Z. E. man schlägt ein Stück Messing so zusammen, daß es kleiner wird, als es vorher war. Bey einer genauen Untersuchung aber wird man finden, daß das Stück Messing in der Schwere etwas vermehret worden. Ueberhaupt aber ist zu merken, daß alle Körper, welche ohne eine hinzugekommene Substanz dem Gewichte nach vermehret, hingegen der Größe nach vermindert worden, zugleich eine dichte Beschaffenheit erhalten.

Dick.

Ein Fisch in der Donau; wird unfehlbar eben derjenige seyn, der Sick, Tick, auch in Hungarn, Tock, Tuck, genennet, und in der Donau, um Ofen und Pest herum,

um, gefangen wird. Er soll zu 25 Pfund schwer werden, eine bunte und über und über gestirnte Haut, und eine längere und dünnere Schnauze, als der Hausen, fast einem Gänseschnabel ähnlich, haben. Nach dem Geßner und Aldrovand soll er mit dem Antaceus stellaris verwandt seyn, den Ionston, Tab. XXVIII. n. 5. unter dem deutschen Namen, gestirnter Stör oder Hausen, zeichnet, den aber Klein, wax Dick, (das ist den rauhen, im Gegensatze des glatten Dicks,) genennet zu werden bemerket. S. Stör, Acipenser 6. Klein.

Dickbauch.

Dickbauch, wird von Müllern eine Gattung des Welses, Silurus, Ascita, Linn. Gen. 175. Sp. 18. ganz schicklich genennet; wiewohl die Welse überhaupt Großköpfe und Dickbäuche, Pisces capitosi et ventricosi, nach dem Klein, genennet zu werden, verdienen.

Dickblatt.
S. Becherkraut.

Dickdarm.
S. Grimmdarm.

Dickfisch.

Tupell in der Elbe. Cyprinus Orfus Linn. Gen. 189. Sp. 18. der Oefe oder Urf Müller. S. Schwaal, Leuciscus 4. Klein.

Dickhalß.

Piscis gutturosus, eine Art Meerlerchen, mit dem Kamme. Richter. Blennius Gattorugine, L. Gen. 155. Sp. 5. nach dem Müller ebenfalls Dickhals, aus dem Geschlechte der Rotzfische. S. Stocknarr, Blennus pinniceps, 2. Klein.

Dickkopf.

Dickkopf, wird vom Chomel der Kaulparsch überhaupt genennet.

* Dickkopf, wird auch vom Leske, die Döbel, Giebel ꝛc. Dobula, Cyprinus, 5., Cyprinus Dobula Linn. G. 189. Sp. 13. genennet, welcher dem Kleinischen Dickfisch sehr ähnlich geachtet wird.

Dickkopf, neuerlichst nach dem Müller, Cyprinus Cephalus, L. Gen. 189. Sp. 6.

Dickkopf, eine Art von Seewölfen, in Canada. Da es verschiedene Arten dieser zweylebigen Meerthiere giebt, sie auch unter verschiedenen Namen geführet werden: so müssen wir uns vorbehalten, unter dem Artikel, Klipbeißer, Latargus Klein. der sonst auch vom Linnäus Anarhichas, Seewolf, Meerwolf, Lupus marinus, von Bomare Loup Marin, genennet wird, nach unsern Artikeln I. S. 7. und 298.

298. deren Geschichte beyzubringen. Anjetzo schränken wir uns nur auf die gegenwärtige Gattung ein, deren Beschreibung wir aus den S. A. R. B. XVII. S. 236. u. f. nehmen.

Die Seewölfe haben ihren Namen ihrem Geschrey zu danken, welches eine Art von Geheule ist. Denn in ihrer Gestalt haben sie nichts von dem Wolfe, noch von irgend einem Landthiere. Lescarbot hatte sie schreyen hören wie die Käuzlein: man hält aber dafür, daß sie noch jung und ihr Geschrey noch nicht vollkommen gebildet gewesen. Obgleich diese Thiere in der Reihe der Fische mit stehen: so werden sie dennoch auf dem Lande gebohren. Sie leben daselbst eben so viel, als in dem Wasser. Sie sind mit Haaren bekleidet; sie sind nicht stumm; mit einem Worte, es fehlet ihnen nichts, für wirkliche zweylebige Thiere angesehen zu werden. Der Kopf des Seewolfes kömmt der Gestalt des Kopfes einer Englischen Dogge etwas bey. Er hat vier sehr kurze Pfoten, vornehmlich die hintern. Alles übrige zeiget einen Fisch. Ueberdieses schleppet er sich vielmehr, als daß er auf den Füßen gehet. Die Vorderfüße haben Nägel, die Hinterfüße sind in der Gestalt der Floßfedern. Seine Haut ist hart und mit einem kurzen gleichen Haare von verschiedenen Farben bedecket. Es finden sich welche von diesen Thieren, die ganz weiß sind. Man versichert sogar, sie sind alle so, wenn sie auf die Welt kommen. So aber wie sie wachsen, werden einige roth, andere schwarz, und viele haben diese Farben zusammen.

Man unterscheidet viererley Arten, wovon die größten bis zweytausend Pfund wiegen, und keine so platten Nasen haben, wie die andern. Eine Art, welche die Matrosen Brauer nennen, beweget sich unaufhörlich im Wasser; eine andere hat den Namen Naus bekommen, und noch eine andere Art Dickköpfe. Die kleinsten sind sehr lebhaft und geschickt, die ihnen gestellten Netze zu zerreißen. Ihre Farbe ist tigermäßig. Man stellet sie so artig vor, als Thiere dieser Art seyn können, und man versichert, die Wilden gewöhneten sie, ihnen als kleine Hunde zu folgen. Denis redet nur von zweyerley Arten Seewölfen, an den Küsten von Acadia, deren eine so groß sind, daß ihre Jungen unsere größten Schweine übertreffen. Er setzet hinzu, nicht lange nach ihrer Geburt führeten ihre Aeltern sie in das Wasser, und wieder an das Land, damit sie saugen könnten. Die zweyte Art ist sehr klein, und ein jeder Wolf giebt nur so viel Thran, als in seiner Blase kann

enthalten werden. Er entfernet sich niemals sehr vom Ufer. Man entdecket stets einen, der gleichsam auf der Schildwacht bleibt.

Auf das erste Zeichen, das die andern von ihm bekommen, stürzen sie sich alle in das Meer, und bald hernach nähern sie sich wieder dem Lande, indem sie sich auf ihren Hinterpfoten aufrichten, um zu beobachten, ob sie nichts zu fürchten haben. Alle ihre Vorsicht hindert nicht, daß man ihrer nicht eine große Anzahl fängt. Ihr Fleisch kann ohne Ekel gegessen werden; man findet aber mehr Vortheil dabey, wenn man den Thran herauszieht; davon die Art und Weise hier nicht mit anzuführen. — Auf den Felsen, oder zuweilen auf dem Eise, begatten sich die Seewölfe, und werfen die Mütter ihre Jungen. Sie bringen ordentlicher Weise zwey. Sie säugen sie zuweilen im Wasser, ordentlicher Weise aber auf dem Lande. Um sie zum Schwimmen zu gewöhnen, so tragen sie solche, wie man sagt, auf dem Rücken, verlassen sie, und nehmen sie von Zeit zu Zeit wieder, und setzen diese Uebung so lange fort, bis sie allein schwimmen können. — Seltsame Fische, welche die Natur nicht einmal dasjenige gelehret hat, was die meisten Landthiere fast den Augenblick wissen, da sie gebohren werden. Der Seewolf hat sehr lebhafte Sinnen, und das ist seine einzige Vertheidigung. An den Küsten von Acadien sind sie in so großer Menge, daß man, nach dem Denis, in einem einzigen Tage sieben- bis achthundert gefangen habe; s. S. 90. wo der Fang derselben ausführlich beschrieben ist. Des Ausdrucks wegen, daß der Seewolf, Anarichas, außer seinen sehr lebhaften Sinnen, keine einzige Vertheidigung habe, verweisen wir auf den neunten Band der Samml. A. Reisen, S. 515. u. f., wo von den drey verschiedenen Arten der See- oder Meerwölfe bey der Insel Tierra, ausführlicher gehandelt, auch eine der Natur gemäßere Beschreibung derselben gegeben wird. Nach derselben soll der Kopf dieser Thiere fast eben so gestaltet, wie bey den Wölfen auf dem Lande, seyn; der Rachen eine dem Kopfe gemäße Größe haben; und die Kinnbacken ringsherum mit einer Reihe von großen, starken und spitzigen, Zähnen besetzet seyn. Sie sind gefährlich, wenn sie zum Beißen kommen können; denn, wenn sie einmal etwas zu fassen bekommen, so lassen sie es nicht fahren. Pontoppidan bestätiget dieses in seiner Norwegischen Naturhistorie folgendermaßen: Steenbider, Steinbeißer, (in Island, Wolf in Heiligland, d. i. Helgoland, Pontoppidan in der Naturhist. von Dännemark, S. 186.)

S. 186.) weil er mit seinen sehr scharfen Zähnen die Felsensteine in Stücken beißen kann. Die Fischer müssen sich vor diesem Fische wohl in Acht nehmen, weil er niemals etwas, das er angefasset hat, fahren läßt, bis er es zerquetschet hat. Er ist etwan drey viertel oder einer Ellen lang. Die Haut ist dunkel und glatt, wie die Aalhaut, wie er auch dem Aale bis auf sein Hintertheil gleich kömmt, außer daß er etwas breiter ist, und auf dem Rücken lange herabhangende Floßfedern hat. (Hierdurch würde sich doch Willughby und Klein in Ansehung der streitigen Aehnlichkeit desselben mit dem Aale, s. uns. Art. I. S. 7. ziemlich vergleichen lassen.) Auf dem Kopfe, der rund und dicke ist, (nicht so, wie Bomare schreibt, sa tête est grande, serrée, comme en forme de poignard,) sieht er häßlich, und fast wie eine Katze aus, und im Munde hat er zwo Reihen Zähne, (ses dents sont redoutables, grandes et fortes, comme celles d'un chat de six mois, Bom.) Daß aber diese Art von Seewölfen von dem Wolfe, Meerwolfe, Lupus, Loup de mer vulgaire, ou Lubin, Labrax Klein. unterschieden sey, darf kaum noch erinnert werden.

Dicklippe.

Dicklippe ist eine Schwimmschnecke, welche an der Mündung mit einem Nabelloche versehen, glatt, am Wirbel ziemlich stumpf, am Nabel aber halb verschlossen, mit einer bäuchichten Lippe versehen und zweyfärbig ist. Herr v. Linné vereiniget unter dieser Nerita glaucina alle Sorten, welche dergleichen Merkmale haben, ob selbige gleich in der Größe, Farbe und Zeichnung verschieden sind.

Wirklich verschiedene Arten werden bey der Schellenschnecke auch unter Großlappe angeführet werden.

Dickmuscheln.

Conchae crassae, sind nach Hrn. Langen und Lessern zweyschalige, gleichseitige Muscheln, deren Schalen dicke, hart, und mittelmäßig erhöhet oder gewölbet sind, deren Schloß in der Mitte gleich gegen über steht, und mit den spitzigen Zähnen, welche am Rande herum gleichsam platt liegen, so zusammenschließen, daß die Höhe der Zähne an einer Schale in die Tiefe der Kümmen an der andern Schale genau einpassen. Da aber nach diesen Kennzeichen wirklich unter sich verschiedene Muscheln vereiniget werden, machen die Dickmuscheln kein eignes Geschlecht aus, sondern sind unter andere vertheilet worden. Eine Art der Herzmuschel, Cardium rusticum Linn. findet man bey Müllern unter dem Namen Dick-

schale angeführet. Die dicken Schalen sind mit zwanzig weit von einander abstehenden Furchen besetzet, die Ribben runzlicht und der Rand der Schale ist angestücket. Die Zeichnung fällt verschieden aus. Insgemein sind die Schalen rostfärbig, oder gelblich mit braunrothen, oder weiß mit fuchsrothen Banden. Man findet sie am Europäischen Strande.

Eine andere Art Dickschale wird bey den Walzenschnecken vorkommen.

Dickrübe oder Dickwurzel.

S. Mangold.

Dickschnabel.

Unter diesem Namen steht beym Klein die dritte Zunft der Sperlingsarten; da die beyden ersten die Feldsperlinge und die Ammern begreifen. Diese Dickschnäbel, Coccothraustes, werden deswegen im Deutschen so genannt, weil sie die stärksten und dicksten Schnäbel haben, womit sie die harten, steinichten Saamen und die Kerne aufbeißen können. Deswegen gehören hieher die Steinbeißer, die Kreuz- und Krummschnabel, die Thumpfaffen oder Gympel, u. s. w. Klein selbst bringt sechzehn Unterarten hierbey an: brauner, rother, gelber, blauer, purpurfarbener, schwarzer Dickschnabel, nebst etlichen ausländischen Abänderungen, dem Thumpfaffen, Parisvoogel, Kreuzschnabel u. a. deren vornehmste wir unter ihren eigenen bekannten Namen, an den gehörigen Orten kürzlich beschreiben werden.

Dientel.

S. Cornelbaum.

Dierville.

Diervilla, ist der Geschlechtsname, welchen Tournefort zu Ehren eines Französischen Wundarztes, dieser Pflanze beygeleget, indem dieser selbige aus Acadien mitgebracht. Herr von Linné vereiniget solche zwar mit dem Geschlechte Lonicera, und ist Lonicera Diervilla Linn. Dü Hamel aber hat solche wieder davon getrennet; und da wir Hrn. von Linné überhaupt bey diesem Geschlechte nicht folgen können, haben wir auch diesen Namen besonders anführen wollen. Dieser niedrige Strauch wird hin und wieder in Nordamerika angetroffen; die zähen Aeste sind mit einer braunröthlichen Rinde bedecket, und mit paarweise gestellten Blättern besetzet; diese ruhen auf kurzen Stielen, sind eyförmig, zugespitzet, ausgezacket, oberwärts dunkel- unterwärts mehr hellgrün, und daselbst mit starken erhabenen Adern versehen. Sowohl aus dem Winkel der

Blätter, als aus den obern Spitzen der Zweige treiben bey uns im Junius, auch im Herbste, theils einzelne, theils zwey- und dreyfache Blumen hervor, deren jede auf ihrem Stielchen ruhet. Die beyden Nebenblättchen sind zart und fadenförmig. Der röhrenförmige Kelch ist bis auf die Hälfte braunroth, auf der andern grün, und in fünf Einschnitte getheilet. Das ähnliche Blumenblatt hat auch fünf Einschnitte, welche am Ende rundlich und auswärts gebogen sind; einer derselben ist etwas größer und dicker, und mit kleinen Fädchen oder Haaren besetzet, dergleichen die andern nicht haben. Dieser Einschnitt ist auch schön gelb, da die andern schmutzig weiß sind. Fünf Staubfäden umgeben den Griffel. Das länglichte Saamenbehältniß ist in vier Fächer abgetheilet, und enthält viele kleine Saamen. Dieser Strauch gehöret zu denjenigen Arzneymitteln, welche in den neuesten Zeiten bekannt geworden, und soll, nach Kalms Zeugnisse, sowohl in dem Saamenflusse, als bey Verhaltung des Urins vortrefflichen Nutzen leisten. Die Vermehrung kann durch Saamen und Ableger geschehen; da aber die Wurzeln selbst Ausläufer treiben, darf man diese nur absondern und ausheben. Es dauert solche auch bey uns im freyen Lande und verlangt keine sonderliche Wartung.

Dievel.

Dievel auch Thiebel, Debbel, Doebel rc. s. unsern Artikel Dickfisch, Dickkopf.

Digestion.

Digestio. Unter der chymischen Digestion wird verstanden, wenn zween oder mehrere flüßige Körper, oder auch flüßige mit festen Körpern vermischet und eine Zeitlang ruhig hingestellet werden, damit dieselben in einander wirken, sich verbinden oder Veränderungen in einander hervorbringen können. Außer der atmosphärischen Wärme hat man oft keine andere nöthig. Diejenige, wo man vermittelst des Feuers Wärme an die Gefäße bringt, wird die warme Digestion genannt; jene aber kann die natürliche genannt werden. Da diese sehr langsam von statten geht, so kann man durch dieselbe oft bessere Producte, als durch die künstliche oder warme Digestion erhalten, wiewohl auch diese ihre Vortheile hat, und bisweilen unumgänglich nothwendig ist.

Die Digestion ist eine sehr nützliche Operation und hilft solche zur Aufschließung, wie auch zur Verbindung der Körper sehr viel, vornehmlich, wenn dieselbe nicht etwa einige Stunden oder Tage sondern Monate, ja wohl Jahre lang fortgesetzet wird.

Digünen.

Eine kleine Art von Weißfischen, auch Läuck, Läugele; nach dem Artedi, Syn. Cyprinus 16. nach dem Linne Cyprinus Leuciscus G. 189. 12. und Weißfisch nach dem Müller. S. Heeringe, Harengus 5. Klein. und besonders auch unsern Artikel Drittfisch, mit welchem sie wahrscheinlichst übereinkommen. Denn der deutsche Namen Digünen ist ohnfehlbar griechischen Ursprungs, da Διγενής nicht nur partum duorum generum, aut duplicis sexus, sondern auch Διγονὸς partum geminum, bis genitum, Zwillinge und einander ähnliche Kinder und Früchte bedeutet; und diese Bastartfischchen von der Vermischung der Agunen und Rotten entstehen sollen.

Dille.

Tille, Ille, Hochkraut, Kümmerlingkraut, Anethum offic. Anethum graueolens Linn. Hr. von Linne verbindet mit diesem Geschlechte auch den Fenchel, welcher unter diesem Namen vorkommen wird. Dieses bekannte jährige Doldengewächse zeiget sich auf den Aeckern in Portugall und Spanien wild, und wird bey uns in den Küchengärten häufig erzogen, woselbst es im Heu- und Erndtemonath blühet. Die fäserichte Wurzel treibt einen ästigen, etwa anderthalb Ellen hohen Stängel; die meergrünen Blätter umgeben mit einer breiten Scheide wechselsweise den Stängel, und sind in viele, ganz schmale, lange Blättchen und Einschnitte getheilet. Die Dolden sitzen an den Enden der Aeste, haben nirgends eine besondere Einwickelung, sonst aber die gewöhnliche Beschaffenheit. Die Blumenblättchen sind gelblicht und einwärts gebogen, die zween mit einander vereinigten Saamen blaßgelblicht, eyförmig, platt, mit Streifen durchzogen, und mit einem geflügelten Rande versehen, durch welches letztere Kennzeichen sich die Dille von dem Fenchel unterscheidet. Die ganze Pflanze hat einen starken Geruch, man gebrauchet auch die Blätter und blühenden Zweige, vornehmlich aber den Saamen, welcher wegen des mehr ölichten Bestandtheiles vorzüglich wirket. Man kann solchen als ein Gewürze betrachten, und daher zu Stärkung des Magens und der Verdauung, Zertheilung der Blähungen, auch zu Beförderung des Urins, entweder zu Pulver gestoßen, oder in Tränken abgekochet, gebrauchen. Man verfertiget auch daraus ein doppeltes Oel. Das wesentliche ist, wie alle dergleichen, von hitziger Eigenschaft, und daher mit mehrerer Vorsicht anzuordnen; das andere, welches durch Zusatz von

Baumöl

Baumöl bereitet wird, dienet vortrefflich sowohl zu Clystiren als zum äusserlichen Gebrauche; die erstern werden bey dem Bauchgrimmen, Mutterbeschwerungen und dergleichen nützlich seyn, wobey auch sowohl, als bey andern krämpfichten Zufällen und Gliederreißen und Lähmungen solches äußerlich aufgestrichen werden kann. In der Haushaltung gebrauchet man den Saamen zu den Käsen, Würsten und andern Speisen; die Dolden aber zum Einmachen der Gurken. Die Alten pflegten sich dieser Pflanze bey den Gastmälen zu bedienen, und Kränze daraus zu machen, um den Schlaf zu befördern, wie man denn auch heut zu Tage die frischen gestoßenen Saamen auf die Schläfe der Kinder leget, um einen gelinden Schlaf zu bewirken. Es brauchet diese Pflanze keine Wartung, wächst in guter leichter Erde gleichsam von sich selbst, indem der ausgefallene Saame, ohne weitere Besorgung, im Frühlinge häufig aufgeht. Daher findet man auch die Pflanzen selten dichte bey einander, sondern zwischen andern Kohlkräutern einzeln stehen.

Dingel.

Dingel nennt Herr Planer Limodorum Linn. ein Geschlecht aus der Gesellschaft der Knabenkräuter. Zwischen den Blumen stehen einige blätterichte Scheiden, welche die Stelle des Kelches vertreten. Man kann hievon und der besondern Beschaffenheit der Blüthe bey diesen Geschlechtern, das Wort Knabenkraut nachlesen. Die Blume besteht aus fünf länglichten, einander fast ähnlichen Blumenblättern, davon die obern gegen einander stoßen, und an den untern innerlich das einblätterichte, vertiefte, gestielte Honigbehältniß liegt; der aufwärts gerichtete Staubfaden trägt zween Staubbeutel; mit den Staubfäden ist auch der Griffel vereiniget, dessen Staubweg trichterförmig scheint. Die säulenförmige Frucht hat drey Klappen, und enthält in einer Höhle viele, ganz kleine Saamen.

Der knollichte Dingel, tuberosum, wächst in Amerika, hat eine knollichte Wurzel, lange Blätter, einen nackenden Stängel, und blaßpurpurfärbige Blumen.

Die Pflanze, welche Herr von Haller unter obigem Geschlechtsnamen angeführet, bringt Hr. v. Linné zu dem Knabenkraute.

Dinkel.

Dünkel, Dünkelkorn, Zea, Spelta, ist eine Art Getraydε, welche gleichsam zwischen Waizen und Gerste das Mittel hält, ja es giebt zweyerley Arten Dinkel, davon die eine dem Waizen, die andere der Gerste ähnlich ist, und daher auch von

 den

den neuern Schriftstellern unter diesen beyden Geschlechtern angeführet wird. Wir wollen von beyden kürzlich hier handeln, zumal solche gar oft mit einander verwechselt werden, und öfters sich kaum bestimmen läßt, welche Art von diesem oder jenem Schriftsteller verstanden wird. Daher wir auch nicht angeben können, in wie ferne die übrigen Namen einer oder der andern Art eigen sind. Diese sind Grannenkorn, Zwey- oder Einkorn, Kern, Veesen.

Dinkelwaizen, auch Corallenwaizen genannt, Triticum spelta Linn. ist eine sogenannte Winterfrucht, und dem ganzen Wachsthume nach, dem Waizen völlig ähnlich, hat auch vierblüthige aber abgestumpfte Kelche, und von diesen Blüthen sind diejenigen, welche auf den Seiten stehen, und Grannen tragen, Zwitter, die mittlern aber ohne alle Geschlechtswerkzeuge. Der Saame hat überdieß die besondere Eigenschaft, daß sich selbiger aus seiner Kappe oder Hülse nicht ausdreschen läßt, sondern darinne stecken bleibt, und nur auf der Mühle abgesondert werden kann. Und dieser letzte Umstand machet einen wesentlichen Unterschied des Dinkels und der übrigen Waizenarten aus. Waizen und Dinkel geben beyde auf der Mühle ein schönes weißes Mehl, der Dinkel aber muß vorher besonders zugerichtet, und auf der sogenannten Gerbmühle gegerbet, das ist, seiner Hülsen entlediget werden, ehe der Dinkelkern auf der Mahlmühle aufgeschüttet und gemahlen wird. Wenn die Hülsen, oder die fest anhangenden Spreukappen auf der Mühle abgestoßen worden, wird dieser Saame Spelt oder Spelzen auch Spalt genannt. Der letzte Name ist wohl daher entstanden, weil die äußerlichen Spelzen oder Hülsen gespalten oder von einander getheilet sind, auch der Dinkelkern selbst inwendig in seinen Schelfen, auf der flachen Seite der Länge nach eine vertiefte Linie oder Spalt zeiget. Nach Verschiedenheit des Erdbodens und Wachsthumes zeiget dieser Dinkel einige Abänderungen. Gemeiniglich findet man in zween vereinigten Schläuchen, zween Saamen zugleich, mithin auf jeder halbgespaltenen Seite einen, deswegen hat man solchen den zweykörnichten, dicoccos, genañt, bisweilen findet man zwar auch zween vereinigte Schläuche, aber nur in dem einen ein Korn, und der andere ist leer; dergleichen zeigen sich öfters oben und unten in einer Aehre; auch zeigen sich, aber selten, drey vereinigte Schläuche, so daß auf der einen Seite zween Schläuche, jeder mit einem Saamen und auf der andern gespaltenen Seite ein Schlauch mit einem Saamen erfüllet, anzutreffen. Und dieses letztere kömmt mit der, vorher

her erwähnten Beschaffenheit der Blüthe überein, da nämlich vier Blümchen in einem Kelche liegen, das eine aber davon geschlechtlos ist. Jeder Saame ist allemal mit drey Hülsen bedecket. Die äußerste ist eine Fortsetzung des Halmes selbst, welcher durch die ganze Aehre in kleinen abgesetzten Gliedern die stärksten und äußersten Spelzen mit einer starken weißgelben Schelfe einkleidet. Diese ist doppelt gespalten und hat die Gestalt der zwoten darauf folgenden Hülse. Diese zwote stellet das eigentliche Behältniß des Dinkelkornes selbst vor, ist dünner als die erste, raget über selbige auf beyden Seiten weit heraus, und enthält ordentlicher Weise die zween, auch selten drey von einander getheilten Schläuche; jeder Schlauch ist wieder aus zwo weißen Häutchen zusammengesetzet, davon das eine und äußerliche erhaben und hohl ist, und den Saamen umfasset, das andere und innere aber, flache, breite und dünne den Saamen auf beyden Seiten zudecket. Die dritte Hülse geht in der Mitte über die beyden vorigen höher heraus, und ist die Scheidewand der zween mit einander vereinigten und auf beyden Seiten abgetheilten Schläuche; sie ist ein zartes, weißes, langes, leeres Häutlein, darinne niemals ein Saame liegt, hat auch öfters noch ein anderes kleines, leeres Häutlein bey sich. Der Dinkelhalm hat gemeiniglich vier Absätze; der erste geht von den Wurzelzäserlein in der Erde bis an den Knoten, aus welchem der Nebenhalm entsteht; die drey folgenden werden immer länger, je weiter sie von der Erde abstehen, und der Aehre näher kommen. Diesen Halm umgeben sechs von einander abgesonderte Schoßbalgblätter. Zwey umschließen schon im Herbste den untern Theil desselben, aus welchem der Knoten wächst, welcher den Anfang des Schoßbalges ausmachet. Weiter hinauf folgen noch viere, in der Länge des Halmes von einander abstehenbe, Blätter, davon ein Blatt allezeit an dem Orte des Schoßbalges, wo es hervorkömmt, eine kleine Oeffnung zeiget. Der längste Dinkelhalm ist ohngefähr halb so groß, als der längste Rockenkornhalm. Die Aehre besteht aus wechselsweise, in einer ungleichen abgesetzten Ordnung, gegen einander über stehenden Spelzen, an der Zahl zwölfe, sechzehn bis zwanzig. Da der Dinkel beym Dreschen seine Hülsen behält, wird er auch mit selbiger wieder ausgesäet, und fängt in seinen Hülsen an zu keimen, worinne der vornehmste Unterschied in Ansehung des Waizens besteht; dieser geht, wie bekannt, aus seinen Hülsen, wird ohne diese ausgesäet, und keimet ohne selbige. Ferner ist

der Dinkelkern länger, dünner und durchsichtig, auch weißgelber als der Waizenkern; der reife und bey trockner Witterung eingeführte Dinkelkern giebt ein schönes, weißes Mehl, das sich leicht erhebt, ergiebig ist, auch das Brod und andere daraus gebackene und gekochte Speisen locker, leicht und weiß machet; das Waizenmehl ist schwerer, nicht so ergiebig, und treibt im Kochen oder Backen die davon bereiteten Speisen nicht so hoch und locker auf.

Außer dieser giebt es auch eine andere Art Dinkelwaizen, welche beständig nur einen Saamen enthält, und daher das Einkorn, auch St. Peterskorn, Schwadengerste, deutscher Reiß, Blicken genennet worden, Zea monococcos, Triticum monococcum L. Diese hat nur dreyblümige Kelche, und von diesen Blüthen sind nur zween Zwitter, und die eine davon mit Grannen versehen, die dritte und mittlere aber, ohne alle Geschlechtswerkzeuge. Man könnte diese Art den einkörnichten, und jene den zweykörnichten Dinkelwaizen nennen; der einkörnichte trägt seine Bälge in zwo Zeilen, die einander gerade gegen über stehen, und stellet völlig eine Gerstenähre mit lang hervorragenden Grannen vor, welche aus dem innern weißen Häutlein oben an der Spitze herausgewachsen sind. Es hat jedes Korn einen doppelten Balg oder Hülse: die erste ist auf beyden Seiten getheilet, hart, schmal und bedecket den äußern, mittlern und erhabenen nicht völlig, gegen den innern Theil ist solche etwas eingebogen, und raget über den Saamen hervor; unter dieser liegt die andere, welche den Saamen völlig umschließt; es ist ein dünnes, weißes Häutchen, welches gegen den innern Theil des Halmes breiter, gegen den äußern aber schmäler, erhaben und hohl sich zeiget, wie die Gestalt des Saamens es erfodert. Der Saame selbst ist größer, dicker, breiter, und an Farbe gelblichter, als der erste, oder bey dem zweykörnichten Dinkelwaizen. Die Aehre ist zweyzeilicht, oder stellet, wie schon erwähnet worden, eine Gerstenähre mit langen hervorragenden Grannen vor.

Beyde Arten zeigen auch in dem Anbaue einigen Unterschied. Das im Herbste ausgesäte Einkorn erfrieret nicht, das Zweykorn aber leichtlich. Wenn beyde mit einander vermenget ausgesäet werden, wird das Einkorn mehr wuchern, und sich bestauden, als das andere; man läßt es aber nicht gerne mit einander wachsen, weil das Mehl von dem Einkorne schwer und gelblicht ist. Einige pflegen daher beyderley Halme aus den Garben abzusondern,

dern, ehe sie gedroschen werden, oder beyderley Saamen sorgfältig vor der Aussaat auszulesen, damit sie reine Saat auf die Felder bringen möchten.

Außer diesen zwo Arten Dinkel, welche beyde zu dem Geschlechte des Waizen gerechnet werden, giebt es noch eine dritte, welche man die Dinkelgerste nennen kann; indem solche wirklich mit dem Gerstengeschlechte übereinkommt, jedoch von den andern Arten unterschieden ist. In Franken heißt diese Art Ohmer, einige pflegen solche auch nackende und Himmelsgerste zu nennen, ist Zeopyron C. Bauh. Es wird diese noch vor Winters gesäet, und ist also eine wirkliche Wintergerste, da die gemeine Gerste im Frühjahre gesäet werden muß. Die Dinkelgerste geht bey dem Dreschen aus den Hülsen, welche die andere behält; der Saame bey jener ist kürzer und dicker, auch schwärzlich, bey der Sommergerste länger und dünner, und weißgelblicht; bey jener hat die Aehre vier Zeilen Körner, die schon zu Ende des Junius reif werden, da hingegen die Sommergerstenähre aus zwo Zeilen besteht, welche in einer gedoppelten gleichen Ordnung gegen einander über stehen, und später ihre Zeitigung erhalten. Die Dinkelgerste dienet nicht zum Bierbrauen, weil sie keine Hülsen hat, und zum Auskeimen nicht recht tüchtig ist. Sie wird auch überhaupt selten gebauet, da sie nicht auf jedem Boden wohl geräth und leichtlich im Winter erfrieret.

Der zweykörnichte Dinkelwaizen, erfodert guten, fetten, starken Boden; im schwarzen und schweren Acker gedeihet solcher vorzüglich, weil die zarten Wurzelfasern von dergleichen Erde gut befestiget und gegen die Kälte bewahret werden; die rechte Saatzeit ist zwar nicht zu bestimmen, doch ist überhaupt die frühe Saat der späten vorzuziehen, weil auf solche Weise der Saame noch vor dem Winter sich um so viel besser bestauden kann, je längere Zeit ihm dazu vergönnet wird. Wenn jedoch die Wärme mit vermischten Regen im Herbste lange anhält, oder es folget ein warmer und feuchter Frühling, so pfleget der Dinkel zu überwachsen, so daß nicht allein viele Nebenhalme aus der Erde treiben, sondern auch die Stängel und Blätter länger in die Höhe schießen. Neiget sich der Dinkel wegen allzustarken Triebes auf die Erde, wird solcher, wie bey einigen andern Getraydearten gewöhnlich ist, geschröpfet; und dieses abgeschnittene dem Rindviehe vorgeleget. Das Schröpfen wird selten im Herbste, gemeiniglich im Frühjahre, auch erst im May veranstaltet, indem die Aehre erst in

der

der Mitte oder zu Ende des Brachmonaths aus dem Schoßbalge heraussteiget, und zu Ende des Augusts geschieht gemeiniglich die Ernde. Daß der Dinkelsaame auf der Gerbmühle seiner äußerlichen Hülse entlediget werden müsse, ehe auf der Mehlmühle das Mehl davon bereitet werden könne, haben wir schon erinnert, und wer von der Einrichtung der Gerbmühle unterrichtet seyn will, verweisen wir zu den Fränkischen Sammlungen 3 Band S. 510.

Dinkelspelze.

S. Lolch.

Dinte.

Atramentum. Die Dinte überhaupt betrachtet ist eine gefärbte Feuchtigkeit, welcher man sich zum Schreiben bedienet. Es giebt Dinten von verschiedenen Farben. Die gemeinste ist die schwarze; außer dieser bedienet man sich auch der rothen und grünen Dinten.

Die Materien, woraus die schwarze Dinte bereitet wird, sind: Galläpfel, grüner oder Eisenvitriol, Arabisches Gummi und Wasser. Andere Materien und Feuchtigkeiten, die in so vielen Vorschriften zur Bereitung einer guten Dinten vorgeschlagen werden, sind nicht als nothwendige, sondern oft als unnütze und schädliche, oder zum wenigsten als überflüßige Dinge anzusehen. Zur Bereitung einer guten schwarzen Dinte kömmt es darauf an, daß man hierzu gute Galläpfel nimmt, indem nicht alle Galläpfel gleiche Dienste leisten; die schwärzlichten und schweren sind allemal besser, als die großen, leichten und gelblichten Galläpfel. Ferner ist auch wohl zu beobachten, daß man einen guten grünen Eisenvitriol, und zwar von selbigem etwas weniger, als von den Galläpfeln nehme; denn mehr Vitriol als Galläpfel machet die Dinte beizend, und giebt derselben eine solche Beschaffenheit, daß sie mit der Zeit roth wird. Nimmt man hingegen zu wenig von dem Vitriol, so wird die Dinte nicht schwarz genug. Die Galläpfel stößt man gröblich und gießt auf selbige heißes Wasser, und läßt sie etliche Tage in einer gelinden Wärme stehen; hierauf vermischet man das Galläpfel Decoct mit der gehörigen Menge Vitriol, den man gleichfalls in einer genugsamen Menge Wasser vorher auflösen muß. Man rührt die Vermischung gut durch einander, und läßt sie noch ein paar Tage in gelinder Wärme stehen, und rührt sie von Zeit zu Zeit mit einem Stabe um. Endlich setzet man die gehörige Menge von klar gestoßenen Arabischen Gummi zu, rühret alles wohl durch einander, und wiederholet das Rühren noch

etlichemal ein paar Tage hintereinander, und hebt die Dinte wohl verwahret zum Gebrauch auf. Wenn man auf diese Weise gehörig verfährt, und nicht zu viel Wasser darzu nimmt, so wird man eine gute schwarze Dinte erhalten, welche nicht schimmelt. Es schadet aber nicht, wenn man auf eine Kanne Dinte einen Löffel voll guten Brandwein zusetzet, und alsdenn die Dinte ie zuweilen ein wenig herumrühret. Will man bey Verfertigung der Dinte etwas guten Weinessig gebrauchen, so schadet es auch nicht, doch muß derselbe gut und scharf seyn. Der Alaun, der von einigen bisweilen zur Dinte gebrauchet wird, ist eigentlich überflüßig, es sey denn, daß man die Dinte nicht zu schwarz haben wollte, in welchem Fall der Alaun nützlich ist: ie mehr Alaun, und ie weniger Vitriol darzu kömmt, desto blässer wird die Dinte. Andere Materien sind zum Theil gänzlich überflüßig und unnütze, oder zum Theil schädlich.

Wenn man auf sechzehn Loth gröblich gestoßene Galläpfel eine Kanne heißes Wasser gießt, Tag und Nacht stehen läßt, hierauf eine halbe Kanne guten Weinessig zugießt, alles wohl durch einander rühret, und wieder etliche Tage stehen läßt; hierauf zwölf Loth grünen Vitriol und sechs Loth klar gestoßenes Arabisches Gummi in anderthalbe Kanne Flußwasser auflöset, und diese Auflösung mit der Galläpfel Auflösung vermischet, übrigens nach der oben beschriebenen Weise verfährt, so wird man eine sehr gute schwarze Dinte erhalten.

Rothe, grüne und andre Dinten von andern Farben brauchen nicht so viel Umstände, sondern erfordern nur, daß man von den Materien, welche eine Farbe geben, ein starkes Decoct oder eine gesättigte Auflösung machet, dieselbe durchseichet, und mit einer genugsamen Menge Arabischen Gummi vermischet, als wodurch die Dinten zum Schreiben geschickt gemachet werden. Z. E. man kochet Brasilienholzspäne mit Wasser dergestalt, daß das Decoct recht gesättiget wird, seichet alsdenn dasselbe durch, und setzet klar gestoßenes Arabisches Gummi darzu, rühret es oft um, bis das Gummi aufgelöset ist, so wird man eine brauchbare rothe Dinte haben. Eine andre rothe Dinte kann man aus der mit Alaunwasser aufgelößten Cochenille machen. Löset man die Cochenille mit Essig auf und setzet etwas von der, bey den Färbern gebräuchlichen und mit Königswasser gemachten, Zinnauflösung zu, so erhält man eine rothe Dinte, von einer andern Art. Eine grüne Dinte kann man erhalten, wenn man Kupfercrystallen, so gemeiniglich destillirter

lirter Grünspan genennet werden, stößt und im Weinessig zerreibt und auflößt, alsdenn Gummi zusetzet. Thut man etwas Saffran, oder Gummigutt oder Curcume in die Auflösung, so wird man grüne Dinten von verschiedenen Schattirungen erhalten.

Diese und andre bunte Dinten von andern Farben können auch zu Illuminirung der Landcharten gebrauchet werden.

Dinte, sympathetische, Atramentum sympatheticum; hierunter versteht man, wenn man mit metallischen Auflösungen auf ein Papier schreibt, und die Schrift, wenn sie trocken geworden, unsichtbar wird, sogleich aber, als man sie erwärmet, oder andre Veränderungen vornimmt, wieder zum Vorschein kömmt, so, daß man sie lesen kann. Man kann verschiedene Arten von sympathetischer Dinte machen; die beste von selbigen wird durch die Auflösung des Kobolts in Scheidewasser oder Salpetersaurem erhalten. Man löset nämlich den Kobolt in Scheidewasser auf, thut alsdenn, wenn die Auflösung geschehen, so viel Kochsalz in eine gläserne Retorte, als sich vom Kobolt im Scheidewasser aufgelößt hat. Hierauf gießt man die durchgeseichteKoboltauflösung hinein, und treibt nach und nach alle Feuchtigkeit bis zur Trockenheit herüber. Wenn alles kalt geworden, gießt man auf einen Theil des in der Retorte zurückgebliebenen röthlichten Salzes drey Theile reines oder destillirtes Wasser, welches dasselbe auflöset, und die sympathetische Dinte giebt. Wenn man mit diesem Wasser auf Papier schreibt, solches trocknet, und hernach über gelinde Wärme hält, so erscheint die Schrift grün, und vergeht wieder, so bald das Papier kalt wird, kömmt aber so oft wieder zum Vorschein, als das Papier erwärmet wird. Die Erwärmung muß allezeit gelinde seyn, weil sonst, wenn sie gar zu stark ist, Merkmale der Schrift zurückbleiben. Wenn man die Feuchtigkeit von der mit Kochsalz vermischten Koboltauflösung nicht aus einer Retorte übertreiben will, so kann man dieselbe in einem offnen Gefäße bis zur Trockenheit abdampfen, und mit dem übriggebliebenen Salze auf oben beschriebene Weise verfahren, so wird man gleichfalls die sympathetische Dinte erhalten; man verliert aber auf diese Weise die Feuchtigkeit, welche übergeht, und als ein Königswasser gebrauchet werden kann. Andere Arten von sympathetischen Dinten sind theils in der Bereitung mit mehrern Umständen verbunden, theils aber auch nicht von

der

der guten Beschaffenheit, wie die aus Kobolt bereitete sympathetische Dinte.

Dintenbeer.

S. Kirschbaum.

Dintenbeerstrauch.

S. Creuzbeerstrauch.

Dintenfisch.

Tintenfisch, S. unsern Artikel, Ancornet und Blackfisch; auch S. A. R. B. XX. S. 56.

Diodie.

Diodie wird von Hr. Planern Gleychen genannt. Die Pflanze wächst in Virginien. Der zweyblättrige Kelch umgiebt ein trichterförmiges Blumenblatt, dessen Röhre lang und dünne, und der kleine Rand in vier spitzige Einschnitte getheilet ist; überdieß sieht man vier Staubfäden und einen Griffel mit doppeltem Staubwege. Das viereckichte, mit dem vergrößerten Kelche gekrönte, Saamenbehältniß öffnet sich mit zwo Klappen, und enthält in zwey Fächern zween Saamen. Die röthlichen Stängel sind auf der Erde hingestrecket, die Blätter einander gegen über gestellet, und die Blumen weiß.

Dionäa muscipula.

Eine sonderlich merkwürdige Pflanze, welche Herr Ellis ganz neuerlich entdecket und beschrieben. Sie wächst in morastigen Gegenden von Nordamerika, an den Gränzen von Südcarolina; treibt einen etwan sechs Zoll hohen, runden, glatten, nackenden Stängel, welcher sich mit einem Blumenstrauße endiget. Die Blumen sind milchweiß, und stehen auf Stielen, bey deren Ursprunge ein kleines, schmales, zugespitztes Deckblättchen sich befindet. Fünf vertiefte Kelch- und fünf Blumenblätter deren jedes sieben durchsichtige Striesen zeiget, machen die Blumendecke aus, welche zehn Staubfäden und einen Griffel umgiebt. Das rundliche, einfächerichte Saamenbehältniß enthält viele kleine Saamen. Aus der dauernden, schuppichten Wurzel entspringen einige saftige, zurückgebogene Blätter, auf deren Oberfläche viele kleine rothe Drüsen sitzen, und am Ende derselben zween Lappen anhängen; jenes könnte man für den Stiel, diese aber für ein doppeltes Blättchen halten, zumal sich selbige in der Mitte, der Länge nach, zusammenfalten können. Sie falten sich auch wirklich von selbst, sobald ein Körper das Blatt berühret, öffnen sich auch nicht wieder, so lange der Körper noch dazwischen stecket. Hr. Ellis scheint zu glauben, als ob dieses Zusammenfalten nur alsdenn geschehe, wenn ein Insect das Blatt berühre,

rühre, und den süßlichten Saft dieser verführerischen Drüsen kosten will, und vermuthet daher, daß die Pflanze selbst aus den gefangenen und getödteten Insecten einige Nahrung ziehe; welches aber nicht wahrscheinlich, indem sich auch das Blatt faltet, wenn man ein Strohhälmchen oder Stecknadel zwischen die Lappen hält, welche alsdenn eben so fest gefasset werden, als ein Insect. Deswegen wir auch selbige nicht unter dem Namen Fliegenschnapper anführen wollen. Die Stacheln, womit der Rand dieser Lappen besetzet ist, ingleichen auch drey kleinere, welche in der Mitte jedes Lappens befindlich sind, tragen vieles bey, den dazwischen gelegten Körper fest zu halten, und durch dieses Festehalten unterscheidet sich diese Pflanze von allen andern, welche nach einer Berührung oder Stoße eine empfindende Kraft äußern und gewisse Theile bewegen. Man findet solche schon hin und wieder in den Gärten; sie hat aber zur Zeit daselbst keinen reifen Saamen getragen.

Diptam.

Obgleich mit diesem Namen einige verschiedene Pflanzengeschlechter beleget worden, kann man solchen doch beybehalten, und selbige durch Beynamen füglich unterscheiden. Es ist also

Der weiße Diptam, sonst gemeiner Diptam, Ascherwurz, Escherwurz, Eberwurzel, Schlechtwurzel, Spechtwurzel genannt, Dictamnus albus offic. oder Fraxinella. In Frankreich und Italien, auch hin und wieder in Deutschland in bergichten Wäldern und auf Hügeln wächst selbiger wild, und blühet im Juli, auch später. Die, viele Jahre dauernde, Wurzel ist einen Finger dicke, geht tief in die Erde, äußerlich blaßgelb, inwendig weiß; die Stängel sind eine bis anderthalb Ellen hoch, stark, unten glatt und grün, oberwärts rauchlicht und röthlich, wechselsweise mit zusammengesetzten, gefiederten Blättern besetzet. Sie bestehen aus zwey oder drey bis fünf Paaren, schön grünen, glänzend punctirten, festen, länglichten, etwas ausgezackten Blättchen, welche mit kurzen Stielchen auf der, einigermaßen geflügelten, Ribbe der Länge nach ansitzen; wie denn auch am Ende ein dergleichen einzelnes steht. Der Stängel endiget sich mit einer langen lockern Blumenähre. Die Blumen sind groß, schön, riechen stark und angenehm; jede sitzet auf ihrem röthlichen Stiele. Der Kelch besteht aus fünf kleinen, etwas bräunlichten, rauchen Blättchen; die fünf, viel größern und längern Blumenblätter sind länglicht, spitzig, blaßroth, und mit hochrothen Streifen der Länge

nach bezeichnet und nicht sowohl der Größe, als Lage nach, einander ungleich. Zwey davon sind oberwärts, zwey schief seitwärts, und eins nach unten zu gebogen. Die 10 pfriemenartigen Staubfäden biegen sich zwischen den beyden Seitenblumenblättern unterwärts, und steigen gegen die zwey obern wieder aufwärts; der fünfeckichte Fruchtkeim trägt einen kurzen, unterwärts gekrümmten, und mit einem spitzigen Staubwege geendigten Griffel. Die Frucht besteht aus fünf Saamenbehältnissen, welche am innern Rande mit einander verwachsen, breit gedrücket und spitzig sind, deren jedes sich der Länge nach an dem Rande in zwo Klappen öffnet, und zween eyförmige, glänzende, schwarze Saamen enthält, welche beyderseits von einer weißlichten, pergamentähnlichen, und mit einer merklichen Federkraft begabten Haut umschlossen werden. Der obere Theil des Stängels, die Blumenstiele, der Kelch, die Staubfäden, sind mit vielen braunröthlichen Erhebungen, als Bläschen, besetzet, welche sonderlich einen starken Geruch von sich geben, und ein öklichtes Wesen enthalten, daher auch, wenn man ein angezündetes Licht unter die Pflanze hält, plötzlich eine Flamme entsteht, welche sich über die ganze Pflanze ausbreitet.

Ob nun gleich die ganze Pflanze, sonderlich die mit den balsamischen Drüsen besetzten Theile, welche, um Honig und Wachs zu sammeln, von den Bienen fleißig besuchet werden, wirksame Eigenschaften besitzen und in der Arzney gebrauchet werden könnten; so pfleget man doch allein die Wurzel, und auch davon nur die dicke Rinde in den Apotheken aufzubehalten. Denn die Blätter, welche unter diesem Namen vorkommen, werden von dem Cretischen Diptam genommen. Diese dicke, weiße, von den Zäserchen gereinigte, und zusammengerollte Schale der Wurzel hat im frischen Zustande einen starken angenehmen Geruch, welcher aber nach der Trocknung fast gänzlich verschwindet, und nur ein bitterlicher, wenig gewürzhafter Geschmack übrig bleibt. Man hat selbige als ein Gegengift angerühmet, und zu Beförderung des Schweißes, Urins, und der monathlichen Reinigung vorzüglich angerathen, auch wider die fallende Sucht, vornehmlich wenn selbige von Würmern entstanden, gelobet. In den neuern Zeiten ist ihr Gebrauch fast ganz vernachläßiget worden. Hr. Störk aber hat dieselbe wieder empor gebracht, und durch einige Versuche bewiesen, daß sie ein kräftiges Mittel, sowohl bey der fallenden Sucht, als auch der verhaltenen Reinigung sey, ingleichen den Abgang des Urins befördere, und die Würmer austreibe. Er hat die Wur-

zel theils als Pulver eingegeben, theils daraus mit Wein oder Weingeist eine Essenz bereitet. In den Apotheken wird selbige zu verschiedenen zusammengesetzten Mitteln gebrauchet.

Durch das gute Ansehen und den Geruch empfiehlt sich diese Pflanze allen Gartenliebhabern. Sie verlanget auch keine sonderliche Wartung; man kann sie aus Saamen ziehen, oder auch durch Theilung der Stöcke vermehren; in beyden Fällen aber muß man einige Jahre warten, bis die Blüthen hervorkommen. Auch die alten Stöcke vertragen das Versetzen nicht gerne.

Man findet auch zuweilen den Diptam mit weißen Blumen, ob aber dieses für eine besondere Art, oder nur für eine Abänderung der vorher beschriebenen zu halten, ist noch nicht ausgemacht.

Die andere Pflanze führet den Namen

Cretischer Diptam, Dictamnus creticus. Herr von Linné hat selbigen für eine Art Dosten ausgegeben und Origanum dictamnus genannt. Er unterscheidet sich aber merklich von diesem Geschlechte, und kann daher füglich als ein besonderes betrachtet werden. Es wächst solcher auf dem Berge Ida in der Insel Creta. Die zarte, zäserichte, braune Wurzel treibt ein niedriges, büschichtes Stöckchen, welches überall, nur die Blumenähren ausgenommen, mit einem wollichten, dichten Wesen überzogen ist. Die an den Zweigen einander gegen über gestellten, plattansitzenden Blätter sind eyförmig, fast rundlich und völlig ganz; der obere Theil der Aeste ist blätterlose und endigt sich mit einer unterwärts gebogenen, kurzen Blumenähre. Zwischen den Blumen sitzen rundliche, weit vorragende, ganz glatte, bräunlicht gefärbte Deckblätter. Der Kelch stellet gleichsam ein Ohr vor, indem er von unten nach oben zu schief abgeschnitten ist, und also einen einzigen eyförmigen, aufrechtstehenden Abschnitt hat, worinnen sonderlich der Unterschied von den Dosten besteht. Das röhrenförmige, röthliche Blumenblatt ist in zwo Lippen getheilet, und die oberste ausgehöhlet und eingekerbet, die untere aber in drey, einander fast ähnliche Einschnitte getrennet. Die vier Staubfäden richten sich nach der obern Lippe, wovon zween etwas kürzer, als die andern beyden sind; der einfache, gekrümmte Griffel endiget sich mit zween spitzigen Staubwegen. Der Kelch enthält vier Saamen.

Die frische Pflanze hat einen gewürzhaften Geruch und Geschmack, welche auch nach dem Trocknen nicht gänzlich mangeln. Von den alten Aerzten wurde sie hochgeschätzet und zu vielen Gegengiften genommen; wie man denn

denn liest, daß in Creta die Gemsen, wenn sie mit Pfeilen geschossen worden, dieses Kraut fressen, und davon die Pfeile wieder ausfallen, und die Wunden heilen sollen. Auch wurde sie zu Eröffnung der verhaltenen monathlichen Reinigung angepriesen. Heut zu Tage wird sie selten gebrauchet, und der Thymian kann füglich dafür gewählet werden. Obgleich aber ihre Arzneykräfte nicht besonders sind, so verdienet doch diese Pflanze billig die Achtung der Gartenliebhaber. Die wollichten Blätter, und die hangende, mit glatten Blättern besetzte, Blumenähre geben ihr ein besonderes Ansehen; sie ist eben nicht zärtlich, doch muß sie den Winter über in einem gemäßigten Gewächshause aufbehalten, und für allzu vieler Nässe in Acht genommen werden. Die Vermehrung will auch nicht wohl gelingen; reifen Saamen erhalten wir niemals, und die Wurzel treibt keine Schößlinge, mithin muß man allein die kleinen Zweiglein pflanzen, welche aber selten anschlagen.

Die andere Art, welche in Phrygien auf dem Berge Sipylo wächst, und nirgends einen wollichten Ueberzug hat, Origanum sipyleum Linn. ist selten in hiesigen Gärten anzutreffen.

Endlich sollten wir noch des Bastart- oder Wirbeldiptams Pseudo - dictamnus erwähnen; wir haben aber unter dem weißen Andorn, mit welchem selbiger füglich vereiniget wird, bereits eine Art angeführet.

Diptam, Bastart, S. Andorn, weißer.

Dirlitzen.
S. Cornelbaum.

Disandra.

Ein ganz neues Pflanzengeschlecht, welches in der Murrayischen Ausgabe vom Herrn v. Linné bestimmet worden. Die Pflanze war ehedem für eine Art der Sibthorpiae ausgegeben worden. Sibthorpia peregrina Linn. spec. Die ausgestreckten Stängel sind mit Wolle überzogen, und einen bis zween Fuß lang, und die gestielten, wechselsweise gestellten, Blätter gleichfalls wollicht, rundlichnierenförmig und eingekerbet. Aus dem Winkel derselben treiben Blumenstiele mit einzelnen gelben Blumen. Die Anzahl der Blumentheile ist sehr veränderlich. Der Kelch ist in fünf bis acht aufrechtstehende Einschnitte getheilet. Das radförmige Blumenblatt zeiget am Rande fünf auch mehrere Lappen. Die Zahl der Staubfäden ist fünf bis achte, die Staubbeutel sind pfeilförmig. Der Griffel zeiget einen einfachen Staubweg. Das Saamenbehältniß ist zweyfächericht, und enthält viele

Saamen. Herr von Linné bemerket noch, wie die siebente Zahl die gewöhnlichste, hingegen die fünfte, ob solche gleich die natürliche scheine, doch am seltensten wahrgenommen werde. Die Pflanze wächst im Morgenlande.

Distel.

Carduus. Der deutsche und lateinische Name war ehedem sehr unbestimmt; die neuern Schriftsteller verstehen darunter ein Pflanzengeschlecht, dessen gemeinschaftlicher, eyförmiger oder bauchichter Kelch, aus über einander liegenden, spitzigen und stachlichten Schuppen besteht, und viele röhrenförmige, einblätterichte Zwitterblümchen enthält, ein haarichtes Blumenbette zeiget, und gleichfalls mit langen, plattaufsitzenden Haaren besetzte Saamen trägt. Die Blumenröhre ist zart, und in fünf schmale ähnliche Läppchen zerschnitten, doch geht gemeiniglich der eine Einschnitt tiefer als die übrigen; die fünf kurzen Staubfäden tragen einen verwachsenen, walzenförmigen Staubbeutel, und der vorragende Griffel endiget sich mit einem fast unmerklich eingekerbten Staubwege. Hr. von Linné hat davon acht und zwanzig Arten angeführet, alle aber in zwo Hauptabtheilungen gebracht, da bey selbigen die Blätter entweder an dem Stängel herunterlaufen und Flügel machen, oder nur platt ansitzen. Von den Arten mit geflügelten Stängeln bemerken wir

1) Die große Speerdistel, Carduus lanceolatus L. wächst an gebaueten und ungebaueten Orten häufig und blühet im Heu- und Erndtemonath. Der in Aeste getheilte Stängel wird ohngefähr zween Fuß hoch, und fast durchgehends von den herunterlaufenden Blättern geflügelt. Die dunkelgrünen Blätter sind auf der Oberfläche mit steifen Borsten besetzet, der Länge nach und bis zur Hälfte in verschiedene, weit auseinander gestellte, Lappen abgetheilet, welche nochmals zerschnitten und mit einer Stachel geendiget sind. An den Spitzen der Aeste sitzen einige kegelförmige Blumenköpfe platt auf, und dicht bey einander; die Kelchschuppen sind fast unzählbar, ihre dünnen spitzigen Enden mehr auswärts gerichtet, mit einem wollichten Wesen besetzet, und die innersten ganz weich und purpurfärbig, auch die Blümchen purpurfärbig; der etwas gekrümmte Saame ist auf der einen Seite mit einer Linie durchzogen, und mit sehr langen Haaren besetzet.

2) Die unterwärts hangende Biesamdistel, Carduus nutans Linn. ist ebenfalls auf den Aeckern und Wiesen häufig anzutreffen, und blühet mit der vorigen. Der Stängel wird selten über eine Elle hoch, treibt Aeste, welche gleichsam

sam mit halben oder unterbrochenen Flügeln der Länge nach besetzet, und mit einem wollichten Wesen bedecket sind. Die Blätter sind tief eingeschnitten, und die Enden und Zacken der Lappen mit einer festen Stachel bewaffnet; der obere Theil der Aeste ist nackend, und jeder mit einem großen, unterwärts hangenden Blumenknopfe geendiget; die Stachel von den oben abwärts stehenden Kelchschuppen ist steif, gelblicht; die Blümchen sind fleischfärbicht und die Saamen auf beyden Seiten platt gedrücket. Der bisamartige Geruch machet diese Art leicht kenntbar.

3) Die krause Distel, kleine Weg- oder Ackerdistel, Carduus crispus Linn. wächst häufig auf den Aeckern und an den Zäunen. Der ästige Stängel wird zwo Ellen hoch; die Flügel desselben sind lang, aber schmal, und mit vielen Stacheln besetzet; die Blätter oberwärts dunkelgrün, unterwärts wollicht weiß, am Rande ausgezacket, und die Zäckchen mit einer zarten Stachel geendiget; die kleinen Blumenköpfe ruhen auf kurzen Stielchen, und verschiedene stehen dicht bey einander auf den Spitzen der Aeste. Der walzenförmige Kelch zeiget etwas wollichtes, und die Schuppen endigen sich mit einer spitzigen, aber schwachen Stachel, oder vielmehr Granne, davon die äußerlichen unterwärts, die innern auswärts gerichtet sind. Die purpurfärbigen Blümchen erscheinen zuweilen weiß.

4) Die Bärenklaudistel, Carduus acanthoides Linn. wächst zuweilen mit den vorherstehenden vermischet, und wird auch mit selbigen leicht verwechselt. Von No. 2. unterscheidet sich selbige durch die aufgerichteten, und von No. 3. durch die einzeln stehenden rauhen Blumenköpfe; doch eignet Herr von Haller auch dieser Art bey einander stehende Blumenköpfe bey. Die herunterlaufenden, am Rande ausgehohlten Blätter sind am Rande mit Stacheln besetzet, und unterwärts wollicht weiß. Das fleischfarbige Blumenblättchen scheint gleichsam in zwo Lippen abgesondert, davon die obere aus vier, die untere nur aus einem Stücke besteht; der Griffel ist fast zweymal länger, als das Blümchen; die äußerlichen Kelchschuppen sind nicht unterwärts gerichtet, und die Stacheln stärker, als bey No. 3. auch ist der Blumenkopf kleiner und länger.

5) Die Sumpfdistel, Carduus palustris Linn. wächst häufig auf den sumpfichten Wiesen. Der Stängel wächst zuweilen auf sechs Fuß hoch, und ist fast gänzlich mit stachlichten Flügeln besetzet, doch sind die Aeste am obern Theile kahl; die kleinen, schmalen Blätter ausgezacket, und am Rande stachlicht,

dunkelgrün, unterwärts etwas wollicht; die Blumenköpfe stehen anfangs dicht bey einander, gleichsam ährenweise, entfernen sich aber immer weiter von einander, und kommen einzeln zu stehen; die dreyeckichten braunen Kelchschuppen liegen dicht über einander und scheinen unbewehrt, wenigstens sind die Stacheln ganz weich. Die Blümchen sind purpurfärbig, und die Saamen weißlicht.

Unter den Distelarten, welche keine geflügelte Stängel haben, sind die bekanntesten

6) die knollichte Distel, Carduus tuberosus Linn. wächst bey uns in überschwemmten Gegenden. Die knollichte Wurzel treibt aus der Mitte weißlichte Zäserchen. Der ästige Stängel wird etwa eine Elle hoch, ist nicht geflügelt, doch verlängern sich die Blätterstiele einigermaßen, und laufen an den Aesten herunter. Die Blätter sind der Länge nach, bis zur Hälfte, in verschiedene eckichte Lappen, und diese wiederum in kleinere zerschnitten, unterwärts weiß und wollicht, und die Randzäckchen mit kurzen Stacheln geendiget. Der obere Theil der Zweige ist nackend, und jeder mit einem Blumenkopfe besetzet; die Kelchschuppen sind dreyeckicht, bräunlicht und ohne Stacheln.

7) Mariendistel, Frauendistel, Fech- oder Vehdistel, Stechkörner, Carduus Mariae offic. Carduus Marianus Linn. wächst zuweilen um die Gärten und Misthaufen, und blühet im Heumonathe. Der ästige und mit zottichter Wolle bedeckte Stängel wird vier bis sechs Fuß hoch, ist nicht geflügelt, jedoch von dem stachlichten Anfange der Blätter wechselsweise umfasset. Die Blätter sind der Größe und Breite nach sehr verschieden, spondonförmig, der Länge nach zerschnitten, am Rande kraus, und mit starken Stacheln besetzet, oberwärts glänzend grün, aber mit weißen Adern durchzogen. Der obere nackende Theil der Zweige trägt einen großen Blumenkopf. Die Kelchschuppen zeigen am Rande viele weiche, an der Spitze aber ausgehölte, starke Stacheln; die Blümchen sind am obern Theile fleisch- am untern violetfärbig. Wegen der besondern Beschaffenheit der Stacheln an den Kelchschuppen hat Hr. von Haller aus dieser Art ein Geschlecht gemachet, und solches Silybum nach dem Vaillant genannt.

8) Die Syrische Distel, Carduus Syriacus Linn. welche in Syrien und Spanien wächst, und zuweilen in den Gärten erzogen wird, hat zwar auch das besondere Merkmal auf den Blättern, nämlich die weißen Adern, läßt sich aber leichtlich von der Mariendistel unterscheiden, indem die einzelnen, platt aufsitzenden Blumenköpfe ge-

gemeiniglich von fünf besondern Blättern eingewickelt sind.

9) Stammlose Distel, Carduus acaulis Linn. findet sich auf niedrigen und unbeschatteten Wiesen und Hügeln. Die auf der Erde liegenden, gestielten Blätter sind der Länge nach und bis auf die Hälfte eingeschnitten, und die Lappen wieder in zwey auch drey kleinere abgetheilet, und mit starken Stacheln besetzet. Der Stängel ist zuweilen ganz unmerklich, und der große Blumenkopf sitzet fast auf den Blättern. Die dreyeckichten Kelchschuppen sind nicht merklich stachlicht, die Blümchen purpurfärbig.

Einige andere, bekannte, und im gemeinen Leben mit dem Distelnamen belegte Pflanzen, werden unter dem Worte Kratzkraut und Scharte vorkommen.

Von den vorhererwähnten Distelarten ist sonderlich die Mariendistel und deren Saamen im Gebrauche; und da selbige ein ölicht milchichtes Wesen enthalten, pfleget man daraus Milchtränke zu verfertigen, welche zwar besonders wider das Seitenstechen angerathen werden, aber nicht mehr Dienste leisten, als die Mandeln und andere dergleichen Saamen; daher sie auch jetzo selten gebrauchet werden. Die wollichten Haare, welche auf den Saamen und dem Blumenbette sitzen, haben einige zu Verfertigung des Papiers anwenden, andere aus solchen ein Gespinnst bereiten wollen; beydes aber wird sich der Mühe nicht verlohnen, wie denn auch die Pressung des Oels aus dem Saamen nicht füglich statt findet. Die jungen und zarten Stängel können, bey Mangel besserer Nahrungsmittel, zur Speise dienen. Da diese Arten fast alle bey uns wild wachsen, und öfters andere Pflanzen vertreiben, ist man mehr auf ihre Ausrottung als Vermehrung bedacht. Die Mariendistel, wenn sie auch in den Gärten erzogen wird, brauchet keine besondere Wartung, wenn sie nur Platz sich auszubreiten hat. Diese und die Syrische sind nur jährige, die meisten andern Disteln aber zweyjährige Pflanzen.

Distel, Acker- Margen- oder Saudistel, S. Scharte.

Distel, gelbe, S. Kratzkraut.

Distel, gesegnete, S. Cardobenedicten.

Distelfink.

So heißt in den Schriften der Stieglitz, carduelis, einer der schönsten kleinen Vögel, die wir bey uns haben. Es ist eine wahre Finkenart, und bekömmt den oberwähnten Namen vom Distelsaamen, den er sehr liebet und aufsuchet, und von der Finkenart, wohin er gehöret, und sie auch zum

Theil durch seinen Gesang anzeiget. Da der Vogel bey den meisten Deutschen unter dem Namen des Stieglitzes bekannt ist, so wollen wir ihn auch erst unter demselben künftig beschreiben, und zugleich daselbst den Ursprung des Namens angeben.

Distelschnecke.

S. Netzschnecke.

Dividini.

Unter diesem Namen hat die Spanische Handlungsgesellschaft von Caracas 1768. eine Waare nach Europa zu bringen angefangen, und den Färbern angerühmet, was es aber sey, ist uns nicht bekannt.

Dockenblätter.

S. Grindwurzel.

Dockenkraut.

S. Klette.

Dodartie.

Dem Andenken Dionys. Dodart, welcher zu Anfange dieses Jahrhunderts durch Schriften die Kräuterwissenschaft bereichert, von Tournefort gewidmet. Der glockenförmige, zehneckichte Kelch ist fünffach eingeschnitten, und die viel längere, gebogene Röhre des Blumenblattes in zwo Lippen abgetheilet; die obere ist kurz und eingekerbet, die untere breiter, länger, mit drey Einschnitten, wovon der mittelste der schmälste ist. Die vier Staubfäden haben die Richtung der obern Lippe, und der Griffel endiget sich mit zween, an einander liegenden, länglichten Staubwegen. Das zweyfächerichte, kugelförmige Saamenbehältniß enthält viele kleine Saamen. Die zwo Arten dieses Geschlechts haben wir nur in getrockneten Kräutersammlungen gesehen.

Dodonäa.

Endlich hat Hr. Jacquin allen Zweifel gehoben, und denjenigen Baum, welcher dem Dodonäus gewiedmet worden, in seinem Geburtsorte selbst untersuchet und bestimmet. Es kann selbige nicht zur Ptelea, wie Hr. von Linné in einigen Schrifften gethan, noch auch zur Stechpalme gebracht werden, sondern ist ein eigenes Geschlecht, welches nunmehro auch, wie bereits im Cliffortischen Garten geschehen, vom Linné in der Murrayischen Ausgabe angenommen wird. Deswegen wir Hr. Jacquin öffentlich Dank sagen, daß derselbe dadurch eines Schriftstellers, der im sechzehnten Jahrhunderte sich um die Kräuterkunde vorzüglich verdient gemacht, Andenken, welches einige Zeit über gleichsam vertilget worden, erhalten wollen. Die Blume hat einen vierblättrigen Kelch, aber keine Blumenblätter, acht kurze

kurze Staubfäden, und einen Griffel mit einem, unmerklich dreyfachen, Staubwege. Das aufgeblasene Saamenbehältniß ist mit drey Flügeln besetzet, und in drey Fächer abgetheilet, in jedem Fache liegen zween Saamen. Ob unter dem Namen Hopfenbaum, dieses Geschlecht, oder vielmehr die Ptelea zu verstehen sey, können wir nicht bestimmen.

Dögling.

Pontoppidan führet in s. natürl. Hist. v. Norwegen, Th. II. S. 233. aus des Lucas Debes Feroa reserata, Hafn. 1673. 8. (Færörnes Beskrivelse) von diesem Seefische folgendes an: Lucas Debes gedenket einer besondern Art von Wallfischen, die man Döglingen, (eine Art der Cachelotte,) nennet, die etwan vierzehn bis sechzehn Ellen lang, und am allerleichtesten zu fangen ist, weil dieser Fisch ganz stille hält, indem man ihm ein Seil durch seine Augenlieder, (die dieser Art Wallfische auch vor andern Fischen, eigen sind) ziehet, und ihn dadurch ans Land schleppet. Der Thran von diesen Döglingen oder Cachelotten ist so fett und subtil, daß die Gefäße sehr dicht seyn müssen, wenn er nicht durchdringen soll. Wenn man von seinem Specke speiset, so transpiriret er sogleich durch die Schweißlöcher, daß die Kleider gelb werden. In einer Anmerkung füget Pontoppidan bey, daß, der Sage nach, im Kopfe dieses Fisches das zuvor bemeldte Wallrath, Sperma Ceti, gefunden werde; und hieraus schließe ich, daß es ohne Zweifel ein solcher Fisch gewesen, den die Bremischen Fischer vor einigen Jahren gefangen, und dessen gleichen sie zuvor nicht gefunden hatten. Diese Sage schreibt sich insonderheit vom Ol. Worm. in Museo her, mit dem Zusatze, daß nicht alle Wallfische, sondern nur die Art derselben, die Dögling genennet wird, das Sperma Ceti in ihrer Hirnschale hätten. Der berühmte Leipziger Naturforscher, Linke, aber hat folgende Nachricht und Geschichte in die Breslauischen Sammlungen, in den Versuch 27., ad Ann. 1724. einrücken lassen: Von dem Geschlechte der weit ausschweifenden Cetorum sind diejenigen Fische gewesen, welche man ohnweit Bremen im Decembr. 1723. gefangen hat. Denn erstlich haben sich dieselben so weit herausgewagt, welches die andern nicht zu thun pflegen; hernach hat man bey ihnen große Zähne gefunden, woraus leicht zu schließen, daß sie vom Raube gelebet, und in Verfolgung anderer Fische an diese Küsten gerathen; wie denn ein großer Aal vierzig Pfund schwer bey ihnen gefunden, ja sogar, nach dem

Berichte des Theodori Hasaei in Disquisitione de Leuiathan Iobi et Ceto Ionae, ein Canis Carcharias über zwölf Schuhe lang von einem dergleichen Fisch, den Ao. 1721. ein Bremisches Schiff gefangen hat, in Gegenwart und zu großer Verwunderung der Schiffer, ausgespien worden. Und da man aus dem Gehirne dieser Fische so viel Sperma Ceti verfertiget, so kann man auch die Speciem determiniren, daß es nämlich keine andere gewesen, als die sogenannten Pottfische, oder Cachelots, wie sie die Holländer und Franzosen nennen, als deren Gehirn allein, zur Verfertigung dieses Spermatis geschickt und tüchtig ist. Dieses sind eben diejenigen, welche die Engländer Trumpen, und die Spanier Byaris nennen. Bey den Dänen auf der Insel Feroe heißen sie Döglings; und nach dem Hasäus wird ein solcher Fisch Cetus dentatus betitelt und gedacht, daß man ihn im Bremischen gemeiniglich den Zahnfisch nenne. Derer also Ao. 1723. daselbst gefangenen Fische waren einige siebenzig, etliche bis achtzig Fuß lang; die Höhe bey etlichen zwölf bis vierzehn Fuß; das Fell schwarz, nach dem Bauche zu weißlicher und krauß; nach dem Schwanze zu, über den Rücken hin, und unter dem Bauche nach dem männlichen Gliede zu, ragten starke, dicke Schuppen hervor. Der Kopf war überaus groß und ungestalt, so daß er fast allein den halben Fisch ausmachte, (nach dem Hasäus soll er einen Musquetenkolben, oder dem Vordertheile eines Schusterleistens an Gestalt nicht ungleich seyn,) da hingegen der Kopf eines Wallfisches weit kleiner, und kaum der dritte Theil des Fisches ist. Die beyden fleischern Zapfen, welche mein Referent vorn am Kopfe sub Lit. A. vormalet und meldet, daß durch dieselben der Fisch das Wasser mit einem großen Geräusche auswerfe, kommen mir etwas verdächtig vor, weil nicht allein, weder Zorgdrager, noch Hasäus, oder sonst jemand, der diesen Fisch beschrieben, derer im geringsten gedenken, noch sie also gestaltet, wie meines Referenten Zeichnung ist, im Abrisse vorstellen, sondern auch Hasäus, (auch Zorgdrager) ausdrücklich meldet, daß der Cachelot einen einzigen Canal oder Blasloch habe, dessen Röhre vier Schuh lang sey, vorne auf dem Kopfe stehe, und die Stelle der Nasenlöcher vertreten könne, ihn auch deswegen von dem Balaena unterscheidet, der das Wasser durch zwey, viel weiter zurück und über dem Auge stehende, Löcher von sich bläset. Und dieserwegen zweifele auch gar sehr, ob die in meiner Zeichnung mit Lit. B. an-

B. angemerkte Nasenlöcher ihre Richtigkeit haben. Die Augen C. stehen am Hintertheile des Kopfes, und sind nach Proportion des Fisches eben so groß nicht, indem sie nicht viel größer als ein Ochsenauge, und mit Augbraunen versehen, gelblich nnd feurig von Farbe, wie man solche auch bey den Wallfischen wahrnimmt. D. sind Floßfedern zu beyden Seiten, jede ohngefähr anderthalb Schuh lang. Lit. E. deutet in der Zeichnung eine Floßfeder auf dem Rücken an, welche mir gleicher Gestalt etwas zweifelhaft scheinet, weil sie sonst bey niemand beschrieben wird, und auch oft belobter Hasäus, dessen Accuratesse allerdings am glaubwürdigsten, um diese Gegend des Rückens zwar eines Höckers, aber keiner Floßfeder, gedenket, und vielmehr von einem Tubere oder Eminenz ohnweit des Schwanzes F. saget, daß er einigermaßen anstatt einer Floßfeder seyn könne. Das männliche Glied G. war acht Fuß lang, die Zunge H. dünne und spitzig, nicht so groß, als etwan die Proportion des Leibes und Kopfes erfordert hätte, und an Farbe gelbröthlich. Das Maul ist eben so weit nicht, und hat nicht so dicke Lefzen, als das Wallfischmaul; am weitesten aber ist der Schlund. Der Unterkinnbacken gehet spitzig zu, und ist klein gegen das Obermaul, welches im Zuthun des Maules den Unterkinnbacken so genau umschließt, daß man kaum sehen kann, daß der Fisch ein Maul habe. Dem inwendigen Munde fehlten zwar die dem Wallfische gewöhnliche Baarden oder Fischbein, aber dafür war er mit großen Zähnen besetzet, (Lit. L.) welche im obern Kinnbacken rund, im untern aber spitzig waren, deren oben und unten auf jeder Seite achtzehn gezählet wurden, die bey Zuschließung der Kinnbacken sehr wohl in einander passen. Weil Hasäus, in dem untern Kiefer eines Ao. 1721. gefangenen Fisches von dieser Art, derselben allein zwey und funfzig gezählet, so läßt sich daher muthmaßen, daß die Zahl der Zähne bey diesen Fischen, nicht beständig sey, sondern nach dem Alter und andern Umständen variire. Hasäus läßt auch unausgemachet, ob der Fisch am obern Kiefer Zähne habe, weil er an demselben nur so vieler runder Löcher gedenket, als in dem untersten Kinnbacken Zähne sind, in welche diese untere Zähne genau paßten, und also das Maul fest zusammenschlößen. — Im Kopfe war sehr vieles, pur fettiges, und ganz weiß und dünn läufiges Gehirn, welches an dem ganzen Fische das beste und kostbarste, und diejenige Materie, davon das bekannte Wall-

rath

rath oder Sperma Ceti präpariret, und in den Apotheken von seiner Fettigkeit oder Thran gereiniget aufbehalten wird. rc. Die beygefügte Zeichnung ist fein, und der Beschreibung gemäß; gehet aber von der Zorgdragerischen in verschiedenen Stücken ab. Wegen der an dem Linkischen Fische so deutlich ausgezeichneten Rückenfloße, ist anzumerken, daß selbige den Fisch wohl nicht zum Physeter microps Linn. Kleinauge nach dem Müller, machen könne, sondern er wohl, wegen des Sperma Ceti, Wallrath, Physeter macrocephalus, Potfisch oder Cachelot, werde bleiben müssen. S. uns. Artik. Cachelot, I, 9. und Kleins Wallfisch, Balaena Dentata 2. und dessen dritte Gattung.

Dörren.

Tostio; ist eine Art der unvollkommenen Calcination, welche nur bey thierischen und vegetabilischen Körpern statt findet. Dergleichen Körper verlieren, wenn sie vermittelst der Luft, oder der Sonnenwärme, oder eines andern künstlichen Feuers gedörret werden, die wäßrichten Theile ganz oder zum Theil, und werden dadurch mehr und weniger zerreiblich. Je mehr die Körper von den wäßrichten Theilen verlieren, desto zerreiblicher werden dieselben: so lange aber dieselben die brennbaren Theile behalten, so lange bleibt diese Art der Calcination unvollkommen, als welche, wenn sie vollkommen seyn soll, darinne besteht, daß die Körper nicht allein zerreiblich werden, sondern auch alle flüßige und brennbare Theile verlieren müssen. S. Calcination.

Döschen.

S. Dose.

Döschwurm.

S. Kiemenwurm.

Doggensander.

Doggensander nennen die Holländer eine Stachel- oder Warzenschnecke, die der Livreeschnecke ähnlich, aber größer, und ohngefähr einen Finger lang und nur in dem mittelländischen Meere anzutreffen ist. Die Schale ist mit dicken, grübigen, braunen, gelben und weißlichten Näthen der Quere nach besetzet, ohne besondere Buckeln oder Erhöhungen, die Mündung gezähnelt, und der äußere Saum derselben mit obigen Farben bunt gescheckt. In dem natürlichen Zustande hat dieses Schneckenhauß eine haarichte Haut; die Haare aber fallen leicht weg, und die Haut selbst schiefert sich, wenn sie trocken wird, ab.

Dohle.

Dieser Vogel machet mit den

Raben und Krähen ein eigen Geschlecht aus, und kömmt allenfalls unter den allgemeinen Namen der Raben zu stehen. Nicht selten wird er mit der Krähe oder auch dem Raben verwechselt, und die Schriftsteller haben, so viel man findet, noch nicht alle äußerliche Unterscheidungszeichen so gar deutlich angegeben. Wir wollen sehen, was wir davon bestimmtes irgend beybringen können. Anfänglich haben die Dohlen, gleich den Raben und Krähen, vier Zähen, drey vorne, eine hinten, krumme, scharfe Nägel daran und schuppichte Füße. Ihr Schnabel schneidend, vorn mit einem kleinen Hacken versehen, gegen den Kopf zu unvermerket erhaben, abgerundet, bey manchen etwas gewölbet, und gleich über der Nase mit einigen Haaren besetzet. Die Zungen gespalten. Die Dohle nun (monedula) eigentlich betrachtet, ist der kleinste Vogel im Rabengeschlechte; denn die Raben (coruus) machen die größern, und die Krähen (cornix) die mittlern desselben aus. Die Dohle ist also die kleinste Art der Raben, kaum halb so groß, wie der wahre Rabe. Sie ist auch schwarz, nur oben an der Kehle und Brust etwas grau gestreifet. Männchen und Weibchen kommen dem äußern Ansehn nach überein. Klein erzählet die vornehmsten. 1) gemeine Dohle (monedula, garrula, graculus); die vorhin beschriebene wird leicht zahm gemachet, lernet, wenn ihm die Zunge gelöset worden, besser reden, als Raben und Aelstern, und wird oft in Zimmern gehalten, wo sie ein- und ausfliegt. 2) ganz schwarze Dohle (m. tota nigra), ist sehr tief schwarz und keine Stelle an ihr, die nicht schwarz wäre. 3) Dohle mit gewölbtem Schnabel (m. tota nigra maior). Der Schnabel so gewölbet, daß man durch die Nasenlöcher hindurch sehen kann. 4) Dohle mit weißen Nasenlöchern; Ray nennet sie cornix nigra garrula, ein unbestimmter Namen, vom beständigen Plappern; besser unterscheiden sie die Nasenlöcher. 5) Dohle mit gelben Nackenschleif, und 6) Purpurdohle, sind ausländische Arten, die Edward und Catesby haben. Ihre Farben geben ihnen ein schönes Ansehn. Noch hat 7) die Schweitz ihre Bergdohle, daselbst auch wilde Duhle, Alpkachel genannt, etwas größer als eine gemeine Dohle, mit einem kürzern, und gelben, auch etwas krummern Schnabel. Ist zum Theil ganz schwarz, zum Theil grauschwarz. Die Dohlen nisten bey uns früh im ersten Frühlinge. Der mehreste Theil von ihnen zieht im Herbste weg, oder verbirgt sich sonst; doch sieht man ihrer etliche immer den

Winter bey uns durchbringen. Aber gleich im Februar sind sie alle wieder da. Sie nähren sich vom Getrayde und allerley Gewürme. Ich weis doch nicht, ob auch vom Todtenfleische, wie die Raben und Krähen? Wenigstens nur im äußersten Nothfalle. Sie machen ihre Nester in den Höhlen der Eichen und Buchen, in den Thürmen und Kirchmauern, und brüten fünf bis sieben Jungen aus. Ihre Eyer sind länglicht, an einem Ende spitz zulaufend, nicht ganz so groß als ein Taubeney, grünlicht auf dem Grunde, und durchaus mit dunkelbraunen Tüpfelchen schön gezeichnet. Grew saget, die Luftröhre der Dohlen sey, wegen ihrer lauten nnd hellen Stimme, mehr beinicht, als knorpelicht. Denn es ist bekannt, daß sich die Luftröhre der Vögel nach ihrem Geschrey, Gesang, und übrigen Absicht richtet: bald mehr häuticht, bald mehr knorpelicht, bald beinicht, bald gerade gestrecket, bald gewunden und etlichemal gekrümmet u. s. w. welches noch besondere Untersuchungen erfodert. Die jungen Dohlen werden von den gemeinen Leuten begierig gegessen und sind wohlschmeckend. Sie sind übrigens listige Vögel, halten sich zusammen, und werden außer den Wänden gemeiniglich mit Habichten, Falken und Sperbern gebeizet und gefangen. Linnäus, der die Dohlen mit Recht zu den Raben bringt, beschreibt seine schwedische, die im Lande Kaja heißt, am Schnabel, Stirn, Kehle, Flügeln, Schwanz, und Füße schwarz, hinterm Kopfe am Halse aschfahl, am Rücken schwärzlich, Brust und Bauch tief aschfarb, der Regenbogen im Auge schneeweiß (Fauna Suec. 72.) Der Name Dohle, vor alters Thale, Thul, scheint die letzte Silbe von monedula zu seyn; doch ist die Ableitung ungewiß. Vielleicht kömmt er auch aus dem Griechischen her, welches sonderlich die Benennung Klaß, die man ihr in Pommern giebt, anzudeuten scheint. Sonst haben die Plattdeutschen noch andre Namen, Aelcke, Jacke, Kaauw, welche insgesammt unsre Dohle andeuten.

Dolde.

Schirm, Vmbella, ist eine besondere Art zu blühen, oder bestimmte Lage und Stellung der Blumen, welche also eingerichtet ist, daß aus einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte mehrere einzelne Stiele, wie Linien aus der Spitze eines stumpfen Kegels nach seinem Boden entspringen, und ihre Blumen solchergestalt tragen, daß sie alle in eine Fläche zu stehen kommen. Es giebt einfache und zusammengesetzte Dolden. Bey den erstern bleibt jeder Stiel einfach

einfach und trägt nur eine Blume, wie der Knoblauch, bey den andern aber treibt jeder Stiel aus der Spitze neue, aber kürzere Zweige, und jedes Zweiglein stellet einen neuen Stiel vor, welcher seine Blume trägt, wie der Fenchel, die Dille und viele andere; und bey diesen hat die Eintheilung in die allgemeine, vniuersalis, und besondere, partialis, statt. Die ersten Stiele machen die allgemeine, die daraus aber entspringenden kleinern Stiele die besondere Dolde aus. Bey beyden findet man zuweilen eine Hülle oder Einwickelung; und man unterscheidet die allgemeine und besondere, inuolucrum vniuersale et partiale. Zusammengesetzte Dolden tragen viele Pflanzen, und selbige machen eine eigene Familie aus, welche man Dolden- oder Schirmtragende, vmbelliferae, nennt, welche auch wegen Beschaffenheit der Blume und der Frucht in vielen Stücken mit einander übereinkommen. Der Fruchtkeim ruhet auf der Spitze des Stieles, und ist mit einem ganz kleinen fünfblätterichten Kelche, fünf Blumenblättern, fünf Staubfäden und zween Griffeln besetzet, und verwandelt sich in zween, genau mit einander vereinigte, Saamen. Diese sind der Gestalt und Größe nach sehr verschieden, daher man auch, die Geschlechte zu bestimmen, vorzüglich von den Saamen die Kennzeichen zu nehmen pfleget. Außer den wahren Dolden giebt es auch falsche, welche letztere den Namen Cyma erhält, und eine ästige Dolde vorstellt. Es entspringen bey dieser die Blumenstängel zwar auch aus einem gemeinschaftlichen Mittelpuncte, dieser aber theilet sich hernach, und zwar unordentlich in Seitenäste, welche sich hin und wieder verbreiten. Dergleichen sieht man bey dem Schwelgenbaume. Auch dergleichen Pflanzen machen eine besondere Familie aus, welche cymosae genannt werden. Der Corymbus, welchen einige einen flachen Strauß neñen, scheint mit dieser falschen Dolde fast einerley zu seyn, indem auch bey diesem die Blumenstiele, ob sie gleich von ungleicher Länge sind, deñoch alle dergestalt gerichtet stehen, daß ihre Blumen in einer Fläche zu liegen koñen. Der Unterschied besteht nur darinnen, daß diese Stiele nicht aus einem gemeinschaftlichen Puncte ihren Ursprung nehmen.

Doldocke.

Isopyrum Linn. Die Blume zeiget viel ähnliches mit der schwarzen Nießwurz, doch ist das übrige Ansehen der Pflanze davon ganz und gar verschieden. Die Blume hat keinen Kelch, fünf ausgebreitete, eyförmige Blumenblätter, fünf kurze, röhrenförmige, am Rande dreyspaltige Honigbehältnisse, viele kurze Staubfäden, und viele Griffel

Griffel mit stumpfen Staubwegen. Es folgen viele mondförmige, einfächerichte Hülsen mit vielen Saamen. Hr. v. Linné hat drey Arten.

1) Die erdrauchartige Doldocke, Fumarioides. Die fäserichte Wurzel treibt viele Blätter und niedrige Stängel, welche nur unterwärts mit Blättern, und obenher nackend, am Ende aber mit vielen doldenartig gestellten kleinen Blümchen besetzet sind. Die Blätter sind lang gestielet, blaulicht angelaufen, in viele Aeste und kleinere Blättchen abgetheilet, und mit pfriemenartigen Blattansätzen gezieret; die Blumenblätter sind spitzig und gelblicht. Sie wächst in Sibirien, ist jährig, und wird leichtlich auf den Mistbeeten aus dem Saamen erzogen.

2) Wiesenrautenartige Doldocke, Thalictroides, hat eyförmige Blattansätze, und stumpfe, weißlichte Blumenblätter.

3) Ackeleyartige Doldocke, Aquilegioides; die Blattansätze sind hier kaum merklich.

Diese beyden Arten wachsen um Verona, und sind zweyjährige Pflanzen.

Dollkerner.

S. Kockelskerner.

Dollkirsche.

Belladonna, Atropa Linn. Ein Pflanzengeschlecht, dessen einblätterichter und in fünf spitzige Einschnitte getheilter Kelch ein glockenförmiges Blumenblatt umgiebt, davon die kurze Röhre sich in einen weiten Bauch erhebt, und dieser sich mit fünf kleinen, auswärts gerichteten Spitzen endiget. Aus der Blumenröhre entstehen fünf Staubfäden, welche unterwärts sich gegen einander biegen, oberwärts aber von einander abstehen, krumm gebogen sind, und dicke Staubbeutel tragen. Der kegelförmige Fruchtkeim trägt einen gekrümmten Griffel mit einem knopfichten Staubwege. Die rundliche Beere sitzet auf dem vergrößerten Kelche, ist zweyfächericht, oder vielmehr in zwo ganze und zwo halbe Fächer abgetheilet, und der besondere fleischichte Saamenhalter trägt viele nierenförmige Saamen. Herr von Linné hat außer dem Alraun, welcher schon angeführet worden, vier Arten angeführet, wovon wir nur, als bey uns zur Zeit bekannte, anführen wollen

1) die saftige gemeine Dollkirsche, Doll- oder Tollkraut, Schlafkraut, Teufelsbeere, Wolfsbeere, Wolfskirsche, Walkenbaum, Irrbeere, Bollwurz, Waldnachtschatten, schöne Frau, Solanum furiosum, Atropa Belladonna L. wächst in Deutschland hin und wieder in fetten und schattichten Orten, sonderlich in Schlaghölzern, und blühet im Heu- und Erndtemonathe. Aus einer langen, dicken, ästigen, dauerhaften

ten Wurzel treibt ein, drey bis fünf Fuß hoher, in viele Aeste verbreiteter, runder, aufgerichteter, dunkel- oder braunrother Stängel; die Blätter stehen wechselsweise an den Zweigen, sind länglicht oder eyförmig zugespitzet, am Rande fast völlig ganz, weich und wollicht anzufühlen und dunkelgrün; die untern sind fast eine Hand lang und breit, gegen oben zu werden sie immer kleiner. Die zahlreichen Blumen entstehen aus dem Winkel der Blätter, und zeigen eine traurige Farbe, indem sie von außen dunkelgrünlichtbraun, wie abgestandener Purpur ohne Glanz, inwendig aber unten am Grunde etwas gelblicht erscheinen. Die glänzenden Beeren sind anfangs grün, hernach glänzend schwarz, von der Größe einer mittelmäßigen Kirsche.

Die ganze Pflanze, von der Wurzel bis zum Saamen, ist von schädlicher und giftiger Wirkung. Sie erreget erstlich ein Würgen und Zusammenziehen des Schlundes, hernach Hitze, Schlafsucht, Raserey, worauf gemeiniglich der Tod erfolget. Der aus den getrockneten Blättern bereitete Theetrank hat Schwindel, Eckel, Durst, beschwerliches Schlucken, und eine Art von Rausch verursachet. Insonderheit sind schon viele, zumal Kinder, durch das schöne Ansehen und den süßen Geschmack der Beeren angelocket worden, selbige, aber allemal mit großen Schaden, und gemeiniglich mit Verlust ihres Lebens, zu essen, und die Schriftsteller führen aus des Buchanan Historie von Schottland an, wie fast die ganze Armee, mit welcher der Dänische Heerführer, Sveno genannt, in Schottland eingefallen, durch den Saft dieser Beere hingerichtet worden. Wurzel und Blätter wirken zwar etwas gelinder, sind aber dennoch niemals sicher zu gebrauchen, und Camerarius erzählet, wie der, mit der Wurzel angemachte, Wein tiefe Schlafsucht erregt. Essig ist das beste Gegengift, ingleichen, wie fast bey allen Giften, die Brechmittel, welche hier vorzüglich zu gebrauchen sind, indem die schlimmen Zufälle nicht leicht eher nachlassen, bis die Beeren aus dem Magen geschaffet worden. Diesem allen ohngeachtet pflegen nicht allein die Maler in Frankreich aus den unreifen grünen Beeren eine schöne grüne Farbe zu bereiten, sondern auch die Aerzte bey verschiedenen und fast unheilbaren Krankheiten zu dieser Pflanze ihre Zuflucht zu nehmen. Der Blätter und Wurzeln bedienen sich einige in Umschlägen und Salben bey entzündeten Geschwülsten und krebsartigen Geschwüren; ja bey der letzten Krankheit haben verschiedene Aerzte die zu Pulver gestoßenen Blätter, oder den daraus bereiteten Trank innerlich gebrauchen lassen. Hr. Greding hat auch aus den Blättern ein Extract verfertiget, und daraus

mit dem Pulver von den Blättern Pillen gemachet, und täglich eine von einem halben Gran nehmen lassen, und dadurch die eingewurzelte Gelbsucht curiret. Da aber die verhofte Wirkung nicht allemal erfolget, vielleicht auch da, wo bey Krebsschäden Besserung erfolget, kein wahrer Krebs zugegen gewesen, und die Cur allemal mit Gefahr verbunden ist, so soll man billig den innerlichen Gebrauch niemals anrathen, oder solchen nur den erfahrensten Aerzten überlassen, wie denn auch der äußerliche Gebrauch, theils unkräftig, theils schädlich befunden worden. Der ausgepreßte Saft auf entzündete Augen geleget, hat Blindheit verursachet. In Italien pflegten ehedem die Weiber aus der Dollkirsche eine Schminke zu verfertigen, und damit das Gesicht zu bestreichen, um die rothe Haut blaß zu machen; daher sie auch den Namen Belladonna erhalten, so wie solche Herr von Linné deswegen Atropa genannt, weil sie den Furien gleich alles vernichtet und tödtet. Die vielen Schriftsteller, welche von der verschiedenen Wirkung der Dollkirsche geschrieben, sind im neuen Hamburger Magaz. 13 St. S. 28 ff. verzeichnet.

2) Die trockene Peruvianische Dollkirsche, Atropa physalodes Linn. Alkekengi, flore violaceo. Die fäserichte, jährige Wurzel treibt einen dicken und in viele ausgebreitete Aeste getheilten Stängel, und die ganze Pflanze erreichet drey bis fünf Fuß Höhe. Stängel und Aeste sind der Länge nach mit Furchen durchzogen. Aus den Knoten der Aeste treiben wechselsweise dicke Stiele, welche anfangs nackend sind, nach und nach aber auf den Seiten eine blätterichte Einfassung erhalten, welche sich immer mehr und und endlich in das Blatt selbst ausbreitet. Diese sind länglicht, am Rande mit vielen und großen Einschnitten ausgehöhlet, oberwärts dunkel, unterwärts blaßgrün, und mit vielen Adern durchzogen. Eben da, wo der Blattstiel entspringt, nur etwas höher, zeiget sich ein anderer, langer, aufrechtstehender Stiel, welcher eine Blume trägt. Der einblätterichte Kelch ist bis auf den Boden in fünf Einschnitte getheilet, solchergestalt, daß allemal zween neben einander stehende mit ihrem Rande einander genau berühren, seitwärts eine besondere eckichte Vorragung machen, und unterwärts gleichsam einen Absatz erhalten. Obgleich aber jeder Einschnitt einen doppelten Absatz erhält, so erscheinen doch, weil die Einschnitte genau am Rande an einander passen, derselben nur fünfe, welche unterwärts hangen, und dem ganzen Kelche ein besonderes Ansehen geben. Das große Blumenblatt

ist zwar glockenförmig, der Rand aber platt und breit, und in fünf breite, aber nicht tiefe Einschnitte getheilet. Der Rand ist blaulicht, das übrige mehr weißlicht, doch zeigen sich am Boden fünf dunkelviolette Flecke, an deren jedem eine kleine, dicke, spitzige Erhebung sitzt, welche alle fünfe gegen einander gerichtet, gleichsam einen Stern abbilden. Die fünf Staubfäden entspringen aus dem Boden des Blumenblattes, biegen sich nach dem Mittelpuncte, umgeben und bedecken den Fruchtkeim, werden hernach dünner, und steigen in die Höhe. Der kürzere Griffel zeiget einen knöpfichten Staubweg. Wenn die Blume verblühet, biegen sich die Stiele unterwärts, der Kelch wird größer und umschließt die Frucht fast völlig. Diese ist keine Beere, vielmehr ist die äußerliche Decke und auch der Saamenhalter trocken. Dieser hängt mit der Decke durch vier kreuzweis gestellte Häutchen an einander, welche die Frucht in vier Fächer abtheilen. Doch findet man zuweilen auch nur drey Fächer. Wir haben diese schöne Pflanze genau beschrieben, um dabey zu zeigen, daß sie eben so wenig für eine Art der Dollkirsche, als der Jüdenkirsche anzunehmen sey, und vielleicht ein eigenes Geschlecht ausmache, welches wir auch in den Ludwigischen Definitionen unter dem Namen Physalodes angeführet. Der Kelch ist ganz besonders merkwürdig, und von den verwandten Geschlechtern völlig unterschieden. Nach Feuillee Berichte soll diese Pflanze in Verhaltung des Urins, wie auch gegen den Stein und Grieß nützlich seyn; sonderlich sollen die Früchte in Wasser oder weißem Weine zerquetschet, vortreffliche Dienste leisten.

Beyde Arten kann man leichtlich in den Gärten ziehen, doch sollte die letztere billig die erste vertreiben, da diese durch die glänzenden Beeren leichtlich Unverständige zum Genuß anlocken, und Schaden erregen kann. Die erste ist zwey- auch dreyjährig, die zwote aber ein Sommergewächs; beyde säen sich öfters selbst durch die abgefallenen Früchte aus, sonderlich die letzte, und ist daher jetzo häufig in den Gärten anzutreffen. Um aber gewiß reifen Saamen zu erhalten, da sie spät und bis in den Herbst blühet, kann man den Saamen auf ein Mistbeet aussäen, und die jungen Pflanzen weit von einander verpflanzen. Sie breitet sich mit den Aesten weit aus, daher sie viel Platz verlanget.

Dollkraut.

S. auch Bilsenkraut, Schierling und Stechapfel.

Dolltoken.

S. Nießwurzel, weiße.

Dollwurm.

Hr. von Linné führet unter den Thierpflanzen ein Geschlecht mit dem Namen Furia an, welches nur aus einer Art besteht, und nennt dasselbe Furiam infernalem. Hr. Müller gebrauchet Höllendrache zum Geschlechtsnamen, und nennt die Art Toll- oder Dollwurm. In den wüsten Torfmorästen des nördlichen Schwedens fällt zuweilen dieses wunderbare Geschöpfe auf Menschen und Thiere, bringt in der größten Geschwindigkeit in die Haut und den Körper und verursachet höllische, öfters in kurzer Zeit tödtliche Schmerzen. Herr von Linné wurde selbst in Lund davon angefochten, hat aber diesen Wurm nur getrocknet, in Gestalt einer kleinen Faser, gesehen. Herr Solander hat selbigen genauer beschrieben; der Körper ist gleich schmal, wie eine Linie, an beyden Seiten aber mit Härchen besetzet, und mit umgebogenen Stacheln, die gegen den Körper angedrücket sind, gleichsam gewaffnet. Das Mittel gegen die schädlichen Wirkungen dieses Wurmes ist ein Stückchen junger Käse, welchen man auf den beschädigten Ort leget, nachdem zuvor daselbst ein Einschnitt gemachet worden. Den verletzten Ort erkennt man an einem braunen Punkte. In den Käse soll ein kleiner Wurm von einem sechstel Zoll lang kriechen.

Domingomuschel.

In St. Domingo, auch aus dem Mexikanischen Meerbusen erhält man eine große, runde, dickschalichte, etwas flache, schmutzigweiße Venusmuschel, welche zween Zoll breit und linsenförmig, auf der Oberfläche netzartig und grübicht gestreifet ist, und einen eyförmigen eingedrückten After hat. Wegen ihrer körnichtrauhen Oberfläche wurde selbige von Rumphen Chama granosa genannt, und mit den Tiegerzungen vereiniget. Wenn diese Muschel geschliffen wird, nimmt sie einen schönen Glanz an, wie das schönste weiße Porzellan, und zeiget am Rande und den beyden Zwickeln, auch inwendig eine angenehme Röthe; in welchem Zustande solche das Pfirsichblatt, oder wenn die Schale mehr ins gelblichte fällt, die Abricose genannt wird. Die Venus orbicularis Linn. ist demnach die geschliffene, und Venus tygerina die rauhe oder natürliche Domingomuschel,

Dompfaffe.

Donpfaffe, Thumpfaffe, Fringilla sanguinea, Pyrrhula, ist der bereits beschriebene Blutfinke mit rother Brust, oder Gimpel, wie ihn der gemeine Mann, besonders im Oesterreichischen, heißt. Woher der Name Dompfaffe kömmt, weis ich nicht zu sagen.

gen. Gesner, der immerzu die deutschen Benennungen und vielmals glücklich aufsuchet, schreibt hier: der Vogel wird Thumpfaff genañt, weil er, ich weis nicht was für ein äußerliches Ansehen eines Canonici hat; setzet aber weiter unten besser hinzu, er bekömmt den Namen, weil er um den Kopf gleichsam eine schwarze Kappe hat. Das merkwürdigste von ihm ist unter dem Worte Blutfink schon beygebracht. Hier will ich nur noch die Linnäische Beschreibung aus der Fauna Suec. 178. ganz hersetzen. Das Männchen: schwarzer Kopf, rothe Schläfe, Kehle, Brust und Bauch; blaubleichen Hals und Rücken. Der Schwanz ungetheilet, schwarz, oben blau, umher unten und oben weiß; Schnabel schwarz, dick und bucklicht; beyde Kinnladen beweglich; Zunge ganz; Nasenlöcher offen und mit Borstchen bedecket; Flügel schwarz mit weißlichten Querstreifchen; die sechzehn Schwingfedern der Flügel schwarz, und gegen den innern Rand weiß; die zwölf Steuerruderfedern im Schwanze schwarz, ohne andere Flecken; die Deckfedern der Flügel schwärzlich, aber von der neunten bis sechzehnten weißspitzicht. — Das Weibchen: der Kopf bis zu den Augen schwarz, ingleichen die Kehle; Flügel und Schwanz schwarz, unten weiß. Die Gegend um die Füße weiß; der Bürzel weiß; Rücken aschfarbicht; am Ende des Schwanzes unten und oben weiß; Schnabel kurz, sehr dick und gewölbet; die Zunge länglichtrund, fleischicht, an der Spitze etwas getheilet; von den Augen zum Halse, über die Brust bis an die Kinne aschfarbicht; Schwanz- und Ruderfedern schwarz; die letztern an den Flügeln, und die obern am Schwanze mit weißen Spitzen. — Im Schwedischen heißt der Vogel auch Domherr, thut den jungen Knospen der Bäume viel Schade, und frißt sehr die Quetschen- oder Abreschbeeren. Boddaert nennt ihn holländisch den Goldfink, welches nicht der charakteristische Name ist.

Donderbar.

S. Hauswurz.

Donner.

S. Gewitter.

Donnerbarth.

S. Hauswurz.

Donnerflug.

S. Erdrauch.

Donnerkeile.

Donnersteine, Ceraunii lapides, sind keine natürlichen, sondern durch die Kunst gemachten Steine, welche wahrscheinlicher Weise in vorigen Zeiten als Werkzeuge oder Kriegsgewehr gebrauchet worden. Man findet sie meistentheils in Grabehügeln. Waller. Mineral.

 S. 509.

S. 509. rechnet sie zu den gemachten Bildsteinen, wohin er auch die bisweilen ausgegrabenen steinernen Messer, Aexte, Hammer, Pfeile, und Zungen zählet. Justi Mineralog. S. 182. hält es für wahrscheinlich, daß dergleichen Steine durch die, mit dem Erdkörper vorgegangenen, Verwüstungen und Veränderungen unter die Erde gekommen sind.

Donnerkraut.

S. Becherkraut und fette Henne.

Donnerkröte.

Donnerkröte, nach dem Müller unter den Knorrhähnen, Cottus Scorpius, Linn. gen. 160. sp. 5. sonst Seescorpion, auch Krötenkopf genannt. Arted. Syn. 77. s. Helmfisch, Coryſtion 11. Klein.

Donnerreben.

S. Gundermann.

Donsbaum.

S. Baumwollenstaude.

Donzella.

Julia und Julis der Alten, Labrus Iulis, Linn. gen. 166. sp. 15. ein Lippfisch, und Meerjunker, auch Seefräulein genannt, nach dem Müller, weil er, wegen seiner verschiedenen Farben, unter allen Europäischen Fischen, der schönste seyn soll. Richter führet aus dem Artedi an, daß er Dovella zu Marseille, Donzella zu Venedig, Donzellina und Zigurella in Italien, auf Rhodus Zillo, zu Rom Menchina di re, zu Creta Afdelles, in Fankreich Girella genannt werde. S. Parschbastart, Maenas 4. Klein,

Donzellina.

Donzellina zu Venedig, s. unsern Artikel Meeraalquappe, I. 27. und Aalbastart, Enchelyopus 13. Klein.

Doppelblatt. r

S. Bohnencapper.

Doppelblume.

Atragena Linn. ist das nächste und nahverwandte Geschlecht mit dem Brennkraute; doch hat die Blume vier eyförmige, abfallende Kelchblätter, und gemeiniglich zwölf ganz schmale Blumenblätter; auch sitzen die Staubbeutel oben auf den kurzen Staubfäden, welche, wie auch die haarichten, mit einfachen Staubwegen geendigte, Griffel und Saamen in großer Anzahl gegenwärtig sind. Jeder Saame hat ein haarichtes Schwänzchen. Herr von Linné erwähnet drey Arten, welche aber selten in hiesigen Gärten vorkommen. Bey der Zeylanischen und Alpen Art machen von den zwölf Blumenblättern nur viere, bey derjenigen

jenigen aber, welche auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung wächst, fünf Blätter den äußerlichen Umfang aus, und umgeben die übrigen.

Doppelcorall.

Hr. von Linné hatte eine Perlenmuttermuschel aus Indien erhalten, welche mit einer weißen und zween Zoll dicken Corallenrinde überzogen war. Auf dieser Rinde bemerkte derselbe sehr viele zwölfstrahlichte kleine Sternchen, und zwischen diesen hin und wieder große strahlichte Sterne, welche wohl einen kleinen Finger dicke waren, und über die kleinen hervorrageten; der Mittelpunct war durchbohret und zeigte eine daumenbreite eyförmige Oeffnung, unter welcher sich eine glatte Röhre, wie ein Federkiel, hineinsenkte. Daher hat Hr. von Linné diese Rinde, oder die zweyerley Sterne für eine Vereinigung zwoer Corallarten angenommen und solche Madrepora polygama genannt. Hr. Müller aber hat dergleichen verschiedene Sterncorallen in großen Stücken gesehen, und hält solche für eine Durchbohrung eines gewissen weißen Seeinsekts, und glaubet, die dadurch gemachte weiche Oeffnung sey hernach durch den Polypenschlamm zum Theil überzogen, und dieser selbst in dergleichen längere Strahlen oder Sternchen ausgedehnet, mithin die Strahlen der großen Sterne, aus den Strahlen der kleinen hervorgebracht werden.

Doppelfleck.

Doppelfleck, nach dem Müller unter den Lippfischen, Labrus Bimaculatus, Linn. gen. 166. sp. 22. S. Lippfische.

Doppelloch.

S. Seeapfel.

Doppelrippe.

S. Schraubenschnecke.

Doppelschild.

S. Schildthlapsi.

Doppelschleicher.

Amphisbaena L. Mit diesem Namen, mit welchem auch die französische Benennung double marcheur übereinkömmt, bezeichnet man diejenigen Schlangen, welche sowohl hinter sich als vor sich kriechen. Sie sind am Schwanze so dick als am Kopfe, welches ihnen in der Ferne das Ansehn giebt, als wenn sie sowohl vorn als auch hinten einen Kopf hätten, und daher den irrigen Namen der zweyköpfichten Schlangen veranlaßt hat, unter welchem sie bey den ältern Schriftstellern oft vorkommen. Sie haben weder Schilde noch Schuppen, sondern Ringe von einer dicken festen Haut, womit der ganze Körper nebst dem Schwanze, umgeben ist; daher man sie auch mit Herr Müllern Ringelschlangen nennen

nennen könnte. Der Ritter Linnäus führet von diesem Geschlechte in seinem Natursystem folgende zwo Arten an.

1) Amphisbaena fuliginosa, welchen Namen Herr Müller im Deutschen durch Rußringel übersetzet. Sie wird von dem Schwedischen Naturforscher deswegen so genannt, weil sie in der That rußfärbig aussieht, welches man aber nur von dem Rücken verstehen muß; denn der Bauch ist größtentheils weiß. Sie ist ohngefähr einen Schuh lang und hat einen kleinen platten und stumpfen Kopf, welcher an den Seiten gerunzelt ist. Die Augen sind überaus klein und sehen nur wie zween schwarze Punkte aus. Das Maul ist voller kleinen Zähne. Man findet bey ihr zweyhundert und dreyßig Ringe, nämlich zweyhundert am Leibe und dreyßig am Schwanze. Doch soll man auch in einigen Cabinettern Schlangen dieser Art antreffen, wovon einige mehr andere aber weniger Ringe haben. Diese Ringe werden durch verschiedne Striche in kleine Theilchen abgetheilet. Vor dem After befinden sich acht Wärzchen in einer Reihe. Die Nahrung dieser Schlangen, welche man nicht nur in Amerika, sondern auch in Ostindien und in Syrien findet, besteht meistentheils in Erdschnecken, Ameisen und Würmern.

2) Amphisbaena alba, welche im Deutschen von Hr. Müllern den Namen Weißringel erhalten hat. Die meisten Schlangen dieser Art sind auch in der That ganz weiß; jedoch giebt es einige, deren Haut zum Theil auf dem Rücken etwas röthliches, gelblichtes, oder violetfärbiges hat, obgleich die Hauptfarbe weiß ist. Ihre Länge beträgt ohngefähr zween bis drey Schuh und ihre Dicke noch nicht zween Zoll. Am Leibe haben sie zweyhundert drey und zwanzig, am Schwanze aber sechzehn Ringe. Ihr Kopf ist klein und überall mit fleckigen Schuppen besetzt. Der obere Kiefer raget über den untern hervor und hat an der Spitze kleine Nasenlöcher, oben aber runde und weißliche Augen, die nur wie Puncte erscheinen. Man findet diese Schlangen vorzüglich in Amerika, wo sie sich gemeiniglich in den Ameisenhaufen aufzuhalten pflegen.

Doppelschnabel.

Doppelschnabel ist eine Schnecke aus dem Geschlechte der Blasen. Da aber solche mit der Weberspuhle viel ähnliches hat, werden wir beyde zugleich beschreiben.

Doppelschüppe.

Doppelschüppe, nach dem Müller Sciaena Cappa, Linn. gen. 167.

167. sp. I., von der doppelten Reihe von Schuppen an den Seiten des Kopfes also benennet; der auch das Geschlechte selbst, nach dem Vorgange der Holländ. Ombervischen, Umberfische genennet hat; welcher daher an seinem Orte nachzusehen.

Doppelstein.

Isländischer Crystall, Crystallus Islandica, ist ein klarer, durchsichtiger Stein, so zu den Spatarten gehöret. Er verdoppelt die Gegenstände, so man durch selbigen sieht. Cronstedt Mineralog. S. 18. zählet ihn unter die Kalckspate. Da aber derselbe, wenn er in einem Tiegel geglühet wird, im Finstern leuchtet oder schimmert, und auch einen starken Schwefelgeruch von sich giebt, so ist dieß ein Kennzeichen, daß derselbe Vitriolsäure bey sich habe, und folglich zu den Gypsarten gerechnet werden kann.

Dorade.

Dorade, Hispan. S. unsere Artikel, Aurata, I. 442. und Daurade, II. 301.

Dorado.

Dorados, mehr als eine Art, Holl. Goldfisch, unter der Linie, in Amerika an den Afrikanischen Küsten, schwimmet sehr schnell, ein Räuber der fliegenden Fische. Hippurus. Richter. Dieser ist der Dorado Lusitanorum d. i. piscis auratus, Coryphaena Hippurus, Linn, gen. 158. sp. I. nach dem Müller Goldfisch des Geschlechts der Stutzköpfe. S. Schwänzel, Hippurus I. et II. Klein.

Dorados, oder Delphine der beste Seefisch an der Goldküste, ist nach des Artus Anzeige, der Dorado, der sehr wohlschmeckend ist. Sie schmecken wie Salmen, und heißen bey den Engländern Dolphins, sind aber nach dem Bosmann allerdings verschieden, bey den Holländern Goldfische. Man hält dafür, daß sie unter allen Fischen am schnellsten schwimmen. Sie halten sich häufig um die Schiffe auf, und lassen sich, wenn sie hungrig sind, leicht fangen. Ordentlich sind sie vier oder fünf Fuß lang, und haben eine Finne von dem Kopfe bis zu dem äußersten des Schwanzes. Ihre Haut ist glatt, ohne Schuppen. Sie haben nur einen Knochen, der sich durch den ganzen Leib erstrecket. Wenn sie sehr hungrig sind, und keine fliegende Fische, die der Dorado oder Dori, öfters zum Vergnügen der Schiffer zu verfolgen pfleget, haben können: so fressen sie einander selbst, wie von den Holländern bemerket worden. Bey stillem Wetter sieht man ihrer ganze Heere beysammen, und zu verschiedenen Zeiten des Jahres hal-

ten

ten sie sich an gewissen Orten auf. Die Leber, wenn sie getrocknet und gepulvert ist, und in Wein genommen wird, dienet für den Durchfall. S. A. R. B. II. S. 279. und eine kleine Zeichnung auf der XVII. Kupfertafel des ersten Bandes.

Den Namen Dorado, Xiphias oder Schwerdfisch, haben auch die Sternkundigen einem Sternbilde gegeben, das nur den Bewohnern der südlichen Halbkugel sichtbar ist, indem es zwischen dem Südpole und dem Schiff Argo steht. Es enthält sechs Sterne, nämlich drey von der vierten, einen von der fünften, und zween von der sechsten Größe.

Dorant.

Ptarmica, machet zwar kein eigenes Geschlecht aus, sondern ist billig mit der Schaafgarbe vereiniget, und beyde mit dem Namen Achillenkraut beleget worden. Da aber im Deutschen die einmal eingeführten Namen noch nicht abgeschaffet sind, behalten wir auch diesen bey. Es sind auch einige Arten Dorant von den Schriftstellern beschrieben worden, doch findet man bey uns selten eine andere, als die gemeine Art, welche weißer Dorant, weißer oder wilder Bertram, Nießkraut, wilder Dragun, Berufkraut, Achillea Ptarmica Linn. genennet worden. Die Pflanze wächst auf Hügeln und Wiesen häufig, blühet im Brach- und Heumonathe, hat eine dauerhafte, zarte, zäserichte Wurzel, einen schwachen, und in Aeste verbreiteten, etwa zween Fuß hohen Stängel, und wechselsweise gestellte, platt aufsitzende, schmale, zugespitzte, scharf ausgezähnte Blätter. Gegen das Ende treiben die Aeste mehrere Zweiglein, oder vielmehr Blumenstiele, welche sich mit den aufsitzenden Blumen in einer Fläche ausbreiten, und einen doldenförmigen Strauß vorstellen. Der gemeinschaftliche, schuppichte, dichte Kelch umgiebt viele Blümchen, davon die, so am Rande stehen, weiß, zungenförmig, dreyfach gespalten, und Weibchen, die auf der Scheibe aber gelblicht, röhrenförmig, in fünf spitzige Einschnitte getheilet, und Zwitter sind, übrigens aber die allgemeine Beschaffenheit der zusammengesetzten Blumen haben. Auf dem, mit Spelzen besetzten, Blumenbette ruhen kleine dünne Saamen. Die Wurzel und Blätter haben einen scharf brennenden Geschmack; und die erste wurde ehedem statt der Bertramswurzel gebrauchet, jetzo ist solche fast ganz außer Gebrauch. Das Pulver von den Blättern wurde in die Nase gezogen, worauf häufiges Niesen erfolget, und die Wurzel gekauet, wodurch ein häufiger

figer Ausfluß des Speichels erfolget; daher solche bey Flüssen des Hauptes, sonderlich Zahnschmerzen nützlich seyn kann. Die Sibirier verfertigen aus der Wurzel und den Blättern einen Trank und gebrauchen solchen beym häufigen Abgange des Geblüthes durch die Blase und die Mutter, welches aber nicht nachzuahmen. Das Vieh frißt die jungen Pflänzchen gerne. Man hat in den Gärten eine Spielart, mit gefüllten Blumen, Ptarmica flore pleno, wo die Blümchen der Scheibe vergrößert und auch weiß erscheinen; diese hat ein gutes Ansehn, und wird zur Zierde unterhalten. Selbige kann im freyen Lande stehen; da aber alsdenn die Pflanze sich mehr ausbreitet, verliert sie viel von ihrem Ansehn; daher man solche lieber in Töpfen hält, diese aber jährlich umsetzet, und nach Gefallen durch die Wurzel vermehret.

Dorant, S. auch **Löwenmaul.**

Doris.
S. Seeschnecke ohne Hauß.

Dorlenbaum.
S. Cornelbaum.

Dorlstrauch.

Dorlstrauch, wird von Herr Planern Itea L. genannt, im Nomenclator hatte dieser Strauch den Namen Wilgen erhalten. Er wird ohngefähr sechs bis acht Fuß hoch. Die Aeste sind im Winter kahl, im Sommer mit wechselsweise gestellten, eyförmig zugespitzten, fein eingekerbten, oberwärts dunkelgrünen, am Rande braunrothen Blättern und röthlichen Blattstielen besetzet. An den Spitzen der Aeste treiben im Juni viele Blumenähren. Der Kelch ist in fünf aufgerichtete, röthliche, schmale und spitzige Einschnitte getheilet, mit welchem fünf weiße fast ähnliche, nur längere, ausgehöhlte Blumenblätter verwachsen sind. Fünf Staubfäden umgeben den haarichten Fruchtkeim, dessen Griffel sich mit zween Staubwegen endiget. Das eyförmige Saamenbehältniß ist mit dem Griffel besetzet, öffnet sich mit zwo Klappen, und enthält viele kleine Saamen. Es wächst dieser Strauch in Virginien, muß aber bey uns den Winter über in ein Glashauß beygesetzet werden. Die Vermehrung geschieht durch Ableger, welche aber erst im zweyten Jahre Wurzeln schlagen.

Dornbaum.
S. Weißdorn.

Dornbrachsem.

Dornbrachsem, auch Dornkarpfen, Cyprinus clauatus genannt, S. unsern Artikel I. 932. **Braden, Brama I. Klein.**

Digitized by Google

Dornbrachsem, der vom Müllern also genannte Meerbrachsem Sparus Spinus L. gen. 165. sp. 21.

Dornbutte.

Dornbutte, auch Tornbutte, eine Gattung der Meerbutten, Rhombus aculeatus, s. unsern Artikel, Botte, und dessen erste Gattung, I. 919.

Dorncorall.

Unter diesem Namen beschreibt Hr. Müller die Madreporam muricatam Linn. Die Oberfläche dieser Coralle ist mit unzähligen Sternchen in verlängerten feinen, runden Köcherchen bedecket. Die Köcherchen werden von einer bis vier Linien lang, und setzen sich zuweilen an einander, oder wachsen mehr aus einander. Im letzten Falle nennet man sie Kornährencorall. Die Köcherchen hat Hr. Müller mit Dornen verglichen, und deswegen obigen Namen erwählet. Die Corallmasse hat zuweilen die Gestalt eines Bäumchens mit dickern aber feinern Aesten, oder auch die Gestalt, großer, breiter Lappen oder Blätter. Nach diesem Unterschiede urtheilet Herr Müller, daß die äußerliche Gestalt ein anderes Seegewächse zum Grunde haben müsse, indem sie sonst alle, entweder baumförmig, oder lappenförmig seyn würden. In dem Meere sind diese Gewächse mit einer Gallert umgeben; daher solche gemeiniglich gelblicht, doch auch zuweilen schneeweiß, oder bleyfärbigblau gefärbet sind. Die Gallert soll aus lauter Polypen bestehen.

Dornfisch.

Dornfisch, nach dem Müller, Gasterosteus Spinachia, Linn. gen. 169. sp. 10., der sonst nach seinem Geschlechte der Stachelbärsche, Seestachelbarsch, auch Steinbicker genennet worden; s. Pickenier, Centriscus I. Klein.

Dornführer.

S. Käfermuschel.

Dorngrundel.

Dorngrundel, sonst auch Steinbeißer, Steinsmerling, Cobitis Aculeata, Dacolithus, des Geßners; Cobitis Taenia, L. gen. 173. sp. 3. nach dem Müller die dritte Gattung der Hochschauer, Steinbeißer. s. uns. Artik. Aalbastart, Enchelyopus 4. Klein. I. 42.

Dornhay.

Dornhund, nach dem Müller, der Holl. Doornhaay, und Geßners Dornhund, des Geschlechts der Haayfische, Squalus Acanthias, Linn. gen. 131. sp. 1. s. uns. Artik. Acanthias, I. 70. und

und Spitznase, Galeus I. Acanthias, S. Spinax Klein.

Dornherz.
S. Herzmuschel.

Dornkäfer.

Diesen Namen giebt Hr. Müller in seinem Commentar über das Linnäische Natursystem demjeni- Geschlechte, welches der Ritter von Linné Hispa nennet, wodurch er diejenigen kleinen Insekten mit ganzen Flügeldecken verstehet, deren Brustſtück nebst den Flügeldecken stark mit Stacheln besetzet sind, und die überdieses spindelförmige Fühlhörner haben, welche zwischen den Augen und mit der Wurzel dicht beysammen stehen. In dem Linnäischen System werden vier Arten von diesem Geschlechte angegeben, wovon wir aber hier nur die erste anführen wollen, da sich überhaupt von diesen Thieren nicht viel besonders sagen läßt.

Der Ritter von Linné nennt diese Art Hispa atra, und Herr Müller im Deutschen Schwärzling, weil diese Insecten über und über schwarz sind. Die Fühlhörner, bey welchen sich ein bürstenartiger Stachel befindet, sind fadenförmig, mit kurzen Gelenken versehen, und nur halb so lang, als der Körper, dessen Länge überhaupt kaum ein achtel Zoll beträgt. Das Brustſtück ist an den Seiten mit einer dreyfachen und auf dem Rücken mit zwo gedoppelten Stacheln, die Flügeldecken aber der Länge nach mit einer sechsfachen Reihe von Stacheln besetzet, welche einige Aehnlichkeit mit den Dornen haben, und in Ansehung des kleinen Körpers dieses Insects ziemlich stark und lang sind.

Man findet diese Art von Dornkäfern in den südlichen Theilen von Europa und in einigen andern Gegenden. Sie halten sich gemeiniglich an der Wurzel oder oben auf der Spitze des Grases auf, werfen sich aber gleich herunter, so bald sich ihnen jemand nähert, daher man sie nicht leicht bekommen kann.

Dornkanari.
S. Kanarienschnecke.

Dornknopf.

Neurada Linn. Die Pflanze wächst in Egypten und Arabien, und ist ganz und gar mit einem wollichten Gewebe überzogen. Der niedrige, gestreckte Stängel treibt aus den Winkeln der untern Blätter Zweige; die Blätter sind wechselsweise gestellet, gestielt, eyförmig, gefalten, und unten mehr, als oberwärts wollicht. An den obern Blattwinkeln sitzen die Blumen platt auf. Diese haben einen fünffach getheilten Kelch, fünf Blumenblätter, zehn Staubfäden und

und zehn Griffel. Das Saamenbehältniß ist mit Stacheln besetzet; deswegen hat Planer obigen Namen erwählet, und enthält in zehn Fächern zehn Saamen. Man kann die Pflanze aus den Saamen erziehen, den man aber, nach Herrn von Linne' Berichten, mit der Hülse zugleich in ganz trockene Erde säen soll.

Dornlilie.

Catesbaea L. hat im lateinischen den Namen von dem berühmten Catesby, welcher die in Carolina und Florida wachsenden Pflanzen beschrieben und abgemalet hat. Es ist zur Zeit nur eine Art bekannt, welche auf dem Eylande Providence wächst. Der ästige und mit Stacheln besetzte Stamm wird bis zwölf Fuß hoch; die dichte bey einder stehenden Blätter, gleichen dem Buchsbaum; die Blumen kommen einzeln an den Seiten der Aeste hervor, hängen unterwärts und bestehen aus einem kleinen, auf dem Fruchtkeime sitzenden, vierfach ausgezackten Kelche, und einem trichterförmigen, mattgelben Blumenblatte, dessen Röhre ungemein lang, und der aufrechtstehende Rand vierfach eingeschnitten ist. Die vier Staubfäden sind in der Röhre befestiget und die Staubbeutel fast länger, als das Blumenblatt; der fadenförmige, gleichlange Griffel endiget sich mit einem einfachen Staubwege. Die saftige Frucht hat ohngefähr die Größe einer Pflaume, ist gelb gefärbet, und enthält viele Saamen. Selten wird diese Staude in deutschen Gärten zu finden seyn. Sie ist zart und muß den Winter über im Glashauß sorgfältig gewartet werden; auch im Sommer, verlanget sie zwar frische Luft, kann aber selten aus dem Hause gebracht werden. Man ziehet solche durch Saamen, dergleichen aber wohl nirgends, als aus ihrem Vaterlande zu erhalten seyn dürfte. Wegen des prächtigen Ansehns möchten alle Gartenliebhaber dergleichen zu besitzen wünschen.

Dornmuschel.

Donax muricata Linn. ist eine Art Dreyeckmuscheln, und in dem Indianischen Meere zu finden. Die Schale ist eyrund, bäuchicht, fuchsroth, auf der Oberfläche mit dornichten Strichen besetzet, und vorwärts mit einer klaffenden Spalte versehen, welche sich an jeder Seite in einen zusammengedrückten Zahn endiget. Der After fehlet.

Dornnadel.

S. Nadelschnecke.

Dornraupen.

S. Raupen.

Dorn=

Dornreich.

Dornreich, das ist der Name gewisser kleiner Vögel, die darum so heißen, weil sie sich gern in Dornhecken aufhalten, darinn nisten und brüten, oder sonst dicke Buchen und andere Gebüsche zu ihrem Aufenthalte wählen. Der Name ist in verschiedenen Gegenden Deutschlandes, auch in unsern benachbarten bekannt, und in andern führen sie den Namen Heckenschmätzer, vom Schmatzen mit der Zunge und Lippen, dergleichen Laut diese Vögel gewöhnlich an sich haben, und sich dadurch verrathen. Am kenntlichsten, was die äußerliche Farbe und Lebensart betrifft, finde ich sie beym Zorn (Petinoth. II. Th. S. 375.) beschrieben, wie denn die Nachrichten dieses Mannes insgesammt sehr richtig, und lauter Erfahrungen sind. Es fehlet ihm blos das systematische, welches auch die Zeit, da er schrieb, bey den Vögeln noch nicht genugsam erforschet. Doch hätte er darinn schon ein mehreres leisten können. Inzwischen, da ich alles überlege und die Kennzeichen durchgehe, bin ich sicher der Meynung, daß die Dornreiche unter die Maisen gehören, und daß die drey vom Zorn beschriebenen Arten nichts als Abänderungen von der Kleinischen Mönchmaise (parus fuscus, cinerus, paluſtris, atricapillus) seyn; die er auch Maisenkönig, schwarzköpfigen Dornreich, u. s. w. nennt, und sie für Linnäus schwarzköpfige Maise, mit weißen Schläfen und aschgrauen Rücken hält. Frisch, in seiner Vorstellung der Vögel in Deutschland, gedenket in der fünften Klasse n. 5 — 7 dreyerley Arten von Neuntödtern, oder Würgengeln, lanius, des größern, mittlern und kleinen; und giebt der letzten die Namen: kleiner Neuntödter, Stoßhacker, Dorndreher, Dorntreter, Dornreich, pica minima, lanius minor s. tertius. Und Zorn meynet, daß ihn Frisch II. Kl. fünften Abtheilung zur fahlen Graßmücke, folglich zur Nachtigallart, Curruca cantu luſciniae, mache, mit dem er aber nicht zu verwechseln ist. Aber gewiß ist der Vogel mit mehrerm Rechte zu den Maisenarten, als Aelstern und Hehern und Nachtigallen zu rechnen; ja was Zorn von den Mönchen, oder Mönchmaisen S. 372 ingleichen von der Plattmaise oder Nonnmaise S. 363 anbringt, das gilt alles von einerley Vögelgattung, die höchstens nur ganz geringe Spielarten unter einander ausmachen. Und diese der Dornreiche, beschreibt Zorn hinlänglich, aus dem ich das Vornehmste entlehne. Der größere Dornreich hat etwa die Größe der Nachtigall; Schnabel und

Füße bläulicht; Kopf hellbraun mit etwas grau vermischet, Kinn und Ohren aschfarbig; die Backen weiß mit gelblich versetzet; Hals und Rücken hellbräunlicht; aber an den Schwingfedern dunkelbraun; Kehle, Brust und Bauch dunkelweiß, nur an der Brust ein wenig gelblicht; so auch am Bug der Flügel. Der mittlere Dornreich ist etwas kleiner als der erstere, am Kopfe bräunlich mit Aschfarbe untermischet; so auch auf dem Rücken, und die kürzern Flugfedern haben röthlichbraune Einfassungen. Der Unterleib aschfarbig, die Kehle hellweiß, die Füße bläulich. Er singt mit dem vorigen besser, als die Mönchmaise. Der dritte Dornreich ist noch kleiner, am Kopf und Backen dunkelgrau, Rücken, Schwanz, Flügel aschfarbig, die Flugfedern mit bräunlich eingefasset. Kehle und ganzer Unterleib hellweiß, Füße bläulicht. Alle diese Vögel nisten bey uns in dicken Holzschlägen, ersterer in den Büschen der Weißbuchen, machet sein Nest aus dürrem Graß und Moos; zweyter in dicke Dornhecken, gern auf dem Felde, auf den Bergen, in Wachholderbüschen, auch in Gärten, wo dicke Hecken und Stachelbeersträucher sind; dritter am liebsten im Garten in Stachelbeerhecken, wo er sein Nest vom dürren Grase, inwendig mit Haaren, anleget; liebt auch die Rosensträucher, von denen er die Blattläuse begierig wegfrißt. Die zwo ersten Arten kommen spät an, brüten nur einmal, so viel man weis, und gehen gleich mit der Nachtigall wieder fort. Männchen und Weibchen sind an ihnen schwer zu unterscheiden. Letztere kömmt früher an, brütet zweymal, wie die ersten, vier bis fünf Jungen, und bleibt länger da, bis zum September. Männchen und Weibchen kommen auch sehr überein, nur scheint ersteres schlanker und hochbeinichter zu seyn. Alle Dornreiche nähren sich von Insecten, Raupen, Fliegen und allerley Gewürme, womit sie auch die Jungen aufziehen. Doch liebt die kleinere Art sehr die Wachholderbeere, deswegen sie sich auch später bey uns verweilet. Ich glaube, daß Linnäus schwarze Maise 5. parus ater. und seine Sumpfmaise 6. parus palustris im syst. nat. hieher gehören. Klein hat unter den Maisen noch den rothköpfigen Dornreich, parus auro capillatus; schwärzlich am Leibe, und auf dem Rücken dunkelbraunroth, oder fast purpurfarben, kurzem Schwanze, braunen Füßen, weißlichten Schnabel und rothen oder goldfarbigen Kopfe und Halse. Ich halte diesen für den Mönch, mit röthlicher oder goldener Platte, nach der gemeinen Sprache zu reden.

Dornroch.

Dornroch.

Stachelroch, Giftroch, Pastinaca marina Gesn. Raia Pastinaca, Linn. gen. 130. sp. 7. Müllers Pfeilschwanz aus dem Rochengeschlechte. S. Glattray Leiobatus, 5. des Kleins.

Dornrose.

S. Rose.

Dornrücken.

Dornrücken, nach dem Müller Nagelroche, des Geschlechtes der Rochen, Raia Clauata, L. gen. 130. sp. 8. der Engl. Thornback, der Fr. beym Bomare Raie bouclée; s. unsern Artikel Brumbeerschwanz, Dasybatus, 6. s. clauatus, Klein. I. 993. In den Samml. A. Reisen findet man von ihm folgendes aufgezeichnet B. IV. S. 280. Rayen oder Dornrücken, sind hier groß und klein, sehr gut und in Menge. — B. V. S. 206. Der Dornrücken heißt auf dem Vorgebirge Rock. Man findet oft über dreyhundert Eyer bey ihm. Der ganze Leib ist halb durchsichtig. Man hält ihn hier nicht hoch. Ein Fisch, der ihm gleicht, heißt hier Sandkriecher. Dieser ist größer, etwan zwölf Zoll lang, und neune breit, von glatter Haut, die dunkelbraun und schwarz gesprenkelt ist. Die Capeeuropäer fangen viele dergleichen, essen sie aber nicht. — Und Pontoppidan ergänzet diese Beschreibung in s. nat. Hist. v. Norwegen Th. II. S. 268. folgendermaaßen: Rokke, Rokkefisk, Rochen Raya, auf Nordisch Skate; er ist auch ein Seefisch von seltsamer Gestalt, doch in Dännemark nicht unbekannt, ob er schon von Gestalt verschieden seyn kann; wie man denn verschiedene Sorten von diesem Fische findet, die man beym Willughby nachsehen kann. Der Nordische Roche ist dem Leibe nach wie ein großer Hellbütt, Helleflynder, ibid. S. 220. Flünder, Passer, 2. des Kleins und ganz flach, hat einen spitzigen Kopf, ist unter dem Bauche weiß, oben grau, und ist dabey mit einigen Pünctchen und kleinen Cirkeln besetzet; er hat auch auswärts vorm Leibe sehr breite Floßfedern, wie Flügel, und größer als der Leib selbst; sein langer, schmaler und rundlicher Schwanz, einer Ellen lang, und mit eckichten, scharfen Knoten besetzet, machet ihn am meisten kenntlich. Der Mund findet sich nicht an der Spitze des Kopfes, sondern unterwärts, wie beym Hayfische, mit welchem er auch dieses gemein hat, daß er, statt der Knochen oder Gräten, überall nur Knorpel hat. Er hat auch ziemlich große Eyer, aus denen er seine Jungen zur Welt bringt. Die Leber ist groß und

fett, und giebt guten Thran, weßfalls ihn auch die Fischer am meisten aufsuchen; denn hier wird er insgemein nicht gespeiset, obschon einige getrocknet, und in fremde Gegenden geschicket werden, wo man die knorplichten Floßfedern oder Flügel für eine angenehme Speise hält.

Dornschwamm.

S. Blätterschwamm.

Dornschwein.

Eine Gattung der Meerscorpionen, nach dem Müller, Scorpaena Porcus, Linn. gen. 161. sp. I. der kleine Meerscorp, oder schwarze Scorpfisch des Gesners, s. Helmfisch, Corystion, 13. des Kleins.

Dornstrich.

Eine besondere Art der Blutigel, welche an den Ostindianischen Seeküsten zur Regenzeit unter dem Mooß sich aufhält und den Fußgängern, die mit nackenden Füßen gehen, sehr beschwerlich fällt. Es ist solcher sehr platt, braun gefärbet, und mit hundert dornichten, erhabenen und ausgebreiteten Queerstrichen gezieret. Das Maul ist sehr weit. Hirudo indica Linn.

Dorntreter.

Dorntraher, Dorndrechsler, ist der kleine bunte Neuntödter, oder Würger, der beym Klein n. 27. unter den Falken lanius minor zu stehen kömmt. In Herrn Büffons Naturgesch. der Vögel, nach der kleinern schönen Berliner Ausgabe des berühmten Hr. D. Martini, II. Band. S. 192. heißt er der kleinste bunte Würger, und ist auf der neun und vierzigsten Tafel nach dem Leben abgebildet. Er ist also an sich ein Raubvogel, und hat den deutschen Namen Neuntödter, weil er, wie die andern dieser Art, eine Parthie kleiner Thiere, Mäuse, Vögel u. s. w. fängt, selbige an die Zweige der Dornhecken hängt, und alsdenn mit einemmale verzehret. Folglich frißt er seine getödtete Beute nicht einzeln; daher hat man vielleicht die neunte Zahl angenommen und ihn Neuntödter geheißen. Der Name Würger ist indessen geschickter, und Dorntreter möchte er heißen, weil er meistens in Dornhecken auf Feldern und Gärten hecket und daselbst auch wohnet. Da diese Vögel demnach, im ganzen betrachtet, die Geschlechtscharakter der Falken an sich haben: so wird es hier für unsre Leser genug seyn, wenn ich von der besondern Abänderungsart derselben eine umständliche Beschreibung gebe, und diese theils aus dem Zornischen Vortrage, Petinoth. II. Th. p. 252. wie ihn Hr. D. Martini billig hinten an die Büffonsche Beschrei-

schreibung angehänget hat, theils aus dieser letztern selbst und den Martinischen reichen Anmerkungen hernehme. Der Dorntreter oder kleinste Neuntödter ist bey uns etwas weniges größer, als der Aemmerling. Das Männchen hat einen hochschwarzen Kopf, der Schnabel in Proportion mit andern größern Raubvögeln etwas lang, vorn am Obertheile mit einem spitzigen Hacken versehen, an welchem auf beyden Seiten zwo scharfe Erhöhungen, zum Halten und Zerfleischen, befindlich sind. Ueber demselben an der Stirne sind eine subtile schwarze Einfassung, auf beyden Seiten aber an den Backen, vom Schnabel bis zu den Ohren, kohlschwarze breite Streifen. Die aschblauliche Farbe des Kopfes erstrecket sich bis an den Rücken, wo sie sich in dem schönen hellbraunen Schild verliert, welcher den Rücken und einen Theil der Flügel bedecket. Auf die hellbraune Zeichnung folget, gegen den Schwanz hin, wieder eine aschblaue Schattirung, wie am Kopfe. Der etwas lange, aus zwölf Federn bestehende Schwanz ist so beschaffen, daß die zwo mittlern ganz schwarz, die andern alle bis über die Hälfte schneeweiß erscheinen, an den Enden aber einen breiten schwarzen Streif haben. Die beyden äußersten Federn etwas kürzer, als die übrigen. Die Schwingfedern der Flügel schwarzbraun, oben bey den Spulen weiße Spiegel; die kürzern gegen den Leib zu mit braun eingefasset. Die Deckfedern, vom Kiel an, schwarz, an den Enden hellbraun. Das Kinn unten weiß, die Brust weiß und roth schön vermischet, darauf wieder weiß bis unter dem Schwanz hinaus; Füße schwarzbraun, ohne scharfe Klauen. — Das Weibchen am Kopfe, Rücken, bis zum Bürzel hellbraun, der Bürzel selbst röthlicht. Die Federn am Kopfe und Rücken an den Enden mit schwärzlichen Streifen versehen. Schwanz durchaus braun, ins röthliche spielend, dessen beyde äußerste Federn eine zarte weiße Einfassung haben. Die Schwingfedern der Flügel schwarzbraun, die kürzern mit hellbraun eingefasset, an den Enden weißlicht. Die Farbe der Deckfedern ist, wie bey den Rückfedern. Das Kinn dunkelweiß, die Federn an Brust, Bauch und unter den Flügeln gegen die Enden mit schwärzlichen Streifen bezeichnet. Schnabel und Füße bräunlicht. — Dieser Dorntreter kömmt im Frühjahre bey uns an, horstet in Büschen und Hecken, auf freyem Felde, nicht im Walde, zieht den September wieder weg, und nähret sich zum Theil von Insecten, stößt aber auch sehr auf junge Vögel und andre

andre kleine Thiere. Er findet sich durch Europa, von Schweden bis Frankreich und weiter hin, zieht vermuthlich aus einem Lande ins andre, und fremde Ausländische Gattungen sind wahrscheinlich Abänderungen von unserm Dorntreter und andern bey uns bekannten Neuntödtern. Man trifft sie in Senegal, auf der Küste von Afrika an, und das beweißt deutlich ihren Strich. Dieserwegen hält auch Büffon den rothen senegallschen Würger, den ihm Hr. Adanson, zugeschicket, mit unserm rothköpfigen europäischen Würger, der eine Gattung von dem Dorntreter ist, für einerley Vogel. Und es kommen auch mit diesem Dorntreter, oder kleinen bunten Würger, der Philippinische, und der kleine Würger aus Luisiana überein; und Herr Martini zeiget nicht ohne Grund in einer ausführlichen Anmerkung, daß der rothe und gehäubte röthlichbraune Neuntödter, Lanius fuluus cristatus, aus Bengalen, mit dem senegalschen und philippinischen, folglich auch mit unserm europäischen Vogel einerley seyn mögen. Uebrigens brütet der Vogel nur einmal, vier bis sechs Eyer aus, und füttert die Jungen mit Insecten, Käferchen und allerley Würmern; und nimmt schon im August seinen Rückstrich. Alsdenn läßt er seine Jungen noch meist ungemausert, die sich aber bis zum künftigen Frühjahr so ausnehmen, daß sie alle ausgewachsen und mit schönen Farben wiederkommen. Er ahmet den Gesang anderer kleinen Vögel etwas nach, und die mittlere und kleine Art singen ganz schön. Linnäus hat den Vogel unter die Würger, Lanius, gesetzet n. 3. Collurio und vormals in der Fauna Suec. hieß er ihn n. 180. Ampelis dorso griseo, macula ad oculos longitudinali, an welchem Orte er auch eine kurze Beschreibung der Charaktere desselben mittheilet. Boddaert heißt ihn Fänger oder Greifer, Klauwier, welches mit dem Deutschen Dornkratzer, Würger, Worgengel, wohl übereinkömmt. Noch eins! Frisch saget in seinem Wörterbuche, der Name Dorndreher komme daher, weil er, nach Aussage der Vogelfänger, sich die Insecten, welche er greift, auf die Dornspitzen, gleichsam zur Verwahrung, aufdrehe und aufrichte. Der Name sey alt, und finde sich schon in alten deutschen Manuscripten, Dorndrechsel. Coler nennt ihn in seinem Hausbuche Dorndreher. Allgemein hat man angemerket, daß der Name Dornreich und Dorndreher vielen kleinen Singvögeln gegeben wird.

Dorsch.

Dorsch, auch Torsch, Dösch nach

nach dem Müller die zwote Gattung der Cabeljaue, Gadus Callarias, Linn. gen. 154. sp. 2. s. uns. Art. Bolch, I. 904. Cabbeliau, II. 3. und Pamuchel, Callarias I. Klein.

Dort.

S. Lolch.

Dosen.

Unter den Kammmuscheln oder Austern, Ostreis, findet sich sowohl in Ansehung der Schaalen, als der daran zu bemerkenden Ohren einiger Unterschied, wie bey Beschreibung dieses Geschlechtes soll angegeben werden; hier bemerken wir nur, wie man diejenigen, welche mit gleichen Ohren versehen sind, Dosen zu nennen pflege. Zu diesen gehören vorzüglich die so genannten St. Jacobsmuscheln, und einige andere; wie denn Herr von Linné überhaupt acht Arten bey dieser Abtheilung verzeichnet. Die Compaßmuschel ist bereits angeführet worden, und die Jägertasche und der Jägermantel werden unter diesen Namen vorkommen. Hier beschreiben wir

1) die Jacobiter- oder St. Jacobsmuschel, Ostrea Iacobaea Linn. Sie kömmt aus dem Mittelländischen Meere; die Schalen sollen zehn Zoll breit werden, und haben vierzehn eckichte Strahlen, welche der Länge nach gestreifet sind; der Deckel ist gemeiniglich schön mit hohen Farben gezeichnet; zuweilen aber fleischfarbig, und die untere Schaale ganz weiß.

2) Die Pilgrimsmuschel. Die Holländer nennen diese auch St. Jacobsdoublet, Ostrea maxima Linn. Sie wird im Canal und andern Gegenden des Europäischen Meeres, und öfters über einen halben Schuh breit, gefunden. Die obere Schale ist platt, die untere bäuchicht; die Strahlen sind erhaben rund und der Länge nach tief gestreifet. Man findet sie rosenfärbig gewölket und bandiret, auch braun oder gelblicht, oder auch ganz weiß. Die Pilgrimme behängen sich damit auf ihren Wallfarthen; auch dienen die Schalen in den Seestädten um die Austern darinnen zu braten. Das Thier soll ein schmackhaftes Essen seyn.

3) Das Joppedoublet, Ostrea Zickzack Linn. diese kömmt aus Amerika. Die Schalen sind dünner, als bey den vorigen Arten, die untere viel bäuchichter, und die obere gleichsam platt eingedrücket; daher man sie auch Neptunusdosen nennt. Sie sind inwendig schneeweiß, auswendig schön hell oder auch braunroth, auf dem Deckel mit schönen Zickzackzeichnungen, und am Schlosse mit einer Stern- oder Festung ähnlichen Figur gezieret. Man zählet achtzehn platte Strahlen, die sich inwendig

wendig am Rande besser, als auswendig zeigen. Man findet auch ganz weiße Schalen.

4) Die Schminkdose, Ostrea striatula Linn. Die untere tiefe Schale ist viel bäuchichter, als die obere platte. Man zählet sechzehn verloschene Strahlen, die der Quere nach häufig gestreifet sind. Der Rand ist nicht gekerbet. Inwendig sind die Schalen weiß, und zwischen den Strahlen gelbe.

5) Das Döschen, Ostrea minuta Linn. Die Schalen sind nicht größer als eine Haselnuß, sehr bäuchicht, am Deckel, welcher auch tief gefalten und bäuchicht ist, mit zwanzig erhabenen Strahlen versehen; die Farbe ist weiß und braun gewölket. Die beyden letztern Arten kommen aus Indien.

Nicht allein bey der Kammmuschel, sondern auch bey den Kufferhörnchen, welche unter die Kinkhörner gehören, ist der Name Dosenschnecke gebräuchlich; daher wir von den letztern auch

die Dosenschnecke, Buccinum neriteum Linn. anführen. Die ganze Schale ist von der Größe einer Erbse, erhaben rund, stumpf und platt, hat fast das Ansehen einer Nerite, und führet an der Spindel eine ausgebreitete, wenig erhabene Lippe. Die Oeffnung der Mündung ist hinten ausgerundet, und die Gewinde zeigen sich nur durch eine violetfärbige Schnirkellinie auf einem blaßfärbigen Boden.

Dosenbaum.

S. Fichte.

Dosten.

Origanum. Diesem Pflanzengeschlechte hat Herr von Linne', außer den eigentlichen Arten Dosten, auch den Cretischen Diptam und Majoran einverleibet, welches aber Ludwig und einige andere nicht gebilliget, indem in Ansehung des Kelches ein dreyfacher Unterschied sich merklich zeiget. Wir zählen demnach hieher nur die eigentlichen Arten Dosten, welche einerley Geschlechtskennzeichen haben. Diese sind: ein kleiner, fünfmal ausgezackter Kelch, ein Blumenblatt, bestehend aus der kurzen Röhre und zwo Lippen, davon die obere platt, stumpf und eingekerbet, die untere in drey fast gleiche Lappen zerschnitten ist. Von den vier dünnen Staubfäden sind zween kürzer, und zween etwas länger; der fadenförmige Griffel richtet sich nach der obern Lippe, und endiget sich mit zween zarten Staubwegen. In dem Kelche liegen vier eyförmige Saamen. Hieher gehöret also:

1) die gemeine Doste, sonst auch Walddosten, Wohlgemuth, Orant, Costenz, wilder Majoran genannt, Origanum vulgare L. Sie wächst in Hayden und wüsten

hüglichten Gegenden, und blühet im Brach- und Heumonathe. Aus der zäserichten, dauerhaften Wurzel, treibt ein harter, steifer, röthlicher, etwa zween Fuß hoher Stängel, und aus diesem viele kleine Zweige; die Blätter stehen überall gepaaret, sind klein, eyförmig, doch etwas zugespitzet, haaricht und weich anzufühlen. Aus dem Winkel derselben treibt ein gemeinschaftlicher kurzer Stiel, auf welchem viele kleine fleischfarbene Blümchen dicht bey einander sitzen, und unter sich ein Büschelchen vorstellen. Zwischen den Blümchen befinden sich kleine Deckblätter, welche etwas länger als der Kelch, beyde aber röthlich braun gefärbet sind.

Ob dieses diejenige Pflanze sey, welche in der heiligen Schrift unter dem Namen Hyssop vorkömmt, läßt sich nicht füglich bestimmen; desto gewisser aber ist es, daß selbige zu den Gewürzen könne gezählet, und zu den Speisen gebrauchet werden. Das Kraut hat einen angenehmen und starken Geruch, schmecket etwas scharf, und ist dem Majoran und Thymian an Bestandtheilen ziemlich gleich. Es zertheilet, treibt Schweiß und stärket. Herr von Linné erzählet, s. die Westgothische Reise, S. 227. wie der Probst Walborg aus dem Kraute einen Thee verfertige, der dem chinesischen Theebou durchgängig ähnlich sey, und daß derselbe, wenn man sich nur ein wenig daran gewöhnete, eben so angenehm zu trinken sey, als der chinesische. Die Einwohner daselbst pflegen auch das Kraut in die Bierfässer zu hängen, wodurch solches stärker und berauschender wird. Auch giebt das Kraut eine hochbraune, etwas ins röthliche fallende Farbe. Uebrigens ist die Doste eines der besten Bienenkräuter. Die Blumen geben einen gesunden Honig, welcher die Bienen stärket. Herr Gleditsch empfiehlt solche zum Anbaue.

2) Die Cretische Doste, Origanum creticum Linn. wächst im mittägigen Europa und dem gelobten Lande. Bey dieser sind die Blätter mehr scharf als weich anzufühlen; die Blumen stehen in längern Aehren bey einander, und die Deckblätter sind zweymal länger als der Kelch. Diese ist noch mehr gewürzhaft als jene, und enthält schärfere Bestandtheile; daher auch das unter dem Namen Spanisch Hopfenöl bekannte, und in den Apotheken befindliche Oel aus dieser Art verfertiget wird. Der bekannte Gebrauch ist wider die Zahnschmerzen; man pflegt Baumwolle damit anzufeuchten, und in den hohlen Zahn zu stecken; es beißt fast heftiger als Nelkenöl und zieht viele Feuchtigkeiten aus. Die Blumenspitzen werden von einigen unter die so genannten Italienischen Sallate genommen.

Beyde Arten kann man im Lande erziehen, und durch die Theilung der Wurzel leichtlich vermehren; doch geht die Cretische bey strenger Kälte im Winter verlohren, daher man immer einen Topf halten, und solchen im Winter in ein gemäßigtes Glashaus setzen muß, um den Abgang ersetzen zu können. Sonst brauchen selbige keine besondere Wartung.

Dosten, Wasser.

S. Kunigundkraut und Zweyzahn.

Dotterblume.

Dotterblume, nach Planern Schmalzblume, sonst auch Wiesenblume, Butterblume, Kuhblume, Mooßblume, Mattblume, Dratblume, Populago, Caltha palustris. Ist die einzige Art von diesem Geschlechte. Sie wächst bey uns in Sümpfen und nassen Wiesen häufig und blühet im Frühlinge, vom März bis Anfangs May. Die fäserichte Wurzel treibt viele Blätter, endlich auch einen ganz niedrigen Stängel wechselsweise mit dergleichen gestielten Blättern und einzeln gestielten gelben Blumen besetzet. Die Blätter sind glatt, dicke, saftig, breit, am Umfange fast rundlich, hinterwärts mit vorragenden Lappen und also beynahe nierenförmig. Die Blume hat keinen Kelch, aber fünf große, eyförmige, ausgebreitete Blumenblätter, viele kürzere Staubfäden, und fünf bis zehn länglichte Fruchtkeime, welche sich, ohne einen merklichen Griffel, nur mit einem Staubwege endigen, und so viel kurze, spitzige Saamenbehältnisse verwandeln, welche sich der Länge nach oberwärts öffnen, und viele kleine Saamen enthalten.

Man hat die Pflanze für ätzend, daher für Menschen und Vieh schädlich gehalten, und in der Arzney selten gebrauchet. Einige loben solche zu Reinigung der Wunden, und andere in Wein abgekochet wider die gelbe Sucht. Hr. Schröber führet hingegen an, wie man im Magdeburgischen behauptete, wenn die Kühe die blühende Pflanze fräßen, dadurch die Butter eine gelbe Farbe erhalte. Sollte man vielleicht eine andere Art, welche auch den Namen Dotterblume erhalten, aber zu dem Geschlechte der Ranunkel gehöret, mit unserer verwechseln? Inzwischen legen die Kamtschadalen im Frühjahre und Herbste die Wurzeln in hölzerne Tröge, gießen Wasser darauf und kochen sie mit glüenden Steinen. Es sollen auch diese Wurzeln mit Fleisch gekochet, oder in Essig und Baumöl geweichet, als ein Sallat sich gut essen lassen; wie denn auch die noch geschlossenen Blumen in Salzwasser geweichet, und alsdenn in Essig eingeleget, die Stelle der Capern

vertreten können, auch daher deutsche Capern genannt werden. Die Blumen geben den Bienen gutes Wachs.

In den Gärten findet man die Dotterblume gefüllet, und schätzet solche billig hoch, zumal sie keine Wartung verlanget, in feuchten schattichten Orten gut fortkömmt und häufige Blumen treibt. Die Vermehrung geschieht leichtlich durch Theilung der Wurzel.

Dotterblume, S. auch **Löwenzahn.**

Dottersaamen.

Obgleich dieser Name mit der vorherstehenden Dotterblume gleichlautend ist, haben wir solchen doch beybehalten; der andere, auch vom Dietrich angenommene Name, Leindotter, kann Gelegenheit geben, selbige mit dem Leine selbst zu verwechseln. Bey diesem Pflanzengeschlechte, Myagrum Linn. besteht der Kelch aus vier eyförmigen, länglichten, ausgehöhlten, gefärbten und leicht abfallenden Blättchen. Die vier kreuzweise gestellten Blumenblätter sind am untern Theile schmal und spitzig, und am obern breiter, rundlich und stumpf; von den sechs Staubfäden sind viere etwas länger, als die zween übrigen; der dünne Griffel hat einen stumpfen Staubweg; das kleine, fast herzförmige, plattgedrückte Schötchen ist mit dem steifgewordenen Griffel besetzet, öffnet sich mit zwo Klappen, ist einfächericht, und enthält wenige rundliche Saamen. Zuweilen erscheinen wohl drey Fächer, alsdenn aber sind die zween obern Fächer ganz leer, und nur das unterste enthält einen, auch mehrere Saamen. Einige, vom Hrn. von Linné hieher gerechnete, Arten haben auch ein zweyfächerichtes Schötchen. Von den neun Arten, welche Linnäus anführet, erwähnen wir

1) den gemeinen zahmen Dottersaamen, Leindotter, Flachsdotter, Finkensaamen, kleiner Oelsaame genannt, Myagrum satiuum Linn. Diese jährige Pflanze findet man öfters auf den Getraydefeldern, sonderlich zwischen den Lein wachsen, und blühet im Brachmonathe. Die zäserichte Wurzel treibet einen, etwan zween Fuß hohen und in einige gerade aufstehende Aeste vertheilten Stängel; beyde sind wechselsweise mit länglichten, spitzigen, mehr weich, als rauhen, gezähnten Blättern besetzet, welche, da sie platt aufsitzen, und auf beyden Seiten einen vorragenden und die Aeste umgebenden Absatz haben, pfeilförmig können genennet werden. Oben auf den Zweigen sitzen kleine, gelblichte Blumen, auf langen Stielen. Das eyförmige, etwas aufgeblasene, zweyfächerichte Schötchen enthält

enthält viele länglichte, dreyeckichte, gelblichte Saamen. Zuweilen findet sich eine Abänderung mit einem kleinern Schötchen, auch einigermaaßen rauhen Blättern. Obgleich diese Pflanze bey uns selten ordentlich ausgesäet wird, so geschieht solches doch an vielen andern Orten, um aus den Saamen ein Oel zu pressen, und solches in der Haushaltung zu gebrauchen. Es dienet dieses nicht allein zum Brennen, sondern ist auch vortrefflich bey den Speisen zu gebrauchen; wie denn viele solches, statt der Butter mit Brod essen. Es kann auch in der Arzneykunst statt anderer ausgepreßter Oele gebrauchet werden. Einige sammeln den Saamen zum Futter für die Vögel, welchen sie begierig fressen.

2) Der beständige Dottersaame, Myagrum perenne Linn. zeiget sich auch hin und wieder in Deutschland im Brachmonathe blühend. Die dauerhafte Wurzel treibt ästige Stängel; die wechselsweise gestellten und gestielten, glatten Blätter sind mehr oder weniger tief ausgezacket, die untern am Rande ausgehöhlet, und die Lappen eingekerbet, die obern aber nur sägförmig gezähnet; die Blumenfarbe ist gelb; die Frucht besteht gleichsam aus zwey mit einander vereinigten, und über einander gestellten Schötchen; davon das untere dünner, das darüber stehende aber größer, weiter und gestreift ist. Gemeiniglich liegt in beyden ein Saame, zuweilen ist auch eines leer.

3) Der dreyschötichte Dottersaame, Myagrum perfoliatum Linn. kann nicht füglich nach dem lateinischen Namen Durchstochen heißen, indem die glatten, gleichsam mit blau überzogenen, sägförmig ausgezackten Blätter, nur wie bey der ersten Art, platt aufsitzen, und mit den vorragenden Lappen den Stängel umfassen, mithin gleichfalls pfeilförmig gestaltet sind. Die Frucht stellet eine umgekehrte Pyramide vor, an deren breiten Theile oberwärts kleine, halbmondförmige Schötchen anhängen, und zwischen welchen der stehenbleibende steife Griffel sitzet. Diese beyden sind allemal leer, in der mittelsten pyramidenförmigen aber liegt ein einziger Saamen; die kleinen Blümchen sind gelblicht.

4) Den rauchschötichten Dottersaame, Myagrum paniculatum L. findet man zuweilen um die Aecker und hat der Gestalt nach, eine ziemliche Aehnlichkeit mit der ersten Art. Der Stängel ist ästig; die Blätter sind pfeilförmig, spitzig, rauch, und die kleinen Blümchen gelblicht; die Frucht ist rund, und auf der Oberfläche rauch, und runzlicht, mit dem vorragenden Griffel, und hat zwar zwey Fächer

cher; eines aber ist leer, und in dem andern liegt nur ein Saame. Tournefort betrachtet diese Art als ein besonderes Geschlecht, welches auch Hr. von Haller beybehalten hat. Es führet den Namen Rapistrum.

Alle, außer der zwoten Art, sind jährige Pflanzen, und werden selten in Gärten gezogen, bedürfen auch gar keiner Wartung, vielmehr werden aus den ausgefallenen Saamen immerfort junge erwachsen. Wo die erste, wegen des Oeles gebauet wird, muß man solche auf gedüngten Acker im Frühjahr gehörig aussäen, und mit Einsammlung des Saamens nicht zu lange verweilen, indem sich die Schötchen von selbst öffnen, und den Saamen fallen lassen.

Dotterschnecke.

Unter den Neriten oder Schwimmschnecken finden wir drey Arten, welche obigen Namen führen, als:

1) Der Eyerdotter, Nerita vitellus L. Die Schaale ist bäuchigrund, hat ein glattes Nabelloch, und ist entweder ganz gelb, wie ein Eydotter, oder etwas rostfärbig, oder etwas weiß gefleckt. Auch der Größe nach gleichet sie fast einem Eydotter. Um die Wendungen sind gemeiniglich eines, auch mehrere weiße Bänder gezogen. Diese und die folgenden Arten haben einen eigenen Deckel. Sie kömmt aus dem Asiatischen Meere.

2) Der geschobene Eyerdotter, das Schleckhorn, Nerita albumen L. Dieser kömmt aus Ostindien, ist etwas größer, auswendig blaß, oder braun leberfärbig, inwendig eyweiß. Die Schaale ist der vorigen fast ähnlich, nur ist die Rundung gleichsam gedrücket, und etwas seitwärts geschoben, und am Nabel zeiget sich ein platter ausgebreiteter Fortsatz.

3) Der Warzendotter, Nerita mammilla L. Diese Art unterscheidet sich von der vorherstehenden durch die, am Wirbel walzenförmig in die Höhe steigenden, Gewinde. Die Mündung ist oval, und der Nabel gedecket. Die Farbe ist verschieden. Man findet braune, oder pomeranzenfärbige, auch schneeweiße und glänzende; die letztern heißen daher auch Eyerschaalen. Von dem Inwohner dieser Schnecke hat man angemerket, wie sich solcher beym Auskriechen aus der Schaale sogleich ausdehnet und aufblähet, daß es scheint, als ob solcher noch einmal so groß sey. Er ziehet sich gemächlich wieder zurücke und verschließt die Mündung mit einer Klappe. Die schönsten kommen aus Ostindien.

Doublett.

Dieses Holländische Wort kömmt bey Benennung der zweyschaaligen Muscheln öfters vor, und man will dadurch anzeigen, daß das Gehäuße nicht aus einer, sondern aus zwo verschiedenen, aber mit einander vereinigten Schaalen bestehe.

Draban.

S. Dragun.

Drache.

Draco. Unter diesem Namen verstund man ehemals gewisse große, abscheuliche Thiere, welche nur zween Füße, einen großen Kopf und einen weiten Rachen haben, in Ansehung des Körpers mit den Eidechsen, in Ansehung des Schwanzes aber mit den Schlangen übereinkommen und am Körper Flügel haben sollten. Von den ältern deutschen Schriftstellern, z. E. von Gesnern, oder vielmehr von dem Uebersetzer seines Schlangenbuchs, wird ihnen auch bisweilen der Name Lindwurm gegeben.

Aelian erzählet, daß man in Aethiopien und Indien Drachen fände, die gemeiniglich zwanzig, bisweilen aber auch vierzig bis achtzig Ellen lang wären, daß diese Thiere bey den Mohren keinen eigenen Namen hätten, sondern blos Elephantentödter genannt würden, weil sie die Gewohnheit hätten, den Elephanten die Augen auszureißen, und sie durch Umwickelung ihres Schwanzes zu erwürgen. Von ihrer Geburt findet man in den ältern Schriftstellern noch lächerlichere Dinge. Einige geben vor, sie entstünden aus der Vermischung eines Adlers mit einer Wölfinn, welche bey der Geburt allemal berste. Von dem Adler habe also der Drache den Kopf und die Flügel, von der Wölfinn aber den Schwanz und die Füße. Ja um die Drachen noch fürchterlicher und gräßlicher zu machen, so hat man nicht unterlassen, verschiedene Erzählungen von vielköpfigen Drachen anzuführen. Sogar beym Seba findet man noch die Abbildung eines Drachen mit sieben Hälsen und sieben Köpfen, der von einem herumwandernden Betrüger überaus künstlich gemachet und für ein wirkliches Thier ausgegeben worden war.

Ohngeachtet man aber heut zu Tage völlig überzeuget ist, daß es eigentliche Drachen nirgends giebt, so hat man doch den Namen beybehalten und damit kleine geflügelte Eidechsen beleget, die einige Aehnlichkeit mit den eingebildeten Drachen haben. Der Ritter von Linné hat ein eigenes Geschlecht daraus gemachet, dessen Kennzeichen ein vierfüßiger, geschwänzter Körper und abge-

abgesonderte Flügel sind, nämlich solche Flügel, die nicht blos, wie bey den Fledermäusen und fliegenden Eichhörnchen, in einer Verwachsung der Vörder- und Hinterfüße, vermittelst einer Haut bestehen, sondern, wie die Floßen der Fische, aus dem Leibe gewachsen sind.

Von diesem Geschlechte führet der schwedische Naturforscher nur zwo Arten an, denen er die Namen Draco volans und Draco praepos gegeben hat.

Die erste Art, Draco volans, von Herr Müllern im Deutschen die fliegende Eidechse genannt, unterscheidet sich von der andern vorzüglich dadurch, daß die Flügel nicht an die Vörderfüße angewachsen sind, sondern ganz frey abstehen. In Ansehung der Gestalt und Größe kommen diese Thiere größtentheils mit unsern gemeinen Eidechsen überein. Der ganze Körper nebst dem Kopfe ist ohngefähr so lang wie ein Finger, der Schwanz aber über zweymal länger, als der Körper. Der Kopf ist zwar mit Höckern, aber nicht mit Hörnern oder Kämmen besetzet, dergleichen die alten Schriftsteller ihren Drachen zueignen. Die Zunge ist dick, und fleischicht und am Ende rund. Die Haut an der Kehle ist runzlicht und dehnet sich in einen spitzigen Sack aus, der sich zur Seiten in zwey Bläschen erweitert und mit seiner Spitze bis unten an die Brust reichet. Die Haut am Körper ist mit feinen Schuppen besetzet. Jeder Fuß ist mit fünf Zehen versehen. Der Schwanz hat einige Reihen Schuppen, die mit den Spitzen nach unten zu gekehret sind, so daß es scheint, als wenn derselbe lange Furchen hätte. Die Flügel, welche etwas an die Hinterfüße angewachsen und ausgespannt ohngefähr zween und einen halben Zoll breit sind, bestehen in einer sehr dünnen, durchsichtigen und mit kleinen Schuppen besetzten Haut, welche durch fünf dünne, aus dem Körper hervorkommende Rippen, wovon die hintersten stark nach hinten zu gebogen sind, ausgespannet wird. Der Hinterkopf, der Rücken und die Füße sind himmelblau; die untere Seite des Kopfes ist weiß gesprenkelt; der Schwanz und die Füße sind gestreift; über die Flügel laufen braune und weiße Striche, zwischen welchen die Farbe aschgrau ist.

Diese Thiere pflegen sich meistentheils auf den Bäumen aufzuhalten und von einem auf den andern zu fliegen. Ihre meiste Nahrung besteht in Fliegen und andern Insecten. Man findet sie vorzüglich in Afrika und Ostindien. Doch giebt es auch in Amerika dergleichen fliegende Eidechsen, die vornehmlich in Ansehung

der Farbe, von den Afrikanischen und Ostindischen unterschieden sind. Einige sind aschgrau und weiß gesprenkelt, andere schwarzbraun gefleckt, und an den Flügeln rostfärbig, und noch andere braun am Körper und weißlich an den Flügeln.

Bey der zwoten Art, welche vom Herrn von Linné Draco praepos und von Herr Müllern der Amerikanische Drache genannt wird, weil man sie nur in Amerika antrifft, sind die Flügel an den Vörderfüßen angewachsen, von den Hinterfüßen aber stehen sie ab. Diese Thiere, welche noch kleiner sind, als die vorhergehenden, haben eine röthliche Farbe, und einen langen Schwanz, welcher am dicksten Ende stark mit dornenähnlichen Stacheln besetzt ist. Die Flügel bestehen ebenfalls in einer zähen durchsichtigen Haut, welche, wie die Floßen der Fische, mit Rippen durchzogen ist.

Der Name Drache wird auch von den Sternkundigen einem nördlichen Sternbilde gegeben, das zwischen dem Herkules, Cepheus und dem kleinen und großen Bäre steht. Man findet darinnen neun und dreyßig Sterne, nämlich zween von der andern, zehen von der dritten, dreyzehn von der vierten, neune von der fünften und fünfe von der sechsten Größe.

Bey den alten Poeten heißt dieses Sternbild auch Hesperidum Custos und Sidus Mineruae, welche Namen sich auf den fabelhaften Ursprung desselben beziehen, der auf zweyerley Art erzählet wird. Denn nach einigen soll dieses Sternbild den Drachen vorstellen, durch welchen die Hesperides, d. i. die Töchter des Königes Hesperus, den Garten mit den goldenen Aepfeln bewachen ließen und der von dem Räuber dieser Aepfel, dem Hercules, umgebracht wurde; daher ihn die Juno, um dem Hercules wieder einen Possen zu spielen, unter die Sterne versetzet habe.

Nach andern Poeten aber ist dieses der ungeheure Drache, welcher sich der Minerva in ihrem Streite mit den Riesen widersetzte, von ihr aber endlich ergriffen, und mit großer Gewalt an den Himmel geschleudert wurde, wo er nun zum ewigen Andenken dieser That hängen bleiben muß.

Der sogenannte fliegende Drache ist nichts anders als eine feurige Lufterscheinung, welche gemeiniglich eine kugelförmige Gestalt hat, und wenn sie sich fortbeweget, einen lichten Streif hinter sich zeiget, aus welchem die Einbildungskraft einen Schwanz gemachet hat. Wenn sich eine solche feurige Kugel nach und nach senket, und hinter einem Gebäude herabfällt, so hat es in der Ferne oft das Ansehen, als wenn sie in einen Schorstein gefahren wäre, wo-

wodurch einfältige und abergläubische Leute auf die Gedanken gebracht worden sind, daß diese fliegende Drachen dienstbare Geister der Hexen und Zauberer wären, und ihnen Schätze und andere brauchbare Sachen zuführeten.

Drachenbaum.

S. Kirschbaum, und zwar Traubenkirsche.

Drachenblut.

Sanguis draconis, war schon den Alten, aber unter dem Namen Zinnober, bekannt. Es ist eine trockene, leicht zu zerreibende, harzige, dunkel- und wenn sie gerieben worden, blutrothe Materie, welche sich im Weingeiste völlig auflöset, im Feuer leicht schmelzet, sich auch anbrennen läßt und alsdenn einen Geruch wie Storax von sich giebt. Man findet hiervon einige Arten. Die gemeinste sind harte Stücke, etwa eines Fingers lang und eines Zolls breit, in lange Blätter eingewickelt; diese pfleget man Drachenblutstropfen, Lacrymae sanguinis draconis, zu nennen; eine andere und seltnere ist weich und zähe, schön blutroth, welche jedoch mit der Zeit auch trocken, und der erstern gleich wird; noch eine Art scheint gekünstelt und eine Zusammensetzung verschiedener Gummien zu seyn, welche aber mit dem ächten Drachenblute oder Brasilienholze gefärbet sind, und dunkelrothe, runde Stücke vorstellen. Diese läßt sich im Wasser auflösen, und nicht anzünden; auch die erste Art wird öfters mit Arabischen Gummi, Bocksblut und andern Sachen verfälschet. Man erhält solches aus den Canarischen Inseln, Teneriffa, Jamaika, Madagascar und Spanien. Es soll das Drachenblut sowohl durch Einschnitte der Rinde herausfließen, als auch aus den Früchten zubereitet werden. Die Früchte werden durch den Dampf des kochenden Wassers erweichet, da sie alsdenn ihren Saft von sich geben, welcher durch die Wärme blutroth herausschwitzet, oder man kochet sie auch in Wasser, wodurch dieses roth gefärbet, und hernach weiter eingekochet und in die Blätter des Drachenbaumes eingewickelt wird. Wenn man die frischen Früchte von einander schneidet, soll man dergleichen rothen Saft nicht bemerken können. Es besitzet eine verdickende und zusammenziehende Eigenschaft, und wird von etlichen Granen bis zu einem halben Scrupel innerlich, aber selten, in Blutflüssen, Durchfällen und innerlichen Geschwüren verordnet. Ehedem gebrauchte man es häufig als ein blutstillendes Mittel. Jetzo wird es öfters zu den Zahnpulvern gesetzet, und kann vielleicht die wackelnden Zähne wieder befestigen. Die Künstler gebrauchen

brauchen solches öfters, sonderlich zu Verfertigung eines rothen Firnisses. Woher dieses Drachenblut eigentlich abstamme, ist man lange Zeit zweifelhaft gewesen; nur zu den Zeiten Dioscoridis glaubte man, daß es getrocknetes Blut von einem Drachen sey. Obgleich aber schon längst ausgemachet ist, daß solches von einer Pflanze komme, so findet man doch in Bestimmung derselben verschiedene Meynungen, welche vielleicht auch alle gelten köñen, indem wahrscheinlicher Weise solches nicht aus einer, sondern mehrern Pflanzen abstammet, und entweder von selbst, oder durch gemachte Einschnitte fließt und gesammelt wird. Die bekannteste und gewöhnlichste davon ist der so genannte

Drachenblutbaum, Drachenpflanze, Draco arbor, welchen Clusius 1564. zu Lissabon gefunden, und zuerst beschrieben hat. Wo solcher in Ost- oder Westindien eigentlich zu Hause gehöre, ist noch ungewiß; gemeiniglich giebt man die Canarischen Inseln für das Vaterland aus. Jetzo findet man selbigen in verschiedenen Lustgärten Deutschlands, und Hr. Gleditsch, wie auch Cranz, Vandelli und Berens haben davon umständliche Nachricht gegeben. Es hat solcher, dem äußerlichen Ansehen nach, mit den Palmen einige Aehnlichkeit, treibt einen runden, geraden Stamm, welcher viele Jahre ohne alle Aeste bleibt, und von unten auf bis gegen den Wipfel ganz kahl erscheint, oben aber mit Blättern umgeben ist. Der Wipfel verlängert sich jährlich aus seinem Mittelpuncte, aus welchem allezeit neue Blätter treiben, wovon sich aber die untersten Reihen der ältern Blätter allmählig ablösen, so oft ein neuer Austrieb erfolget. Der Stamm ist am untersten Ende zwar rauh, weil sich die äußere schuppicht scheinende Rinde davon öfters ablöset; da sich aber die blätterichten Ueberbleibsel daran endlich gänzlich verlieren, welche an dem obern Theile noch übrig blieben, so bleibt jene immer glätter, als diese, die zugleich eine geschuppte Oberfläche zeiget. Diese wird auf eine gewisse Zeit durch besondere blutrothe Adern noch mehr bezeichnet, welche durch den herausdringenden Saft der Rinde entstehen. Wenn der Stamm älter wird, und der weiche Wipfel wegen eines Zufalles, oder nach der natürlichen Ordnung in seinem Wachsthume zurückbleibt, kommen in der Nähe, bey oder unter demselben etliche einzelne und einfache Zweige hervor, die dem Hauptstamme völlig gleichen. Wenn dieses Gewächse älter wird, erhält das unterste Stammende eine beträchtliche Härte, wird holzicht und hat einen Kern, der dem Splinte des weichen Holzes gleicht; der obere Theil hingegen

hingegen ist immer weich und schwammicht, grünet beständig und ist mit sehr langen, einfachen, spitzigen, völlig ganzen Blättern besetzet, welche dem Schilfe gleichen, und ohne Stiel mit ihrem breiten Ende den obersten Theil des Stammes dichte bekleiden, auch einander eben so umfassen, wie es gemeiniglich bey den Gräsern geschieht. Meistentheils stehen die Blätter mehr aus- und aufwärts, als daß sie niederhangen sollten; wenn aber die Wurzeln zu trocken oder gar zu naß gehalten werden, pflegen selbige unter sich zu hängen, so daß sich die untersten Reihen fast an den Stamm rückwärts legen. In Beschreibung der Blüthe kommen die meisten Schriftsteller nicht mit einander überein. Wir wollen solche nach Hrn. Gleditschens, von Herrn Berens in einer besondern Streitschrift angeführten, Beobachtungen beschreiben, und denn kürzlich erwähnen, wie solche von andern beurtheilet worden. Aus der Mitte der Blätterkrone entspringt eine nackende, harte und gleichsam hornartige, weißgrünlichte, glatte, gefurchte Blumenkolbe, welche unterwärts, und etwas mehr auf eine Seite gerichtet ist, aus welcher sehr lange, unter sich hangende Aeste, ohne bestimmte Ordnung, treiben. Die ganze Kolbe ist beynahe fünf Schuh lang. Alle Aeste tragen zahlreiche, aufrechtstehende, wechselsweise gestellte Blumenbüschel, und die Blumen selbst stehen in unvollkomenen Wirteln, und auf kleinen besondern Stielen, öffnen sich nach und nach, sind früh Morgens geschlossen, und gegen den Abend völlig geöffnet, und haben einen schwachen balsamischen Geruch; viele fallen davon zeitig ab, welches von den Blumenstielen kömmt, die aus zwey Gelenken bestehen, und in diesen Gelenken leichtlich abbrechen. Viele pfriemenartige, kleine, welke Blattansätze umgeben den Blumenbüschel, wie eine besondere Hülle. Die Blume hat keinen Kelch; das weißgrünlichte Blumenblatt ist in sechs ähnliche, lanzenförmige, an den Spitzen auswärts gebogene Einschnitte getheilet, und auf dem Boden mit Honigdrüsen besetzet; es verwelket zwar, fällt aber nicht ab, sondern umgiebt den Fruchtkeim, wenn solcher auch zur Reife gelanget. Den Einschnitten des Blumenblattes gegen über stehen sechs aufgerichtete, pfriemenförmig zusammengedrückte Staubfäden. Der Fruchtkeim ist der Länge nach mit drey Furchen versehen, und mit einem Griffel besetzet, dessen stumpfer, dreyeckichter Staubweg drey Lappen zeiget. Die saftige, runde, glatte, gelblichte, an Größe einer Kirsche ähnliche Frucht zeiget äußerlich drey bis sechs Furchen, und innerlich drey Fächer, in deren jedem ein weißlichter Saame liegt.

Die Frucht hat einen sauern und herben Geschmack. Herr v. Linné hat diese baumartige Pflanze ehedem zu dem Spargelgeschlechte gezählet, jetzo aber daraus, und einigen andern Gewächsen ein eigenes Geschlecht gemachet, und ihm den Namen Dracaena gegeben. Die vorbeschriebene heißt bey ihm Dracaena Draco. Hr. Cranz, welcher die blühende Pflanze in Wien untersuchet, hat zwey Geschlechter unter dem Namen Stoerkia und Oedera, aus einer Pflanze gemachet, indem er einmal die bereits verblühten, und das andere mal, im vollkommenen Zustande befindliche Blumen untersuchet, und daraus die verschiedenen Kennzeichen genommen. Es hat die Pflanze in ihrem ganzen Wachsthume, und ehe sie blühet, viele Aehnlichkeit mit der großen Yucca, Drachenjucca, Yucca draconis genannt. Da aber diese fein und zart eingekerbte Blätter hat, kann man beyde von einander allemal unterscheiden.

Die Erziehung geschieht aus den Saamen; und obgleich zuweilen aus dem alten Stamme Aeste treiben, hat doch Herr Gleditsch durch diese die Vermehrung nicht erhalten können. Die jungen Stämmchen sind weichlich, werden aber von Zeit zu Zeit härter, so daß sie, außer der natürlichen Pflege und Wärme ihres Himmelsstriches, keiner andern künstlichen und mühsamen bedürfen. Herr Gleditsch hat dieses alles genau beschrieben. S. dessen vermischte Bemerkungen 1. Th. S. 190. Da man bey uns selten reifen und guten Saamen erhalten kann, muß man sich junge Stämmchen aus andern Gegenden schicken lassen; wobey man selten Gefahr läuft, indem die saftigen Wurzeln leicht einige Zeit außer der Erde bleiben, auch diejenigen, so etwa vertrocknet, abgeschnitten werden können, und die Pflanze bey einer ordentlichen Pflege bald neue Wurzelkeime hervortreibt. Der Kübel, worein solche gepflanzet werden soll, wird am Boden mit einer dünnen Lage von groben Flußsande beleget, und darauf gute nahrhafte, aber sehr lockere Gartenerde gebracht, damit die Wärme leicht durchdringen und das Wasser gehörig ablaufen könne. Dieses neu verpflanzte Gewächs ist im Glashause also zu stellen, daß es sowohl von der Sonne beschienen, als von der übrigen Wärme des Hauses durchdrungen werde. Die Erde wird nicht eher begossen, bis man den jungen Trieb der neuen Wurzeln wahrnimmt, hierauf geschieht das Begießen mit lauen, im Hause verschlagenen Wasser. Wenn die Krone treibt, giebt man dem Hause die nöthige Luft. Gegen den Herbst und im Winter geschieht das Begießen gar nicht, oder doch

nur ganz sparsam. Das Umpflanzen muß nicht zu lange ausgesetzet werden, sonst pflegen die Wurzeln leicht zu faulen, und dieser verdorbene faule Saft verbreitet sich geschwinde durch die ganze Pflanze. Sollte der Wipfel, wie zuweilen geschieht, schadhaft werden, und die Hauptwurzeln wären noch gut, kann jener, so weit der Schade geht, abgestutzet, und mit dem Brenneisen geheilet werden, da denn seitwärts eine neue Blätterkrone treiben kann.

Außer diesem eigentlich so genannten Drachenblutbaume werden verschiedene andere angeführet, aus welchen ein ähnliches Harz gesammelt werden kann. Die bekanntesten davon sind der Drachenrotang und die Flügelfrucht, von welchen wir an seinem Orte handeln wollen.

Drachenblut, S. auch Grindkraut.

Drachenfänger.

Drachenfänger pflegen die Einwohner der Insel Jamaika ein Pflanzengeschlecht zu nennen, welches im lateinischen zu Ehren des Jacob Barelier, einem französischen Kräuterverständigen, den Namen Barleria erhalten. Der Kelch ist in zween größere und zween kleinere Einschnitte getheilet, und das trichterförmige Blumenblatt zeiget fünf, einander fast ähnliche Einschnitte, doch ist einer davon tiefer als die übrigen. Von den vier Staubfäden sind zween ganz kurz, und diese tragen auch unvollkommene Staubbeutel. Der Staubweg des Griffels ist doppelt. Das trockne, beynahe viereckichte Saamenbehältniß hat die Größe des Kelches, innerlich zween Fächer, zerspringt in zwo nachenförmige Klappen und enthält zween Saamen. Der Herr von Linné führet zwar sieben Arten an, welche aber alle in hiesigen Gärten fast gar nicht, oder doch selten vorkommen; daher wir auch solche nicht besonders anführen wollen.

Drachenfisch.

Draco. Deren giebt es vielerley Arten, vorzüglich in den Amerikanischen Gewässern; besonders wird der kleine, Dracunculus, einer Spannen lange, unter dem Arcturo gefangen, und gleicht einem jungen Hay. Richter. Beym Linné machet er ein eigenes Geschlecht, auch nur mit einer einzigen Gattung aus, Trachinus Draco, gen. 153. welches Müller mit den Holländern Petermänchen, und die Gattung Stacheldrache nennt. Richter, und der deutsche Chomel nach ihm, nennt auch einen Meer- oder Seedrachen; und Bomare merket an, daß der Dragon de mer der Alten, Araneus piscis, der Franzosen Vive, sey, und beschreibt ihn umständlich,

ständlich, s. Kleins Helmfische, Corystion, und besonders dessen 9. und 10. Gattung. Aus den Sammlungen A. N. B. XVII. S. 301. zeichnen wir indessen seine Geschichte folgendermaßen aus: Der Drachenfisch ist ein sonderlicher Fisch bey Spitzbergen, vornehmlich wegen seiner Floßfedern auf dem Rücken, deren er zwo hat. Die vorderste davon hat sehr lange Fäden, die ohne Zwischenhaut sind und von dem Rücken ab etwa ein paar Finger breit erhaben stehen. Die hintere Floßfeder des Rückens ist nicht so hoch, doch geht sie längst dem Rücken hinab und ohne solche Fäden. Er hat keine Ohren, oder wie Martens schreibt, Kewen: anstatt derselben aber zwey Blaselöcher im Nacken. Zu beyden Seiten derselben sitzen zwo kurze Floßfedern, und unter diesen an jeglicher Seite eine breitere. Unten am Bauche hat er eine lange, sehr schmale Floßfeder, die bis zu dem Schwanze geht. Der Kopf ist länglicht, aus vielen Gräten oder Beinen zusammengesetzet. Vorn auf der Nase hat er gleichsam einen erhabenen, stumpfen Zacken. Sein Schwanz ist über einen Zoll breit, vorn stumpf, hinten breit; die Größe ist nicht über eine Spanne. Der Leib ist lang, schmal, rundlich, von Farbe silbergrau und glänzend. Seine Gestalt gleicht einem jungen Hay am allernächsten. Man fängt ihn gemeiniglich zwischen dem Bäreneylande und Spitzbergen

Drachenköpfchen.

Drachenköpfchen, ist eine aschgraue, gesäumte oder gerändete Porzellanschnecke, etwas größer als ein Sperlingsey, und in der Mitte mit zwey röthlichbraunen, viereckichten Flecken bezeichnet, welche zuweilen wie ein Drache aussehen; beym Herrn von Linné heißt selbige Cypraea stolida. Das Bastartdrachenköpfchen, Cypraea erronea, ist dieser fast ähnlich, die Schale aber nicht gesäumet, sondern genabelt, und nur mit einem röthlichen Flecke bezeichnet.

Drachenkopf.

Dracocephalum Linn. ist ein Pflanzengeschlecht mit verschiedentlich gestalteten, kleinen, röhrenförmigen, stehenbleibenden Kelche, und lippenförmigen Blumenblatte, dessen enge Röhre ohngefähr so lang als der Kelch, der Rachen aber weit geöffnet, die obere Lippe gewölbet, stumpf, und die untere in drey ungleiche Einschnitte getheilet ist. Die beyden Seiteneinschnitte stehen gerade und scheinen aus dem Rachen selbst ihren Ursprung zu haben, der mittlere, rundliche und eingekerbte aber hängt unterwärts, und raget mit dem hintern Theile vorwärts. Die vier Staubfäden liegen unter

der obern Lippe, und zween derselben sind kürzer. Der dünne, nach der obern Lippe gerichtete, Griffel hat zween zarte, auswärts gebogene Staubwege. In dem Kelche liegen vier dreyeckichte, länglichte Saamen. Herr von Linné hat mit diesem Geschlechte auch die Moldauica des Tourneforts vereiniget; und obgleich diese Herr Ludwig und andere als ein besonderes Geschlecht beybehalten, so kann man doch die Arten nicht füglich unter diese beyden Geschlechter vertheilen, indem der Kelch, woraus man das Unterscheidungszeichen vorzüglich nehmen wollen, öfters Zweifel erreget. Tournefort hat dem Drachenkopfe einen röhrenförmigen, eingebogenen und mit fünf gleichen Zähnen besetzten Kelch zugeeignet; hingegen soll dieser bey der Moldauica recht bauchicht, oberwärts zusammengezogen und in zwo Lippen getheilet, und die obere breitere Lippe in drey, die untere und kleinere in zwey Läppchen zerschnitten seyn. Von dreyzehn Arten, welche zur Zeit bekannt sind, bemerken wir

1) den dreyblätterichten Canarischen Drachenkopf, auch Balsam aus Gilead genañt, Dracocephalum Canariense Linn. wächst in den Canarischen Inseln, und ist in hiesigen Gärten nicht selten. Es ist ein immergrünendes, ohngefähr zwo Ellen hohes, in viele Aeste verbreitetes, dauerndes, festes, aber nicht holzichtes Staudengewächs, welches den ganzen Sommer über blühet, auch reife Saamen giebt, und aus diesen, noch leichter aber aus Zweigen vermehret werden kann. Stängel und Aeste sind viereckicht, und die Ecken zuweilen eingekerbet, die Stiele haaricht, und jeder mit drey länglichten, spitzigen, ausgezähnten und unterwärts haarichten Blättchen besetzet. Die Aeste endigen sich mit einer kurzen Aehre, welche aus einigen, dicht an einander stehenden, Wirteln besteht. Die spitzigen Kelcheinschnitte sind einander nicht völlig gleich; das Blumenblatt ist dunkelblau, die Röhre weißlicht, die obere Lippe gespalten und mit Haaren besetzet, der mittlere Einschnitt der untern Lippe zart eingekerbet. Die Blüthe hat einen starken und fast dem Campfer ähnlichen Geruch. Diese Art dauert bey uns nicht im freyen Lande, verlanget jedoch wenig Wartung. Die Stöcke müssen alle Jahre versetzet werden, weil sie viel Wurzeln treiben, verlangen den Sommer über öfteres Begießen, und werden im Winter in einem gemäßigten Glashause aufbewahrt.

2) Der Ruyschianische Drachenkopf, Dracocephalum Ruyschiana Linn. wächst in Sibirien und Schweden, hat eine dauerhafte Wurzel, blühet im Junius, dauert bey uns im freyen Lande, und trägt

trägt reifen Saamen, läßt sich aber leichter durch die Theilung der Wurzel vermehren, verlangt auch keine besondere Wartung. Die Wurzel treibt viele, etwa ein oder anderthalb Fuß hohe Stängel, und diese aus den Blätterwinkeln einige Zweige. Die einander gegen über platt aufsitzenden Blätter sind länglicht, spitzig, mit völlig ganzen, doch gemeiniglich umgebogenen Rande. Die Blumen sind an den Spitzen der Stängel wirtelförmig gestellet, doch kommen die obern Wirtel nahe an einander, und stellen gleichsam eine Aehre vor. Bey den Blumenstielen stehen größere und kleinere Deckblätter; die größern bey den untern Blumen sind den übrigen Blättern ähnlich, die aber, bey den obern Blumen befindlichen, vertiefet und gleichsam rinnenförmig, ganz spitzig, am Rande haaricht. Der obere Einschnitt des Kelches ist breiter, als die vier übrigen, einander ähnlichen; das Blumenblatt ist groß und überall haaricht; die obere Lippe eingekerbet und unterwärts gebogen, und der mittelste Lappen der untern Lippe herzförmig und punctiret. Die Staubfäden sind oberwärts haaricht.

3) Der Virginianische röthliche Drachenkopf, Dracocephalum Virginianum Linn. wächst in dem mitternächtigen Amerika, blühet im August, dauert zuweilen, doch nicht sicher, im freyen Lande, und wird den Winter über in ein gemein Glashaus gesetzet, treibt jährlich aus der Wurzel, und kann durch diese leichtlich vermehret werden. Der gestreifte, meistentheils einfache Stängel wird nicht viel über einen Fuß hoch; die platt einander gegen über ansitzenden Blätter fangen schmal an, werden breiter und endigen sich spitzig, sind dicke, fest, und auf beyden Seiten, sonderlich oberwärts mit vertieften Puncten bezeichnet, und am Rande zart ausgezacket. Die Blumen stellen mehr eine Aehre, als Wirtel vor; an dem kurzen Stiele sitzen eyförmige, spitzige Deckblätter; der rauchlichte Kelch hat gleich große Einschnitte; das purpurfärbige, unterwärts mit weißlichten Flecken bezeichnete Blumenblatt hat einen weiten Rachen; die obere Lippe ist nur eingekerbet; die Staubfäden sind haaricht. Wir haben bey dieser Art zuweilen sechs Staubfäden, zween lange und vier kurze, wie auch vier bis fünf Staubwege wahrgenommen. Die Blumen haben die besondere Eigenschaft, daß, wenn man sie in einem Halbzirkel hin und her wendet, so bald man sie nicht mehr anrühret, bleiben, wo sie sind, und die gemachte Stellung behalten.

4) Der unterwärts hangende Drachenkopf, Dracocephalum nutans L. Ein Sommer- oder auch zweyjähriges Gewächs, welches

ches in Sibirien zu Hause, jetzo aber in unsern Gärten fast gemein ist, zumal sich solches im Mistbeete und sonst von selbst aussäet. Der Stängel ist etwan einen Fuß hoch, viereckicht und ästig; die lang gestielten, einander gegen über gestellten Blätter sind länglicht, und stumpf eingekerbet, davon die mittelsten und obersten der Aeste meistentheils völlig ganz sind. Viele Wirtel nehmen einen großen Theil des Stängels und der Aeste ein; jeder besteht ohngefähr aus zehn gestielten, unterwärts hangenden Blumen, wobey vier länglichte, spitzige, vertiefte, völlig ganze Deckblätter, und bey den Blumenstielen selbst noch andere zarte und ganz kleine sitzen. Der obere Einschnitt des Kelches ist breit, rundlich, mit einer Granne geendiget, die übrigen viere sind schmäler und spitziger. Das Blumenblatt ist bläulicht, die Röhre länger als der Kelch, der Rachen aufgeblasen, aber auch zusammengezogen, die obere Lippe getheilet und zusammengedrücket. Die ganze Pflanze hat einen starken Geruch.

5) Der schildförmige Drachenkopf, Dracocephalum peltatum L. wächst im Morgenlande, ist jährig, blühet im Sommer, trägt reifen Saamen, und läßt sich dadurch ohne Mühe fortpflanzen. Der aufrechtstehende, ästige, etwan einen Fuß hohe Stängel trägt einander gegen über gestellte, schmal anfangende, länglichte, stumpfe, eingekerbte Blätter, zwischen welchen die Blumenwirtel ruhen. Jeder besteht ohngefähr aus sechs bis acht gestielten Blumen, und rundlichen, mit spitzigen Zäckchen oder zarten Stacheln besetzten Deckblättern. Des gestreiften, aber nicht wollichten Kelches oberer Einschnitt ist breiter, und die beyden untersten sind am schmälsten. Das bläulichte Blumenblatt raget nicht über den Kelch heraus; die obere gespaltene Lippe ist der Länge nach zusammengedrücket, am Rande aber und der Spitze rückwärts geschlagen.

6) Der staubige graue Drachenkopf, Dracocephalum canescens L. wächst auch im Morgenlande, und ist gleichfalls jährig. Der niedrige, eckichte Stängel ist, wie die Blätter, mit einem weißgrauen Ueberzuge bedecket. Die Blätter sind gestielt, gestreifet, länglicht, ausgezacket; die Deckblätter nicht rund, sondern mehr länglicht, oder verkehrt eyförmig, ausgezacket, und die Zäckchen gleichsam mit Stacheln besetzet; der Kelch ist wie bey der vorigen Art, doch auch weißstaubicht, das Blumenblatt blau, auch weiß, der Rachen aufgeblasen, die Lippen, wie bey der vorigen Art. Die Blumenstiele sind

bey dieser, wie auch der folgenden Art, platt gedrücket.

7) Der Türkische Drachenkopf, fremde oder Türkische Melisse, Citronkraut, Melissa Turcica, Dracocephalum Melissa L. wächst in der Moldau und Türkey, ist häufig in den Gärten anzutreffen, und wird jährlich aus den Saamen im freyen Lande erzogen. Der Stängel ist etwan einen Fuß hoch, viereckicht und ästig; die Blätter sind gestielt, herzförmig, länglicht, tief ausgezacket, und diese Zäckchen stumpf, nur die hintersten davon spitzig, und bey den obern Blättern in einen haarförmigen Fortsatz verlängert, und eben so sind die vier lanzenförmigen Deckblätter tief eingekerbet, und jedes Zäckchen mit einem Haare geendiget. Sechs gestielte, und mit einigen kleinen Deckblättern annoch umgebene Blumen machen jeden Wirtel aus. Der gestreifte Kelch theilet sich in zwo Lippen, davon die obere drey, die untere zwo Einschnitte zeiget. Des blauen oder weißen Blumenblattes Röhre ist kürzer als der Kelch, die obere Lippe ausgebreitet und eingekerbet, und die untere dreyfache theils mit Flecken, theils am Boden mit zwo Erhebungen gezieret. Der Geruch der ganzen Pflanze ist stark und angenehm. Sie kann füglich statt der Melisse gebrauchet, und als ein vortrefflich nervenstärkendes Mittel angesehen werden, so lange selbige noch frisch ist. Es ist auch selbige eines der vornehmsten Kräuter, welche zu dem Carmeliterwasser gebrauchet werden. Die Bienen erhalten davon vielen Vortheil, daher man solche um die Bienenstöcke pflanzen sollte. Unter allen Arten ist dem Geruche, und vermuthlich auch der Wirkung nach die Canarische dreyblättrige die stärkste, und daher sollte man diese billig in der Arzneykunst gebrauchen.

Drachenkraut.

S. Kunigundkraut.

Drachensteine.

Draconiti, sollen Steine von fliegenden Drachen seyn. Waller saget Mineralog. S. 520. daß sie, nach andrer Beschreibung, runde Steine und durchsichtig wie Crystalle sind; andre sollen mit verschiedenen Farben, schwarz, roth und weißspielend seyn.

Bisweilen pflegen auch einige eine Art Astroiten oder Sternsteine mit dem Namen der Drachensteine zu belegen; wir halten aber davor, daß diese Benennung den Astroiten nicht wohl zukomme.

Drachenwurzel.

S. Aron und Iris.

Drago=

Dragonermütze.

Diesen Namen führen zwo Arten der Klippkleber; die eine heißt sonst auch die Matrosenmütze, bey den Holländern Zotskap Patelle, und deswegen bey Herr Müllern die Narrenkappe Patella vngarica L. Es gehöret solche zu derjenigen Abtheilung, welche spitzige, gekrümmte Wirbel, und deswegen von Herr Müllern Krummwirbel genannt worden. Ihr Aufenthalt ist im Mittelländischen Meere. Die Schaale ist nicht gezähnelt, kegelförmig spitzig, und der Wirbel, wie ein Hacken, umgebogen. Es giebt weiße und gelblichte, auch, jedoch selten, solche, die inwendig apfelblüthfärbig roth sind. Die andere hieher gehörige Art ist die Morastpatelle, Patella lacustris L. diese trennet Hr. Geoffroi von den Klippklebern, welche im Meere sich aufhalten, und machet daraus, weil ihr Bewohner durch einige Merkmale sich von den übrigen unterscheidet, ein eigenes Geschlecht, und nennet solches Convexe Muschel oder nach dem Griechischen Worte Ancylus. Es ist solche auch unter dem Namen kleine Dragonermütze bekannt. Man findet diese kleine Schnecke bey uns in den Flüssen gemeiniglich an den Binsenstängeln und andern Wasserpflanzen fest ansitzend. Die größten werden etwan einen drittel Zoll lang. Die Schaale ist glatt, zart, durchsichtig, zerbrechlich, einem platten verlängerten Trichter ähnlich, und der Wirbel oben spitzig, und gleichfalls ein wenig übergebogen. Diese Schnecken besteigen sich unter einander und paaren sich mit einander.

Dragun.

Dragunkel, Dragoncell, Draban, Zittwerkraut, Bertram, Schlangenkraut, Kaysersalat, Draco herba, Dracunculus esculentus, Artemisia Dracunculus L. kann füglich als eine Art des Beyfußes betrachtet, doch auch, wegen des bekannten Namens, hier besonders angeführet werden. Es ist ein Staudengewächse, welches aus der fäserichten, dauerhaften Wurzel jährlich neue, und ohngefähr zween Ellen hohe, dünne, aber harte, eckichte, ästige Stängel treibt. Die Wurzelblätter sind gespalten, die an dem Stängel und Aesten aber völlig ganz, lang, schmal, schwärzlich grün, glänzend. Am obern Theile der Aeste sitzen die Blumen ährenweise; die Beschaffenheit derselben lehret der Beyfuß. Das Blumenbette ist nackend, und gemeiniglich findet man sechs weibliche und zwölf Zwitterblümchen in einem Kelche. Nur sind hier die Blumenköpfchen ganz klein, und erscheinen röthlich.

Die

Die ganze Pflanze, sonderlich die Blätter, haben einen scharfen, gewürzhaften und angenehmen Geschmack; der Gebrauch davon kann die Säfte des Körpers verdünnen, und die Gefäße eröffnen, den Appetit erregen, Blähungen treiben. Es wird an vielen Orten ein Sallat, auch Essig daraus bereitet. Es soll die Erdflöhe vom Kohl und andern Pflanzen vertreiben, wenn man das Kraut in Wasser einweichet, und damit die Pflanze begießt. Die Französischen Soldaten pflegen im Kriege das Fleisch mit den Blättern zu reiben, damit es nicht zeitig faule. In Sibirien und der Tartarey wächst selbige wild, dauert daher auch bey uns in freyen Gärten, ist recht dauerhaft, läßt sich durch die Wurzel vermehren, blühet aber alsdenn nicht in dem ersten Jahre, und überhaupt, da die Blüthe erst gegen den Herbst erscheint, wird man auch bey alten Stöcken, zuweilen keine wahrnehmen. Oefteres Begießen ist ihr zuträglich, und wird alsdenn besser gedeihen, als wenn man solche an feuchte und schattichte Oerter setzet.

Dragun, wilder, S. Dorant.

Draguncell.

S. Dragun.

Drat.

Fila metallica; hierunter versteht man metallische Faden von verschiedener Dicke. Man kann aus allen vollkommenen Metallen Drat verfertigen; die gebräuchlichsten aber sind Gold, Silber, Kupfer, Messing und Eisen oder Stahl.

Vom massiven Gold wird nicht leicht Drat gemachet; was man aber Golddrat nennt, ist eigentlich nur ein vergoldeter Silberdrat. Der Silberdrat wird also gemachet: Zuerst wird das geläuterte Silber geschmolzen, und in eiserne Eingüsse zu länglicht viereckichten Stangen gegossen. Diese Stangen werden mit gleich starken Hammerschlägen zu einem Cylinder gebracht, so gemeiniglich ein Zahn genennet wird. Dieser rund gehämmerte Silberstab oder Zahn, wird zum erstenmale durch die größten Löcher der Ziehplatte hindurchgezogen, in der Absicht denselben rund zu machen und ein wenig auszudehnen. Wenn der Stab hindurch ist, so wird er von neuen durch ein andres Loch, so etwas kleiner ist, gezogen, und auf diese Weise muß derselbe wohl funfzig- bis sechzigmal durch verschiedene Zieheisen, wovon immer eines ein kleineres Loch, als das andere hat. So oft der Stab durch ein Loch hindurch ist, so oft nimmt die Länge desselben um etwas zu, die Dicke hingegen ab, und auf diese Weise muß der Stab durch alle Löcher des

des groben Zuges durch, bis derselbe ohngefähr die Dicke eines kleinen Fingers erhalten hat. Nachmals wird derselbe wieder auf andre Zugmaschinen gebracht, welche ebenfalls ihre Zieheisen mit noch kleinern Löchern haben, da denn der auf dem groben Zuge bis zur Dicke eines kleinen Fingers gebrachte Silberstab immer schwächer und schwächer und in dünnere Fäden verwandelt wird.

Auf eben diese Weise wird der vergoldete Silberdrat verfertiget. Die Vergoldung geschieht folgendermaaßen: Der Silberstab wird in einen Schraubestock eingeklemmt, und an dem Orte, wo er die Vergoldung erhalten soll, rauch gefeilt. Auf den gefeilten Ort werden Goldblätter aufgeleget, welche mit Papierstreifen umwickelt, und mit Bindfaden dicht überflochten werden. Hierauf wird der Stab in die Esse gebracht und erhitzt, bis Papier und Bindfaden verbrannt ist. Alsdenn wird der heiße Stab in den Schraubestock gespannt, und die Goldblätter werden mit einem Blutstein so lange gerieben, bis alles kalt geworden. Endlich wird der vergoldete Stab, wie der Silberstab auf dem groben Zuge zuerst bis zur Dicke eines kleinen Fingers und alsdenn auf andern Ziehmaschinen immer feiner gemachet. Man pfleget aber nicht allezeit den Drat bis auf das feinste zuziehen, sondern läßt denselben zu verschiedenen Absichten bald gröber, bald feiner. Gemeiniglich hat man von selbigem zwölf Nummern, davon die erste die gröbste ist, und die nachfolgenden immer feiner ausfallen, so daß die letzte die feinste ist. Der gröbsten Nummern bedienen sich die Schwerdtfeger zu Degengewinden, die andern aber werden zu Lahn und Dressen verarbeitet, oder von den Gold- und Silberstickern gebrauchet.

Von Kupfer, vorzüglich aber von Messing und Eisen wird fast auf gleiche Weise Drat verfertiget, welcher gemeiniglich von Messing- und Eisenhämmern herkömmt, woselbst er auf dabey angelegten Dratmühlen nach allen Nummern gezogen wird. Wenn der Drat nicht bis auf das feinste gezogen worden, muß derselbe auf der Ziehbank durch ähnliche Werkzeuge, wie der Gold- und Silberdrat gemachet wird, nach der verlangten Feinheit gezogen werden. Die Nummern sind von der Dicke eines kleinen Fingers, bis zur Feinheit eines Haares.

Aus dem Messing- und Eisendrat werden Stecknadeln, Nehnadeln, Spicknadeln, Stricknadeln, Ketten, verschiedene Arten Hacken, Siebe, Stuhlfedern, Papiermacherformen, Fensterkörbe, Mäusefallen, Hecheln, Vogelbauer, Mückengitter und noch

viele

viele andere Sachen verfertiget. Aus dem Kupferdrat, wenn er versilbert worden, wird der Leonsche Drat gemachet.

Aus dem Tomback, welcher mit dem Messing viele Aehnlichkeit hat, und ihm den wesentlichen Bestandtheilen nach, gleich ist, wird gleichergestalt Drat von verschiedener Dicke und Feine gezogen, welcher gemeiniglich zu Dressen verarbeitet wird.

Dratblume.
S. Dotterblume.

Drattelblume.

Drattelblume nennen wir mit Hr. Planern Soldanella L. welche sonst auch Meerwinde heißt; da aber unter diesem, wie auch unter dem Lateinischen Namen in den Apotheken eine ganz andere Pflanze vorkömmt, so zu dem Geschlechte der Winde gehöret, und unter der Benennung Meerwinde beschrieben werden soll, läßt sich durch den neuen deutschen, und wegen der Beschaffenheit der Blumenblätter schicklichen, Namen, die Verwechselung dieser beyden Pflanzen am besten vermeiden. Bey Hr. Dycken ist dieses Geschlecht unter Meerkohl angeführet. Die Pflanze wächst auf den Alpen. Die fäßerichte Wurzel treibt langgestielte, dunkelgrüne, rundliche Blätter, und zwischen selbigen den niedrigen Stängel, welcher sich mit zween kleinen blauen oder weißen Blumen endiget. Der fünffach getheilte Kelch umgiebt ein glockenförmiges, am Rande vielfach eingeschnittenes, oder gefranztes Blumenblatt, mit fünf Staubfäden und einen Griffel. Das einfächerichte Saamenbehältniß öffnet sich oberwärts mit vielen Spitzen. Man hält die Pflanze im Scherbel, setzet sie in feste Erde, und im Winter in ein gemäßigtes Glashauß. Die Vermehrung geschicht durch die Wurzel.

Dratwurm.
S. Fadenwurm.

Drechselwalze.
S. Walze.

Drecklilie.
S. Affodil.

Drecksack.
S. Eberereschenbaum.

Drehhals.

Wendehals, Natterhals, Otter- oder Natterwindel, Iynx, Torquilla, ist ein Vogel, so groß wie unsre Feldlerchen, den Klein unsers Bedünkens mit Recht zu den Spechtarten zählet. Er hat demnach vier Zähen, zween vorne, zween hinten. Der Schnabel ist nicht ganz spechtartig, aber das hat, wie Klein behauptet, seine ge-

gegründete Ursache, dieweil er nicht so viel klettert, auch nicht in das frische Holz, sondern nur in das faule hacket, die Würmer vornehmlich an den Wurzeln suchet, und also nur in der Erde herumstöhret. Indessen machen ihn die Zähen, und hiernächst hauptsächlich die Zunge ganz den Spechten ähnlich. Denn die Spechtzunge ist sehr lang, die längste unter den Vögeln, vorn mit einem hornichten Pfeile versehen. Die Zunge des Kuckucks, wohin einige unsern Drehhals haben bringen wollen, ist nur kurz, und gar mit keinen solchen Rånder-Ansatze. Hr. Linnäus selbst hat ihn in der ersten Ausgabe seines Systems, auch noch in der Fauna Suec 78. unter das Geschlecht des Kuckucks gebracht; nachher aber ein eigen Geschlecht unter dem Namen Wendehals, Iynx, zwischen dem Kuckuck und dem Specht eingeschoben, und unsern Vogel unterm Namen Drehhals, Torquilla, dahin gesetzet. Die Geschlechtscharactere sind: der Schnabel bohrichtrund, und spitzig, die Naslöcher hohl und nacket, die Zunge bohrichtrund, wurmförmig, sehr lang und spitzig auslaufend; zween vorder, und zween hinter Zähen. Das äußerliche anlangend, so ist er auf dem Kopfe, Rücken, Flügeln und Schwanze grau, theils schwärzlich, theils röthlich gestreifet; daher dies einige braun nennen, mit schwarz und weiß geflecket, wie Boddaert thut. Die vordern Schwingfedern haben wechselsweise auf einander folgende schwärzliche und röthliche Streifen. An Kehle, Hals, Brust, und unter den Flügeln hat er fast das Ansehn der Waldschnepfe, weißgelb und schwärzlich geschuppet. Am Bauch schmutzig weiß. Schnabel und Füße blaulicht, ersterer oben gewisser Ursachen wegen zwar nicht ganz spechtartig, aber desto mehr ist es die Zunge. Die Federn des Schwanzes sind auch weicher, als an den andern Spechtarten; er kann sie aber mehr ausbreiten, wenn er klettert und arbeitet. Der Vogel brütet in hohlen Bäumen, doch nicht in dicken Wäldern, sondern nur in Vorhölzern, im Felde und Gärten. Er trägt kein Genist in die Höhle, sondern leget die Eyer auf das Wurmmehl des faulen Holzes gemeiniglich fünf bis sieben. Die ausgebrüteten Jungen nähret er, wie sich selbst, mit allerley Insecten aus den dicken Hecken. Er klettert nicht so viel an den Bäumen wie die Spechte, sondern hüpfet mehr auf der Erde herum, suchet daselbst Würmer, Ameisen und ihre Eyer. Wenn er, welches bald zu Frühlingsanfange geschieht, zu uns ankömmt, giebt er sich gleich durch sein Geschrey zu erkennen; und außer diesem

diesem hat er weder Stimme noch Gesang. Der gemeine Mann will daraus auf gutes Wetter schließen. Er geht im September wieder von uns; aber die Spechtarten insgesammt bleiben den Winter über da. Männchen und Weibchen sind schwer zu unterscheiden. Der Name zeiget schon an, daß er ihn vom Wenden des Kopfes bekommen hat. Denn wenn man ihn in der Hand hält, drehet er den Kopf sehr und windet ihn, welches wie der Balg einer Otter aussieht, da die Federn am Kopfe und Halse fein gestreifet und getüpfelt sind.

Drehkäfer.

Diesen Namen giebt Herr Müller in seinem vollständigen Linnäischen Natursystem denjenigen kleinen Insecten mit ganzen Flügeldecken, welche sehr schnell auf dem Wasser herumfahren und durch ihre Bewegung allerhand Kreise und Ringe bilden; daher sie auch von den Franzosen Tourniquets genannt werden. In Deutschland sind sie an verschiedenen Orten unter dem Namen der Wasserflöhe bekannt. Der Herr von Linné nennt dieses Geschlecht Gyrinus und giebt von ihm folgende Kennzeichen an: keulförmige Fühlhörner, die etwas steif und kürzer als der Kopf sind, und vier Augen, von denen zwey unten und zwey oben stehen. Er bemerket davon nur zwo Arten, die vielleicht, wenn man die Sache genau nehmen wollte, nicht einmal als ganz verschiedne Arten angesehen werden sollten.

Die erste Art, welche bey ihm Gyrinus natator und bey Herr Müllern der Schwimmer heißt, ist glatt und glänzend schwarz, bisweilen auch kupferbraun, und hat schwarz gestreifte Flügeldecken, auf deren Hintertheilen einige Erhöhungen stehen, welche herabfallen, sobald das Thierchen todt ist. Von den Augen stehen die zwey obersten an dem gewöhnlichen Orte, die andern beyden aber etwas niedriger und rückwärts. Die Füße, welche eine gelbe Farbe haben, sind breit und zum Schwimmen eingerichtet. Man findet diese Insecten auch in unsern Gegenden auf den Sümpfen und auf stillstehenden Gewässern.

Die zwote Art von Drehkäfern, welche bey dem Ritter von Linné Gyrinus americanus und bey dem deutschen Herausgeber seines Natursystems der Ungestreifte heißt, weil die Flügeldecken ohne Streifen sind, kömmt in Ansehung der Gestalt in den meisten Stücken mit der vorigen Art überein, nur hat sie ein haarichtes Maul, und keine Erhöhungen an den Flügeldecken. Die Füße sind roth, und die Größe beträgt noch einmal so viel als bey der vorigen Art. Daß Amerika das Vaterland

terland dieser Käferchen ist, erhellet schon aus der Linnäischen Benennung.

Drehkraut.

Drehkraut, beym Nomenclator Zirmet, auch spanische Möhren genannt, Tordylium L. ein Doldengeschlecht, woselbst die einzeln Dolden auf ganz kurzen und ungleichen Stielen sitzen. Die Haupteinwickelung besteht aus vielen, schmalen und langen Blättchen, dergleichen auch bey den kleinen Dolden, aber nur auf der einen Seite, sitzen. Alle Blümchen sind Zwitter; die auf der Scheibe haben einander ähnliche, herzförmige, umgebogene Blättchen, bey den Randblümchen aber ist das äußerste viel größer und gespalten. Die breite, runde Frucht ist am Rande gleichsam eingefasset, eingekerbet, oder mit kleinen Erhebungen besetzet, und theilet sich in zween ähnliche Saamen. Es hat dieses Geschlecht mit dem Klettenkörbel viel ähnliches; da aber bey diesem, außer den Zwitterblümchen, auch männliche sich zeigen, so kann man beyde gar wohl unterscheiden. Wollte man einige Arten des Drehkrautes zu dem Klettenkörbel rechnen, würde auch der erhabene ausgekerbte Rand des Saamens ein gar deutliches Unterscheidungszeichen abgeben, wie Herr Cranz erinnert; denn die letztern Arten des Herrn von Linné haben dergleichen nicht, oder doch kaum merklich. Herr von Haller hat auch verschiedene Arten, welche Herr von Linné bey dem Drehkraute angeführet, zu dem Klettenkörbel gerechnet. Die Dolden dienen fast alle nicht zur Zierde in den Gärten, sondern werden nur wegen der Mannichfaltigkeit, oder des Nutzens daselbst unterhalten; daher wir auch von diesem Geschlechte nur drey anführen wollen.

1) Das Syrische Drehkraut, Tordylium Syriacum L. Diese in allen Theilen rauchlichte Pflanze wird kaum einen Fuß hoch, hat viele Aeste, selten einfache, gemeiniglich gefiederte Blätter, welche aus drey oder fünf rundlichen eingekerbten Blättchen bestehen; die Hauptdolden sind mit Blättern umgeben, welche länger als die Dolden selbst sind; nach dem Verblühen zieht sich die Hülle und Dolde zusammen, und machen eine Vertiefung. Die Saamen sind groß, und der erhabene, eingekerbte Rand sehr merklich. Wächst in Syrien wild, und kann bey uns ohne Mühe aus den Saamen erzogen werden.

2) Das Cretische Apotheker Drehkraut, Cretische Sesel, Tordylium officinale L. wächst in Italien und Sicilien, ist auch ein jähriges Gewächs, nicht viel über einen Fuß hoch, mit ästigen, gestreif-

gestreiften, rauchen Stängeln, und gefiederten Blättern, welche aus eyförmigen, eingeschnittenen, haarichten Blättchen bestehen. Die besondern Hüllen an den einzeln Dolden sind so lang, als die Blumen selbst. In den Apotheken ist der Saame unter dem Namen Seseli creticum eingeführet, aber gänzlich wieder abgeschaffet worden. Er soll den Urin und die monathliche Reinigung, wie auch die Blähungen treiben.

3) Das Heckendrehkraut, Heckenkörbel, Schaafkörbel, Klettenkörbel, Bettelläuse, Tordylium anthriscus, wächst an den Wegen an gebauten und ungebauten Orten, auch in den Feldhecken um die Dörfer, hat gedrängte Dolden, und gefiederte Blätter, welche aus eyförmig spitzigen, wiederum federartig zertheilten Blättchen bestehen. Der Saame hat kaum einen merklichen Rand, und könnte daher zu dem Klettenkörbel gebracht werden, wie auch Herr von Haller gethan. Die Schaafe lieben die jungen Blätter vor andern Gewächsen.

Drescher.

Drescher auf Guinea, ein etwa vier Ellen langer Fisch, streitet beständig mit dem Grampus, der doch ungleich grösser ist. Richter. Phillips Reise längst der Küste von Guinea, in den Sammlungen A. Reisen, Band III. S. 424. hat dieses, aber auch sonst nichts, zuerst in folgenden angemerket: Sie hatten viel Vergnügen bey Erblickung eines Fisches, der Drescher genannt, welcher mit den Grampussen stritt. So viel als man muthmaßen konnte, ist der Drescher vier Ellen lang, aber sehr geschlank. Wenn er sich einläßt, so erhebt er sich mit dem einen Ende aus dem Wasser, und fällt mit solcher Heftigkeit auf den Grampus, daß man auf eine Meile weit das Geräusch hören, und den Riß in der See sehen kann, welchen der Stoß machet.

Dreyblatt.

S. Fieberklee und Trillium.

Dreyblatt, dornichtes, S. Fagonie.

Dreyeck.

Diesen Namen führen einige, unter sich ganz verschiedene, thierische Körper, davon einer unter den Flügelwürmern, der andere unter den Quallen vorkommen wird. Hier beschreiben wir dasjenige Geschlecht von Conchylien, welches Herr von Linne' Donax, und Herr Müller nach der Holländischen Benennung Dreyeckmuschel oder Dreyeckdoublet genennet. Das Thier, welches dieses Gehäuse bewohnet, ist ein Seehase, und das Gehäuse hat eine platte,

drey-

dreyeckichte Gestalt; es ist solches zweyklappig, und an dem vordern Rande stumpf abgestutzet. Das Schloß hat zwey Zähnchen und der Seitenzahn steht etwas entfernet unter dem After. Hr. von Linné führet zehn Arten an, welche von den ältern Schrifftstellern theils unter die Gienmuscheln, theils unter die Tellinen gerechnet worden. Wir führen solche alle unter ihren besondern Namen an. Die vornehmsten sind: der Triangel, das Stümpfchen, die Xulanesische Buchstabenmuschel, die Dornmuschel, die Bettler- oder Jrusmuschel.

Dreyeck, nach dem Müller die zwote Gattung des Geschlechts der Beinfische, Ostracion Trigonus, Linn. Gen. 236. s. Kropffisch, Crayracion Klein.

Dreyfaltigkeitsblume.
S. Veilchen.

Dreyflügel.

Triopteris L. Der Kelch ist fünffach getheilet. Die sechs Blumenblätter scheinen gleichsam so viel Flügel des Fruchtkeimes abzubilden; zehn Staubfäden umgeben drey Griffel; drey doppelt geflügelte Saamenbehältnisse machen die Frucht aus. Der obige Name schicket sich nicht allein für diese Pflanze, sondern noch besser für die Hiräa, welche Herr von Linné mit diesem Geschlechte vereiniget, in der Murrayischen Ausgabe aber, wie schon zuvor Herr Jacquin gethan, davon getrennet hat; denn bey dieser ist die Frucht nur mit drey, bey unserer Pflanze aber mit sechs Flügeln besetzet. Die Pflanze wächst in Amerika, und gehöret zu den seltensten.

Dreygranne.

Aristida L. Wir führen dieses Graßgeschlecht nur wegen des Namens an, indem die drey davon bekannt gewordenen Arten bey uns nirgends anzutreffen sind. Jeder Blumenkelch besteht aus zween Bälglein, und die darunter befindliche Spelze ist der Länge nach zusammengeleget, und mit drey Grannen geendiget. Sonst sieht man drey Staubfäden, zween Griffel mit haarichten Staubwegen und einen zarten, dünnen Saamen.

Dreyhorn.

Dreyhorn, die vierte Gattung des Geschlechts der Beinfische nach dem Müller, Ostracion Tricornis, Linn. gen. 136. s. Kropffisch, Crayracion Klein.

Dreyling.

Dreyling will der Nomenclator Triplaris nennen, indem auch der lateinische Namen anzudeuten scheint,

scheint, daß in den Blumentheilen die gedritte Zahl anzutreffen. Der große Kelch ist in drey lange, spitzige Einschnitte getheilet, und umgiebt drey Staubfäden, und einen dreyeckichten Fruchtkeim mit drey Griffeln, deren Staubwege dreyeckicht und haaricht sind. Die Frucht ist eine dreyeckichte Nuß, und wird von den untern eyförmigen Theile des Kelches eingeschlossen. Hr. Jacquin, und mit ihm Herr von Linné hatte auch drey Blumenblätter angegeben, welche aber nach der Murrayischen Ausgabe mangeln. Die Pflanze wächst im mittägigen Amerika, und ist wenig bekannt.

Dreyspalt.

S. Tridax.

Dreystrahl.

Aus dem Europäischen Ocean erhält man diese eyförmig platte, fast glatte, auf einem weißen Grunde mit drey rothen Strahlen bezeichnete, und an der Vorderseite des Schlosses runzlichte Tellmuschel. Tellina fasciata L.

Dreystrahl, die dreyzehnte Gattung der Klippfische nach dem Müller, Chaetodon Triostegus, Linn. gen. 164.

Dreyzack.

Dreyzack, nach dem Müller, Perca trifurca, L. gen. 168. sp. 36. des Geschlechtes der Bärschinge; weil die Schwanzflosse drey Spitzen haben, und also von den Holländern Dubbelstaart eigentlich nicht zu benennen sey.

Dreyzack, S. auch Salzbinsen.

Dreyzehe.

Dreyzehe ist der dreyzehichte Specht, dessen, nach andern Schriftstellern, Herr Klein in der neuesten Vögelgeschichte gedenket. Hr. Linnäus hatte ihn schon längst in den Dalekarlischen Alpen entdecket, Picus pedibus tridactylis, und Messerschmid einen in Sibirien gefunden. Aber Herr Klein stand in den erstern Ausgaben seiner Historie der Vögel noch an, ihn zu den Spechten zu zählen, weil die Anomalie so groß war, und seiner Charakteristik zuwider. Endlich aber bekam Edward auch einen weiß und schwarzbunten, dreyzehichten Specht aus der Hudsonsbay; worauf ihn Klein n. 17 in seine Historie nachtrug, unter dem Namen Specht mit außerordentlichen Füßen. Es verhält sich alles an diesem Spechte, wie bey andern Spechtarten, nur die Füße sind sonderlich, und haben nur drey Zehen, zween vorn und einen hinten, der einen längern Nagel hat. Die Natur hält also bey diesem Vogel das Mittel seines Geschlechts;

schlechts; indem sie ihm doch die zween Vorderzehen allein läßt, und den hintern, weil er nur allein ist, mit einem desto längern Nagel versieht. Herr Linnäus hat ihn in den Schwed. Abhandl. 16. p. 263 der deutschen Uebersetzung ausführlich; aber in der Fauna Suec. 84. aus diesen ganz kürzlich beschrieben. Die letztern wollen wir mit wenigem hieher übersetzen. Der Vogel ist wenig größer als ein Sperling. Der Körper schwarz, etwas gesprenkelt. Vom Winkel des Mundes geht, zu beyden Seiten, ein weißer Streifen bis ins Genicke, wo er zusammenläuft, und denn wieder ausgebreitet, über Hals und Rücken bis zum Schwanze geht. Brust und Bauch unten schwarz und weiß gesprengt. Die Schwungfedern oben schwarz, mit drey bis fünf Reihen, weißer ganz kleiner Flecken; unten aschgrau, mit sieben bis acht Reihen, dergleichen aber größerer Flecke. Die obern Deckfedern der Flügel gleichfalls schwarz. Der Schwanz kurz, starr, mit schwarzen Federn, deren die beyden äußersten weiß gesprenkelt sind. Der Scheitel des Kopfes safrangelb. Der Schnabel eckicht keulförmig, in eine Spitze ausgehend. Drey Zehen an den Füßen, vorn zween gleiche, und der innere etwas weniges kleiner. Hinten einer, aber länger und stärker.

Drittfisch.

Eine Art von Bastardfischchen, welche nach dem Aldrovand, aus der Paarung der Laugelen, Agonen oder Agunen, mit den Rotten und Breitfischen, (Leucisci spec. secunda Gesn. cum Rutilis aut Rubellis, et cum Scardulis s. Cyprinis latis,) entstehen und als Bastarte von beyden etwas ähnliches haben; davon Aldrovand p. 234. und Ionston p. 136. nachzusehen. S. unsern Artikel Digünen.

Drohnen.

So pfleget man die Brutbienen zu nennen, welche man nur zu gewissen Zeiten, nämlich vom May bis gegen den August, in den Bienenstöcken antrifft. Sie sind noch einmal so lang und dicke, als die sogenannten Arbeitsbienen, von denen sie sich auch noch überdieses durch den Mangel des Stachels unterscheiden, wie bereits in dem ersten Theile dieses Werkes unter dem Artikel Biene S. 714. ausführlicher gemeldet worden ist.

Dromedar.

Diesen Namen giebt man denjenigen Kameelen, welche nur einen Höcker auf dem Rücken haben und bey den alten Schriftstellern arabische Kameele heißen. Nähere Nachricht von diesen nützlichen

Thieren soll unter dem Artikel Kameel folgen.

Drosch.
S. Lein.

Droßel.

Diese Vögel machen beym Klein, und auch bey andern, ein eigenes Geschlecht aus. Bey erstern ist es das fünfte in der vierten Familie. Die Charaktere der Droßeln sind folgende. Die Füße mit vier Zähen, drey vorn, einen hinten. Der Schnabel fast gerade, der obere Kiefer abgerundet, am Ende in etwas gebogen. Der untere ist ganz gerade. Der obere hingegen erhebet sich in der Mitte etwas, fällt bald wieder ab, und leget sich über den untern mit einem verlornen Hacken. Mit dem Schnabel kann der Vogel ziemlich kneipen, aber nicht schneiden, wie die Heher. Die Nasenlöcher eyförmig, nackend, nur bey einigen halb mit Federn, auch mit einem Häutchen bedecket. Die Zunge längsthin ausgehöhlet, auf der Spitze ein wenig gespalten; der Rachen meistens goldgelb. Dieser Droßeln nun giebt es viele Arten, die auch theils bey den Schriftstellern, theils im gemeinen Leben, ihnen eigene Namen bekommen. Ich will hier die Arten insgesammt anführen, und nur bey denjenigen ihre kennbare Charaktere, nebst andern Eigenschaften anmerken, denen ich in der Folge keine weitere Beschreibung, in einem besondern Artikel, widmen werde. Diejenigen Arten hergegen, die ihren Namen nach gar zu bekannt sind, und die folglich einen eigenen Artikel verdienen, will ich hier nur mit ein paar Worten berühren. 1) Schnarre, Misteldroßel, Ziemer, ist die größte Art. Turdus visciuorus maximus 2) Wachholderdroßel, Krammetsdroßel, Blauziemer, Turdus pilaris. 3) Zipdroßel, Pfeifdroßel, Weißdroßel, Turdus Iliacus, wird oft mit der folgenden vermenget. 4) Weindroßel, Rothdroßel, Sangdroßel, Turdus musicus; diese sind insgesammt besonders zu beschreiben. 5) Amsel, schwarze Droßel, Merula S. Amsel. 6) Ringdroßel, Schneedroßel, Boddaerts gekraagte, Merula torquata. 7) Golddroßel, Birole, Kirschvogel, Merula; aurea, Oriolus Icterus. S. Golddroßel. Dieser sind als Abänderungen beyzuzählen: die gelbbunte Droßel, die Merle mit schwarzem Barte, die schwarzköpfichte Golddroßel, die surinamsche rothe Golddroßel, die spanische bunte, die schwarzbärtige, alles Arten unserer Golddroßel. 8) Blauköpfige rothe Droßel, Blauvogel, Turdus ruber, capite cyaneo. Hals, Rücken und Flügel sind bunt aus blau und roth, Brust, Bauch

Bauch und Schwanz pomeranzenfärbig, Füße und Schnabel schwarz. 9) Spreedroßel, einsame Droßel, Passer solitarius, größer als die Amsel, und wie ein Staar schwarzweiß getiegert. 10) Weiße Droßel, eine mit wenigen Flecken und fast schneeweiß, eine andere mit braunem Rücken, und häufigern Flecken. 11) Bunte amerikanische Sangdroßel, Turdus minor coeruleo albus. 12) Schwarz gefleckte Amsel S. Amsel. 13) Rostfarbige Droßel. Schnabel schwarz, und braune Füße. Von der Kehle bis an die Schenkel weißlicht, mit kleinen braunen, weitläuftigen Flecken. 14) Blauäugige Droßel, der untere Kinnladen blau, der obere nebst Kopf und Hals, bis auf die Brust, schwarz gezacket, Schwanz und Flügel schwarz, und diese mit vier weißen Streifen gezeichnet, der übrige Leib und Rücken zwischen den Flügeln gelb, Füße fleischfarben. 15) Graue langgeschwänzte Droßel, Turdus minor cinereo albus non maculatus, oder Turdus polyglottos Linn. trägt den langen Schwanz steil in die Höhe. 16) Bleyfarbige Droßel, Turdus plumbus L. Ist bleyfarbig mit etwas schwarz eingesprenget, an Kehle und Kopf schwarz, der Ring um die Augen goldfarben, der Schwanz hoch, die Füße roth. 17) Kleine Carolinsche Droßel, Turdus minimus. Ist fast mit unsrer Weißdroßel zu vergleichen. 18) Zinnoberbrüstige Droßel, merula indica, pectore cinnobarino. 19) Rothköpfige Droßel, Muscicapa, corona rubra. Der Unterleib grau, der obere bräunlich, der Schwanz schwärzlich, auf dem Wirbel des Kopfes ein rother Strich. Ist beym Frisch ein Neuntödter. 20) Gelbbrüstige Droßel, Oenanthe americana pectore luteo. Beym Linné Turdus virens, Farbe schwarzgrünlich, oder graugrün, der Unterleib gelb, weiße Augenbraunen, ist in Amerika. 21) Grauröthliche Droßel, merula fusca, hat einen pomeranzfarbigen Schnabel, auf dessen Spitze ein schwarzer Strich. Unterm Kinne weiß. Der Oberleib dunkel, der Unterleib lichtgrau, Füße gelb. 22) Schopfdroßel, Turdus crinitus L. Kopf, Hals und Brust bleyblau, der Bauch gelblicht, der Rücken grünlicht, die Schwing- und Schwanzfedern oben braun, unten röthlicht, auf dem Kopfe ein Schopf, aus Amerika. 23) Braungelbe Misteldroßel, Turdus canorus L. Ist braun bis auf den Schnabel und Füße, welche gelb sind, unten ist die Farbe etwas röthlicht, ein weißer Streif läuft an der Seite des Kopfes hin, der Schwanz abgerundet. Heymath Bengala und China, wo er Benjabow heißt. 24) Droßel

ßel mit langem Schwanz und Federbusch, Plümanschwanz, Auis Paradisiaca Brasiliensis, hält sich in den Brasilischen Wüsten auf, und wird selten gefangen. Der Oberleib und der lange Schwanz castanienbraun, die Flügeldecken goldfarben, Brust und Unterleib weißlich, die Augen feuerfarben, der Schnabel röthlich, Kopf und Federbusch glänzend schwarz. Seba hat ihn beschrieben. 25) Bergamsel, merula Saxatilis, ist unter Amsel vorgekommen. 26) Seidenschwanz, Turdus cristatus, Linn. Ampelis S. Seidenschwanz. 27) haarzopfige Droßel, Turdus roseus L. der halbe Schnabel gelb, der Kopf dunkelblau mit rückwärts herabhangenden Zöpfen, Flügel und Schwanz schwarz. 28) Purpurdroßel mit bunten Flügeln, aus Indien. 29) Weiß und schwarze Droßel, ist ebenfalls aus Indien; beym Edward. 30) Bruchdroßel, Turdus musicus palustris, siehe oben diesen Artikel. 31) Rohrdroßel, Rohrsperling, Turdus canorus arundinaceus; s. unten bey Rohrdroßel. 31) Goldgekörnte Droßel, ist die allerkleinste unter dem Droßelgeschlechte. Auf dem Kopfe schön goldfärbig, über dem Auge ein schwarzer Strich, der Oberleib olivenfarben, der Unterleib weiß, mit schwarzen länglichten Flecken, wie an andern Droßeln, die Füße gelbbraun; ist in Pensylvanien zu Hause, machet ihr Nest auf der Erde, an der Mittagsseite eines Berges, in den trockenen Blättern, leget fünf weiß- und braungefleckte Eyer. — So weit gehen Hrn. Kleins Arten von Droßeln. Boddaert hat in seiner neuesten Vermehrung des Linnäischen Natursystems noch eine ganze Parthie anderer, besonders ausländischer Droßeln, aus dem Büffon, Brisson und andern, aus Hrn. Burmanns und von Meulens Cabinettern angeführet, die ich hier bloß nahmhaft machen will, ohne irgend die Beschreibungen selbst herzusetzen, unerachtet sie insgesammt sehr kurz sind. Denn, nicht eben auf den Raum zu sehen, so bleiben die Gegenstände, weil es mehrentheils ausländische sind, dem Leser jederzeit etwas dunkel, wenn er nicht die Abbildungen vor sich hat. Es sind aber folgende Droßeln. 1) Zugstrichdroßel, migratorius, grau mit fuchsrothem Bauche, in Amerika; 2) glänzende, grüne, mit Violetflügeln; in Angola; 3) schöne Droßel, oben goldgrün, unten orangefärbig, auf Senegal; 4) Weißfleck, dunkelolivengrün, mit weißem Flecke auf den Flügeln, unten weiß; in St. Domingo. 5) Grünartige Droßel, auf dem Rücken grünbraun unten gelblicht; in Cayenne. 6) Schwarzkappe, dunkelgrau, der Kopf oben schwarz;

auf dem Cap. 7) Goldflügel, braun, Brust roth, Flügel violet und goldglänzend; in Madagascar. 8·9) Kaffer und Caapsche Droßel, schwärzlich, der Bauch gelblicht; auf dem Cap. 10) Schwarzkopf, ebenfalls schwärzlich, besonders am Kopfe, Bauch und Bürzel braunroth, weißen Flecken an den Flügeln; auch auf dem Cap der guten Hoffnung. 11) Palmdroßel, olivengrün, unten aschgrau; in Cayenne. 12) Carolinische Droßel, castanienbraun, Hals hinten schwarz, die Flügel dunkelpurpur; in Carolina. 13) Orangebauch, Rücken braun, Unterleib orangefarben; in Canada. 14) Graue Droßel, oben dunkelgrau, unten weiß, Schwingfedern braun mit schwarzen Puncten; in Cayenne. 15) Droßel von St. Domingo, bräunlicht, unten weiß, auf Domingo. 16) Mohr, schwarzglänzend, die vordersten Schwingfedern roth mit schwarzen Tüpfeln; auf dem Cap. 17) Surinamsche, glänzend schwarz, Steiß und Brust zu den Seiten gelb, in Surinam. 18) Ceylonsche, grün, unten gelb, schwarzer Augenstreif, der nach der Brust zuläuft. 19) Orangekopf, grün, und weiß mit schwarz gesprenget, Kopf und Genick orangefarben, in Guiana. 20) Schwarzschnabel; braun, Schnabel, Kehle und Brust schwarz, mit oranger Einfassung, Bauch grüngelb mit schwarzen Flecken; auf Domingo. 21) rothe Droßel, Rücken roth, Hals von vorn und zur Seiten schwarz mit weißem Rande; in Cayenne. 22) Prächtige; grün, Kehle Seegrün, Bauch violet, Flügel und Schwanz glänzend blau, in Angola. 23) Geschulpte Droßel; braun, an den Federn weiße Ränder, Kopf und Scheitel braunroth, Steiß rosenroth, Bauch weiß; auf dem Cap. 24) Graue; oben braungrau, unten am Leibe weiß; auf Senegal. 25) Ostindische Droßel; grün, unten etwas bleich; in Ostindien. 26) Glänzende; braun mit grüner Schattirung, Bauch roth mit schwarzbraunen Flecken; auf den Manillischen Inseln. 27) Violette; purpurfarben, Rücken und Flügel grün, Schwanz blau; in Judäa. 28) Palmist; gelbbraun, Kopf und Nacken schwarz, Hals und Brust weiß; in Cayenne. 29) Bordirte; dunkelbraun, mit gelber Einfassung an den Federn, Kehle schwarz, auf Madagascar. 30) Graue; die Deck- und Schwingfedern weiß gerändert; hin und wieder in Europa. 31) Häßliche Droßel; grün, Kopf und Hals schwarz, Bauch und Bürzel roth, Schultern und Deckfedern am Schwanze blau, die drey ersten Schwingfedern gelb, der Schwanz übrigens schwarz; auf den philippinischen Inseln. 32) Langsterz; dunkelblau, mit goldener Schattirung, der Schwanz sehr

 lang;

lang; auf Senegal. 33) Blauflügel; am Rücken grün, am Kopfe braun, Brust castanienbraun, blaue Deckfedern an den Flügeln; auf den Molukischen Inseln. 34. 35) Gekrönte Droßel; grün, am Bauche orange; und Gelbkehle auch grün, an Kehle und Brust gelb, beyde in Bengalen. 36) Bunte; schwarz und weiß; auf St. Domingo. 37) Braunschnabel; grün und unten grau; in Ostindien. 38) Dunkle; am Rücken braun, Kopf und Kehle schwarz, der Bürzel gelb; in Senegal. 39) Grünkopf; braun mit weißer Kehle, am Bauche blaßbraun, am Kopfe grün; auf den Philippinischen Inseln. 40) Podobe, schwarz mit rothen Flügeln, Schwanz dunkelbraun, etliche Schwingfedern zur Hälfte weiß; in Senegal. 41) Blaukopf, lichtbraun, mit dunkelblauem Kopfe, Schwanze und Schwingfedern; auf dem Cap. 42) Blaubrust, Rücken rothbraun, Scheitel und Nacken schwarz, Brust und Schwanz blau, Bauch gelb mit schwarzen Streifen; in Guajana. 43) Rothköpfchen; gelbbraun, unten etwas blässer.— So weit gehen die Ergänzungen des Hrn. Boddaerts. Was der Droßeln ihre Betragungsart, Nahrung, Begatten und Brüten, u. s. w. anlanget, das wird unten bey jeder bekannten Art einzeln angemerket werden. Hier sind nur einige allgemeine Nachrichten mitzunehmen. Da die Droßeln so sehr zu den menschlichen Nahrungsmitteln und theils zu den Leckerbissen gehören: so hat man ihren Fang gar bald zu einem Interesse gewisser Landgüter und Intraden gemachet, und die Droßeln zu edlen Vögeln und zur Niederjagd gerechnet. Man fängt ihrer mancherley Arten auf den Sangheerden mit Dohnen und Schlingen, auf den Bäumen, wo Misteln wachsen, u. s. w. Viele derselben nisten bey uns, und bleiben den Winter über da; viele hergegen ziehen in fremde Länder. Wenn im Herbste der Fang der einheimischen Vögel vorbey ist, so kömmt öfters eine unsägliche Menge von Droßelarten mit vollem Heerzuge geflogen: zuerst die Wein- und Sangdroßeln, nach diesen die Zugdroßeln, zuletzt die Krammetsvögel mit Schnarrdroßeln untermischet. Der Zug dieser Vögel geschieht aus den nordischen Gegenden, aus Schweden, Rußland, aus Sibirien, längst der Ostsee nach den westlichen und mittägigen Ländern. Er geht im Herbste an, währet bis in die Mitte des Octobers, und erstrecket sich über den Finnischen Meerbusen, über Liefland, Curland, zu dem die Droßeln stoßen, die über Litthauen aus Norden und Osten herkommen. Sie gehen um diese Zeit bis zu den Alpen, von da in unglaublicher Menge nach Italien, wo

wo sie in den Weingärten Nachlese halten. Die übrigen, welche nicht so weit vordringen, oder nicht umkommen, gehen vermuthlich nach ihrer nördlichen Heimath zurück. Etliche wenige bleiben auch bey uns, und verbergen sich den Winter über. Denn von Golddroßeln und Amseln weis man, aus ihrer frühen Frühlingsbruth, und andern Umständen, daß sie den Winter durch bey uns bleiben; wo sie noch genugsames Futter finden. Bey neblichtem Wetter und wenn es reifet, ziehen vornehmlich die Krammetsvögel und Weindroßeln nicht so stark fort, als bey hellem. Daher im ersten Falle viele dergleichen Vögel gefangen werden, weil sie da liegen bleiben, und nicht gern weiter ziehen. Auch wenn sie noch warme Zeit spüren, ziehen sie nicht so bald weg. Man fängt sie in allen Ländern in unbeschreiblicher Menge; doch in einem Jahre ihrer mehrere, als im andern. Herr Klein merket an, daß im Jahre 1746. allein in Danzig 30,000 Paar Droßeln sind hereingebracht und in der Accise angegeben worden; ohne die andern, schreibt er, welche heimlich in die Stadt gebracht, oder außer derselben in Gärten und Wirthshäusern sind verzehret worden, welche zum wenigsten dreymal so viel betragen. Betrachtet man nun, was in andern Ländern und auf dem ganzen Striche weggefangen wird, so muß man billig über den ungeheuern Heerzug dieser Vögel erstaunen; denn allein in einem Lande werden ihrer viele Millionen gefangen. Es scheint übrigens, daß sie nur in Europa bleiben, oder höchstens noch ihren Strich und Wiederstrich vor und nach Asien haben. Die meisten fressen gern allerhand Beeren, Abräschen, Wachholder, auch viele Gewürme und Insecten, die sie sich auf der Erde aufsuchen. Sogar im Winter suchen sie sich bey uns von den Mistel- Wachholder- Vogel- und Mehlbeeren zu nähren, die in den dicken Wäldern häufig an den Bäumen entweder hängen bleiben, oder herabfallen. Die meisten dieser Vögel singen etwas, doch mehrentheils ist es nicht viel. Sie werden auch eingefangen, zahm gemachet, und nehmen in diesem Zustande allerley Manieren an, wozu man sie angewöhnet.

Droßel, Meerdroßel, Turdus marinus, eine Art von Rondeköpfen. Richter. Gesner führet in diesem Geschlechte der Krametfische oder Trostlen bis 15. Gattungen auf; Linné mit dem Artedi verschiedene in dem 166. Geschlechte, Labrus, Lippfische, nach dem Müller, s. Droßelmaul, Cicla des Kleins.

Droßelbeerstrauch.

S. Schwelgenbaum.

Droßel=

Droßelmaul.

Cicla nennet Klein, Miss. V. Fascic. XI. p. 46. sein viertes Geschlecht derer Fische, die mit offenen Ohren Athem holen, und nur eine Rückenfloße haben, Monopterorum, und zwar derjenigen, denen eine lange, gleiche und nicht abgetheilte, Rückenfloße zu Theile worden, und die darneben folgenden eigenen Charakter und Unterscheidungszeichen haben: nämlich, neben dem dichten und gleichsam zusammengedrückten Leibe und Schwanze, auch außer den spitzigen Zähnchen, und der Schönheit und Mannichfaltigkeit der Farben und Zeichnung, einen verlängerten Kopf mit einer ziemlichen Mundspalte, und vorzüglich einen beweglichen Oberkiefer, der sich an den Unterkiefer andrücken und anschließen, sich aber auch von selbigem zurückziehen und den Mund erweitern, kann. Dieser letztern Aehnlichkeit wegen, die sich an dem beweglichen Oberkiefer der Droßeln oder Krammetsvögel, auch der Amseln, nebst dem verlängerten Schnabel, eben so befindet, beleget Klein dieses Geschlecht mit gleichem Namen, Turdus, oder Griechisch, Cicla, κίχλη, κιχήλη überaus schicklich und unterscheidend; zumal da bisher keine wesentliche und nicht zweydeutige Kennzeichen und Charaktere derselben angegeben werden mögen. Denn von der bloßen Verschiedenheit der Größe und Farben, besonders von dem buntfarbigen Bauche, nisi qui varium aluum habent, läßt sich ein sichres und beständiges Unterscheidungszeichen gewiß nicht abnehmen, welches des Rondelets und Gesners zwölf bis sechzehn Gattungen genugsam bestätigen. Es hat also Klein, selbst nach dem Vorgange des Artedi in Append. Syn. p. 112. den alten Namen mit gutem Fuge beybehalten, und den Grund davon, durch die angeführten Beschreibungen und Zeichnungen eines Catesby, Salviani, Rondeletii, und durch eigene Beobachtungen, gnüglich erläutert und bewähret. Er bringet doch folgende vierzehn Gattungen bey:

1) Droßelmaul, Cicla, mit braunem Rücken, weißgrünlichem Bauche, goldfarbigen Kiemengelben, schwarz und blau gesprenkelten, After- und Rückenfloßen, unter den Augen buntfärbig, mit dicken, runzlichen Lippen, und einem breiten gabelförmigen, roth und schwarz gefleckten, Schwanze. Der erste Krammetsfisch, Turdus, des Rondelets, der ihn folgendermaaßen beschreibet: dem Cynaedo, Labrus Cynaedus, Linn. g. 166. s. 41. dem Müllerischen Steinfische, aus dem Geschlechte der Lippfische, ist er eben nicht unähnlich, etwas kleiner, doch

doch breiter; nach der äußerlichen Figur seiner Auratae, Sparus Aurata, L. g. 165. ſ. 1. dem Müllerischen Goldbrachsem aus dem Geschlechte der Meerbrachsem, nicht ungleich, mit einwärts gebogenen Zähnen, mit der Lage und Zahl der Floßen, wie die in steinigen Gründen wohnende, Fische, Saxatiles, und mit großen runden Augen; ein Speisefisch von zartem und leicht zu bröselndem Fleische.

2) Droßelmaul, Cicla, ganz goldfarbig, mit einer weißen Seiten- oder Mittellinie von den Augen bis an die Schwanzfloße, und mit einer Bauchfloße; der fünfte Krametsfisch, Turdus, des Rondelets, welcher dem Gobio flauus, Gobius Paganellus, L. g. 159. ſp. 2. den Müllerischen Stindt aus dem Geschlechte der Grundeln, d. i. den großen Meergropp des Gesners, vorstellet, außer daß der Krametsfisch eine von den Augen, bis an den Schwanz fortlaufende weiße Linie hat, und nicht wie der Gobius, mit schwarzen Flecken, gesprenkelt ist, auch seine einzige Bauchfloße, nicht, wie bey jenen getheilet hat, und den andern an Zärtlichkeit gleichkömmt, aber der Goldfarbe nach unterschieden ist.

3) Droßelmaul, Cicla, mit dem Adlerschnabel und von den Augen, bis zum Schwanze fortlaufenden blauen Mittellinie; der sechste Krametsfisch des Rondelets; dem vorhergehenden fünften gleich, außer daß die Mittellinie blau, und der Schnabel länger ist.

4) Droßelmaul, Cicla, mit goldfarbigem Rücken, grünen Flecken, röthlichten, gekrümmten, unordentlichen Linien, weißlichem Bauche, grünen Lippen, blauen Kiemendeckeln, Schwanze und Floßen, großen Theils; Ceris, κηρὶς Athen. und Turdus, septimus Rondel. wird vom Geßner Wächßling genannt.

5) Droßelmaul, Cicla, von Farbe grün und gelblich, mit einer weißen Mittellinie; der neunte Turdus des Rondelet, nach welchem er auch Menestrier, Tibicen, weil er, wie die Musikanten buntschäckig; nicht weniger Gaian und Bitte genannt wird.

6) Droßelmaul, Cicla, von Farbe grün, mit purpurfarbenen Rändern der Kiemendeckel und der Bauchfloßen, mit purpurweißlichem, nach dem Rondelet und Gesner, weißgülblichem, Bauche, kleinem Maule und Lippen, auch röthlichen Augen nach dem Rondelet; dessen zehnter Turdus er ist. Ist er wohl nach der Kleinischen Anfrage, Turdus maior oder der Verdone des Salvians? Artedi hält ihn unter der Benennung Cicla cubitalis in App. davor; und merket an, daß er zu Rom Tordo und Verdone genannt werde. Und Müller vermuthet

muthet aus des Willughby Beschreibung, daß sein Grünling aus den Lippfischen, Labrus viridis, Linn. g. 166. sp. 29. für den Verdone des Salvians anzunehmen; wodurch er unserm Turdus oder Cicla sehr nahe kommen würde.

7) Droßelmaul, Cicla, mit dem blauen Kopfe und grünlichem Rücken; mit einer zarten grünen Seitenlinie von den Kiemen bis zum Schwanze, und mit einem rundlichen Flecken, bis nahe an demselben; mit bunten, meistens purpurfarbigen Floßen, und einem röthlichen Leibe, daher er vorzüglich unter die Turdos zu rechnen und vom Rondelet mit der allgemeinen französischen Benennung der Krametsfische, Vielle, Engl. the Wrasse or Old-Wife, auch insbesondere beleget wird, und die zwölfte und letzte Stelle unter denselben einnimmt. Bey dem Artedi ist er Labrus, rostro sursum reflexo, cauda in extremo circulari; beym Linne' Labrus Tinca, g. 166. sp. 21. und nach dem Müller die Meerschlange aus dem Geschlechte der Lippfische.

8) Droßelmaul, Cicla, von dem Röthel gleicher Farbe, mit schwarzen und falben, bleichgelblichen, Flecken gesprenkelt; mit bleyfarbigem Bauche, und großen Lippen. Der größte unter den Kramtsfischen und der zwölfte Turdus des Rondelets; nach welchem er von den Franzosen Auriol, auch Gaian oder Durdo genennet wird, und so groß und dick, wie ein ellichter Lupus, Labrax Klein. oder Perca Labrax Linn. auch wegen der Mannichfaltigkeit seiner Farben, von der siebenten Gattung unterschieden seyn soll.

9) Droßelmaul, Cicla, mit aschgrauschwärzlichem Kopfe, Rücken, Floßen, und Seiten, weißlichem Bauche mit falben Flecken; ist Turdus minor des Salvians, und des Artedi Cicla vix palmaris; welcher mit dem Salvian bemerket, daß der Augenregenbogen goldfarbig, der Schwanz breit und nicht gabelförmig, der Fisch breitlich, und der Tinca marina, Phycis Rondel. Meeregle des Gesners, (wie denn Oppian die Turdos und Phycides, als in den Gesteinen wohnende Fische, einander unmittelbar zugesellet,) nicht unähnlich und selten über einen Werkschuh groß werde.

10) Droßelmaul, Cicla, welche über und über von, aus Blau ins Schwarze fallender, Farbe ist; und vom Salvian und andern Merula, vom Willughby Turdus niger, und vom Artedi Labrus caeruleo nigricans, genennet wird. Nach der beygefügten Anmerkung ist dieser zehnte Cicla unter den Kramtsfischen, was die merula, der schwarze

Vogel

Vogel, Avis nigra, unter den Kramtsvögeln, ist. Charleton nennet die Tincam marinam der Venetianer Merulam, eine Gattung der Meerschleyen, Sea-Tenck, sonst Cook-Fish. Und beym Linne' ist er, Labrus merula gen. 166. sp. 40. die Seemerle des Müllers, aus seinem Geschlechte der Lippfische, mit einem geraden Schwanze, der sich in den Europäischen Gewässern findet, doch aber noch nicht, wenigstens in Ansehung seiner Finnen in der Rückenfloße, bekannt genug ist.

11) Droßelmaul, Cicla, der Turdus oculo radiato, die Meerdroßel mit dem strahlichten Auge des Catesby, p. et rab. XII. Engl. the Pudding-Wife, oder Pudding-Fisk, nach dem D. Garden, beym Linne' Sparus radiatus, gen. 165. sp. 22. nach dem Müller das Strahlauge des Geschlechts, s. Meerbrechseme. Die schöne Zeichnung des Catesby trifft auch mit seiner Beschreibung, die bey dem Klein und Linne' auszugsweise befindlich, völlig überein, daher wir selbige ganz mittheilen: diese Fische sind manchmal sechzehn Zoll lang, insgemein aber kleiner. Das Auge, (der Augenring) ist roth, und an seinem Umkreise hat es sieben blaue Strahlen. Am Ende jedes Kiefers sind, außer der gewöhnlichen Reihe der kleinern, drey große Zähne. Der obere Kiefer ist, (der Charakter dieses Geschlechts) beweglich, und kann, wenn es nöthig ist, unter den zunächst daran stoßenden beinernen Theil des Kopfes, wie am Saufische, Turdus flauus, tab. 11. zurückgezogen werden. Der Körper des Fisches war mit großen, bräunlichten, olivenfarbenen Schuppen bedecket, deren jede einen blauen Rand hatte; auch waren die Ohren, fast so lang als sie sind, mit fünf oder sechs irregulairen blauen Linien bezogen. Ueber den Rücken hin erstreckte sich eine lange, gelbe Floße, die auch mit einer blauen zackichten Linie eingefasset war. Am hintern Theile des Bauches stund eine andere solche gelbe Floße, die auch mit einer blauen zackichten Linie eingefasset war; eine andere gelbe Floße aber war unter dem Bauche, so vorne eine blaue Einfassung hatte, und zwo andere von brauner Farbe saßen hinter den Ohren. Von einer dieser Floßen erstreckte sich, quer um den Bauch herum, zu der andern ein breiter Streif, der aus vier, wechselsweise gelben und blauen, Linien bestund. Der Schwanz wird am Ende sehr breit, und ist an der zunächst am Leibe stehenden Hälfte dunkelbraun, am Ende aber röthlich gelb. Linne' zählet in den Floßen, der Kiemen sechse, des Rückens eilf steife von zwey und zwanzig, der Brust zwölfe, des

Bauches

Bauches sechse, des Afters drey steife von sechzehn, des Schwanzes siebenzehn Finnen, mit der Anmerkung, daß sein Vaterland Carolina sey. Wenn Müller seine Benennung, Puttinfish, von seinen bunten Farben ableiten will, so dürfe er wohl wahrscheinlicher von seinem aufgeworfenen Maule Powtingfish zu nennen seyn.

12) Droßelmaul, Cicla, der Turdus flauus, die gelbe Meerdroßel oder Saufisch, des Catesby, p. et Tab. IX. Engl. the Hog-Fish. Der größte dieser Fische, so Catesby gesehen, war zweymal so groß, als die von ihm gezeichnete Figur, d. i. einer Werkellen lang. Der ganze Fisch, die Augen und Floßen mit eingeschlossen, hatte eine gelblichtrothe Farbe. Der Kopf sieht einem Schweinskopfe gleich, und hat einen spitzigen Rüssel. Der obere Kiefer ist an seinem Ende mit großen scharfen Zähnen bewaffnet, nnd im untern stehen zween von gleicher Größe jenen gegenüber; die übrigen Zähne sind klein, scharf, und stehen dicht an einander. Der obere Kiefer ist knorplicht, und hat eine solche Einlenkung im Kopfe, daß er ihn nach Belieben kürzer und länger machen kann. Auf dem Rücken stund eine lange stachlichte Floße, zwo andere saßen hinter den Ohren, eine unter dem Bauche, und eine hinter dem After, vor welcher drey spitzige Beine, oder ungleichlange Stacheln stehen. Der Schwanz war ablang viereckicht, oben und unten aber endigte er sich in zwo Spitzen. Linné machet aus ihm die zwote Gattung seines 166. Geschlechts, Labrus Rufus, mit einem mondförmigen Schwanze und rothgelblichen Leibe; und Müller nennt ihn den Saurüssel, seines Lippfischen Geschlechts, merket aber mit an, daß er weder roth noch röthlich, sondern gelblich oder löwenfärbig, nach der nach dem Leben gemachten Zeichnung des Catesby, folglich wohl nicht eigentlich Rufus, genennet zu werden verdiene. Er giebt ihm mit dem Linné in den Floßen des Rückens drey und zwanzig, der Brust siebenzehn, des Bauches sechse, des Afters zwölfe und des Schwanzes sechzehn Finnen, und machet ihn ebenfalls zum Amerikaner.

13) Droßelmaul, Cicla, der Turdus cauda conuexa, die Meerdroßel mit dem runden Schwanze, des Catesby, p. et tab. X. the Yellowfish der Engländer; nach dessen Beschreibung und Zeichnung folgendes an ihm anzumerken ist: Einige dieser Fische sind einen Schuh lang. Dieser hatte kleine dünne Schuppen von röthlichtgelber Farbe. Sein Rachen war weit, der untere Kiefer länger als der obere, und mit einer gedoppelten Reihe kleiner

Zähne besetzet; am Ende des obern Kiefers aber stunden drey große Zähne, und am Gaumen einige sehr kleine; die Ringe der Augen waren roth. Er hatte fünf Floßen, eine lange stachlichte auf dem Rücken, zwo hinter den Ohren, eine unter dem Bauche, und eine hinter dem After, mit welcher durch eine dünne Haut ein sehr spitziges Bein vereiniget war. Der Schwanz hatte ein rundes Ende. Klein nennt ihn Cicla aurea, Fr. Poisson jaune, und malet seine Schnauze und Kehle mit dem Catesby purpurfärbig. Nach dem Linné ist er die 38. Gattung seines 166. Geschlechts, Labrus fulvus, mit dem ganzen Schwanze, und ebenfalls ein Amerikaner; welchen Müller in seinem Lippfischgeschlechte mit den Engländern Gelbfisch nennt, weil der ganze Körper fast goldgelb sey, und die Schuppen mit einem hochgelben, zuweilen ins Röthliche fallenden, Glanze spielten. Daß aber der untere Kiefer hinter einer gedoppelten Reihe kleiner Zähnchen zugleich große Zähne habe, läßt sich wenigstens aus dem Catesby nicht ersehen.

14) Droßelmaul, Cicla, der mit gelben, rothen, blauen, grünen und andern Farben geflecket ist, welche in dem Körper bald netzförmig, bald gerade, bald schräg gezogen und gesprengelt sind; seine Schuppen erscheinen an ihren Rändern roth, und die Zähne sind sehr spitzig und unterscheidend weiß. Er ist des Bellonius Lepras, Psorus, der selbst zu verstehen giebt, daß er ein Cicla sey, weil sein oberer Kiefer in den obern Theil des Hirnschädels, wie der engere Theil eines Seherohres in den weitern, beweglich einzuschieben sey, so daß es das Ansehen gewinne, als wären zwo fleischichte Oberlippen mit einer Falte oder Runzel vorhanden. Gesner nennt seinen letzten und rothen Krametsfisch auch Lepras; Aldrovandus handelt in Libr. I. Cap. V. eigentlich vom Leprade und Psoro des Bellonius, und ist mit der Etymologie oder Anspielung nicht zufrieden, da der so schöne, buntfärbige, gesunde und wohlschmeckende Fisch, mit einer schaligen, krätzichten und aussätzigen Haut im mindesten nicht zu vergleichen, vielmehr den buntesten und schönsten Krametsfischen mit vollkommensten Rechte beyzugesellen sey. Jonston wiederholet dieses zum Theil, Artic. III. seiner Meerklippfische, zeichnet ihn auch Tab. XIII. Fig. 13. aber so, daß die Beschreibung selbst damit nicht einstimmt.

Drüschling.

S. Blätterschwamm.

Drüse.

Glandula. Ohnerachtet fast kein

kein Theil eines thierischen Körpers, dem ersten Anscheine nach, leichter zu unterscheiden, und allgemeiner bekannt zu seyn scheint, als die Drüsen, so ist doch der eigentliche Begriff derselben desto mehrern Schwürigkeiten unterworfen, weil sie mit andern Theilen des Leibes so gar vieles gemein haben. Man versteht aber hierunter eigentlich kleine, weiche, entweder weißlichte, oder graue, nach Beschaffenheit der Feuchtigkeit aber, so sie in sich enthalten, bisweilen auch anders gefärbte Körper, oder körnichte Klumpen, welche sich mit den Fingern leicht zerreiben lassen. Ihrer äußerlichen Gestalt nach sind sie bald rund, bald eyförmig, bald plattgedrücket, oder von anderer ungleicher Figur. So verschieden auch sonst ihre Größe ist, so sind sie doch, in Vergleichung gegen andere Theile des Körpers, allemal noch von mittelmäßiger Größe, oder auch zuweilen sehr klein; und in Ansehung ihrer Festigkeit weniger stark, als zartes Fleisch, aber etwas mehr zusammenhaltend, als ein nicht gar zu weiches Stück Fett. Ihr inneres Wesen besteht vorzüglich aus einem Gewebe und Gestricke der feinsten pulß- und blutaderichten Gefäße und Nerven, welche sich alle nicht nur auf eine fast unauflößliche Art und Weise unter einander verwickeln, und verlaufen, sondern auch durch ein darzwischen kommendes ganz besonderes und eigenes Wesen aufs genaueste verbunden und zusammengehalten, und gemeiniglich in einer häutigen Blase oder Balg eingeschlossen sind, welches Bälglein so gar bisweilen eine besondere Hohlung hat. Hiernächst bemerket man an einigen Drüsen einen besondern Ausführungsgang, ductum excretorium, den man hingegen bey andern entweder wirklich vermisset, oder, aller Aufmerksamkeit und Untersuchung ohngeachtet, noch nicht hat entdecken können. Der allgemeine Nutzen der Drüsen scheint inzwischen kein anderer zu seyn, als daß sie vermittelst gewisser ihnen eigener Gefäße, und vermöge ihrer ganz besondern Bauart, neue Feuchtigkeiten von dem Blute absondern, die entweder unmittelbar wieder von ihnen abfließen, oder durch die nurgenannten Ausführungsgänge abgeführet werden, und sich bald in besondern Behältnissen sammlen, bald in größere Höhlen des Körpers ergießen, bald auf andere Weise aus dem Körper abgehen. Ueberhaupt theilet man die Drüsen in zwo Hauptclassen, nämlich in einfache, simplices, und in zusammengesetzte, compositas s. conglomeratas. Die einfachen Drüsen bestehen aus einem einzigen, runden, oder eyförmigen, oder platt gedrück-

gedrückten, oder sonst ungleich formirten kleinen Körperchen von oben beschriebener künstlichen Bauart. Einige hiervon sind also beschaffen, daß aus dem Grunde oder Höhle des häutigen Beutels, welcher sie umschließet, ein besonderer Ausführungsgang, ductus excretorius, der ihrer Größe gemäß ist, herausgehet, welcher die in ihnen enthaltene Feuchtigkeit abführet, und die man deswegen nach der Meynung einiger Zergliederungskünstler offene Drüsen, Glandulas apertas, nennen könnte. Andere hingegen haben keinen besondern Ausführungsgang, wodurch der in ihnen enthaltene Saft abgeführet werden könnte, wenigstens ist dergleichen an ihnen noch nicht wahrgenommen und entdecket worden, weßwegen man sie für geschlossene Drüsen, Glandulas coecas, ausgiebt. Unter die ersten gehören nun diejenigen, welche gemeiniglich einen schmierichten, fettigen und klebrichten Saft von sich lassen, der den Theilen, auf welche er sich ergießt, zu einer ganz besondern Beschützung dienet, damit sie weder von der Luft auf eine beschwerliche Art zu sehr ausgetrocknet, noch von andern scharfen Dingen gereitzet und verletzet, noch, wenn es solche Theile sind, die durch die beständige Bewegung, welche in ihnen vorgeht, sich oft an einander reiben, dadurch angegriffen, oder abgenutzet werden mögen. Diese Drüsen liegen gewöhnlichermaaßen entweder unter den Mäuslein, oder sie sind an solchen Orten befindlich, die durch den Druck unmittelbar auf sie wirken können, und solchergestalt geschieht es denn, daß der in der Hohlung des häutigen Balges verschlossene Saft durch den daselbst herausgehenden Ausführungsgang ausgepresset wird; so wie etwa durch das Zusammendrücken eines Blasebalges die Luft aus ihm heraus dringt; weßwegen man ihnen den Namen Bälgleinsdrüsen, Glandulae folliculosae, beygeleget hat. Weil nun aber durch die oben genannten geschlossenen Drüsen, Glandulae coecae, an denen man, wie gesaget, noch zur Zeit keinen besondern Ausführungsgang wahrnehmen können, eine Menge lymphatischer Gefäße gerade zu durchgehen; so ist es sehr wahrscheinlich, daß die Lymphe, oder der eigentliche nahrhafte Saft des Körpers, in diesen bewundernswürdigen drüsichten Behältnissen, Glandulis conglobatis, noch feiner ausgearbeitet, verbessert, und zur letzten Nahrung geschickt gemachet werde. Die zusammengesetzten Drüsen, Glandulae conglomeratae, bestehen endlich aus einem Klumpen vieler kleiner einfacher Drüsen, welche aber durch ein darzwischen kommendes zellich-

tes Gewebe aufs genaueste und fest unter einander zusammenhängen, und mit einer gemeinschaftlichen Haut umgeben und bekleidet werden, so, daß sie dem Ansehn nach nur einen Körper ausmachen. Ein jedes von diesen kleinen einfachen Drüschen oder Kügelchen hat seinen besondern Ausführungsgang, welcher einfach aus einer jeden herausgeht, aber alle diese kleinern und einzeln Ausführungsgänge laufen in einen größern und gemeinschaftlichen Ausführungsgang, ductum excretorium communem, zusammen, woselbst die in diesen Drüsen abgesonderte Feuchtigkeit hineingebracht, und zuletzt durch ihn an den bestimmten Ort abgeführet wird. Man kann diese zusammengesetzten Drüsen am besten mit einer Weintraube vergleichen, welche aus vielen kleinen Beeren besteht, wovon zwar jede besonders an einem kleinen Stielchen hänget, welche aber endlich alle in einen größern Hauptstiehl oder Traubenast zusammenlaufen, und an ihm befestiget sind. Diese zusammengesetzten Drüsen sondern gemeiniglich einen sehr edlen, seifenartigen und auflösenden Saft von dem Blute ab, welcher nachher in der Verbesserung anderer Dinge vorzüglichen Nutzen leistet. Sie erhalten von den verschiedenen Theilen, an welchen, und um welche sie liegen, wie auch von den verschiedenen Feuchtigkeiten, welche sie absondern, verschiedne Benennungen, und sind ohngefähr folgende:

Achseldrüsen, Glandulae axillares. Diese haben von dem Orte ihren Namen; denn sie liegen unter der Achsel, neben den daselbst befindlichen Gefäßen, gleichsam im Fette, vergraben, und gehören zu den einfachen Drüsen.

Augenliederdrüsen, Augenwimperndrüsen, Glandulae ciliares Meibomii; dieses sind kleine weißlichte Drüsen, welche zu den zusammengesetzten, und besonders zu denen gehören, die eine talgartige Feuchtigkeit absondern, weßwegen man sie auch besonders talgartige Drüsen, Glandulas sebaceas, nennet. Sie sitzen wie lange und gelbe Streifen, in den Furchen, die an der untern oder inwendigen Fläche der Augenliederknorpel, tarsis, vorkommen, reichen aber nur bis an den platten und breiten Rand derselben, daher sie auch nicht zu nächst am innern Augenwinkel angetroffen werden. Ihre Oeffnungen, deren dreyßig bis vierzig seyn sollen, kommen am Rande der Augenlieder nahe bey den Augenwimpern zum Vorschein, machen kleine runde Löcherchen, aus de-

aus denen eine besondere klebrichte Feuchtigkeit hervorquillt, wodurch die zarten Augenlieder wider den Druck und das beschwerliche Reiben der Augenliederknorpel selbst verwahret und beschützet werden. Wenn diese Feuchtigkeit vertrocknet, so nimmt dieselbe eine außerordentliche Härte und Festigkeit an sich. Meibom hat diese Drüsen auch bey vielen andern vierfüßigen, theils wilden, theils wiederkäuenden Thieren angetroffen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß eben dieser klebrichte und zähe Saft, in so ferne er sich etwa mit den Thränen vermischet, denjenigen Leim oder Kleister ausmache, welcher bey solchen Thieren, so blind auf die Welt kommen, noch eine geraume Zeit nach ihrer Geburt die Augenlieder sehr fest beysammen, und verschlossen erhält, und daß dieser Zufall nicht, wie man bisher immer gemeynet, von einem besondern zusammenschließenden Häutchen herrühre, dergleichen man wenigstens weder an Hunden noch Katzen, bey noch so großer Aufmerksamkeit, wahrnehmen können.

Backendrüsen, Glandulae buccales, sind kleine Drüschen, welche überall an der inwendigen Fläche der Backen in großer Menge liegen, deren kleine Canäle sich mit ihren Löchern in den inwendigen Mund öffnen, und einen dünnen, wäßrichten Schleim in die Höhle des Mundes ergießen, um dieselbe beständig naß und feuchte zu erhalten.

Backenzahndrüsen, Glandulae molares. Dieses sind diejenigen merkwürdigen zusammengesetzten Drüsen, deren eine in jeder Backe zwischen dem Käumäuslein, masseter, und Trompetermäuslein, buccinator, im Fette verborgen liegt, und welche einen oder mehrere zarte Ausführungsgänge von sich giebt, die durch die nahe gelegenen Theile hindurch gehen, und deren Oeffnung gegen den letzten Backzahn zum Vorschein kommt.

Brustdrüse, glandula thymus, S. Brustdrüse.

Brüste. Eyder, Mammae, Vbera. S. Brüste.

Darmdrüsen, Glandulae intestinorum. In der ganzen innerlichen Oberfläche der sämmtlichen Gedärme trifft man dergleichen kleine durchsichtige Körperchen an, welche an einigen Orten mehr, an andern aber weniger zu bemerken sind. Am häufigsten finden sie sich im Zwölffingerdarme, und in dem leeren Darme, welche deswegen auch zu Ehren ihrer Erfinder besondere Na-

men haben. Diejenigen, welche im Zwölffingerdarme vorkommen, heißen Brunnersdrüsen, Glandulae Brunneri, und sind ganz platt, oben aber etwas hervorragend, und in der Mitte durch eine kleine Gruft vertiefet. Sie finden sich am häufigsten im Anfange des Darmes, gleich unter der untersten Mündung des Magens, wo sie fast klumpenweise auf einander liegen, je weiter sie aber kommen, allmählig von einander abstehen, und gegen das Ende des Zwölffingerdarmes ziemlich einzeln ausfallen. Ihre Oeffnungen gehen in die innere Oberfläche des Darmes, und können, wenn man sie nahe genug betrachtet, ziemlich deutlich bemerket werden; ihr unterster Theil aber sitzt nach der nervichten Haut zwischen dem daselbst befindlichen zellichten Gewebe. Mit diesen kommen die Drüsen des leeren Darmes ziemlich überein, welche von ihrem Erfinder Peyers Drüsen, Glandulae Peyeri, heißen. Sie liegen nicht so dichte beysammen als jene, ohngeachtet sie an einigen Orten auch haufenweise neben einander geschichtet, und in Form länglichter und platter Trauben, besonders in der inwendigen Fläche der vordern Krümme, vorkommen. Man will wahrgenommen haben, daß diese beyden Arten von Drüsen vornehmlich am häufigsten und in größerer Menge bey den Thieren angetroffen werden, die sich vom Fleische nähren, ohnerachtet sie auch bey andern zu sehen sind. Nicht nur diese, sondern auch alle übrige Darmdrüsen, welche nicht unter besondern Namen bekannt, geben eine schleimichte Feuchtigkeit von sich, wodurch die Gedärme vor dem Reize und Prickeln scharfer Dinge verwahret werden.

Eicheldrüsen, Glandulae odoriferae Tysonis. Es sind dieses kleine einfache Drüschen, welche den Hals der Eichel am männlichen Gliede, die Krone, und die benachbarten Theile umgeben, und weil sie eine Art von Talgdrüsen ausmachen, eine fette, schmierichte und dicke Feuchtigkeit absondern. Man trifft diese Drüsen nicht nur bey vielen andern Thieren an; sondern es sind auch einige auf die Muthmaßung gerathen, ob man nicht diejenigen Drüsen, welche man bey den meisten vierfüßigen Thieren gegen den Hintern herum auf beyden Seiten deutlich wahrnimmt, auch zu diesen rechnen könnte.

Gaumendrüsen, Glandulae palatinae. Diese kleinen Drüsen liegen hin und wieder im Gaumen, absonderlich an dessen weichem Theile zerstreuet, und sondern daselbst eine Feuchtigkeit ab, aber ihre Oeffnungen sind nicht so leicht wie bey andern, so etwa um diese

Gegend herum vorkommen, wahrzunehmen.

Gelenkdrüsen, Glandulae mucilaginosae s. Hauersianae. Sie liegen allemal zwischen zusammen verbundenen Knochen, welche das Gelenke ausmachen, folglich allemal zwischen der Kapsel, die das Gelenk umgiebt, und haben ihren Sitz, entweder in der Mitte zwischen den beyden Knochen, entweder in gewissen daselbst, und gemeiniglich an dem Knopfe des einen Knochens befindlichen kleinen Gruften, oder am Raude des Gelenkes, in welchem letztern Falle sie an der innern Fläche des Kopfes befestiget sind, oder an solchen Stellen, wo eben nicht der größte Druck der beyden zusammenliegenden Knochen ist. Sie sind mehrentheils sehr klein, jedoch allemal der Größe des Gelenkes gemäß, wornach sich auch ihre Anzahl richtet, so, daß sie bald einfach, bald gedoppelt, bald vielfach sind. Ihre Gestalt ist mehrentheils dem Raume angemessen, welchen sie einnehmen, daher sie bald mehr oder weniger rund, bald platt gedrücket, bald anders ausfallen. Ueberhaupt sind sie gemeiniglich mit einer ansehnlichen Menge Fett umgeben, so daß man in den kleinsten Gelenken fast keine ordentliche kennbare Drüse, sondern nur ein Stückchen, welches halb wie Drüse, halb wie Fett aussieht, antrifft. Besonders sind sie merkwürdig in den Gelenken des Schenkelbeines, und in der Vertiefung der Pfanne, wo sie am größten erscheinen. Sie sondern eine gewisse schleimichte und schmierichte Feuchtigkeit ab, welche man in den Gelenken antrifft, wodurch dieselben schlüpfrig erhalten, vor dem beschwerlichen Reiben verwahret, und zu einer desto freyern und leichtern Bewegung geschickt gemachet werden. Ein gelehrter Engländer, Clopton Havers, hat sie zuerst sehr genau beschrieben, von dem sie daher ihren Namen erhalten haben.

Genicksdrüsen, Glandulae ceruicales. Dieses sind kleine einfache Drüsen, welche im Genicke gefunden werden, deren eigentlicher Nutzen aber zur Zeit noch nicht genug bekannt ist.

Gekrösedrüsen, große, Pancreas, s. Gekrösedrüse.

Gekrösedrüsen, kleine, Glandulae mesaraicae, s. mesentericae. Es liegen diese Drüsen in großer Menge zwischen den beyden Schichten des Gekröses in einem zellichten Gewebe hin und wieder zerstreuet, und sind bisweilen noch mit vielem Fett umgeben. Einige sind rund, andere eyförmig, andere platt gedrücket, und ihrer Größe nach bald einer Linse, bald einer Bohne ähnlich, jedoch bey

Kindern allemal etwas größer als bey Erwachsenen. Man trifft sie häufiger in demjenigen Theile des Gekröses, welches zum leeren Darme gehöret, als in demjenigen, welches an dem Grimmdarme anhängt. Es gehen nicht nur die Milchgefäße, sobald sie aus den Gedärmen hervorgekommen, in diese kleinen Drüsen hinein, und aus ihnen wieder heraus, sondern es kommen auch hier eine große Anzahl lymphatischer Gefäße zusammen; woraus sich denn mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthen läßt, daß in ihnen der Milchsaft theils verdünnet, theils verbessert werde. Bey den Hunden sollen sie alle nur eine einzige größere ausmachen. Uebrigens rechnet man sie zu den obengenannten einfachen geschlossenen Drüsen.

Harnröhrendrüsen, Glandulae vrethrae. Dieses sind besondere Drüsen, welche um die Harnröhre herumliegen, mit ihren Ausführungsgängen sich in die innere Oberfläche derselben endigen, und daselbst beständig einen schmierichten und schleimichten Saft absetzen, wodurch diese sehr empfindliche Röhre, sowohl vor dem beizenden und scharfen Urin, als auch vor dem Reiz anderer prinkelnden Feuchtigkeiten vertheidiget und beschützet wird. Man rechnet hieher die Schleimdrüsen des Cowpers, Glandulae mucosae Cowperi, und die ringförmige Drüse, Glandula Littrii. Von den erstern zählet man drey. Zwo von diesen platten Drüsen, welche ohngefähr die Größe einer kleinen Bohne haben, liegen auf jeder Seite, eine zwischen der Zwiebel der Harnröhre und den untern Mäuslein der Ruthe; die dritte aber befindet sich mehr vorwärts an dem Winkel, welchen die Harnröhre bey ihrer Beugung machet, unter dem Schaamknochen, und zwar innerhalb dem schwammichten Theile der Harnröhre. Die ringförmige Drüse aber ist ein dunkelrother, runder und einförmiger Körper, ungefähr einen Daumen breit und zwo Linien dicke, welche zwischen den beyden Häuten der Harnröhre, gleich unter der Saamendrüse oder Vorsteher liegt. Sie umgiebt die inwendige Haut der Harnröhre, gleichsam wie ein Gürtel, und öffnet sich daselbst mit ganz kleinen und feinen Löcherchen. Man bemerket sie, wenigstens die erstern, bey genauer Untersuchung auch bey andern Thieren, vorzüglich bey den vierfüßigen und größern.

Hautdrüsen, Glandulae cutaneae, s. subcutaneae. Diese Drüsen sind zwar überaus klein, aber desto häufiger anzutreffen, indem sie beynahe die ganze innere Fläche der Oberhaut einnehmen,

und wo nicht überall, doch gewiß an den mehresten Stellen des Körpers vorkommen. Sie haben viele Aehnlichkeit mit den Hirsekörnern, und finden sich auch an manchen Orten so dichte zusammen gehäufet, daß sie auch hiervon den Namen hirsenkörnichte Drüsen, Glandulae miliares, führen. Uebrigens liegen sie halb im Fette eingewickelt, und halb in der Oberhaut selbst, deswegen man gemeiniglich daselbst kleine eingedrückte Gruften oder Grübchen bemerket. Ihre Ausführungsgänge dringen durch die Oberhaut selbst hindurch, und öffnen sich auswendig auf der Oberfläche des Körpers, entweder neben einer Hautwarze, oder in derselbigen. Ihre Feuchtigkeit, welche sie ausschwitzen, dienet eigentlich darzu, daß sie die äußerliche Haut selbst feuchte, gelinde und geschmeidig erhalten soll. Weil aber dieselbe bald wässericht und dünne, bald aber so zähe und schmiericht wie Talg oder Fett ist, so hat dieses zu einer doppelten Eintheilung dieser Drüsen Gelegenheit gegeben, vermöge welcher man einige Wasserdrüsen, Glandulas serosas, andere aber Talgdrüsen, glandulas sebaceas, nennt, welche letztern besonders an den behaarten Theilen des Körpers, an der Stirne, hinter den Ohren, an den Winkeln der Nase, auf dem Rücken u. s. f. wahrgenommen werden.

Kehldeckeldrüsen, Glandulae epiglottidis. Es finden sich dieselben an der gewölbten Seite des Kehldeckels, oder des oben auf der Mündung des Kopfes der Luftröhre aufliegenden und zuschließenden Knorpels, und erstrecken sich gegen den Ort, wo derselbe eigentlich fest aufliegt. Sie öffnen sich mit vielen kleinen Löcherchen in die Höhle des Luftröhrenkopfes hinein, und setzen daselbst ihren abgesonderten Schleim ab, der die Luftröhre in einer beständigen Schlüpfrigkeit erhalten muß.

Kehlendrüsen, Glandulae iugulares. Dieses sind ganz kleine Drüsen, welche vorn am Halse liegen, und im Fette gleichsam vergraben sind.

Lippendrüsen, Glandulae labiales. Die ganze innerliche Oberfläche sowohl der obern als der untern Lippe ist mit diesen kleinen Drüsen besetzet, welche hier auch, so wie die oben genannten Hirsekörnerdrüsen, in gehäufter Anzahl anzutreffen sind, und die zur Absonderung einer dünnen Feuchtigkeit dienen, womit diese Theile in beständiger Schlüpfrigkeit erhalten werden.

Luftröhrendrüsen, Glandulae bronchiales. Es sind dieses kleine, weichliche, unordentlich runde und schwärzliche oder blaue Drüsen von verschiedener Größe, welche

welche daselbst anzutreffen sind, wo sich die Luftröhre zuerst in ihre großen Aeste theilet, und zwar vornehmlich auswendig eben in der Ecke oder Winkel, der eigentlich durch die Trennung und Theilung dieser großen Aeste entsteht. An diesem angegebenen Orte sieht man vorne und hinten an jedem Aste, zwischen der äußern und zwoten Haut, im zellichten Gewebe verschiedene dergleichen Drüsen sitzen, deren einige fast so groß wie die Spitze des kleinen Fingers, andere aber etwas kleiner sind. Sie finden sich auch hernach überall, so oft ein Zweig von jenen großen Aesten sich wieder in kleinere Nebenzweige theilet, da sie denn gleichsam mit diesen Nebenzweigen fortlaufen, jedoch eben sowohl als jene immer kleiner und endlich ganz unsichtbar werden. Einige rechnen sie zu den einfachen, andere zu den zusammengesetzten Drüsen, und versichern, daß sie wirkliche Ausführungsgänge hätten. Ohnerachtet ihr eigentlicher und bestimmter Nutzen zur Zeit noch nicht ausgemachet und ungewiß ist, so hält man doch sehr wahrscheinlich dafür, daß sie eben diejenige Feuchtigkeit und dünnen Schleim absondern, welcher zur Befeuchtung der innern Fläche der Luftröhre dienen soll.

Mandeln, Tonsillae, s. Mandeln.

Nebennieren, Glandulae renales, s. suprarenales, s. Capsula atrabilariae, s. Nieren.

Ohrendrüsen, Glandulae aurium. Unter den Ohrendrüsen versteht man eigentlich diejenigen, welche das Auswendige und den ersten Theil des Gehörganges angehen, und diese Theile mit ihrer abgesonderten Feuchtigkeit versehen. Einige gehören zu den allgemeinen Talgdrüsen der Haut, womit nur die auswendigen Flügel des Ohres oder das knorplichte Oehrlein auf beyden Seiten, absonderlich aber da, wo dasselbe am Haupte anliegt, besetzet sind, und welche mit jenen einerley Nutzen und Bestimmung haben. Die andern sind die so genannten Ohrenschmalzdrüsen, Glandulae ceruminosae, die sich in dem vordersten Theile des Gehörganges befinden, und in den Zwischenräumen der netzförmigen Striche in ordentlichen Reihen antreffen lassen. Sie sind an ihrer gelben dunkeln Farbe ziemlich deutlich wahrzunehmen, besonders da, wo der knorplichte Theil des Gehörganges unterbrochen und knöchern wird. Ihre Ausführungsgänge öffnen sich in der innerlichen Seite des Gehörganges, und setzen daselbst das bekannte Ohrenschmalz ab.

Pyramidendrüse, Glandula arytenoidea. Diese liegt an dem

vordern

vordern Fläche eines jeden, zum Kopfe der Luftröhre gehörigen dreyeckichten Knorpels, in einer unter dem gewölbten Theile des Knorpels daselbst befindlichen Vertiefung, und erstrecket sich bis an das benachbarte Band, auf welchem sie zum Theil mit ruhet. Sie sondert auch, wie die andern, einen befeuchtenden und schlüpfrichtmachenden Saft für die Luftröhre ab.

Rotzdrüsen, Glandulae mucosae narium. Dieses sind kleine einfache Drüschen, welche sich in der Nasenhöhle, besonders an der Seite, wo diese Höhle durch einen darzwischen gesetzten platten Knochen in zween Theile getheilet ist, befinden, und eigentlich unter der sogenannten Schleimhaut der Nase verborgen liegen, aber mit ihren Ausführungsgängen sich äußerlich auf der Oberfläche derselben endigen, woselbst sie den Rotz oder Nasenschleim absetzen, dessen Nutzen sich vornehmlich auf die Befruchtung der Nervenwärzchen des Geruchs erstrecket.

Rückendrüse, Glandula dorsalis. Diese Drüse findet sich bisweilen in einer sehr ansehnlichen Größe, ohngefähr zwischen dem fünften Rückenwirbel, und liegt am hintersten Theile des Magenschlundes. Ihrer Größe nach fällt sie verschieden aus, und hat bald die Größe einer kleinen Bohne, bald einer Mandel; doch trifft man sie auch zuweilen größer oder kleiner. Man findet sie auch wohl manchmal gar nicht, oder sie ist wenigstens so klein, daß man sie, aller Aufmerksamkeit und Untersuchung ohngeachtet, dennoch nicht entdecken kann. Man bemerket auch öfters anstatt einer, zwo dergleichen Drüsen, welches einige für den eigentlichen natürlichen und gewöhnlichsten Fall annehmen. Bey einem außerordentlichen und ungewöhnlichen Widerstande, welcher im Hinunterschlucken der Speisen, nicht sowohl im Gaumen, als eben in dieser Gegend des Rückens empfunden worden, hat man sogar den Grund dieses schwer zu entdeckenden Zufalls in einer Verhärtung und außerordentlichen Größe dieser Drüse nach dem Tode wahrgenommen. Ihr Nutzen ist übrigens noch unbekannt.

Saamendrüse, Glandula prostrata, s. Vorsteher.

Schaamdrüsen, Glandulae prostatae Bartholini. Der Beyname dieser Drüsen ist von ihrem Erfinder entlehnet. Es sind kleine Drüschen, welche bey dem weiblichen Geschlechte sowohl um die Harnröhre, als auch um die Oeffnung der Mutterscheide herumliegen, und eine schleimichte Feuchtigkeit absondern, welche den Nutzen zu haben scheint, daß sie theils die Mutterscheide schlüpfricht machet, und den Eingang des männlichen

lichen Gliedes zur Zeit des Beyschlafs erleichtert, theils aber auch die Lust im Beyschlafe selbst vermehret, weswegen sie sich zu dieser Zeit häufiger ergießt, und darum auch bey andern Thieren nicht vermisset wird.

Schilddrüse, Glandula thyroidea. Sie ist wohl die größte Drüse des Halses, übrigens aber von festen Wesen, ziemlich dicke, der Farbe nach etwas weißlicht, und hat beynahe die Gestalt eines halben Mondes. Ihr Umfang erstrecket sich äußerlich über den gewölbten Theil des Kopfes der Luftröhre, seitwärts aber neigen sich ihre Hörner gegen die Seitentheile des schildförmigen Knorpels, von welchem sie ihren Namen hat, und finden daselbst ihre Befestigung. Beyde Seitentheile liegen auf den Zungenknochenmäuslein des Schildes, und der mittlere oder untere Theil umfasset die ringförmigen Mäuslein dieses Knorpels. Bisweilen entspringen auch aus dem mittlern oder gewölbten Theile dieses Knorpels eine Reihe kleiner Drüsen, die von hier nach dem Zungenknochen zu gehen und sich daselbst verlieren. Man hat zur Zeit noch keinen besondern Ausführungsgang dieser Drüsen wahrnehmen können, weswegen man sie zu den geschlossenen Drüsen rechnen möchte.

Schleimdrüse, Glandula pituitaria. Diese kleine Drüse, welche zum Gehirn gehöret, ist ein kleiner, weicher, schwammichter, auswendig theils grauer, theils röthlicher, inwendig aber weißlicher Körper, welcher in der am Sattel, Sella turcica, befindlichen Höhle oder Vertiefung lieget, und von den beyden Schichten der dicken Hirnhaut gleichsam eingehüllet wird, wovon die äußere unter ihm weggeht, die innere aber ihn von oben bedecket. Inwendig ist sie besonders gebauet, nämlich weder markicht, noch recht drüsenhaft, sondern vielmehr schwammicht, und hat in der Mitte einen eigenen Gang, der mit dem Trichter fortgeht, und sich in zween Aeste theilet, wovon der eine nach der rechten, der andere aber sich nach der linken Seite zu wendet. Weil diese Drüse keinen ausführenden Gang hat, so glauben einige, daß sie den Schleim aus den Kammern des Gehirns vermittelst des Trichters in sich einsauge, und von da etwa unmittelbar ins Blut schaffe. Ueberhaupt ist der Nutzen derselben noch sehr unbekannt. Man findet die Schleimdrüse vergleichungsweise im menschlichen Körper viel kleiner, als bey andern vierfüßigen Thieren. Bisweilen findet sich auch noch ein besonderer Anhang daran, von gleicher Beschaffenheit und Wesen, als die

Drüse selbst, nur daß derselbe etwas weicher ist.

Schlunddrüsen, Glandulae pharyngeae. Diese kleinen Drüsen befinden sich gleich hinter dem Gaumen im Anfange der Speiseröhre, oder dem sogenannten Schlundkopfe, und liegen theils zwischen den Falten, theils an andern Stellen dieses Kopfes, und haben daselbst ziemlich ansehnliche Oeffnungen.

Speicheldrüsen, Glandulae saliuales. Man begreift hierunter drey besondere Arten zusammengesetzter Drüsen, welche sich theils äußerlich, theils inwendig in der Höhle des Mundes selbst befinden, und einen der edelsten und besten Säfte des Körpers dahin absondern. Die ansehnlichsten und vornehmsten sind die Ohrdrüsen, Glandulae parotides, welche zwo große, weißlichte, länglichte und ungleiche Drüsen ausmachen, deren auf jeder Seite eine zwischen dem Ohre, und dem Winkel des untersten Kinnbackenknochens und unter dem Ohrlappen lieget. Ihr Umfang erstrecket sich von vorne zu bis an den jochförmigen Fortsatz, hinten zu aber bis an den zitzförmigen des Schlafbeines, und lieget noch größtentheils auf dem Käumäußlein auf. Aus dem obern Theile dieser Drüse entspringt endlich durch eine Vereinigung vieler kleinen Canäle ein einfacher Gang oder sogenannter oberer Speichelgang, Ductus Stenonianus, welcher von seinem Erfinder Stenonis, der ihn im J. 1660 entdecket hat, also genennet wird. Seiner Länge nach steht er ohngefähr drey Queerfinger breit von der Drüse ab, hat die Dicke eines Strohhalms, ist an Farbe weiß, und aus dicken Häuten zusammengesetzet. Er geht von seinem Ursprunge an über die Käumuskel hinweg, durchbohret endlich den Backen oder Trompetermuskel, und öffnet sich zuletzt inwendig in dem Munde selbst, wo er gegen den Zwischenraum des zweeten und dritten Backenzahns zum Vorschein kömmt. Die Drüse selbst ist bey allen vierfüßigen Thieren anzutreffen. Die zweyte Art der Speicheldrüsen sind die Kinnbackendrüsen, Glandulae maxillares, welche etwas kleiner als die vorigen, und länglichtrund gestaltet sind. Es lieget deren ebenfalls eine auf jeder Seite, und zwar an der inwendigen Fläche des Winkels des untern Kinnbackens. Ihr einfacher Ausführungsgang, oder der sogenannte untere Speichelgang ductus Warthonianus, welcher auch von seinem Erfinder Warthon den Namen führet, entsteht ebenfalls wie der vorige aus vielen einzelnen Zweigen, ist etwas länger und dünner

dünner als jener, schleichet sich längst der innern Fläche der unter der Zunge gelegenen Speicheldrüse bis an den Rand des Zungenbandes hin, und kömmt endlich bey den Schneidezähnen doppelt, oder auch dreyfach, mit einer kleinen warzenförmigen Oeffnung zum Vorschein. Man hat diesen untern Speichelgang sowohl bey andern vierfüßigen Thieren, als auch bey Vögeln wahrgenommen, weßwegen man denn an der Gegenwart der Drüsen selbst auch bey diesen Thieren nicht zweifeln kann.

Die dritte und letzte Art sind die untern Zungendrüsen, Glandulae sublinguales, welche noch kleiner als die vorigen, ein wenig länglicht und platt, und ihrer Gestalt nach einer abgeschälten Mandel ähnlich sind. Es liegt deren auf jeder Seite unter dem Rande der Zunge eine, und erstrecken sich mit dem einen Ende nach vorne zu, mit dem andern hinterwärts nach den Kinnbackendrüsen, die Ränder aber sind schief, nach außen und innen zu gekehret. Sie hat viele kleine Ausführungsgänge, deren Mündungen sich zwischen den Seiten der Zunge und des Zahnfleisches öffnen und daselbst ihren Speichel von sich geben. Diese kleinen Speichelgänge werden von ihren ungewissen Erfindern bald ductus Bartholini, bald ductus Riuini genannt.

Außer diesen gewöhnlichen drey Speicheldrüsen hat Ruck auch die vierte wahrgenommen, welche deswegen unter dem Namen Nucks Speicheldrüsen, Glandulae Nuckianae bekannt sind. Es liegt deren in jeder Augenhöhle, Orbita, eine, wovon allemal ein Gang abgeht, der sich nach dem Munde zu erstrecket, und zuletzt hinter dem Backenzahne des obern Kinnbackens, welcher der nächste nach dem letztern ist, mit seiner Oeffnung zum Vorschein kömmt. Es sind diese Drüsen nur bey Hunden und andern dergleichen Thieren, aber niemals bey den Menschen wahrgenommen worden.

Thränendrüse, Glandula lacrymalis s. innominata. Es ist dieses eine weißgraue Drüse, welche zu den zusammengesetzten gehöret. Sie liegt über dem äußern Augenwinkel hinter dem Augapfel in einer, in der Augenhöhle besonders darzu gemachten, hohlen Vertiefung, wo sie mit vielem Fett und zellichtem Gewebe umgeben sind. Ihr Wesen ist ziemlich fest, und beynahe mehr als der übrigen Drüsen, ihre äußerliche Gestalt ein wenig platt, an der obern Fläche gewölbet, an der untern aber hohl, und einigermaaßen in zwo Hälften getheilet, deren einer und zwar der größte Theil sich besonders außen-

wärts nach den Schläfen zukehret. Sie öffnet sich mit sechs bis sieben einzelnen Ausführungsgängen, welche sich in der gemeinschaftlichen Haut des obern Augenliedes fortschleichen, und sich am obern Rande des daselbst befindlichen Knorpels endigen. Ihr Nutzen und eigentliche Verrichtung erhellet sogleich aus ihrer Benennung. Man trifft nicht nur die Thränendrüse auch bey andern Thieren, sowohl bey den vierfüßigen als Vögeln an, sondern man bemerket an ihnen sogar noch eine zwote, absonderlich bey solchen, welche mit einem dreyfachen Augenliede versehen sind; die Ausführungsgänge lassen sich daher auch bey größern Thieren deutlicher und besser unterscheiden, als bey den Menschen.

Weichendrüsen, Glandulae inguinales. Sie liegen auf beyden Seiten am untern Theile der Weichen oder Dünnung, sind in einer besondern Capsel eingewickelt, und müssen, da man an ihnen noch keine besondern Ausführungsgänge wahrnehmen können, zu den geschlossenen Drüsen gerechnet werden. Sie schwellen bisweilen besonders in der Venusseuche auf, werden entzündet, gehen in eine Vereyterung über, oder verhärten sich gar. Ihr Nutzen ist unbekannt.

Zäpfendrüsen, Glandulae vuulares. Diese kleinen einfachen Drüschen liegen hin und wieder am Zapfen zerstreuet, und sondern eine Feuchtigkeit ab, wodurch dieser Theil schlüpfrig und feuchte erhalten wird.

Zirbeldrüse, Glandula pinealis. Dieses kleine, weiche, runde, oder auch länglichte Körperchen hat ehedem allen andern Eingeweiden und Theilen des Körpers den Rang streitig gemachet, weil Cartesius und andere in ihm den Sitz der Seele gesuchet und behauptet haben. Es liegt dasselbe im Gehirne gleich unter der Harfe, und sitzet auf den vier Zwillingserhöhungen gleichsam oben auf, und mitten innen, besteht aus einem grauen und schwammichten Wesen, und hat sehr viele Blutgefäße um sich, die insgesammt mit einer feinen Haut bekleidet sind, welche von dem Adergewebe abstammet. Die Spitze dieser kegelförmigen Drüse steht nach oben zu, der Grund aber derselben ist nach unten zu gerichtet, wo sie an den Fundamenten der Sehenerven, thalamis neruorum opticorum, theils durch kleine Gefäße, theils durch überaus feine und zarte markichte Stielchen, die aber bey Thieren deutlicher als bey Menschen wahrgenommen werden, befestiget sind. Man rechnet sie gemeiniglich zu

der dritten Kammer des Gehirns. Man will sie bey allen vierfüßigen Thieren gefunden haben, hingegen soll sie den Vögeln, Fischen, und andern geringen Thieren fehlen. Ihr Nutzen ist ganz unbekannt.

Zungendrüsen, Glandulae linguales. Es liegen diese Drüsen im hintersten Theile der Zunge, und ihre Ausführungsgänge gehen in das geschlossene Zungenloch, foramen coecum, hinein.

Drüsen, Glandulae, pfleget man auch bey den Pflanzen besondere Erhebungen oder Warzen zu nennen, welche auf der Oberfläche der Blätter, der Stiele, auch der Blumen selbst sich darstellen, und einen besondern Saft enthalten. Ob dieses letztere allemal statt habe, wollen wir nicht bestimmen, da gar viele gefunden werden, welche mehr trocken und hart, als weich und saftig sind, und eher für einen knorpelichten Auswuchs, als Drüsen gehalten werden möchten, und dieses zeiget sich vornehmlich an solchen, welche mit keinem Ausführungswerkzeuge verbunden, da hingegen alle die, welche dergleichen haben, oder sich, wie es scheint, mit einem Haare endigen, viel eher als Absonderungswerkzeuge und wahre Drüsen angenommen werden dürften. Denn daß durch die Haare vorzüglich ein Auswurf einer besondern Feuchtigkeit geschehe, zeiget das Ladanum auf dem Cistusröslein, am besten aber die einjährige Martynie, an welcher die feinen Haare, womit Blätter, Blumen und Früchte besetzet sind, an der Spitze einen durchsichtigen, klebrichten und wohlriechenden Tropfen anhangen haben. Hingegen giebt es auch wahre Drüsen, welche eher vertiefte als erhabene Körperchen vorstellen. So ist z. E. bey den verschiedenen Arten der Calaminthe die obere und untere Fläche der jungen Blätter gleichsam mit unzähligen Löcherchen durchbohret, oder mit vertieften Puncten besetzet, und wenn man das Vergrößerungsglas zu Hülfe nimmt, erscheinen in diesen Löcherchen kleine Drüsen, welche eine balsamische Feuchtigkeit enthalten, von welcher der Geruch der Pflanze selbst ihren Ursprung hat. In der Balsamine sind die Blätter auch durchlöchert, und daselbst mit Drüsen besetzet, woraus die wohlriechende zähe Feuchtigkeit quillt. Bey dem Johanniskraute erscheinen nicht allein auf den Blättern schwarze, gleichsam durchgehende Puncte, sondern an dem Kelche und den Blumenblättern hängen besondere Schläuche, mit einem röthlichen Safte erfüllet, u. s. f. Diese alle sind wahre Drüsen, und man sollte daher diesen Namen auf

solche Erhebungen oder Vertiefungen einschränken, wo sich wirklich eine besondere Feuchtigkeit zeiget; hingegen wo diese gänzlich mangelt, wo dergleichen Erhebungen trocken sind, und immer also bleiben, sollte man selbige lieber Warzen nennen, wie z. E. an den Blätterstielen des Kirschbaumes, der Aprikosen, Mimosen, u. s. w. mithin den Unterschied, welcher sich an dergleichen Körperchen in den Blumen leicht wahrnehmen läßt, da einige derselben wirkliche Honigbehältnisse und den Drüsen ähnlich sind, andere aber nur für andere Zierrathen zu achten, auch bey den Drüsen überhaupt einführen. Hr. Guettard hat die Drüsen sorgfältig untersuchet, und solche in sieben Classen eingetheilet, welche wir kürzlich anführen wollen. 1) Giebt es Hirsendrüsen; diese scheinen kleine, in Häufen bey einander liegende Puncte zu seyn, so man paarweise, drey und drey, vier und viere bey einander liegen sieht; diese zeigen sich an der Fichte und Tanne in einer gewissen, an den Blättern der Cypresse und des Lebensbaumes aber in keiner, Ordnung. 2) Blasenähnliche; es sind wirkliche Bläschen, welche durch einen ausgelaufenen Saft gebildet zu seyn scheinen, wie an den Blättern des Pomeranzenbaumes und der Raute. 3) Schuppige Drüsen; diese gleichen kleinen, schuppichten, runden oder länglichten Blättchen, und stehen in keinen Höhlungen; dergleichen erscheinen an den Farnkräutern. 4) Kugelförmige; sie sind runder, als alle übrigen; die Pflanzen mit Lippenblumen zeigen dergleichen öfters. 5) Linsenförmige, haben die Gestalt einer Linse, doch mehr oder weniger länglicht; die jungen Triebe der Bäume zeigen solche häufig, besonders an der Birke und Erle. 6) Becherförmige; diese werden deswegen so genannt, weil sie, weñ sie sich öffnen, eine Höhle zeigen. Es giebt runde, eyförmige, spitzige, oder von der Gestalt einer gekrümmten Rinne. Man findet dergleichen an den Stielen und bey dem Anfange der Blätter von Pfersich- Aprikosen- und Kirschbäumen, oder an den Spitzen von den Zähnen verschiedener Blätter. 7) Bälglein- oder Bläsleinförmige, welche als kleine Blasen an den Aloen, der Hauswurzel, afrikanischen Feige u. s. f. erscheinen; ob diese natürlich sind, oder vielmehr für eine Krankheit zu halten, scheint schwer zu bestimmen. Aehnliche Beobachtungen hat Hr. Guettard mit den Haaren der Pflanzen gemachet, und bemerket, daß Pflanzen von einem Geschlechte fast immer auch Drüsen und Haare von einerley Gestalt hätten.

Ob nun diese Drüsen alle auf einerley Art entstehen, oder nicht, und wie der Ursprung derselben zu bestimmen seyn möchte, ist gänz-

lich ungewiß und unbekannt; doch können uns die Beobachtungen, welche de Saussüre über die Rinde des Baumlaubes angestellet, hierzu einige Anleitung geben, welche wir auch kürzlich wiederholen wollen. S. Allgem. Magazin, 12. Theil, S. 226 u. f. Die Rinde der Blätter scheint unter dem Vergrößerungsglase aus einem Netze zu bestehen, welches mit Drüsen übersäet, und mit einem feinen Häutchen überzogen ist, welches letztere durchsichtig, doch feste an das Netz angeleimet ist, und daher gemeiniglich beyde zugleich abgehen; doch geschieht es zuweilen, daß das Netz nicht ganz losgerissen wird, sondern ein Theil davon an dem fleischichten Wesen des Blattes hängen bleibt. Von der Beschaffenheit des Häutchens und des darunter liegenden Rindennetzes wollen wir nichts weiter erwähnen, sondern nur bemerken, wie in dem letztern allemal Drüsen sich zeigen, welche mit einem Gefäße eingefasset sind, dessen Gestalt eben so aussieht, wie der Umkreis der Drüse; doch liegt selbiges niemals unmittelbar auf der Drüse, sondern es ist unter beyden ein merklicher Zwischenraum. Die Gestalt der Drüse ist gemeiniglich mehr oder weniger länglicht, eyförmig, zuweilen fast zirkelförmig, in andern drey- oder viermal so lang als breit. Diese Drüsen zeigen sich zuweilen, wenn das Häutchen noch das Rindennetz bedecket, und können also durch das Häutchen gesehen werden, doch selten, bey den meisten muß man die Rinde von den Blättern abstreifen, um die Drüsen, die darinnen hängen, zu beobachten. Sind die Blätter grün und gesund, so sind die Drüsen durchsichtig; wenn aber die Blätter anfangen gelb zu werden, so werden die Drüsen weniger und endlich ganz undurchsichtig. Die Rindendrüsen sind an den Baumblättern mehr auf der untern als obern Fläche zu finden. In den meisten Pflanzen ist derjenige Theil des Rindennetzes, welcher unmittelbar auf der Ribbe der Blätter liegt, gänzlich ohne Drüsen, woraus zu folgen scheint, daß zwischen den Rindendrüsen und den Saft- und Luftgefäßen, welche diese Ribben ausmachen, kein unmittelbarer Zusammenhang statt finde, sondern die Vereinigung nur vermittelst des schwammichten Wesens geschehe; und daher kan̄ man schließen, daß die Säfte, welche diese Drüsen entweder annehmen oder von sich geben, zum Theil in das fleischichte oder schwammichte Wesen gebracht, oder zum Theil durch dieses den Drüsen überliefert werde, folglich tragen diese Drüsen vieles zu Ausarbeitung, vielleicht zu Ausführung der Säfte bey. Diese jetzt beschriebenen Drüsen machen aber nur eine Art derselben aus, die andern, oben nach

noch Herr Guettard erwähnten, sind davon merklich, und besonders darinnen unterschieden, daß selbige auch auf den Ribben des Netzes gefunden werden, woselbst diese Rindendrüsen niemals ihren Sitz haben. Noch merken wir an, daß die Blumenblätter, obgleich selbige auch eine Rinde, wie die übrigen Blätter haben, dennoch niemals mit Drüsen begabet sind.

Drüsenblume.

Drüsenblume oder **Drüßbeutel**, auch Bastartpfauenschwanz, Adenanthera L. Der kleine einblätterichte Kelch ist fünffach gezähnt; fünf lanzenförmige, plattaufsitzende, einwärts erhabene und unterwärts vertiefte Blumenblätter stellen unter sich eine Glocke vor; die zehn pfriemenartigen, aufrechtstehenden und längern Staubfäden tragen rundliche Staubbeutel, welche an der äußerlichen Spitze mit einer kugelförmigen Drüse besetzet sind; Griffel und Staubweg sind einzeln. Die Frucht ist eine lange, zusammengedrückte Schote, welche viele rundliche Saamen enthält. Herr von Linne' bestimmet zwo Arten.

1) Die glattblätterichte Drüsenblume, Pfauendrüsenblume, Adenanthera pavonica, ist ein großer Ostindianischer Baum, welcher zweyfach zusammengesetzte, weit ausgebreitete, auf beyden Seiten glatte, immergrünende Blätter hat. Der Saame ist glänzend schwarz.

2) Die wollicht = blätterichte oder sichelförmige Drüsenblume, Adenanthera falcata Linn. wächst auch in Ostindien; die Blätter sind gleichfalls doppelt zusammengesetzet, auf der untern Fläche aber filzicht oder wollicht. Die Gestalt der Frucht ist fast sichelförmig. Aus dem Stamme dieses Baumes verfertigen die Amboiner ihre Schilde, weil das dürre Holz sehr leicht und zähe ist. Diese Art findet man wohl schwerlich in Deutschland; auch die erstere ist sehr selten anzutreffen, und muß wie andere Indianische Gewächse behandelt werden.

Drüßbeutel.

S. Drüsenblume.

Drüßwurz.

S. Ranunkel.

Drumpelbeere.

S. Heidelbeere.

Drusen.

Drusae, sind figurirte Bergarten, welche aus Steinmaterien und Salztheilchen entstanden sind, und theils als zusammengewachsene Crystallen, theils aber in andern Figuren zum Vorscheine kommen. Ueberhaupt betrachtet, sind es crystallisirte Steinarten, welche vermittelst des Wassers aus aufge-

lößten Salzen und fortgeschwemten zarten Steintheilchen entstanden zu seyn scheinen. Man findet 1) Quartzdrusen, Quartzum drusicum; man kann selbige bis jetzo für einen zusammengehäuften Quartz, der verschiedene Ecken und Knoten von unordentlicher Figur machet, halten. Im Feuer verhalten sich dieselben fast wie der Quartz, und scheinen ebenfalls eine dergleichen Erde zum Grunde zu haben. 2) Gypsdrusen, Gypsum drusicum, drusa selenitica, sind an einander gewachsene, länglichteckichte Crystallen, von Farbe meistentheils gelblicht oder grau, und etwas durchsichtig. Dergleichen Crystallen sind ziemlich weich, so, daß sie zum Theil mit einem Messer in Blättchen getheilet werden können. Im Feuer verhalten sie sich wie der Gypsstein, mit dem sie überhaupt fast alle übrigen Eigenschaften gemein haben. Man kann dieselben als einen crystallisirten und in Figuren angeschossenen Gyps ansehen. Waller. Mineral. S. 72. betrachtet diese Drusen ebenfalls so; er saget, daß, wenn die Gypscrystallen in Menge in einem Stücke beysammen gefunden werden, dieselben alsdenn den Namen der Gypsdrusen bekommen. 3) Spathdruse, drusa spatica, spatum drusicum, ist ein alkalinischer Spath, welcher in mancherley Figuren angeschossen gefunden wird. Waller. Mineralog. S. 82. nennt die Spathdruse auch Spathcrystalle, Spatum crystallisatum, und Cronstedt Mineralog. S. 18. setzet denselben nicht ohne Grund unter die Kalchsteinarten, als einen Kalchstein, welcher aus dem Kalchspath entstanden, und in seiner Oberfläche verschiedene Flächen und Seiten angenommen. Da die Spathdruse sich im Feuer und auch auf andere Weise fast wie der Kalchstein verhält, so ist kein Zweifel, daß die Grunderde derselben die Natur der Kalcherde hat. 4) Endlich können auch die gefärbten, rothen, grünen, violetnen Flüsse, als der Rubinfluß, der Smaragdfluß, der Amethystfluß, der Topasfluß u. s. f. unter die Drusen gezählet werden. Sie haben das Ansehen von Crystallen, sind meistentheils von ungleichen Seiten; doch giebt es einige, welche vierandere sechseckichte Crystallen darstellen. Die Grunderde derselben ist der Erde, welche im Quartz befindlich, ähnlich. Lehmann Mineralog. S. 85. saget daher nicht ohne Grund, daß die Flüsse nichts anders, als gefärbte Quartzcrystallen sind.

Drutenfuß.

S. Bärlapp.

Dsheren.

Ein vierfüßiges Thier, aus dem Geschlechte der Antilopen oder Gazellen,

zellen, welches von dem Ritter Linnäus Capra ceruicapra, vom Herrn Pallas Antilope Pygargus, und vom Herrn Gmelin Caprea campestris gutturosa, im Deutschen aber von einigen Schriftstellern der Bockhirsch oder die wilde Hirschantilope genañt wird. Eine Beschreibung dieses Thieres haben wir schon in dem ersten Theile unsers neuen Schauplatzes der Natur unter dem Artikel Abu S. 161. gegeben.

Duasingii.

Unter diesem Namen wird in Chomels übersetzten Wörterbuche ein kleines Gräschen angeführet, welches in Indien wachsen, Sommer und Winter über grün bleiben, und einen himmelblauen Saamen tragen soll. Es wird solches auch die Lustftücke, statt des Buchsbaumes, damit auszusetzen, angerühmet, und gemeldet, wie die an den Wurzeln hangenden Nüßlein von den Japanern äußerlich bey Kopfschmerzen gebrauchet würden. Dieses alles klingt vortrefflich, wenn man nur wüßte, was dieses für eine Pflanze sey.

Ducatenröslein.

S. Habichtkraut.

Dudaim.

Ein Gewächs, dessen im 1 Buch Moses im dreyßigsten Kapitel gedacht wird. Was dieses eigentlich für eines sey, ist nicht genugsam ausgemachet. Einige haben die Jüdenkirschen, andere die Frucht des Alraun, andere die Früchte des Pysang, andere die Melonen, und andere wieder andere Pflanzen dafür ausgeben wollen. Ludovici behauptet, daß solche eine Erdfrucht oder knollichte Wurzel gewesen, ob er gleich die Art derselben zu bestimmen, sich nicht getrauet. Wir wollen uns auch bey diesen verschiedenen Meynungen nicht aufhalten, da man doch niemals zu einer völligen Gewißheit gelangen wird.

Düftling.

S. Osmites.

Düngen.

Düngen heißt ein, durch vielfältiges Fruchttragen oder Ernährung der Pflanzen ermüdetes, und von Nahrungstheilchen entblößtes und ausgezogenes, oder von Natur mageres, und zum gedeihlichen Wachsthume der Gewächse unfähiges Erdreich durch gewisse Materien, so dergleichen schickliche Nahrungstheilchen in sich enthalten, oder auf sonst eine Weise dergestalt verbessern, daß es dadurch neue Kraft und Fähigkeit bekomme, den Gewächsen gedeihliches Wachsthum zu vergönnen. Alles, was dieses leisten kann, es sey aus dem Mineral- oder Thier- oder Pflanzenreiche, wird mit dem allgemei-

allgemeinen Namen Dünger beleget. Der Dünger wirket also überhaupt auf zweyerley Weise; entweder selbiger enthält wirkliche Nahrungstheilchen, welche in die Pflanzen übergehen können, oder selbiger verändert nur die Beschaffenheit des Erdreichs, und setzet dessen Theile mehr aus einander, oder verbindet selbige mehr mit einander, und machet, daß solche, da sie vorher zum Wachsthume der Pflanzen nicht geschickt waren, füglich dazu angewendet werden können. Wegen des erstern könnte man wohl fragen, was denn eigentlich für Theilchen zur Ernährung und Wachsthume der Gewächse erforderlich wären, oder ob die vermehrte Fruchtbarkeit durch eine, in der Erde verursachte, Gährung, oder durch Aufhalten der Feuchtigkeit vom Thau und Regen, oder sonst auf eine Art geschehe. Allein man kann es nicht füglich bestimmen; indessen scheint so viel gewiß, daß Wasser allein dazu nicht hinreichend sey, sondern in diesem aufgelößte andere Theilchen sich befinden müssen, wenn solches für nahrhaft ausgegeben werden soll. Indessen hat man doch viele Erfahrungen, welche zeigen, wie das Wasser allein Pflanzen ernähren, und derselben Wachsthum unterhalten und befördern könne. Boyle trocknete Erde im Backofen, wog sie, und steckte Kürbiskerne darein; obgleich nun diese Erde nur mit Wasser angefeuchtet wurde, so brachte sie doch eine Pflanze, die bey drey Pfund wog, und ein andermal eine, welche vierzehn Pfund wog, und in beyden Versuchen hatte die, nachher abermals getrocknete, Erde nichts von ihrem Gewichte verloren. Dergleichen Versuche haben Vallemont, Eller und Euler mit gleichem Erfolge wiederholet. Daß die Zwiebeln von Hyacinthen und dergleichen, wenn sie auf Gläser, so mit Wasser angefüllet sind, gestellet werden, Blätter, Stängel und zahlreiche Blumen treiben, ist allen bekannt, und Hr. Gleditsch und Bonnet haben viele Pflanzen, ohne Erde, im Moos erzogen, der gehörig begossen worden, doch haben, nach dü Hamels Erfahrung, Baumwolle und Werg dazu nicht getauget. Unter gewissen Umständen hat das Moos das Wachsthum besser, als die Erde befördert. Ein Gerstenkorn in der Erde gab zwey und dreyßig, ein anderes im Moose gab drey und neunzig Körner. Man hat Nelken im Moose erzogen, welche stark riechende Blumen getragen. Man hat von Weinstöcken und Pflaumenbäumen, so in Moos gepflanzet, vortreffliche Früchte erhalten. Bonnet hat auch bemerket, daß verfaulter, oder zu Erde gewordener Moos den Pflanzen nicht zuträglicher sey, als frischer. Auch dü Hamel hat neue Versuche angestellet.

gestellet. Er ließ große Bohnen zwischen feuchten Schwämmen keimen, und als das junge Würzelchen etwa einen Zoll lang war, setzete er selbige auf den Hals einer Carafine, so, daß nur die Wurzel in dem Wasser stand, da sie denn Stängel von drey Schuh hoch mit Blättern und Blumen getrieben. Auf gleiche Weise gekeimte, und mit der Wurzel aufs Wasser gelegte Nüsse und Castanien haben auch wohl getrieben, und sind das dritte Jahr in den Garten gesetzet worden. Eine Eiche hat acht Jahre im Wasser ausgedauert, und ist nur verdorben, weil man vernachläßiget, solcher neues Wasser zu geben. Da aber aus nichts etwas nicht werden kann, und die im Wasser erzogenen Bäume und Pflanzen alle die Bestandtheile haben, welche zugegen sind, wenn sie in der Erde gewachsen, so muß man wenigstens zugeben, daß in dem Wasser etwas ölichtes und salzichtes sey, welches die Natur zwar herausbringen, und den Pflanzen mittheilen, obgleich diese Materien durch die Kunst aus dem Wasser nicht gezogen werden können. Warum findet man in einem Boden, welcher an einem Orte nicht feuchter zu seyn scheint, als an dem andern, doch besondere Flecke und Striche, die sich durch ihre Fruchtbarkeit vor andern unterscheiden? Es giebt andere Erfahrungen, welche beweisen, daß die Erde nicht allein von dem Wasser fruchtbar gemachet werde. Erde, welche von ihren Nahrungstheilchen erschöpfet ist, erholet sich und sammlet neue Kräfte, wenn man sie ruhen läßt. Jemehr die Erde der freyen Luft ausgesetzet ist, desto geschwinder, und mit desto größern Ueberflusse werden die Nahrungstheilchen ersetzet. So wird durch das Pflügen die Erde zerbrochen, umgewandt, und die verschiedenen Theile derselben den Einflüssen der Luft ausgesetzet. Daß aber das bloße Zerstoßen der Erde durch die mechanische Arbeit des Pflügens nicht, wie Tull versichert, das einzige Mittel sey, wodurch die Nahrung der Pflanzen vermehret wird, kann man vorzüglich daraus abnehmen, daß die in Furchen zerschnittene Erde viel fruchtbarer wird, als wenn sie ganz eben gepflüget liegen bleibt. Die Luft ist also das erste Mittel, dessen sich die Natur bedienet, die Erde fruchtbar zu machen. Der Thau bewirket ein gleiches; der Schnee befördert auch die Fruchtbarkeit. Regen- und Schneewasser faulen eher als Quellwasser; folglich müssen sie mehr andere, sonderlich ölichte Theile in sich halten. Die Ueberschwemmungen zählet man mit Rechte unter die natürlichen Mittel, wodurch die Erde verbessert wird. Egypten erhält von der Ueberschwemmung des Nils seine Fruchtbarkeit. Dieser

ser Strohm leget einen köstlichen Moder, einen fruchtbaren Schlamm ab. Deswegen sind die Thäler fruchtbarer, als die erhabenen Gegenden; weil der Regen von der Höhe immer einen Theil der nahrhaften Materie wegspühlet, und in den Tiefen liegen läßt. Es giebt also gewisse Materien, welche man mit Behutsamkeit auf das Land werfen, und dasselbe dadurch fruchtbar machen kann. Und diese alle beleget man mit dem Namen Dünger. Außer dem natürlichen, jetzt angeführten, Dünger, wollen wir die vornehmsten künstlichen Arten kurz anführen, und dabey das nöthige bemerken. Die erste Art könnte man diejenige nennen, welche von Pflanzen selbst genommen wird; und es ist gewiß, daß Säfte von Gewächsen, die durch eine Art von Kochung bereits zugerichtet worden, andern Gewächsen zur Nahrung dienen können; aber es brauchet viele Zeit, ehe sie zu so dünnen und feinen Theilen gebracht werden, daß sie in die Gefäße der Pflanzen einbringen könnten; dieses kann am leichtesten durch die Fäulniß geschehen, welche durch eine innerliche Bewegung die Theilchen der Körper zerstöret, ihre Verbindung aufhebt, und sie selbst dadurch feiner gemachet werden. Und hierinn kommen die vegetabilischen und thierischen Wesen mit einander überein, und beyde werden durch die Fäulniß einander gleich gemachet. Der Misthaufen ist daher der beste, und vielleicht auch der erste Dünger gewesen, den die Landwirthe gebrauchet haben; solcher aber muß gehörig beschaffen seyn, und die Fäulniß daselbst durch Feuchtigkeit, Wärme und Zufluß der äußern Luft befördert und unterhalten werden. Die Feuchtigkeit muß die Zäserchen der Pflanzen erweichen, die Wärme die innerliche Bewegung hervorbringen, und diese durch Zugang der äußern Luft vermehret werden. Man muß daher bey Anlegung eines Misthaufen gewisse Umstände in Betrachtung ziehen. Man hält solche öfters zu trocken, und man setzet sie an erhabene Oerter, ohngeachtet sie doch selbst sehr hoch sind. Tiefe Gründe und Löcher, die die Feuchtigkeiten behalten, sind viel besser dazu. Doch ist allzu viele Feuchtigkeit auch schädlich; deswegen man auf der Seite des Misthaufens Löcher, oder Abzüge machet, damit das Ueberflüßige ablaufe, solches aber nach Gutbefinden wieder aufgeschüttet werden könne. Man soll auch verhüten, daß die Säfte des Mistes nicht durch den Regen weggeschwemmet werden; denn die Mistjauche ist gleichsam der Extract von dem Miste, und von vorzüglicher Güte. Der Verfasser der Berlinischen Beyträge zur Landwirthschaft, S. 1 Band 524. S. empfiehlt zur

Miststäte einen ebenen und gleichen Ort, und behauptet, daß an einem solchen die aus dem Miste gezogene Jauche nicht abfließen, und der Mist nicht trocken werden könne, hingegen an vertieften Oertern das Schnee- und Regenwasser sich allzu häufig sammele, mit der Mistjauche sich vermische, und der untere Mist endlich in bloßes Wasser zu liegen komme. In dem Wasser aber faulet das Stroh nicht, oder doch nur sehr langsam, und das schon zu Mist gewordene, jedoch noch nicht verfaulte Stroh, wenn es eine Zeitlang im Wasser liegt, verliert seine Kräfte und wird zum Düngen untüchtig. Der Mist kann auch auf der Miststäte durch die Wirkung der Luft, des Windes und der Sonne verändert, und der flüchtigen Salz- und Oeltheilchen beraubet, auch die fernere Fäulniß des Mistes verzögert werden. Sowohl um das Abspühlen, als auch das Ausziehen des Mistes zu verhindern, pflegen einige den Misthaufen mit einem, an den Seiten offenen, oben aber bedeckten Schuppen zu versehen. Man wird aber hierbey den gewünschten Endzweck nicht erreichen. Der Regen wird doch durch die offenen Seiten eindringen, und die Ausdampfung nicht unterbleiben. Andere haben daher den Haufen mit Erde bedecken wollen; wo aber täglich neuer Mist aufzuwerfen ist, geht dieses gar nicht an, überdieß würde man dadurch den Einfluß der Luft ganz verlieren. Daß aber Regen und Schnee düngende Theile bey sich führen, und dadurch der Mist selbst verstärket werden könne, haben wir bereits angemerket, und die Erfahrung bestätiget solches täglich. Und eben so bekannt ist es, daß zu aller Gährung und Fäulniß Wärme und Feuchtigkeit erfodert werden. Zur Winterszeit, wo der Mist sonderlich auf dergleichen Stäten aufbehalten wird, kann das Verfliegen der aufgelößten Materie ohne dieß nicht, oder doch kaum merklich vor sich gehen, indem selbige durch die kalte Luft mehr verdicket, und zurück gehalten wird. Indessen ist es doch, sonderlich was den Schaafmist betrift, besser gethan, solchen den ganzen Winter über in dem Stalle liegen und im Frühjahre auf einmal ausfahren zu lassen. Man hat dieses auch bey dem Rindviehmiste angerathen; es würde solcher aber zu sehr angehäufet werden, und zu hoch zu liegen kommen. Wollte man auch die Ställe höher bauen, als gewöhnlich geschieht, und die Krippen beweglich machen, auch, um den starken Dunst zu vermindern, Luftlöcher anbringen, so will diese Art nicht füglich statt finden. Es wird darzu mehr Stroh erfodert; das Vieh wird

niemals trocken liegen, und durch den Dunst, oder aus andern Ursachen leiden. Der große Landwirth und Verfasser der Berlinischen Beyträge, welchen wir billig dem Herrn von Münchhausen an die Seite setzen, hat, als derselbe den ganzen Winter über den Mist in dem Stalle liegen lassen, bey aller sonst möglichen Vorsorge und Abwartung des Viehes, dennoch wahrgenommen, daß dieses dabey viel gelitten, und dergestalt zurückgekommen, daß es zu Anfange des Frühjahres kaum gehen können, insonderheit auch bemerket, wie solches eine ungeheure Menge von Würmern in der Haut bekommen, und zuletzt ganz kahl und schabicht geworden. Dergleichen lang aufbehaltener und eingeschlossener Mist, giebt, wenn er bey dem Ausfahren gerühret wird, einen solchen unerträglichen Gestank von sich, daß es fast kein Mensch ausstehen kann. Man könnte die Misthaufen im Schatten anlegen, und selbige mit Bäumen umgeben.

Es ist oft viel daran gelegen, daß der Mist geschwinde faule, und man nicht genöthiget sey, dergleichen davon zu nehmen, ehe er völlig faul, und nicht genugsam für die Pflanzen zubereitet ist. Man nimmt daher seine Zuflucht zu solchen Dingen, welche die Fäulniß befördern. Die thierischen, bereits faulen Sachen, wie der Koth, Urin, und so ferner, sind die wahren faulenden Mittel; doch kann man hierzu auch den Moder und Schlamm in Teichen und Wassergraben rechnen, weil diese Materie aus Erde, und aus Theilen verfaulter Pflanzen besteht; hingegen ist auch bekannt, daß verfaulte Körper von einer sehr flüchtigen Art sind, und bey einer trocknen und warmen Luft dergestalt an Größe abnehmen, daß endlich nichts als etwas Erde zurück bleibt. Wenn also die Misthaufen gehörig gefaulet sind, soll man solche nicht länger behalten, und den ausgestreuten Mist bey warmer Witterung nicht lange auf dem Felde liegen lassen, sondern bald durch den Pflug unterbringen. Die Landwirthe behaupten zwar, wie der Mist, wenn er fünf bis sechs Wochen auf dem Felde gelegen, das Land fruchtbarer mache; und ist diese Erfahrung richtig, so soll wenigstens der Mist im Winter und Frühlinge, und nicht um Johannis aufgefahren und ausgestreuet werden. Dieses gielt auch nur vom Wintermiste. Der Sommermist soll nicht allein öfterer aus den Ställen getragen, sondern auch, wenn es wegen anderer Wirthschafftsverrichtungen möglich ist, alsbald auf den Acker gefahren und untergebracht werden. Da zu dieser Zeit das

Vieh frische Kräuter frißt, wird es nicht allein häufiger misten, sondern dieser Mist auch viel geschwinder in die Fäulniß übergehen, mithin die aufgelößten Theile in Menge verfliegen, wenn dergleichen Mist lange auf der Miststäte liegen bleiben sollte.

Mist kann aus Pflanzen selbst gemachet werden; doch sind einige hierzu geschickter, als andere. Saftreiche Gewächse nähren, die trocknen aber machen mager. Die Mooße und Farnkräuter schicken sich nicht zum Düngen, und ein mit Tannen bewachsener Wald bekömmt keine Verbesserung von den abgefallenen Blättern. Hingegen düngen die saftvollen Erbsen, Wicken und das Heydekorn die Erde mit ihren saftigen Wurzeln, Stängeln und Blättern, und man pfleget dergleichen auf die Aecker zu säen, und sobald sie erwachsen, den obern Theil davon abzuschneiden, und zum Futter zu gebrauchen, den Rest aber unter zu pflügen, und dadurch das Feld zu düngen. In Engelland werden die Aecker mit Rüben besäet, und nachher als Mist in die Erde verscharret. So geben auch die Stoppeln, wenn sie auf dem Acker stehen geblieben, und gleich nach der Erndte, wenn sie noch einigen Saft haben, untergepflüget werden, einen guten Dünger. So wird auch das Unkraut, Jätegraß, und alles, was sonst von Pflanzen muß weggeschmissen werden, zu einem guten Dünger, wenn solches unter sich verfaulet, und mit andern Miste oder Erde vermischet worden. Da nun aber die Düngung auf diese Art nicht allenthalben geschehen kann, und man öfters genöthiget wird, trockne Pflanzen, als Eichen- und Buchenlaub, die Tangeln von Fichten und Küfern, auch wohl gar Mooß, zu erwählen, muß man obige angeführte faulende Materien aus dem Thierreiche damit vermischen, und auf solche Art Mist machen. Alle trockne Pflanzen sind dem Strohe nachzusetzen. Dieses mit thierischen faulenden Sachen vermischet, giebt den besten Dünger. Den thierischen Dünger pfleget man nicht allein mit dem aus dem Pflanzenreiche zu vermischen, sondern auch allein zu gebrauchen, und in beyden Fällen ist nach Unterschied des Thieres auch der Mist gar merklich verschieden, auch schicket sich nach Beschaffenheit des Erdreichs eine Art besser als die andere. Küh- und Pferdemist wird durchgehends für den besten gehalten, und schicket sich fast für jeden Boden. Schaafmist wird für schlechter gehalten, weil er seine Kraft gar leicht verliert, und im ersten Jahre zwar dem Kuhmiste gleich zu achten, auch wohl vorzuziehen ist, im andern Jahre aber seinen Trieb und Kraft meistentheils

verloren hat. Doch sollen, nach anderer Erfahrungen, im Pferde- und Schaafmiste mehr ölichte, oder, wie andere vorgeben, mehr salzige Theile, als im Kuhmiste stecken. Daher rühret die größere Hitze des Pferdemistes; er ist auch trockner, und liegt dichter über einander. Und da er trockner und schärfer ist, kann er auf einem feuchten thonichten Boden bessere Dienste leisten, als der Kuhmist, hingegen ist er auf einem sandichten kalkichten Boden schädlich; der Kuhmist hingegen wird wegen seiner wässerichten, und mit vielen schleimichten Theilen umhüllten, ölichten Salze auf einem thonichten Boden weniger nutzen, weil er die Feuchtigkeiten mehr aufhält und vermehret, und langsamer faulet; im sandichten und kalkichten wird er besser Wachsthum veranlassen. Wie der Pferdemist durch das Wasser, welches nach geschehener Wäsche übrig bleibet, verbessert werden könne, lehret das Leipziger Intelligenzblatt 1767. S. 359. Der Kuhmist ist von einem allgemeinen Gebrauche, da er, wenn er nicht allzufeuchte ist, zu Düngung eines thonichten Bodens, und wenn er feuchte genug ist, zu Düngung eines sandichten dienen kann. Der Schaafmist ist auch deswegen vorzüglich nützlich, weil er im Winter im Stalle gesammelt, im Sommer aber ganz frisch von den Thieren selbst auf den Acker gebracht werden kann; letzteres heißt man Pferchen. Dieses, oder wie man es auch zu nennen pfleget, der Hortenschlag, wird gemeiniglich in den Brach- und künftigen Winterfeldern angebracht, und hat doppelten Nutzen. Man ersparet dabey das Stroh, und kann diejenigen Ackerstücke, welche entlegen sind, ohne Mühe düngen, indem die Schaafe den Sommer über, wenn sie des Nachts in Horten gehalten werden, solche mit dem Mist selbst belegen. Ist aber, wie nicht zu läugnen, die Düngung des Schaafmistes von kurzer Dauer, so wird diese, so durch das Pferchen geschieht, noch eher vergehen, als wenn man Schaafmist, der in Ställen gesammlet worden, dazu anwendet. Der Schweinemist wird von einigen für den fettesten und besten gehalten. Für sich allein aber wird solcher doch nicht füglich zugebrauchen seyn, und besser mit andern Arten von Misten vermenget, oder mit Kalk und Asche, um das viele ölichte Wesen mit salzigen Theilen zu dämpfen, vermischet werden. Taubenmist wird selten gebrauchet, und man soll denselben nicht leicht anderswo anwenden, als auf kalten und feuchten Lande, weil selbiger sehr hitzig ist. In den Gärten, sonderlich bey den Spargelbeeten, ist solcher gut zu nutzen.

nutzen. Gänsemist wird für den schädlichsten gehalten. Doch will Mortimer behaupten, daß solcher so gut, als von anderm Federviehe sey, und in dem Düngerlexicon wird solcher noch mehr gelobet als getadelt, S. Oeconom. Nachrichten I. Band. Ferner will man beobachtet haben, daß der Mist von fetten Thieren besser als von magern, dünge; wiederkauende geben bessern Dünger, weil sie ihr Futter besser mit den schleimichten Säften ihres Körpers mischen. Der menschliche Auswurf und von allen fleichfressenden Thieren ist ganz und gar mit dem nährenden Wesen angefüllet. Die Wahl und rechte Anwendung der verschiedenen Arten des Mistes muß nach der verschiedenen Natur und Beschaffenheit des Ackers angestellet werden. Der beste kann der künftigen Frucht schädlich, der schlechteste zuweilen nützlich seyn.

Außer Koth und Urin sind auch andere Theile von Thieren geschickt, eine düngende Materie zu geben, und man hat nicht allein das Blut und die Eingeweide, sondern auch Hörner, Haare und dergleichen angewendet. Das harte Gewebe der letztern hält zwar die Fäulung auf, doch enthalten sie viele schleimichte und gallerichte Theile, welche den Pflanzen eine gute Nahrung geben. Allerley Schalen von Austern und Muscheln brauchen auch lange Zeit, ehe sie aufgelöset werden; wenn aber dieses nach sechs oder sieben Jahren geschehen, verbessern sie das Land ungemein. Zu dem Dünger, welcher dem Pflanzenreiche zugehöret, kann man auch, wie schon angemerket worden, den Teichschlamm rechnen. Und wenn auch dergleichen nicht allemal viel von aufgelößten Pflanzentheilen in sich enthält, so wird solcher doch wegen des mehr stillstehenden Wassers faulende und zum Wachsthum nützliche Theile enthalten, welche das Wasser selbst abgeleget hat. Man weis, daß ein Karpfenteich ohngefähr nach sechs Jahren, ohne alle weitere Bestellung und Düngung, kann besäet und darauf die reichlichste Frucht eingeerndet werden. Der Teichschlamm ist von vortrefflicher Güte, erhält sich länger als anderer Mist in der Erde, und treibt ungemein. Doch soll man solchen nicht gleich, wenn er herausgebracht worden, auf den Acker bringen, weil er sonst denselben sehr unrein machet, und viel Unkraut hervorbringt, vielmehr solchen auf Haufen zusammenschlagen und einige Monathe liegen lassen.

Der Straßenmist, wie solcher auf den Gassen in den Städten gesammelt wird, ist diesem vielleicht noch vorzuziehen, da solcher mehr vermischter Art ist. Endlich gehöret hieher auch die Asche von

verbrannten Pflanzen, welche allen Gewächsen, sonderlich dem Grase, viele Nahrung giebt; auch selbst die in den Seifenmanufacturen und auf Bleichen ausgelaugte und ausgeworfene, weil sie noch etwas Laugensalz enthält, und also die Feuchtigkeit in der Erde länger zurückhalten, nnd die fruchtbaren Theile der Luft in größerer Menge in den Boden ziehen kann, wird das Feld düngen. In den Berlinischen Beyträgen wird auch die, in Hinterpommern gebräuchliche, Weitasche angeführet, und vorzüglich gerühmet. Es ist diese nicht ausgelauget, sondern durch das Feuer noch mehr verstärkte Asche, und dem härtesten Steine gleich, daher solche auch nicht anders, als mit großen und mit Eisen beschlagenen Keulen zermalmet und klein gemachet werden kann. Es wird dergleichen in Stettin und Kolberg, der Centner ohngefähr vor zween Fl. verkaufet. Der Verfasser dieser Beyträge hat damit selbst Versuche angestellet, woraus dieser Weitasche Nutzen augenscheinlich erhellet. Ein Centner ist auf zween Berliner Scheffel Aussaat hinreichend gewesen.

Man pfleget auch die Erdrasen und die Fläche der Erde anzuzünden, damit das Land verbessert werde; und da in dergleichen Lande, welches viele Jahre nicht gepflüget und umgearbeitet worden, viele Wurzeln befindlich, und diese hierdurch mit verzehret und verbrannt werden, kann das daraus hervorgebrachte Laugensalz allerdings eine Düngung geben, daher auch die Ackersleute verhindern, daß das Feuer nicht tiefer eindringe, als die Wurzeln gehen. Oder man sticht den Rasen aus, leget solchen auf kleine Haufen, so daß unten eine Hohlung bleibt, und stecket diese Haufen mit Feuer an, und streuet die Asche davon auf die Aecker.

Noch ein Dünger, den das Feuer aus den Pflanzen schaffet, ist der Ruß; seine Wirkungen sind schnell, und lassen sich alsbald nach dem ersten Regen bemerken, welches nicht wunder, da solcher aus einem flüchtigen Laugensalze und viel Oel besteht.

Außer diesen von Pflanzen und Thieren genommenen Düngerarten hat man noch andere erfunden, welche alle Achtung verdienen, zumal die erstern nicht allenthalben zu haben, oder die besondere Beschaffenheit des Boden eine ganz andere Verbesserung erfobert. Mergelerde läßt sich im Wasser leicht auflösen, und kann daher den Abfluß des Wassers von dem Lande befördern; die lettichte Erde wird durch Beymischung des Mergels trocken, und da solcher die Feuchtigkeiten in sich zieht, wird er auch die öhlichte Materie in der Erde, welche mit

mit dem Schnee und Regen herunterfällt, oder in dem untern Luftkreyße sich aufhält, an sich ziehen und aufhalten. Der Mergel aber ist sehr verschieden, und man kann auch leicht andere Erdarten mit dem Mergel verwechseln. Man unterscheidet Sand-Stein- und Thonmergel, und die letzte Art ist nicht so leicht von andern Thonarten zu unterscheiden. Das wahre Kennzeichen eines ächten Mergels ist, daß solcher mit dem Scheidewasser, oder einem andern saurenl Wesen aufbrause. Wegen Anwendung des Mergels sind die Landwirthe, zumal die gelehrten, nicht einig. Home rühmet solchen als ein besonderes Verbesserungsmittel vor den thonichten Boden; Herr Pastor Mayer aber giebt den leichten Boden als denjenigen an, auf welchem der Mergel den meisten Nutzen leiste. Doch können beyde Recht haben. Ein thonichter Boden läßt wegen seiner Festigkeit das Wasser nicht durch; folglich wird dieser durch den Zusatz des Mergels verändert und zu bequemer Durchlassung des Wassers geschickt gemachet. Das allzulockere und sandige Erdreich hingegen kann der Mergel wegen des beygemischten thonichten Wesens binden, und selbigem mehr Festigkeit geben. Für die nassen Felder schicket sich der Mergel am besten. Daß aber der Mergel nur auf vorerwähnte Art nützlich, hingegen gar nicht als eine wahre Düngung zu betrachten sey, beweiset sowohl die Erfahrung, sonderlich auf hiesigen sandigen, schlechten Aeckern auf dem sogenannten Fleming, als auch dessen verhältnißmäßige Vergleichung und Uebereinstimmung mit dem Kalke.

Der Kalk ist für feuchtes und lettichtes Land ein vortrefflicher Dünger. Er zertheilet und verdünnet die Erde, machet solche locker, hält sie trocken, und machet sie zahm. Noch viel kräftiger bezeiget sich solcher auf sauern Aeckern, und diese sind fast auf keine andere Art zu verbessern. Frischer, ungelöschter und gelöschter haben gleiche Wirkung; der Kalk von alten Häusern, der gleichsam alle seine Kraft verloren hat, kann eben soviel, ja noch mehr nutzen, als der ungelöschte. Der ungelöschte Kalck zieht die ölichten Theile aus der Luft und Erde stark in sich, löset sie auf, und verändert sie dergestalt, daß sie sich mit dem Wasser vermischen können. Er erschöpfet also in kurzer Zeit alle ölichte Theile der Erde, wenn man nicht durch Mist und andere Materien von Thieren diesen Abgang zu ersetzen suchet. Vermenget man diese mit frischen Kalke, werden selbige in kurzer Zeit aufgelöset, und zur Nahrung der Pflanzen geschickt gemachet; doch muß der mit Kalk

ver-

vermischte Mist gehörig durchstocket seyn, weil sonst der Kalk die Fäulniß aufhält. Man hat auch wahrgenommen, daß der Kalk sich tief in die Erde setze, und man selbigen nach Verlauf weniger Jahre unter dem Pfluge antrifft, welches seiner eigenen Schwere zuzuschreiben ist. Der Kalk thut in den ersten Jahren auf leichter und lockerer Erde bessere Wirkung, als auf solcher, die fester und dichter ist; nach Verfließung dieser Zeit wird dessen Wirksamkeit schwächer. Der Kalk ist wohl die theuerste Düngung, oder vielmehr Verbesserung der Aecker. Zu einem Scheffel Aussaat sollen zehn und mehrere Scheffel Kalk erfoderlich seyn. Man pfleget auch die Mergelerde zu brennen, und daraus eine Art Kalk zu verfertigen. Dieser aber ist viel schlechter, als der von Steinen gebrannte Kalk.

Es kann auch eine Erde die andere fruchtbar machen. Ungebaute Erde in der Tiefe eines Schuhes von einem Hügel genommen, der gegen Mitternacht liegt, hält viel Materie in sich, welche den Pflanzen zu gute gehen kann. Hieher kann man auch die Erde von vermoderten, und wie man zu reden pfleget, verfaulten Holze rechnen, es mag solches aus Holzställen, oder andern Plätzen, wo dergleichen gestanden, oder auch aus alten ausgehöhlten Bäumen, sonderlich den Weiden genommen werden. So wird auch der Gerberloh, wenn solcher einige Jahre gelegen, zu einer fruchtbaren Erde, welcher aber vielleicht mehr wegen der lockern Beschaffenheit, als der wirklichen bey sich führenden, ölichten oder salzigen Theile dergleichen Nutzen leisten mag. Durch die Auslaugung hat solcher diese meistentheils, wo nicht gänzlich, verloren, und das übriggebliebene, holzige Wesen wird, wenn auch darinnen von neuen einige Gährung entstehen kann, dergleichen nicht wieder erhalten. Die Wärme des Lohbeetes giebt den Pflanzen einen stärkern Trieb, aber auf dem Lohe wächst nicht leicht eine Pflanze. Wir haben Gärten gesehen, worinnen die Gänge, statt des Sandes, mit Loh beleget waren, und diese wurden niemals grün. Die Sägespähne von den Schneidemühlen werden bessere Wirkung leisten, nur müssen solche zuvor aufgelöset, deswegen mit andern Miste vermischet werden, und auf diese Weise einige Zeit liegen und faulen. Alter Lehm von Gebäuden, sonderlich Backöfen, ist auch nützlich, und zu manchen Gewächsen, als den Nelken, vortrefflich.

Endlich hat man auch eine besondere Art Düngung erfunden, da man solche nicht sowohl dem Boden, sondern dem auszustreuenden

den Saamen mittheilen wollen. Man nennt dieses eine Dünglauge. Es ist diese ein zubereitetes Wasser, darinne man die Saamen, ehe sie in die Erde gebracht werden, behutsam einweichet, und davor hält, daß dieses die Stelle der Düngung selbst vertreten und der künftigen Pflanze gedeihliches Wachsthum mittheilen könne. Die Bereitung dieser Lauge ist von verschiedenen auf verschiedene Art angegeben worden. Vallmont rühmet Salpeter in kochender Mistjauche aufzulösen, mit Regenwasser zu verdünnen, Hörner, Klauen, Leder, Knochen und dergleichen darinne weichen und faulen zu lassen, und mit dieser Masse den Saamen einzuquellen. Dergleichen Processe findet man bey Kühuholden und andern, welche aber alle billig als unfähig zu verwerfen. In den mehrmals angeführten und gründlichen Berlinischen Beyträgen wird diese Art, den Saamen fruchtbar zu machen und gleichsam zu düngen, als ganz unschicklich ebenfalls verworfen und bewiesen, daß die, aus einem solchen Saamen erzogene Pflanze davon nur so lange einigen Nutzen haben könne, als das mehlichte Wesen des Kernes, welches bey den Pflanzen die Stelle der ersten Milch, so das Thier von seiner Mutter genießt, vertritt, zu ihrem Wachsthume hinreichend ist; so bald aber die Pflanze ihre Wurzel getrieben, und sich ihre Nahrung aus der Erde verschaffet, höret diese Nahrung auf. Es gefällt uns hierbey sonderlich die angebrachte Anmerkung von der wunderbaren Uebereinstimmung des Thier- und Pflanzenreiches. So bald die jungen Thiere selber fressen und sich ihre Nahrung suchen können, wird ihnen die Milch der Mutter entzogen; eben so höret auch bey den Pflanzen die, in dem Saamenkorne liegende, Nahrung auf, so bald sie sich solche durch die Wurzel selbst verschaffen und aus dem Erdreiche an sich ziehen können.

Das Düngesalz, dergleichen zu Frankfurth am Mayn und andern Orten verkaufet wird, welches auf die Aecker gestreuet wird, wird zur Fruchtbarkeit derselben weniger beytragen, als die andern, oben angeführten, Arten Dünger.

Dünkel.

S. Dinkel.

Dünnbauch.

Eine Gattung der Karpfen, nach dem Müller, Cyprinus Cultratus, Linn. gen. 189. sp. 28. s. Karpfen. Cyprinus.

Dünnribbe.

S. Venusmuschel.

Dünnschaale.

An dem Europäischen Strande findet man diese Tellmuschel, die ihrer

ihrer Zerbrechlichkeit wegen von den Holländern Broosche Telline, und vom Hrn. von Linné Tellina fragilis genannt worden. Die Schaale ist nicht größer, als das äußere Glied eines Daumens, eyrund, bäuchicht, weiß, am Schlosse gelblicht, auch zuweilen auf einem grauen Grunde geflecket, fein geribbt und mit krummen Querstrichen bezeichnet. Der Seehase, welcher diese Muschel bewohnet, und als eine angenehme Speise gegessen wird, strecket aus der längsten Seite einen häutichten Körper aus, welcher sich in zwo dünne, weiße, an der Spitze gelbe und mit Haaren besetzte Röhren theilet, so inwendig mit einander Gemeinschaft haben, indem das Wasser, so das Thier mit der einen Röhre einsauget, sogleich durch die andere mit Gewalt wieder ausgespritzet wird.

Eine andere Art Schnecken, welche auch den Namen Dünnschaale führet, wird unter den Porzellanschnecken vorkommen.

Dünnschwänze.

Dünnschwänze, nach dem Müller ein Linnäisches Geschlecht der Kahlbäuche, Trichiurus, gen. 145. dessen einzige Gattung Trichiurus Lepturus, Spitzschwanz, von ihm genannt wird, s. unsern Artikel Chinesischer Aal, I. 11.

Dünnung.

Leisten, Schaambugen, Schaamseiten, Weichen, Inguen, Inguina. Unter diesem Namen begreift und versteht man gemeiniglich an einem jeden thierischen Körper diejenige äußerliche Gegend des Unterleibes, welche zwischen der Schaam und dem Schenkelbeine befindlich ist, und wodurch die untere Gegend des Unterleibes von den nahegelegenen Beinen abgesondert wird. Sie ist gemeiniglich etwas eingedrücket, und es befinden sich daselbst unter der Haut die so genannten Weichendrüsen. Sonst wird sie auch im lateinischen Bubo und die daselbst zuweilen vorkommenden Geschwülste der Drüsen Bubones genannt.

Dünste.

Die kleinen Theilchen, welche nicht nur von den flüßigen sondern von verschiedenen festen Körpern in die Höhe steigen und in der obern Luft eine Zeitlang hängen bleiben, pfleget man Dünste oder Dämpfe zu nennen. Doch machen die meisten von den neuern Naturforschern zwischen Dämpfen und Dünsten einen Unterschied, welcher aber nicht von allen auf einerley Art bestimmet wird. Einige verstehen durch Dünste bloß die wässerichten, durch Dämpfe hingegen diejenigen Theilchen, die nicht wässericht sind, die Körper, aus denen sie kommen, mögen übrigens fest oder flüßig

seyn.

seyn. Bey andern Naturforschern heißen Dämpfe solche Theilchen eines Körpers, die von seiner beständigen Materie in die Höhe steigen und Dünste diejenigen, welche zu seiner veränderlichen Materie gehören. Noch andere nennen diejenigen aufsteigenden Theilchen Dämpfe, in welche die Körper, und zwar die festen sowohl als die flüßigen, durch einen heftigen Grad von Hitze aufgelöset werden, und Dünste die kleinen Theilchen des Wassers oder anderer flüßiger Materien, die bey der gewöhnlichen Wärme der Luft in die Höhe steigen.

Die Menge der aufsteigenden Dünste, und sonderlich der wässerichten Dünste, ist sehr beträchtlich. Nach den Beobachtungen der neuen Naturforscher beträgt die Ausdünstung des Wassers, wenn es an einem Orte steht, der weder dem Sonnenscheine, noch dem Winde ausgesetzet ist, binnen einem Jahre ohngefähr acht und zwanzig bis dreyßig Zoll, woraus sich einigermaßen berechnen läßt, daß von den Gewässern der ganzen Erdfläche jährlich über zwey hundert und sechzig Cubikmeilen Wasser ausdünsten müssen. Ein Mensch dünstet ohngefähr binnen vier und zwanzig Stunden fünf und dreyßig Cubikzoll aus, und folglich muß die Ausdünstung aller Menschen auf der Erdfläche, wenn man tausend Millionen Menschen annimt, jährlich über 7300000000 Cubikschuh betragen. Die Pflanzen dünsten ebenfalls sehr stark aus. Denn, nach den Erfahrungen des berühmten Hales, dünstet nur eine drey und einen halben Schuh hohe Sonnenblume binnen zwölf Stunden wenigstens ein und ein viertel Pfund aus. Setzet man nun hierzu noch die Ausdünstung der Thiere, der Erde, und der übrigen festen Körper, die man nicht so leicht bestimmen kann, so läßt sich hieraus leicht einsehen, daß die Luft beständig, wenn sie auch noch so rein zu seyn scheint, voller Dünste seyn müsse, die nur wegen ihrer Feinheit nicht sichtbar sind, wofern sich nicht deren viele bey einander befinden.

Das Aufsteigen der Dünste, welches in dem luftleeren Raume eben so wohl, als in der freyen Luft statt findet, wie unter andern aus den Versuchen erhellet, welche sich im zweeten Bande der Abhandlungen der Schwedischen Akademie der Wissenschaften befinden, wird von den Naturforschern nicht auf einerley Art erkläret. Einige sind der Meynung, daß die Theilchen des Wassers, ohngeachtet dasselbe über acht hundertmal schwerer ist, als die Luft, deswegen in die Höhe steigen und in der obern Luft schwimmen könnten, weil sie auf der Oberfläche des Wassers durch die Wärme so stark ausgedehnet würden, daß sie nunmehr

als hohle Blasen anzusehen wären, die einen weit größern Raum einnähmen, als gleich schwere Lufttheilchen, und daher eine geringere specifische Schwere hätten. Andere hingegen behaupten, daß die Dünste durch die, in die Höhe sich bewegenden, Feuertheilchen und Luftbläschen mit in die Höhe genommen und daselbst durch die Bewegung der Luft und der Feuermaterie, ohngeachtet ihrer größern Schwere, auf eben die Art eine Zeitlang erhalten würden, wie eine Pflaumfeder, welche zwar von schwererer Art ist, als die Luft, durch die Bewegung des Windes aber nicht nur leicht zum Steigen gebracht, sondern auch oft einige Stunden lang schwebend erhalten wird. Diese letztere Meynung hat auch in der That eine größere Wahrscheinlichkeit, als die erstere. Denn ob es gleich gewiß ist, daß die Wassertheilchen und andere Dünste durch die Hitze sehr ausgedehnet werden, indem Hr. Desaguliers gefunden hat, daß die Dünste, die aus einem Cubikzoll Wasser durch Kochen entstanden waren, einen vierzehntausendmal größern Raum einnahmen, als das Wasser zuvor eingenommen hatte, so läßt sich doch das Aufsteigen der Dünste aus einer solchen starken Ausdehnung der Wassertheilchen durch die Wärme nicht wohl herleiten, weil das Wasser und selbst das Eis, auch bey der größten Kälte noch stark ausdünstet, und weil es sich nicht begreifen läßt, wie solche hohle und so sehr ausgedehnte Wasserblasen so lange in der obern kalten Luft schwimmen und ausgedehnet bleiben könnten.

Da von den meisten Körpern, die man auf der Oberfläche der Erde findet, Dünste in die Höhe steigen und sich in der obern Luft vermischen, so kann man sich leicht vorstellen, daß die Eigenschaften und Wirkungen der Dünste auch sehr verschieden seyn müssen, nachdem nämlich die Körper beschaffen sind, aus denen sie entstehen. So findet man z. E. in den Steinkohlengruben zweyerley Art von Dünsten, welche unter dem Namen Schwaden bey den Bergleuten bekannt sind und ganz andere Eigenschaften haben, als diejenigen Ausdünstungen, welche in der freyen Luft schwimmen, weil es in den Steinkohlengruben viele schwefelartige, sauere und wässerichte Theilchen giebt. Einige dieser Dünste oder Dämpfe sind von der Beschaffenheit, daß ein Licht oder eine glüende Kohle dadurch den Augenblick ausgelöschet, und Menschen sowohl als Thiere plötzlich getödtet werden. Andere hingegen enthalten so viele brennbare Theilchen, daß sie sich, sobald ihnen ein brennendes Licht nahe kömmt, den Augenblick mit einem starken Knalle entzünden.

Diejeni-

Diejenigen Dünste, welche aus warmen Wasser aufsteigen, haben eine sehr starke Elasticität, ohngeachtet das Wasser selbst keine merkliche Elasticität besitzt, und zwar beträgt ihre Elasticität desto mehr, je größer die Hitze des Wassers ist; daher man in den Eisengruben und bey andern Anstalten sich der ausdehnenden Kraft der Dünste zu bedienen pfleget, um große Lasten dadurch aufzuheben. Aus den Versuchen der neuern Naturforscher erhellet, daß die Wirkung erhitzter wässerichter Dünste noch weit stärker ist, als die Wirkung des entzündeten Schießpulvers. Dünste, welche aus dreyzehn Gran Wasser durch ein heftiges Feuer entstanden waren, hatten, nach Musschenbroeks Bemerkung, der sich hierzu einer besondern Maschine bedienete, eine solche Gewalt, daß drey Pfund Wasser dadurch funfzig Schuh hoch getrieben wurden, zu welcher Höhe dreyzehn Gran Schießpulver, womit ein kleiner Mörser geladen wurde, nur eine Bleykugel von vier Unzen und zwo Drachmen bringen konnten.

Düpenstaude.

S. Wachholder.

Dürrkraut.

Conyza Linn. Ein Pflanzengeschlecht mit zusammengesetzten Blumen. Der gemeinschaftliche, länglichte Kelch besteht aus spitzigen Schuppen, welche zwar alle über, die äußerlichen aber weniger an einander liegen. Die Blümchen sind alle röhrenförmig, die meisten in fünf Einschnitte getheilet und Zwitter, und nur einige Randblümchen weiblich und dreyzähnicht. Das Blumenbette ist nackend, und der länglichte Saame mit einer einfachen Haarkrone besetzet. Ehedem hat man dieses Geschlecht mit dem Altmannskraute und der Bacchuspflanze vermischet. Herr von Linné zählet viel Arten, davon die wenigsten bey uns vorkommen.

1) Das gemeine Dürrkraut, Dürrwurzel, Flöhkraut, Mückenkraut, Ruhrkraut, Hundsauge, gelbe Münze. Ob diese deutschen Namen alle dieser Art eigen sind, oder ob einige vielmehr zu dem Ruhrkraute gehören, läßt sich nicht bestimmen, indem beyde Pflanzen gar öfters mit einander verwechselt werden. Conyza squarrosa Linn. wächst hin und wieder in trocknen Oertern und blühet im Heumonathe; die zweyjährige Wurzel treibt zween bis drey Fuß hohe, aufrechtstehende, starke, ästichte Stängel, mit dunkelgrünen, weichwollichten, eyförmig, mehr rundlichen, als spitzigen Blättern wechselsweise besetzet. Die bräunlichtgelben Blumen sitzen an den Enden der Zweige büschelweise in einer Höhe bey ein-

einander, so daß sie einen flachen Strauß vorstellen. Die Pflanze hat einen schwachen Geruch, und daher wird ihre Kraft in Vertreibung der Mücken und Flöhe, weñ sie aufgehängt oder angezündet wird, sehr mäßig seyn; wie sie deñ auch als ein eröffnendes und treibendes Mittel wenig wirken kann.

2) Wurmdürrkraut, Conyza anthelmintica Linn. wächst in Ostindien, hat länglicht, eyförmige, rauhe, sägeförmig eingekerbte Blätter, lange Blumenstiele mit einzelnen röthlichen Blumen und bittere Saamen, welche die Würmer im Leibe tödten sollen. Dieses ist ein Sommergewächs.

Dürrlitzenbaum.

S. Cornelbaum.

Dürrwurzel.

S. Alant.

Dürrwurzel, Wasser, S. Zweyzahn.

Duftstrauch.

Duftstrauch wird im Nomenclator Diosma Linn. genannt; sonst heißt dieses Geschlecht auch Göttergeruch; und weil in den letzten Schriften Herr von Linne mit diesem auch die Hartogia vereiniget, hat Herr Planer diesen Namen dem vereinigten Geschlechte beygeleget; Dyck aber unter dem weniger schicklichen Namen Spicepflanze angeführet, und zum Unterschiede die Spieraeam, Spierstrauch genannt. Die Geschlechtskennzeichen sind schwer anzugeben, indem selbige in verschiedenen Arten abwechseln. Wegen der übereinstimmenden Gestalt der Honigbehältnisse und Anzahl der Saamenbehältnisse hat Hr. v. Linné die beyden Geschlechter Hartogia und Diosma vereiniget, und zuletzt dreyzehn Arten bestimmet. Die Blume besteht aus dem fünffach getheilten Kelche, fünf Blumenblättern, fünf, auf den Fruchtkeime sitzenden Honigbehältnissen, fünf Staubfäden und einem Griffel. Die Frucht zeiget drey oder fünf vereinigte Saamenbehältnisse, und die Saamen sind mit einer besondern Einwickelung versehen. Von den Arten bemerken wir nur zwo, da die übrigen wohl nicht leicht vorkommen dürften.

1) Der rauche Duftstrauch, Diosma hirsuta Linn. ein schöner Strauch, fünf oder sechs Fuß hoch, die Stängel sind corallenfärbig, die wechselsweise gestellten Blätter schmal, spitzig und haaricht, die, an den Spitzen der jungen Zweige wachsenden, Blumen klein und weiß. Die ganze Pflanze hat den angenehmsten Geruch.

2) Der rothe Duftstrauch, rubra Linn. wird drey oder vier Fuß hoch, machet eine büschichte Krone, trägt glatte, schmale, spitzige, auf der Unterfläche mit zween

oder drey Flecken bezeichnete Blätter, und an den Enden der Zweige kleine blaulichte Blumen.

Beyde wachsen auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und können leicht durch Zweige vermehret werden. Die Stöcke wollen vor den Frost gut verwahret seyn, und müssen den Winter über in einem trockenen luftigen Gewächshause aufbehalten werden.

Dujung.

Dujong, Doujong, zu Amboina, die Seekuh; s. unsern Artikel Cojumero, II. 187. In den Sammlungen aller Reisen, B. XVI. S. 131. finden wir seine Beschreibung und Geschichte folgendermaßen verzeichnet: Herr de la Condamine hat nicht unterlassen, in dem Berichte von seiner Reise auf dem Amazonenflusse die Beschreibung von den sonderbarsten Thieren zu geben, die er daselbst zu beobachten Gelegenheit gehabt hat. Ich habe, saget er, zu St. Paul d'Omaguas den größten von den bekanntesten Fischen in süßen Wassern, nach dem Leben abgezeichnet. Die Spanier und Portugiesen geben ihm den Namen Pexe=buey, oder Ochsenfisch, und man muß ihn nicht mit dem Phoca oder Seekalbe vermengen. Derjenige, wovon hier die Rede ist, nähret sich von dem Grase an den Ufern des Flusses. Sein Fleisch und sein Fett kommen dem von einem Kalbe sehr ähnlich. Das Weibchen hat Zitzen, die ihm dienen, seine Jungen zu säugen. Der P. Acunja machet die Aehnlichkeit mit den Ochsen noch vollständiger, indem er diesem Fische Hörner beyleget, womit ihn die Natur nicht versehen hat. Er ist, eigentlich zu reden, kein zweylebiges Thier, weil er niemals ganz aus dem Wasser geht, und auch nicht herausgehen kann, indem er nur zwo Floßfedern an der Seite des Kopfes hat, welche flach und rund, in Gestalt der Ruder, funfzehn bis sechzehn Zoll lang sind, die ihm statt der Arme und Füße dienen, ohne daß sie deren Gestalt haben, wie Laet nach dem l'Eclûse fälschlich voraussetzet. Er stecket nur seinen Kopf aus dem Wasser, damit er das Gras an dem Ufer erreichen könne. Derjenige, den ich abgezeichnet habe, war ein Weibchen. Seine Länge war sieben und einen halben Fuß, und seine größte Breite zween Fuß. Ich habe ihrer noch größere gesehen. Die Augen dieses Thieres haben kein Verhältniß mit der Größe seines Körpers. Sie sind rund, und haben nur drey Linien im Durchschnitte. Die Oeffnung seiner Ohren ist noch kleiner, und scheint nur ein Loch von einer Stecknadel zu seyn. Einige haben geglaubt, dieser Fisch sey dem Amazonenflusse besonders eigen, er ist aber in dem Orinoko eben so gemein. Er findet

det sich auch, obwohl nicht so häufig, in dem Oyapoc und vielen andern Flüssen um Cayenne, an der Küste von Guiana und den Antillen. Es ist eben derselbe, den man sonst Manati genannt hat, und heutigen Tages auf den Französischen Inseln von Amerika Lamentin nennt; (oder Lamantin, nach dem Bomare, der den Condamine angeführet, und die Geschichte des Fisches ansehnlich vermehret hat.) Indessen glaube ich doch, daß die Art in dem Amazonenflusse ein wenig unterschieden sey. Man findet ihn nicht auf der hohen See; man sieht ihn sogar selten an den Mündungen der Flüsse; man findet ihn aber über tausend Seemeilen von dem Meere in dem Guallaga, dem Pastaca, u. a. m. Er wird in dem Amazonenflusse nur durch den Pongo aufgehalten, über welchem hinaus man ihn nicht weiter findet. Dieser Beschreibung zu Folge ist die von Kolben in den Sammlungen aller Reisen B. V. S. 204. und 8. beschriebene und gezeichnete Seekuh von dem gegenwärtigen Dujung oder Lamentin ganz verschieden, und mit mehrerm Rechte Flußpferd, Hippopotamus, als Seekuh zu nennen; wiewohl auch diese Zeichnung von der Müllerischen B. I. Tab. 28. gar sehr abgeht.

Duk.

Dieses ist der Name eines langgeschwänzten Affen in Cochinchina, welcher auch in Madagascar gefunden wird, wo er Sifak heißen soll. Nach der Beschreibung des Grafen von Büffon ist dieser Affe beynahe vier Fuß lang, und hat ein rothes Gesicht, welches mit Milchhaaren bedecket ist, und eben so gefärbte unbehaarte Ohren. Die Lefzen sind schwarzbraun, so wie auch die Augenränder. Der Hals ist mit einem dunkel purpurfärbigen Kragen, und die Backen mit einem gelblichtweißen Barte gezieret. Auf dem Kopfe, am Leibe und an den Beinen hat er weißes, oben an der Stirne und am Obertheile der Vörderfüße schwarzes, an den übrigen Theilen seines Leibes aber dunkelaschfarbiges und weißgelbes Haar. Der Schwanz, dessen Länge noch nicht so viel beträgt, als die Länge des Körpers, ist ganz weiß. Das Gesäß ist überall behaaret und ohne Schwielen. Er pfleget eben sowohl auf zween Füßen, als auf allen vieren zu gehen.

Dummrian.

S. Alant.

Dungras.

S. Wollengras.

Dunstkreis.

Wenn ein Körper mit einer flüßigen Materie umgeben ist, die aus subtileren Theilchen besteht, als

als diejenigen sind, aus welchen er zusammengesetzet ist, und die mit ihm genau zusammenhängt, so nennt man dieselbe seine Atmosphäre oder Dunstkreis. So heißt z. E. die Luft, welche die Erde überall umgiebt und sich mit ihr fortbeweget, die Atmosphäre der Erde. Einige Naturforscher legen allen oder doch wenigstens den meisten Körpern eine Atmosphäre bey und suchen ihre Meynung durch folgende Erfahrungen zu bestätigen. Wenn man dünne, cylindrische Körper, z. E. eine Tabackspfeife, gegen die Flamme eines brennenden Lichtes hält, so scheint derjenige Theil derselben, welcher sich nahe bey der Flamme befindet, etwas dünner zu seyn, als das übrige Stück von der Pfeifenröhre, woraus man schließt, es müsse um die Pfeife eine gewisse Atmosphäre geben, in welcher die Lichtstrahlen gebrochen würden. Läßt man ferner in einem verfinsterten Zimmer einen Lichtstrahl nahe bey einem Körper vorbey gehen, so bemerket man, daß der Strahl gegen den Körper zu gebogen wird und hernach seinen Weg in einer andern Richtung fortsetzet, welches man ebenfalls für eine Wirkung der Atmosphäre ansieht. An den angeführten Erfahrungen selbst kann niemand zweifeln; allein der daraus gezogene Beweis für die Atmosphäre der Körper wird dadurch noch etwas zweifelhaft, weil sich diese Erscheinungen auch aus der Newtonischen Attraction erklären lassen. Unterdessen giebt es doch noch andere Gründe, welche die Meynung von der Atmosphäre der Körper höchst wahrscheinlich machen. Von der Atmosphäre der Sonne, des Mondes und der Planeten findet man sehr deutliche Spuren in den Beobachtungen der neuern Sternkundigen, und die electrischen Versuche beweisen, daß auch die kleinern Körper, von denen wir eine Kenntniß haben, mit einer feinen, flüßigen Materie, die sich mit ihnen überall fortbeweget, umgeben sind.

Was den Dunstkreis der Erde anlangt, den man allemal durch dieses Wort zu verstehen pfleget, wenn man es ohne Zusatz brauchet, so soll davon unter dem Artikel Luft gehandelt werden.

Duppelschnepfe.

So nennet Herr Klein, die größte Art der Bruch- und Wiesenschnepfen, gallinago paludaria maior, scolopax media Aldrou. Der Schnabel ist fast zween Zoll lang, an der Wurzel röthlich, am Ende schwarzbraun, der Kopf bunt von weißen und schwarzen Puncten, nebst drey langen Strichen, der Unterleib aschgrau, das übrige gelb und schwarzschuppicht, der Schwanz oberwärts röthlich, mit schwarzen Queerstrichen. Die-

ser Punctirung wegen möchte sie vielleicht Tüpfelschnepfe heißen, welches der gemeine Mann etwa in Duppelschnepfe verwandelt hat. Klein führet an, sie werde, nach dem Zeugnisse des Dale, nur im Winter in England gesehen; und also könne man daraus lernen, wo sie bleiben, wenn sie bey uns nicht mehr zu finden sey. Sie ziehen folglich nicht aus Europa, sondern, nach Art der andern Schnepfen, nur über See nach andern Ländern, und vornehmlich nach England. Denn eben Dale behauptet, daß auch die übrigen Schnepfen erst im Herbste in England ankommen, und gegen den Frühling wieder wegziehen.

Duranta.

Duranta Linn. Ein Pflanzengeschlecht zu Ehren des Italienischen Arztes, Castor Durante, also genennet, dessen einblätterichter, röhrenförmiger Kelch fünfmal ausgezacket ist, und das Blumenblatt aus einer etwas längern, gekrümmten Röhre, und offen, in fünf beynahe ähnliche Einschnitte getheilten Rande bestehet. In der Blumenröhre liegen viere, als zween kürzere, und zween längere Staubfäden, und der Griffel mit dem einzelnen Staubwege. Die rundliche Beere ist von dem Kelche umschlossen, und enthält vier Nüsse, deren jede zwey Fächer hat. Die Arten, welche Herr von Linné und Herr Miller anführen, wachsen in Amerika und sind zur Zeit in hiesigen Gärten nicht, oder sehr selten anzutreffen. Wir bemerken nur, wie die Ellisia, welche ehedem Herr von Linné und andere unter diesem besondern Namen angeführet, nunmehr auch zu diesem Geschlechte gebracht worden.

Durchwachs.

Bruchwurz, Nabelkraut, Stopfloch, Perfoliata Offic. Bupleurum rotundifolium L. Da diese Pflanze eine Art des Hasenöhrlein ist, könnte man selbige das durchwachsende Hasenöhrlein nennen. Die zäserichte Wurzel treibt einen runden, gestreiften, ohngefähr zween Fuß hohen, ästigen Stängel, an welchem wechselsweise eyförmige, oder beynahe rundliche, glatte, meergrüne, völlig ganze und durchstochene, oder den Stängel und die Aeste cirkelförmig völlig umgebende Blätter sitzen. Die gelblichten Blumen sind an Enden der Aeste doldenförmig gestellet, haben auch die Beschaffenheit der Doldenblumen; die besondere Hülle besteht aus fünf großen, eyförmigen, spitzigen, zuweilen zerschnittenen Blättchen. Diese Art hat keine allgemeine Hülle, und dadurch, wie auch wegen der durchstochenen Blätter, wird diese vor den andern leichtlich kenntlich. Sie

wächst

wächst auch hin und wieder in Deutschland auf den Feldern und in den Weinbergen, blühet im Sommer, dauert nur einen Sommer über, und wird durch den Saamen, ohne alle Mühe, fortgepflanzet. Die Pflanze hat einigen Geruch, und der Stängel, wenn man ihn zerbricht, äußert etwas gewürzhaftes. Kraut und Saamen pflegen einige zu den Wund- und Bruchpflastern zu gebrauchen, auch den abgekochten Trank in gleichen Fällen, und sonderlich bey Quetschungen anzurühmen. Es wird aber in allen diesen Krankheiten wenig oder gar nichts helfen, und die Alten haben sehr geirret, wenn sie die Brüche durch dergleichen Kräuter haben heilen wollen. Ob der davon bereitete Umschlag die Kröpfe vertreibe, wie Dodonäus vorgiebt, oder, nach Bauhins Zeugniß, die Ueberbeine zertheile, scheinet auch sehr zweifelhaft zu seyn.

Durio.

Dieser Name kömmt bey verschiedenen ältern Schriftstellern und in Reisebeschreibungen vor, und man versteht darunter einen Baum, dessen große, melonartige Frucht, mit Stacheln besetzet, und von Geruch widerlich, von Geschmack aber angenehm und lieblich ist, und sonderlich von den Einwohnern in Siam häufig gegessen wird. Herr Adanson hat solchen als ein besonderes Geschlecht angeführet, und den Namen Durio beybehalten. Es ist aber selbiger die stachlichte Annone, und kann auch füglich ferner bey diesem Geschlechte verbleiben.

Durstnatter.

Den Namen Durstnatter oder Durstschlange, Dipsas, gaben die Alten allen denjenigen Schlangen, welche durch ihren Biß einen solchen Durst verursachen, daß der Verwundete sich zu Tode trinken muß, wie bereits im ersten Theile dieses Werkes unter dem Artikel Aspis S. 417. bemerket worden ist. Der Ritter von Linné aber schrenket diesen Namen blos auf eine einzige Schlangenart ein, und versteht durch Coluber Dipsas nur diejenigen giftigen Schlangen, welche hundert zwey und funfzig Bauchschilde, und hundert fünf und dreyßig Schwanzschuppen, übrigens aber meistentheils eine bläulichte Farbe, weiß geränderte Schuppen, und eine blaue Nath unter dem Schwanze haben. Man findet diese Schlangen, von denen auch einige bräunlich und mit einem gedoppelten Flecken auf dem Rücken bezeichnet sind, vorzüglich in Amerika und in Ostindien.

Duttenbaum.

S. Mammeybaum.

Dutzen-

Dutzenblume.

S. Haußlaub.

Duyon.

Douyon. Was die Fische betrifft, so nennet Plinius beynahe keinen einzigen, der nicht in diesem Meere, an dem Philippinischen Eylande, zu finden wäre; ja es hat über dieselbigen noch einige andere ganz besondere, als zum Beyspiele den Duyon, welchen die Spanier Pesce Muger nennen, weil er das Unterscheidungszeichen und die Brüste einer Frauensperson hat. Seine Knochen haben die Kraft, das Blut zu stillen, und den Schnupfen zu vertreiben. Das Fleisch schmecket wie Kalbfleisch. Das Männchen von dieser Fischgattung hat noch niemand gesehen. S. A. R. B. XI. S. 429.

E.

Ebbe.

Ebbe und Fluth wird das periodische Aufschwellen und Niedersinken des Wassers in dem Weltmeere genannt. Nämlich das Aufschwellen des Meeres heißt die Fluth und das Niedersinken die Ebbe. Sowohl die Ebbe als auch die Fluth, dauert ohngefähr sechs Stunden und zwölf Minuten, so daß binnen vier und zwanzig Stunden funfzig Minuten zweymal Ebbe und zweymal Fluth bemerket wird. Weil sich nun diese Bewegung des Meeres genau nach dem Stande des Mondes und zum Theil auch nach dem Stande der Sonne richtet, so ist es überaus wahrscheinlich, daß sie von der anziehenden Kraft des Mondes und der Sonne herrühret, wie unter dem Artikel Meer ausführlicher gezeiget werden soll.

Ebenbaum, falscher.

S. Geißklee.

Ebenholz.

Lignum Ebeni. Ist von mancherley und ganz verschiedener Art, indem es schwarzes, rothes, und grünes giebt. Ob diese Arten von verschiedenen Bäumen genommen werden, und welches selbige sind, oder ob alle drey Arten von einem Baume abstammen, ist nicht gewiß zu bestimmen; doch scheint das erstere wahrscheinlich zu seyn. Wie denn auch die Schriftsteller einige Bäume anführen, dessen Holz man mit diesem Namen zu belegen pfleget.

get. Das ächte Ebenholz soll pechschwarz, sehr dichte, und wie Helfenbein anzufühlen seyn, und auf glüenden Kohlen einen lieblichen Geruch geben. Es hat keinen Splint, auch keine Adern; doch trifft man auch dergleichen an, so mit Striefen gezieret ist.

Das grüne hat im Stamme unter der Rinde ohngefähr zween Zoll weißen Splint, das übrige alles, bis auf das Herz, ist dunkelgrün, so daß es fast dem schwarzen gleichkömmt; manchmal ist es auch mit gelben Adern vermenget. Das rothe wird auch Granatillenholz genannt.

Es giebt auch schwarzes nachgemachtes Ebenholz, indem die Künstler das Birn- Aepfel- Buchs- und anderes fettes Holz dermaaßen schön schwarz zu beitzen wissen, daß es ächten Ebenholze völlig gleich sieht, und sich eben so gut verarbeiten läßt.

Die alten gebrauchten das schwarze zuweilen als eine Arzney, verfertigten daraus Tränke, und verordneten solche als schweißtreibend bey unreinem Geblüthe, legeten solches auch in Wein, und gebrauchten diesen als ein stärkendes Augenmittel. In den neuern Zeiten hat man dieses Holz den Künstlern allein überlassen, welche es zu allerhand ausgelegter Arbeit gebrauchen, indem es schön schwarz ist, und sich außerordentlich glatt glätten läßt. Wir wollen diejenigen Gewächse kurz anführen, von welchen man vorgiebt, daß eine, oder die andere Art Ebenholz davon genommen werde.

Das ächte schwarze Ebenholz kommt wahrscheinlich von dem Ebenus cretica Linn. Dieses drey bis vier Schuh hohe, strauchichte Bäumchen wächst in Creta, hat zusammengesetzte Blätter, so aus drey bis fünf lanzenförmigen, rauchen Blättchen bestehen; die Blumen zeigen sich in langen dicken Aehren, und haben zwischen sich besondere Blattansätze, wodurch sich dieses Gewächse leichtlich von den Kleearten, mit welchen es sonst viele Aehnlichkeit hat, unterscheiden läßt. Der einblättrichte, glockenförmige Kelch endiget sich mit fünf zarten, einander fast ähnlichen, haarichten Spitzen. Die Blumenblätter sind schmetterlingsförmig gestellet, und kaum größer als der Kelch, das Fähnlein rundlich und gerade, die Flügel kaum merklich zu sehen, und der Kiel mondförmig, mit der Spitze aufgerichtet. Die zehn Staubfäden verwachsen in einer Scheide, sind aber oberwärts wieder einzeln wahrzunehmen. Der Griffel ist mit einem spitzigen Staubwege geendiget. Die eyförmige Hülse enthält nur einen Saamen, und aus diesem muß die Pflanze auf dem Mistbeete erzogen und in hiesigen Gärten, wie andere ausländische, gewartet,

doch

doch nur im Winter in den Glashause aufbehalten werden.

Das Bergebenholz hat man zum Andenken der beyden Brüder Johann und Copar Bauhin, Bauhinia genannt. Dieses Geschlecht hat einen besonders gestallteten Kelch, indem solcher auf der untern Seite der Länge nach sich öffnet, sich zurückschlägt, und am Boden in fünf Theile oder Blättchen absondert, welche oben mit den Spitzen zusammenhangen. Die fünf lanzenförmigen Blumenblätter sind am Rande krausicht, mit den dünnern Spitzen zurückgeschlagen, und von verschiedener Größe; die untersten sind die grössten. Die zehn Staubfäden sind unterwärts gebogen, und kürzer als die Blumenblätter, einer davon aber merklich länger, als die übrigen, und auf diesen zeiget sich auch jederzeit ein Staubbeutel, da hingegen die übrigen selten dergleichen tragen. Der Fruchtkeim hat gleichsam einen bebesondern Stiel, und oben einen unterwärts gebogenen Griffel, mit einem stumpfen Staubwege. Die lange, einfächerichte Schote enthält viele rundliche, plattgedrückte Saamen. Von allen Arten, welche Herr von Linné anführet, findet man selten eine in hiesigen Gärten. Diejenige Art, welche er, weil die beyden Lappen an den Blättern weit von einander abstehen, diuaricata genennet, soll ein sehr hartes Holz geben, nnd in Westindien Bergebenholz genennet werden.

Die dritte Art nennet man den Amerikanischen Ebenholzbaum; dieser gehöret nach dem Herrn von Linné zu dem Geschlechte, welches einige Witschen, im Lateinischen Aspalathus nennen; dieser ist Aspalathus Ebenus, und in dem mittägigen Amerika zu Hause, trägt dicht an einander stehende, oder gehäufte, kleine, eyförmige, dem Buchsbaum ähnliche, aber auf der untern Fläche wollichte Blätter; auf jedem Blumenstiele sitzen zwo Blumen, deren einblätterichter Kelch in fünf spitzige, einander fast ähnliche Einschnitte getheilet ist, doch ist der obere etwas länger; die schmetterlingsförmige Blumendecke zeiget ein zusammengedrücktes, aufwärts gerichtetes, stumpfes, doch mit einer Spitze geendigtes, äußerlich öfters rauches Fähnchen, zween kürzere, stumpfe, mondförmige Flügel, und einen ähnlichen, gespaltenen Kiel. Die zehn Staubfäden sind in einer Scheide mit einander verwachsen; der Griffel hat einen spitzigen Staubweg. Die Fruchthülse enthält gemeiniglich zween nierenförmige Saamen. Das Holz von diesem Strauche wird unter dem Namen Ebenholz nach England gesendet; doch ist solches nicht das ächte schwarze, es ist vielmehr

vielmehr grünlichtbraun, läßt sich aber sehr gut glätten, daher es von Instrumentmachern stark gesuchet und verbrauchet wird. Von den andern Arten dieses Geschlechtes erwähnen wir keinen, weil solche theils keinen Nutzen haben, theils in unsern Gärten nicht vorkommen; fast alle wachsen in Aethiopien und dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

Falsches Ebenholz nennet Zückert dasjenige Gewächse, welches Rumph unter den Namen Hebenastrum s. Lolin beschrieben, und welches einen großen runden Apfel trägt, welcher Anfangs grün und wollicht ist, hernach aber gelblicht und glatt wird. Es enthält solches ein schleimichtes, mehlichtes Fleisch und viele Saamen. Die Holländer pflegen solchen Meelappel zu nennen. Die Einwohner essen das fleischichte Wesen roh, oder geröstet, und selbiges soll wie der Pysang schmecken.

Aethiopisches Ebenholz kömmt von einem Gewächse, welches zu den Palmen gerechnet, und von C. Bauhin Palma americana spinosa, sonst auch Ayri genennet worden, wächst in Brasilien und Aethiopien; die Blätter sind gleich den Palmen; der Stamm ist mit scharfen Dornen besetzet; das Holz ist schwarz, hart, schwer, und sinket im Wasser zu Boden. Die Wilden gebrauchen selbiges, die Spitzen ihrer Pfeile damit zu besetzen. Es wird für Ebenholz verkaufet.

Ebenholz, grün, S. Persimons.

Ebenreiß.

S. Stabwurzel.

Eber.

S. Schwein, wildes.

Ebereschenbaum.

Sorbus. Wir nehmen diesen zum Geschlechtsnamen an, obgleich im Deutschen nur eine Art damit beleget wird; andere nennen dieses Geschlecht Sperberbaum, oder mit Planern Speyerlingbaum. Der einblättrige, stehenbleibende Kelch, ist fünffach ausgezacket, und an selbigem sitzen fünf rundliche, vertiefte Blumenblätter, und viele, gemeiniglich bis zwanzig Staubfäden; in der Mitte zeigen sich selten zween, gemeiniglich drey auch vier Griffel mit köpfichten Staubwegen. Die rundliche, oben mit einem Nabel besetzte Beere, hat nach der Verschiedenheit der Griffel zwey bis vier Fächer, ja Hr. Cranz will gar fünf derselben, wahrgenommen haben; in jedem Fache sollen zween Saamen liegen, aber selten werden alle reif. Herr von Haller vereiniget dieses Geschlecht nicht unbillig mit der Mispel. Die Arten hiervon sind:

1) Der

1) Der wilde Eberepschenbaum, Aberesche, Eibischbaum, Vogelbeerbaum, Sperbaum, Sperberbaum, Speyerlingbaum, Spierling, Drecksack, Quitschbeere, Eschrößlein, Aeschrößel, Areßel, Sporbirne, Ebschen, Escheritzen, Mastbeere, Qualsterbeere, Pihlbeere, Limbaum, oder Limben, Waldeschen, Adelesche, Ewischbaum, Hanreschbaum, Quickenbaum, Wielaisch, Sorbbirne, Agathbaum, Maaßbeere, Gärmschbaum, Sorbus aucuparia L. Es ist dieser Baum ein wichtiges Exempel, wie viele und mancherley Deutsche Namen eine Pflanze erhalten. Verschiedene darunter hat diese Art mit der folgenden gemein; daher man auch nicht allemal erkennen mag, von welcher die Schriftsteller eigentlich reden. Er wächst in Deutschland und andern kalten Gegenden Europens in Hecken und Holzungen, aber auch auf dem Berge Libanon. Die gefiederten Blätter stehen wechselsweise an den Aesten, sind mit Blattansätzen umgeben, und bestehn aus neun bis dreyzehn hellgrünen, auf beyden Flächen glatten, etwan anderthalb Zoll langen, und einen halben Zoll breiten, spitzigen, eingekerbten Blättchen. Die weißen, wohlriechenden Blumen stellen einen platten, breiten Büschel vor, und erscheinen im May und Junius. Die kleine, runde, rothe Beere, ist oben etwas platt gedrücket, und wird gegen den Herbst reif. Die äußere Rinde ist bey ältern Stämmen aschgrau und glatt, bey den jungen Aesten röthlichbraun. Das Holz ist hart, feste und weißlicht, bisweilen mit schwärzlichen Stellen gemasert. Das Laub wird nicht selten von Insecten angefressen. Da man diese Art mit der folgenden leichtlich verwechseln kann, so bemerken wir noch, wie zwar Herr von Linné in der Oberfläche der Blätter ein Unterscheidungszeichen angegeben, und bey dieser beyde Flächen glatt, bey der andern aber die untere rauch angenommen. Man findet aber bey beyden die jungen, hervorgebrochenen Blätter etwas wollicht, welches sich, wie Miller beobachtet, in der Mitte des Sommers verliert. Herr du Roi hat ein anderes, mehr beständigeres Merkmal angegeben. Bey der jetzt beschriebenen Art äußern die zerriebenen Blätter einen widerlichen Geruch, welcher bey der andern nicht zu bemerken ist. Auch die Blattansätze sind verschieden, und erscheinen bey der ersten Art als ein halber gezahnter Zirkel, bey der zwoten aber mehr länglicht. Die Beeren erscheinen zuweilen schwärzlich; selbige aber sind verdorben, und zeigen sich gemeiniglich alsdenn, wenn die

Bäume zu feuchte stehen, und an den Wurzeln faulen, welche gemeiniglich sehr tief zu gehen pflegen. Die Knospen ruhen auf einer vorragenden, winkelartigen Stütze, und unterscheiden sich von vielen andern darinnen, daß sie nicht genau an den Aesten anliegen, sondern sich vielmehr mit ihrem Ende, welches spitzig und wie eine Sichel gekrümmet ist, davon entfernen. Holz und Beeren sind nützlich. Jenes wird von Tischlern, Drechslern und Büchsenschäftern verarbeitet, und läßt sich gut glätten, ist aber doch nicht von der Güte, wie bey der folgenden Art. Die Beeren werden zur Lockspeise beym Vogelfange und auf dem Vogelheerde genommen, indem selbige von den Vögeln, sonderlich den Droßeln, gerne gespeiset werden. Sie sollen auch eine gute Mästung für das Rindvieh, für die Schaafe und Hühner abgeben, sonderlich den jungen Lämmern zuträglich seyn. Die Beeren und jungen Zweiglein giebt man in Norwegen den Ziegen, wenn sie die Raude haben. Die Beeren sind sauer und mehlicht, und werden unter die anhaltenden und zusammenziehenden Mittel gezählet, und in widernatürlichen Ausflüssen gerühmet. Der eingekochte Saft davon ist scharf, bitter, schweißtreibend, und wirket noch stärker als der Holundermuß. Man kann auch aus selbigen Brandtwein brennen, welches aber kaum die Mühe verlohnen möchte, da solche wenig geben. Man rühmet den Saft des Baumes zum Brauen, und giebt vor, daß selbiger, wenn er aus dem Stamme durch eine gemachte Oeffnung abfließt und gesammlet worden, gleichsam das Malz stärke, und man daher nur die Hälfte Malz nehmen dürfte. Die braune, gestippelte Rinde ist bitter, balsamisch und zusammenziehend, und giebt im Frühlinge ein kräftiges destillirtes Wasser. In einigen Ländern hat man solche statt der Tamariscenrinde in den Apotheken eingeführet. Mit den Beeren pflegen die Goldschmiede in Norwegen das alte Silber aufzukochen, und ihm einen neuen Glanz zu geben. Wenn dieser Baum schön blüht, und viele Früchte trägt, hoffen die Bauern ein gutes Kornjahr. Der Baum wächst geschwinde, erhält eine dichte Krone, und schicket sich zu Alleen; weil er aber gemein ist, wird er nicht sonderlich geachtet. Er vermehret sich selbst, und stark durch die Saamen, welche die Vögel überall umhertragen; daher man leicht junge Stämme haben, und solche hinpflanzen kann, wo man es verlanget. Herr Buchhoz führet an, daß man die Beeren von diesem Baume nicht, wie bey vielen andern geschieht, ganz,

sondern die herausgenommenen Saamen säen solle, aus der Ursache, weil diese kleinen Saamen, welche noch mit einer harten Hülle bedecket sind, mit der Beere zugleich verfaulen würden, zumal wenn man selbige, wie doch geschehen muß, wenn die ganze Beere in die Erde kömmt, etwas tief legen wollte. S. dessen Briefe, 1 Band, S. 14. woselbst auch einige andere, vielleicht übertriebene Umstände, wegen Erziehung und Verpflanzung dieses Baumes angebracht worden.

2) Der zahme Ebereschenbaum, Sorbus domestica L. Viele bey der ersten Art angeführte Deutsche Namen werden auch dieser beygeleget. Der Name Spierbaum scheint der gewöhnlichste zu seyn. Dieser Baum wächst zwar in den mehr wärmern Gegenden Europens, jedoch auch hin und wieder in Deutschland. Man kann selbigen leichtlich mit dem vorherstehenden verwechseln; es sind aber die Blätter ein wenig breiter, am Rande flacher eingekerbet, auf der untern Fläche mehr wollicht, und geben keinen widrigen Geruch von sich. Die Blumenbüschel sind auch kleiner, und die jungen Aeste mit einer weißlichen Wolle bedecket; die meisten Blumen fallen, ohne Früchte nachzulassen ab, und daher sieht man solche nur einzeln stehen; sie sind bald rund, bald länglicht, von der Größe einer kleinen Muscatellerbirne, gelb mit roth vermischet; sie haben, wie die Birnen, fünf Fächer, und auch ähnliche Saamen; der Geschmack ist herbe und zusammenziehend, doch werden sie wie die Mispeln, weich und alsdenn eßbar; du Hamel will selbige den besten Mispeln vorziehen. Die Vermehrung dieses Baumes geschieht durch den Saamen, durch Auslaufer und Ocuilren auf wilde Ebereschen- oder Birnstämme. Es erreichet selbiger auch eine mehrere Höhe, als die erste Art, zumal wenn er in fettem Erdreiche, und an schattigen, der Sonne nicht beständig ausgesetzten Oertern steht. Auch ist das Holz an Güte besser, und eines der härtesten, giebt gute Kohlen, und ist zu Schrauben, Walzen, Kämmen uud vieler andern Arbeit vorzüglich nützlich. Ob das Holz in Kornhaufen gestecket, die Kornwürmer abhalte, ist nicht genug dargethan. Aus den Beeren kann eine Art Cider und starker Brandtwein verfertiget werden; doch sollen nur Bäume, welche sechzig Jahr alt sind, reichlich Früchte tragen. Durch den Saamen kann man verschiedene Abänderungen erhalten, welche sonderlich in Größe und Gestalt der Frucht unterschieden sind.

3) Der Bastardebereschenbaum, Sorbus hybrida L. wächst in

in Gothland und in Norwegen, hat, wie Herr von Linné angiebt, den Mehlbaum, Crataegus aria, zum Vater, und den wilden Ebereschbaum zur Mutter, und man trifft ihn auch nur an solchen Orten an, wo diese beyden Bäume unter einander wachsen; doch erhält er sich in seiner Art. Die Blätter sind nur halb gefiedert, und unten wollicht. Die Frucht ist säuerlich süße.

Andere, mit diesem verwandte Bäume, gehören zu einem andern Geschlechte, und kommen unter dem Namen Elsebeer und Hagedorn vor. Von diesen allen und der Undeutlichkeit, welche bey den Schriftstellern wegen dieser Bäume, sonderlich in Ansehung der deutschen Namen vorkömmt, kann man nachlesen Forstmagazin 8 Band, S. 224. und folgende.

Eberhirsch.

S. Babirussa.

Eberraute.

S. Stabwurzel.

Eberwurzel.

Carlina, ein Pflanzengeschlecht mit zusammengesetzten Blumen. Der gemeinschaftliche, bauchichte Kelch besteht aus vielen spitzigen, locker über einander liegenden Schuppen, davon die innern am längsten, glatt und glänzend sind, und strahlförmig die Blümchen umgeben. Diese sind alle röhrenförmig und Zwitter, und von den fünf zarten Spitzen derselben geht die unterste etwas tiefer, als die übrigen. Der walzenförmige, verwachsene Staubbeutel umgiebt den längern Griffel, dessen Staubweg nur einfach ist. Die länglichten, fast viereckichten Saamen sitzen auf dem haarichten Blumenbette, und tragen eine lange, doch platt aufsitzende Haarkrone.

1) Die stängellose Eberwurzel, Carlina offic. Chamaeleon albus, Carlina acaulis L. wächst auf sandichten, trocknen, meistentheils abhängigen Bergen und Hügeln in Deutschland, doch häufiger in Italien. Die dicke, zähe, schwärzliche Wurzel breitet sich stark aus, und geht tief in die Erde, theilet sich aber oben in einige starke Aeste, aus welchen die Blätter und der Blumenkopf hervortreiben. Sie hat nämlich dieses besondere, daß der große Blumenkopf entweder auf gar keinem, oder doch nur einem sehr kurzen Stängel ruhet, und also fast unmittelbar auf der Erde und auf den Wurzelblättern aufsitzt; daher auch diese mit dem Blumenkopfe beynahe verwachsen sind, und selbigen gleichsam umschließen. Diese Blätter sind in viele fingerlange, glatte, harte, gefaltete und am Rande überall mit steifen Stacheln besetzte Einschnitte, nach Art der gefiederten, zer-

schnitten, liegen platt in einem Cirkel auf der Erde auf, und ragen rund herum über den darauf sitzenden Blumenkopf hervor. Zuweilen aber, sonderlich, wenn die Pflanze in einen bessern Boden, und in den Garten versetzet wird, treibt die Wurzel einen Stängel, welcher wohl eine bis zwo Spannen erreichet, und alsdenn nimmt derselbe die Blätter mit sich fort, so daß solche theils an dem Stängel sitzen, theils aber den Blumenkopf gleichfalls umgeben. Die weißglänzenden, festen, den äußerlichen Rand des Kelches ausmachenden Schuppen öffnen sich und breiten sich bey heiterm Himmel aus, bey trüben Wetter aber, wie auch des Abends, richten sie sich wieder in die Höhe, und verschließen die Blümchen. Die Saamen sitzen ganz dichte bey einander, und die darüber vorragende Haarkrone stellet gleichsam eine zarte Bürste vor; doch liegt zwischen jedem Saamen ein kleines Blättchen oder Spelze. Ob die Pflanze, welche die Alten Chamaeleon genannt, mit dieser Eberwurzel einerley sey, wollen wir nicht untersuchen, aber doch bemerken, wie die Blätter ihre Farbe nicht verändern, wenn solche auch an verschiedenen Orten wächst. Der große dicke Blumenkopf, sonderlich das Blumenbette ist voll milchichten Saftes, von Geschmack angenehm, und den Artischocken ähnlich, kann auch daher auf gleiche Weise zubereitet und gegessen werden, wie schon Conr. Gesner gemeldet. Von der Wurzel haben die Alten viel abergläubisches aufgezeichnet, z. E. wenn man solche den Pferden an den Zaum hienge, oder die Menschen solche bey sich trügen, beyde mehr Stärke erhielten, und nicht leicht ermüdet würden; hingegen aber auch wohl angemerket, daß selbige unter die kräftigsten Arzneymittel gehöre. Sie ist etwa einen Zoll dicke, auch dünner, röthlichbraun, von Geschmacke etwas bitter, scharf und gewürzhaft, auch von einem starken Geruch. Sie enthält ein gar sonderliches harziges, oder gummöses Wesen, welches sich in Menge an die Schachtel anleget, worinnen die zerschnittene Wurzel aufbehalten wird, und dergleichen sich bey der Angelice und andern ähnlichen Wurzeln nicht äußert. Sie ist ein vortreffliches, schweißtreibendes, blutreinigendes und die verstopften Gefäße eröffnendes Mittel, schicket sich auch zu den Vieh- und Pferdepulvern, welche wider die ansteckenden Seuchen gebrauchet werden.

Daß Hunde und Schweine, wenn sie davon fressen, getödtet würden, ist gar nicht wahrscheinlich; eher könnte Helmonts Vorgeben gelten, daß sie den Schlaf vertreibe, und daher die Landleute sonder-

sonderlich im Würtenbergischen, solche in der Absicht den Hunden eingeben, um sie wachsam und zornig zu machen, auch deßwegen Hundszorn genennet hätten. Da die Wurzel von hitziger Beschaffenheit ist, und in gegenwärtigen Tagen die Aerzte mehr kühlende Mittel lieben, wird sie selten gebrauchet, doch bey schleimichten Körpern und kalten Naturen billig gelobet, und sonderlich als ein Trank abgekochet verordnet.

2) Die gemeine Eberwurz, auch Sodddistel, Creutzdistel und Saudistel genannt, Heracantha, Carlina vulgaris L. wächst auf dürren, sandigen Hügeln häufig, blühet im Heu- und Erndtemonathe, und läßt sich von der erstern Art gar leichtlich unterscheiden. Sie ist nur ein Sommergewächse, treibt einen Schuh langen, manchmal auch kürzern, röthlichen, harten Stängel, welcher der Länge nach wechselsweise mit ganzen, länglichten, spitzigen, am Rande ausgezahnten, und mit einer doppelten Reihe Stacheln bewaffneten Blättern besetzet ist, und sich oberwärts in etliche Zweige vertheilet, deren jeder einen Blumenkopf trägt. Doch stehen diese beynahe in einer Höhe, und stellen unter sich einen platten Büschel vor. Die Wurzelblätter, auch die untern am Stängel, sind federartig eingeschnitten. Die Blumen sind licht- oder strohgelb, und die Randschuppen des Kelches weiß. Die Aerzte gebrauchen diese Art nicht, und das abergläubische, so die Alten auch von dieser aufgezeichnet, findet heut zu Tage keinen Glauben; das bloße Anschauen sollte das Soodbrennen vertreiben.

Es giebt auch eine sogenannte schwarze Eberwurzel, welche Chamaeleon niger genannt, vom Herrn Linnäus aber zu dem Geschlechte des Carthamus gerechnet, und Carthamus corymbosus betitelt worden. Die Wurzel derselben kömmt mit der ersten Art überein, ist aber noch viel schärfer und wirksamer. Wie wir denn lesen, daß diejenigen, welche dergleichen Wurzeln in Lemnos und Thracien ausgraben und zerschneiden, gar leichtlich davon beschädiget werden, indem, wenn man selbige mit feuchten Händen angreift, oder mit den Fingern, womit man die Wurzel zuvor berühret, in das Gesichte sich wischet, alsbald ein heftiges und schmerzhaftes Jucken und hernach eine Entzündung entsteht.

Eberwurzel, S. auch Diptam, weißer.

Eberwurzel, große, S. Kugeldistel.

Ebrisch.
S. Stabwurzel.

Ebritten.
S. Stabwurzel.

Ebschen.
S. Ebereschenbaum.

Echalottengras.
S. Rispengras.

Echeneis.

Remora, Schiffshalter, ist und bleibet ein griechisches Wort, wenn es gleich mit deutschen Buchstaben geschrieben wird. Ἐχενηΐς bedeutet einen Anker, und ein Fischlein, welches wie Oppian, nach der lieblichen Fabel der Fischer und Schiffer, sehr schöne und treuherzig singet, ein mit vollen aufgeblasenen Segeln mitten im Meere treibendes Schiff, wenn es sich nur unten dran hänget und ansauget, wie ein Anker auf einmal aufhalten, und in seiner schnellesten Flucht hemmen soll. Er wird deswegen Hemmfisch und Schiffsteller genennet, nach dem Ovidius: Parua Echeneis adest, mirum, mora puppibus ingens; doch ist er mit den kleinen Fischen, welche die Portugiesen Romeiros, Pilgrimme, nennen, der Aehnlichkeit des Namens wegen, nicht zu verwechseln. In der Samml. A. Reisen, B. IV. S. 282. wird er als ein Seefisch an der Goldküste aufgeführet, und folgende Geschichte von ihm erzählet: Dieser Fisch, Remora, heißt bey den Franzosen Sucet, und Arrete net, bey den Engländern der saugende Fisch und die Seelamprete, Suckstone or Sea Lamprey. Das Obertheil seines Kopfes ist ganz flach, mit zwölf kleinen Einschnitten, die von einem Ende desselben bis zum andern reichen, und damit er sich, wie die Lampreten, an ein jedes Stück Holz oder Stein befestiget, daß der ganze Leib herunterhänge. Der untere Kinnbacken ist etwas länger als der obere, wornach also Bomare, Artikel Remore, zu verbessern. Wohl zugerichtet und gesalzen sind sie noch zu essen, und werden bey völligem Wachsthume etwa drey Fuß lang oder länger. Sie scheinen sich durch eine Begattung, wie die Hayen, zu vermehren. Im Meerbusen von Guinea folgen diese Fische oft, des Menschenkothes wegen, den Schiffen nach; daher die Sklavenschiffe ordentlich richtig von ihnen begleitet werden. Villault meldet, die Holländer hießen ihn den Unflathfisch, weil er vom Kothe, der über Bord geworffen würde, lebte. Die Haut ist ohne Schuppen, und wie eine Aalhaut, von der sie auch die Fettigkeit und den Geschmack hat. Er hängt sich allezeit an den Kiel des Schiffes, vermittelst einer

Haut

Haut auf seinem Kopfe, an, die etwa drey Finger breit, und acht Finger lang ist, und dieß so fest, daß kein Mensch ihn abreissen kann. Man findet ihn von dem grünen Vorgebirge bis zur Insel St. Thomas. Da aber auch diese Beschreibung nicht vollständig und zuverlässig, so wollen wir des Sloane seine aus dem Catesby p. 26. der auch den Fisch tab. 26. sehr schön nach dem Leben malet, so fort beyfügen: Herr Hans Sloane hält es in seiner natürlichen Historie von Jamaica, Vol. I. p. 28. für unnöthig, diesen Fisch zu beschreiben, weil, wie er saget, selbiger von den meisten Scribenten der natürlichen Historie beschrieben und vorgestellet worden; daher er denn auch nur diejenigen Schriftsteller, so desselben gedenken, nebst den verschiedenen Namen, die sie ihm beylegen, anführet. Da aber selbiger mit seinen natürlichen Farben nicht vorgestellet worden, so wird es nicht unschicklich seyn, wenn ich ihm allhier einen Platz gebe, und einiges hinzusetze, so noch nicht angemerket worden. Er ist insgemein einen Schuh lang, und sein Kopf so dick als der Leib, welcher gegen den kleinern verjüngten Schwanz zu, immer abnimmt. Er hat sechs Floßen; zwo sind hinten an den Ohren angewachsen, zwo unter der Drossel, sub gutture, eine lange auf dem Rücken, und eine andere, von gleicher Größe und Form, gegen über am Bauche; sein Schwanz ist gespalten; vielmehr dessen Floße mondförmig. Das besonderste an diesem Fische ist, daß sein Kopf oben eine eyförmige platte Fläche hat, durch welche der Länge nach, eine Erhöhung läuft, mit der sich sechzehn andere, die ihre Furchen haben, kreuzen. (Auch hier ist Bomare zu verbessern, der diese gerippte Platte unten anbringt.) Vermöge dieser Einrichtung kann sich der Fisch an ein Thier, oder etwas anderes anhängen, wie man sie denn vielmals an den Leibern der Seehunde und anderer großen Fische hängen findet. Daß aber dieser kleine Fisch ein Schiff in vollen Segeln, oder einen Wallfisch im Schwimmen, aufhalten sollte, ist eine pure Fabel, und er kann nichts mehr thun, als Muscheln, Corallen, und anderer sich anhängender Unrath, wodurch sie im Laufe aufgehalten werden. Wiewohl des Hugo a Linschotten Riesenfisch, der mit seinem breiten, und großen Schwanze das Vordertheil des Schiffes umschlossen, sich unter selbigem bis zum Hintertheil fortgestrecket, so daß sein Kopf noch hinter selbigem hervorgeraget, und dadurch das Schiff bey vollen Segeln nicht nur vierzehn Tage aufgehalten, sondern solches sogar mit sich zurückgezogen,

gen, nicht minder fabelhaft, und über allem Glauben ist, wenn gleich die ganze Geschichte noch so schön und lustig abgemalet worden v. Nieremb. H. N. II. 4. Ich habe am Körper eines Seehundes fünf derselben bekommen, an welchem sie hin und wieder so feste anhiengen, daß man sie nicht ohne Mühe loßmachen konnte. Auch habe ich sie frey und ohne Scheu, um den Rachen eines Seehundes herum, schwimmen gesehen, ohne daß er solche zu verschlingen begehret hätte; und ich bin nicht im Stande, die Ursache davon anzugeben. Wir setzen hinzu, daß er dem Ansehn nach, auch ein sehr schöner Fisch sey. Die eyförmige, glatte Seite der Hirnschale, welche einem Schilde sehr gleichet, ist auf roth, am Rande auf weiß, gerippt. Die Mundspalte inwendig roth; der Rand der Lippen weißlich; das Auge weiß, mit einem schwarzen Ringe, nahe an der Mundspalte und fast in der Mitten des Kopfes seitwärts; der Kopf und Drossel schwärzlich auf weiß schattiret; der Rücken roth, an den Seiten und Bauche blässer, und die Floßen röthlich mit weißlichen, schwarz gestrichelten Einfassungen. Beym Linne' ist er in dem 157. Geschlechte die erste Gattung, Echeneis Remora; nach dem Müller, der kleine Sauger. s. Kleins eigenes Geschlechte, Stopffisch, Echeneis; wo wir auch den Iperuquiba und Piraquiba des Marcgravs mit anführen werden; wobey zu gedenken, daß bey dieser Gattung die Remora des Catesby anzuführen gewesen, nicht bey der zwoten Gattung, Echeneis Neucrates, nach einer übersehenen Versetzung der Trattnerischen Ausgabe.

Echo.

Ein Echo oder Wiederschall entsteht, wenn der Schall von einer unbeweglichen Fläche zurückgeworfen wird. Diese unbewegliche Fläche aber muß soweit entfernet seyn, daß der reflectirte Schall erst alsdenn in unser Ohr kömmt, wenn die Empfindung des ursprünglichen Schalls schon geendiget ist, weil wir sonst den ursprünglichen und den reflectirten Schall nicht von einander unterscheiden können. Wenn also der Körper, welcher den Schall zurückwirft, nicht wenigstens sechzig bis siebenzig Schuh von uns entfernet ist, so können wir kein Echo bemerken. Daher trifft man niemals in den Wohnstuben, aber wohl in sehr großen Kirchen ein Echo an.

Wenn sich verschiedene erhabene Körper, die den Schall zurückwerfen können, in einer nicht zu großen Entfernung von unserm Ohre, weil sonst der Schall zu sehr geschwächt und uns unmerklich wird,

wird, hinter einander befinden, so entstehet ein vielfaches Echo, nämlich ein solches, wodurch der ursprüngliche Schall mehr als einmal wiederholet wird. Man findet einige, welche einen Hexameter achtmal wiederholen. In England und zwar in der Grafschaft Oxford, soll es ein Echo geben, welches ein Wort bey Tage siebenzehnmal und des Nachts zwanzigmal wiederholet. Von dem Echo, welches man zu Simonetta, nicht weit von Mayland antrifft, behaupten einige Reisebeschreiber, daß es einen Schall dreyßigmal zurückwerfe. Ja man findet sogar in den Reisebeschreibungen und in physikalischen Schriften Nachrichten von sechzigfachen Wiederholungen eines Schalls; doch ist es wohl möglich, daß ein Irrthum im Zählen der Wiederholungen vorgegangen seyn kann.

Diejenigen von unsern Lesern, welche begierig sind, noch andere merkwürdige Echo kennen zu lernen, verweisen wir auf den zweeten Band des Hamburgischen Magazins.

Echiniten.

Seeäpfel, Seeigel, Knopfsteine, Echinites, sind versteinerte Schalen von Seeigeln, von welchen Wallerius Mineral. S. 482. saget, daß sie in ihrem natürlichen Zustande voll Stacheln und Knoten sind, so man aber selten in Stein verwandelt antrifft. Einige von den versteinerten Schalen sind über und über voller Löcherchen, andere aber sind mit Knöpfchen versehen. Meistentheils gleichen sie den Rockknöpfen, daher sie auch den Namen Knopfsteine erhalten haben.

Die Stacheln von den Seeigeln findet man bisweilen auch versteinert; davon diejenigen, welche oval und dicke sind, Jüdensteine, Lapides Iudaici, diejenigen aber, welche lang, dünner und oval sind, Judennadeln heißen. Die versteinerten flachen Stücke der Seeigel, auf welchen ihre Stacheln fest gesessen, und fünf- oder sechseckicht sind, werden Warzensteine, Steinwarzen, Acetabula Echinorum, genannt.

Eckbeere.

Eckbeere wird Morinda Linn. von Herr Planern, von andern auch Indianische Maulbeere genannt. Viele Blumen stehen dicht bey einander, und stellen ein Köpfchen vor. Solche haben einen kaum merklichen, fünffach eingekerbten Kelch und ein trichterförmiges Blumenblatt, dessen Röhre sich in fünf spitze Einschnitte ausbreitet; fünf kurze Staubfäden sitzen oben an der Röhre; der Fruchtkeim steht unter dem Blumenblatte, und der Griffel endiget sich mit zween Staubwegen.

Die eckichte Beere enthält zween Saamen. Die Arten wachsen in Indien, und dem wärmern Amerika, sind aber in hiesigen Gärten noch nicht bekannt.

Eckenhalm.

S. Kugelbinse.

Eckern.

S. Eiche.

Ecktelline.

S. Sonnenstrahl.

Ecliptik.

Derjenige Kreis am Himmel, welchen die Sonne von Abend gegen Morgen jährlich einmal zu durchlaufen scheint, wird die Ecliptik oder Sonnenbahn genannt. Sie durchschneidet den Aequator in zween Puncten, die um hundert und achtzig Grad von einander entfernet sind, und zwar unter einem Winkel von drey und zwanzig Grad, acht und zwanzig Minuten nnd zwanzig Secunden, welcher die Schiefe der Ecliptik heißt. Diese beyden Durchschnittspuncte nennt man Aequinoctialpuncte, weil man die Sonne zur Zeit der Nachtgleichen darinnen erblicket, und zwar denjenigen, wo die Sonne beym Anfange des Frühlings steht, den Frühlingspunct, punctum aequinoctiale vernale, und den andern den Herbstpunct, punctum aequinoctiale autumnale, weil sich die Sonne beym Anfange des Herbstes darinnen befindet. Die beyden Puncte, welche am weitesten von dem Aequator und um neunzig Grad von den Aequinoctionalpuncten abstehen, heißen Sonnenstandspuncte oder Sonnenwendepuncte, puncta solstitialia. Derjenige Sonnenstandspunct, welcher über der Ecliptik, d. i. zwischen dem Aequator und dem Nordpole liegt, wird der Sommerpunct, punctum solstitiale aestiuum, und der andere, welcher unter der Ecliptik, nämlich zwischen dem Aeqnator und dem Südpole liegt, der Winterpunct, punctum solstitiale brumale, genannt.

Man theilet die Ecliptik in zwölf Theile oder so genannte himmlische Zeichen, und jedes Zeichen wieder in dreyßig Grade ein. Diese Theile haben von den zwölf Sternbildern, neben denen sie sich ohngefähr vor zweytausend Jahren befanden, aber von welchen sie itzt fast um dreyßig Grad entfernet sind, folgende Namen erhalten: Widder ♈, Stier ♉, Zwillinge ♊, Krebs ♋, Löwe ♌, Jungfrau ♍, Waage ♎, Scorpion ♏, Schütze ♐, Steinbock ♑, Wassermann ♒, Fische ♓. Der Anfang des Widders fällt in den Frühlingspunct, der Anfang des Krebses in den Sommerpunct, der Anfang der Waage in den Herbstpunct,

punct, und der Anfang des Steinbocks in den Winterpunct.

Edelerz.

Minera metallo diues, bedeutet eben so viel, als reichhaltig Erz, welches viel Metall und besonders Silber in sich enthält.

Edelstein.

Edelgestein, ächte Steine, Gemmae, sind sehr harte Steine, welche sich schleifen und poliren lassen, und durchsichtig sind. Sie sind die härtesten unter allen Steinen. Diejenigen Steine, so etwas weniger harte und nur halbdurchsichtig sind, werden Halbedelsteine genannt. Zu den erstern gehören 1) der Diamant, 2) der Rubin, 3) der Sapphier, 4) der Topas, 5) der Smaragd, 6) der Chrysolith, 7) der Amethist, 8) der Granat, 9) der Hyacinth, 10) der Berill.

Zu den Halbedelgesteinen können folgende, als dieß bekanntesten, gezählet werden: 1) der Bergcrystall, 2) der Carneol, 3) der Chalcedon, 4) der Achat, 5) der Opal, 6) der Onyx, 7) der Sardonix oder Sardachat, 8) der Malachit, 9) der Lazurstein, 10) der Türkis, 11) der Aschendrecker oder Tourmalin. Diese Steine sind nur halbdurchsichtig, und weniger hart, als die vorhergehenden, doch aber härter, als alle andere Steine.

Cronstedt Mineral. S. 45. u. f. zählet die meisten dieser Edel- und Halbedelgesteine unter einerley Geschlechtart und zwar unter die Kieselarten. Den Granat S. 75. u. f. sondert er nach angeführten Gründen von den Kieselarten ab, und nimmt eine eigene Geschlechtart, nämlich die Granatarten an. Den Malachit zählet derselbe S. 185. unter die Erzarten, und zwar als einen versteinerten, mit Gyps gemischten, Kupferkalch. Den Lasurstein rechnet er S. 112. unter die Zeolitarten, welche er wegen einiger besonderer Eigenschaften von andern Steinarten absondert und als eine besondere Geschlechtart annimmt; doch merket er auch zugleich an, daß dieses Geschlecht sich im Feuer fast wie der Steinmergel verhalte, und beyde Arten nach mehrern angestellten Versuchen in eine Abtheilung kommen möchten. Der Türkis wird von demselben S. 285. unter den mineralischen Verwandlungen und Versteinerungen, und zwar als ein mit Kupferkalch durchdrungenes Elfenbein, oder andere Elephantenbeine beschrieben. Den Aschendrecker oder Tourmalin hat Cronstedt nicht beschrieben, weil er vielleicht von selbigen noch keine genugsame Kenntniß gehabt hat. Andere Mineralogen sind in der Beschreibung der Edel- und Halbedelgesteine und in der Bestimmung der Geschlechtordnungen

gen derselben etwas verschieden. Wir halten aber dafür, daß Cronstedt noch immer Gründe vor sich hat, die meisten Edel- und Halbedelgesteine zu den Kieselarten zu zählen, weil die bis jetzo mit selbigen angestellten Versuche solche Eigenschaften darthun, welche der Kieselerde eigen sind, und sie von andern Erden unterscheiden. Ob aber alle diese Steine eine bloße Kieselerde zum Grunde haben, oder ob nicht bey einigen eine andere Erdart mit selbiger vermischet ist, kann wegen Mangel der Versuche noch nicht bestimmet werden. So viel mit diesen Steinen Versuche angestellet worden, so viel läßt sich doch zur Zeit behaupten, daß in den meisten dieser Steine die Grunderde, als eine Kieselerde zu betrachten ist. Einige von diesen Steinen stehen im Feuer feste, andere aber schmelzen. Ob es nun schon gewiß ist, daß die reine Kieselerde, wenn sie gleich im stärksten Feuer erhalten wird, feste bleibt und nicht in Fluß kömmt, so ist deswegen, wenn andere dergleichen Steine, wie von dem Amethist, Granat, Hyacinth und Beryll gesaget wird, im Feuer schmelzen, keinesweges zu sagen, daß in denselben die Grunderde nicht kieselartig seyn sollte. Denn es kann außer der Kieselerde mit selbigen etwas verbunden seyn, welches dieselbe in Fluß bringt; wie denn bekannt ist, daß die Kieselerde durch Beymischung verschiedener Substanzen in Fluß gebracht, und in Glas verwandelt werden kann. Der Türkis und Malachit können ohne Zweifel nicht zu diesen Arten gerechnet werden; es sind steinichte Producte von einer besondern Art.

Die Edel- und Halbedelgesteine verdienen wohl wegen ihrer Härte und Farbe eine besondere Achtung, und es ist nicht zu verwundern, daß, wenn sie zumal geschliffen und poliret werden, sich Liebhaber finden, welche diesen Steinen vor andern einen Vorzug und besondern Werth beylegen.

Der Handel mit dergleichen Steinen wird vorzüglich von Juwelirern, Goldschmieden und Juden betrieben. Die Künstler schleifen und poliren dieselben, unterlegen sie mit Folien oder Diamantdinten, und erhöhen auf diese Weise die Farben und den Glanz derselben. Die Farben der gefärbten Edelgesteine scheinen von etwas metallischen herzukommen. Die Kunst kann dergleichen nachmachen, dergestalt, daß sie vollkommen den gefärbten Edelgesteinen ähnlich sehen, aber ganz und gar nicht derselben Härte haben. Man nennt dieselben Flüsse oder unächte und nachgemachte Edelgesteine. Durch Scheidewasser kann man erfahren, ob der Stein ächt oder unächt ist; denn

wenn

wenn man auf einen gefärbten Stein einen Tropfen Scheidewasser bringt, so verändert derselbe, wenn er unächt ist, seine Farbe, welches die ächten nicht thun. Noch ist von der Farbe der ächten Steine zu merken, daß bey einigen, wie z. E. bey dem Rubin und Smaragd, die Farbe im Feuer beständig seyn soll. Der Topas verliert solche; daher er auch von den Künstlern in der Absicht geglühet wird, um ihn anstatt der Diamante zu gebrauchen.

Zum Schleifen und Poliren der Edelgesteine bedienen sich die Künstler küpferner, bleyerner, zinnerner und hölzerner Scheiben, ingleichen des Tripels und Smirgels, und bey den härtesten Arbeiten, wie bey dem Schleifen und Poliren der Diamante, Sapphire und Rubine, des Demantpulvers oder sogenannten Demantports. Einige, wie Cronstedt Mineralog. S. 72. meldet, vermischen mit dem Demantpulver etwas Vitriolöl, und gebrauchen solches beym Schleifen der Rubine, wie auch der Chrysolithe.

Die Reinigkeit, Klarheit und Größe der Edelgesteine, wie auch die Mode und das Betragen des Käufers und Verkäufers, machen den Preis dieser Steine sehr veränderlich; doch gehen die Diamante und Rubine, wenn sie mit andern von anderer Art in gleicher Größe genommen werden, allen übrigen vor.

Von dem Preise der reinen klaren und wohlscheinenden Steine hat Wallerius Mineral. S. 168. u. f. eine Anmerkung beygefüget, welche hierinnen einigen Unterricht geben kann, aber doch in vielen Fällen einer Ausnahme unterworfen seyn wird, weil der Preis der Edelsteine eine solche Sache ist, welche der Veränderung nur gar zu sehr unterworfen ist.

Eelbüt.

Eelbüt, der Holl. nach dem Aldrovand, Hellbüt, Hillbüt, Pleuronectes Hippoglossus, Linn. g. 163. sp. 4. eine Gattung der Bütte, Flynder nach dem Pontoppidan, II. 208. s. Flünder, Passer. 2. des Kleins, und unsern Artikel Botte, I. 420.

Eelpout.

Alpput, Mustela Viuipara, Blennius Viuiparus, Linn. g. 155. sp. II. s. Aalbastart, Enchelyopus 12. des Kleins, und unsern Artikel I. 24. Aalmutter.

Effenbaum.

S. Rüstern.

Egelebaum.

S. Elsebeerbaum.

Egelkraut.

S. Ranunkel, und Weiderich, gelber.

Egle.

Meeregle, Phycis, eine Art Krametfische, Blennius Phycis, Linn. g. 155. f. 7. nach dem Müller Glattkopf, des Geschlechtes seiner Rotzfische. f. Parschbastard, Matnas, 6. des Kleins.

Egrisch Salz.

Sal Egranum, ist ein bitterliches Mittelsalz, welches durch das Verdampfen aus dem Egerischen Wasser erhalten wird. Dieses Salz besteht aus dem Vitriolsauren, welches mit einem mineralischen Alkali und kalchartigen Erde gesättiget ist. Es kömmt mit dem Carlsbader, Sedlitzer und andern dergleichen Brunnensalzen überein, nur mit dem Unterschiede, daß die Bestandtheile in etwas andern Verhältnisse befunden werden. Es wird dasselbe vorzüglich in der Heilkunst, als ein gutes abführendes Mittel, das die ersten Wege reiniget, gebrauchet.

Egrischer Sauerbrunnen.

Egrisch Wasser, Aquae Egranae, Acidulae Egranae; ist ein heilsames mineralisches Wasser, welches bey Eger in Böhmen zu finden ist. Es besteht dasselbe aus einem elastischen, mineralischen Spiritus, einem bitterlichen Mittelsalz und einer Eisenerde, welche, so lange der mineralische Spiritus mit dem Wasser verbunden ist, in dem Wasser aufgelößt und mit den übrigen Bestandtheilen verbunden bleibt, sogleich aber sich zu trennen und niederzuschlagen pfleget, sobald der mineralische elastische Spiritus verloren geht. Das Egrische Wasser wird mit vielem Nutzen in der Heilkunst gebrauchet, und kann so wohl an dem Orte, wo es quillt, als auch außer demselben verführet und getrunken werden. Doch ist der Gebrauch desselben, wie bey allen mineralischen Wassern, an dem Orte selbst weit nützlicher; wiewohl es auch gewiß ist, daß es mit vielem Nutzen außerhalb des Ortes gebrauchet werden kann. Seine vorzügliche Eigenschaft ist, daß es die ersten Wege reiniget und abführet, es geht aber auch in das Blut und andere Gefäße, löset die stockenden, schleimichten Feuchtigkeiten auf, eröffnet die verschleimten Eingeweide, führet den Schleim vorzüglich durch die ersten Wege ab, ohne die festen Theile sehr zu erschlappen; ja es scheint vielmehr dieselben ein wenig zu stärken, wiewohl die stärkende Kraft geringe und bisweilen kaum merklich ist. Das Egrische Wasser ist unter allen mineralischen Wassern, welche in unsern Gegenden bekannt sind, und sich verführen lassen, eines der besten, vornehmlich wenn man

darauf merken will, daß mit der abführenden Eigenschaft zugleich ein mineralischer Spiritus und etwas von einer Eisenerde verbunden ist.

Ehegürtel.

S. Blätterschwamm.

Ehelein.

S. Elsebeerbaum.

Ehlen.

S. Elsebeerbaum, und unter den Kirschen die Traubenkirsche.

Ehre.

S. Ahornbaum.

Ehrenpreiß.

Veronica. Ein ganz bekanntes Pflanzengeschlecht. Der stehenbleibende Kelch ist in vier spitzige Einschnitte getheilet; das Blumenblatt hat eine kurze, auch längere Röhre, und der Rand theilet sich in vier eyförmige Lappen, welche nicht von einerley Größe sind. Der unterste ist der schmälste, und der darüber stehende obere der breiteste. An diesem sitzen zween Staubfäden und der platt gedrückte Fruchtkeim trägt einen gebogenen Griffel, mit einfachem Staubwege. Das Saamenbehältniß ist gemeiniglich herzförmig, zweyfächericht, öffnet sich mit vier Klappen, und enthält viele kleine Saamen. Herr von Haller erwähnet noch einer Honigdrüse, welche den Fruchtkeim umgiebt. Schon die ältern Schriftsteller, und auch Herr Heister haben dieses Geschlechte, in andere abgetheilet, und der letzte, nicht allein diejenigen Arten, welche eine längere Blumenröhre, und ein mehr rundlich länglichtes Saamenbehältniß haben, von den übrigen abgesondert, sondern auch diejenigen, an welchen die Blumen einzeln stehen, von denjenigen getrennet, welche solche ährenweise tragen. Die Neuern vereinigen billig diese alle; und ob wir gleich die Bachbungen unter diesem Namen angeführet, so sind solche doch für wahre Arten des Ehrenpreißes anzunehmen. Die Arten sind zahlreich, und Herr von Linné führet derselben vier und dreyßig an. Wir wollen davon die bekanntesten und merkwürdigsten wählen.

1) Der Apothekerehrenpreiß, Grundheil, Heil aller Welt, Schlangenkraut, Wundkraut, Viehwürz, Köhlerkraut, Veronica officinalis Linn. wächst überall in Wäldern und unfruchtbaren Oertern, blühet im Brach- und Heumonathe, treibt aus der fäßerichten Wurzel etliche schwache, niedrige, auf dem Boden kriechende Stängelchen, welche mit paarweise stehenden, dunkelgrünen, rauchen, eyförmig rundlichen,

chen, und eingekerbten Blättern besetzet sind. Aus dem Winkel der Blätter treibet ein nackendes Aestchen, welches eine Blumenähre trägt. Das Blumenblatt ist blaßblau, und ganz flach, beynahe ohne alle Röhre. Das Saamenbehältniß ist platt und herzförmig. Da die Stängelchen auf der Erde hinkriechen, und leichtlich Wurzel schlagen, kann dieses Pflänzchen zu den fortdauernden gerechnet werden, indem selbiges sich auf diese Art gar sehr vermehret. Man pfleget solche, ehe sie blühet, einzusammlen, und getrocknet aufzubewahren. Man hat solche mit vielen Lobeserhebungen beleget, und bey vielen Krankheiten angerühmet, auch mit dem Chinesischen Thee verglichen und diesem vorziehen wollen. Sie hat etwas bitterliches, doch mehr zusammenziehendes, welches sich im Geschmacke gar deutlich äussert, deßwegen man den annehmlichen Geschmack, welchen der Chinesische Thee dem Wasser mittheilet, bey dem Ehrenpreißthee vergeblich suchen dürfte. Und eben so wenig können wir Herr Franken, und Zornen beypflichten, wenn sie dieses Kräutlein als eine allgemeine Arzney empfohlen. Alles was man zugeben kann, besteht in einer austrocknenden, und also auch reinigenden, und heilenden Eigenschaft; die zertheilende ist schon viel geringer, und auch die erstern Kräfte sind sehr eingeschränket; und obgleich Hofmann und Boerhaave solches für ein herrliches Wundkraut ausgeben, wird doch gewiß damit keine Lungen- und Schwindsucht, kein auszehrendes Fieber, keine Verstopfungen der Drüsen und Leber geheilet werden. Am wenigsten aber darf man auf diese Wirkung Rechnung machen, wenn man nur das Kraut als einen Thee, oder das davon abgezogene Wasser gebrauchet; kräftiger ist der frische Saft, welchen Boerhaave täglich zu vier Loth wider die Gicht verordnet; nur schade, daß dieses trockene Kraut so wenig Saft giebt. Die Conserve, oder die mit Zucker eingekochten, frischen Blätter, könnten noch einigermaaßen wirksam seyn. Aus den Blättern mit Maybutter eine Salbe gemachet, oder solche in Wasser abgekochet, kann bey äusserlichen Schäden und Ausschlägen der Haut nützlich seyn, indem diese Pflanze trocknet und zusammenzieht. Daß die Stöckchen, welche nahe an Eichen wachsen, mehrere Kräfte erhalten, ist eine Grille. Ob wir nun gleich überhaupt von diesem Ehrenpreise nicht viel besonderes hoffen, so müssen wir doch noch anführen, wie Herr Scopoli ganz anderer Meynung sey, und nicht allein vorgiebt, wie der daraus bereitete Trank mit Essig vermischet und

durch

durch einen Trichter in den Mund gezogen, bey Steckflüssen nützliche Dienste leistet, sondern auch behauptet, daß diese Pflanze, bey innerlichen Entzündungen gebrauchet, das Blut in mehrere Wallung setze, daher er sich zwar wundert, wie die Aerzte solche in Seitenstechfiebern anrathen können, jedoch auch einen Thee von Ehrenpreis und Klatschrosen in eben dieser Krankheit hochschätzet. Ueberdieß hat auch Herr Cartheuser angemerket, wie die daraus bereitete Tinctur, wenn man solche abrauchen läßt, einen stark riechenden Dampf von sich gäbe. Mit Vitriol kann man aus den Blättern Dinte machen.

Unter denjenigen Arten, welche sich durch ihre schönen Blumenähren von den übrigen unterscheiden, bemerken wir ferner:

2) den Virginischen weißen Ehrenpreis, Veronica virginiana Linn. der feste, haarichte Stängel wird zween, drey bis vier Fuß hoch; die platt anliegenden, blaßgrünen, haarichten, eyförmig spitzigen, und spitzig eingekerbten Blätter sitzen in ordentlichen Zwischenräumen an dem Stängel, und zwar allemal mehr als zween beyeinander, gemeiniglich stehen drey auch fünfe bey jedem Absatze, und können mithin sternförmig genañt werden. Der Stängel selbst, wie auch die, aus dem Blätterwinkel zuweilen hervortreibenden, Aeste endigen sich mit langen weißen Blumenähren; Jede Blume ruhet auf einem kurzen Stielchen, und bey diesem steht ein lanzenförmiger Blattansatz; die Blumenröhre ist lang, und die Einschnitte sind nicht merklich ungleich. Nach Bartrams Berichte, pflegen die Canadenser die zäserichte Wurzel mit Milch abzukochen, und diese als ein Brechmittel zu trinken. Da sie in Virginien wächst, dauert die Wurzel auch bey uns im freyen Lande, und man wird nicht leicht vergeblich im Frühjahre auf den neuen Austrieb hoffen. Sie verlanget auch keine besondere Wartung, und kann durch Theilung der Wurzel leichtlich vermehret werden.

3) Der dreyblätterichte, gleichförmig ausgezackte Ehrenpreis, großer staudichter weißer Ehrenpreis, Veronica spuria L. wächst auch bey uns auf den Wiesen und blühet gegen den Herbst. Die dauerhafte Wurzel treibt starke, ohngefähr zween Fuß hohe Stängel und in verschiedenen Absätzen allemal drey glatte, länglichte, spitzige Blätter bey einander, welche am Rande durchgehends mit ähnlichen scharfen Zähnen eingekerbet sind. Stängel und Aeste endigen sich mit einer blaulichten Blumenähre. Der Rand des Blumenblattes scheint sich niemals völlig auszubreiten, und die Staubfäden ragen wenig

über selbigen hervor. Die Röhre ist mit Haaren dicht besetzet.

4) Der dreyblätterichte, ungleich ausgezackte Ehrenpreis, der am Meerstrande wachsende Ehrenpreis, Veronica maritima, wird auch bey uns im September in waldichten Gegenden blühend gefunden; ist der vorigen Art viel ähnlich, die Blätter aber sind mit Zähnen von ungleicher Größe besetzet, und bisweilen doppelt eingekerbt, auch ragen die Staubfäden weit über das Blumenblatt hervor.

5) Der große langblätterichte Ehrenpreis, großer staudichter weißer Ehrenpreis, Veronica longifolia L. wächst auf den Wiesen und den Dämmen unter den Weidensträuchern, an den Seen und Ströhmen, und blühet im Sommer und frühen Herbste. Die dauerhafte, zäserichte Wurzel treibt zween bis drey Fuß hohe, aus dem Blätterwinkel ästige Stängel. Die untern Blätter am Stängel sind kleiner, und vergrößern sich nach oben zu, allemal, nur zuweilen die ganz obersten ausgenommen, sitzen zwey Blätter einander gegen über; diese sind gestielet, lang, lanzenförmig, sehr spitzig, ungleich eingekerbet. Die Blattstiele, wie auch die Aeste und der obere Theil des Stängels sind mit Wolle bedecket; die auf den Spitzen befindlichen blauen Blumenähren sind lang; bey jeder Blume sitzt ein schmaler Blattansatz; die Blumenröhre ist länger, als der Kelch, und mit Haaren besetzet; die Staubfäden und der Griffel ragen über das Blumenblatt hervor. Die Frucht ist herzförmig.

6) Der einährichte Ehrenpreis, kleiner Bergehrenpreis, Veronica spicata Linn. ist auf Triften, Hügeln und in den Heiden gemein, wo er noch späte im Herbste blühend gefunden wird; hat einen einfachen Stängel, welcher sich auch nur mit einer blauen Blumenähre endiget. Die, gegen einander überstehenden, Blätter sind stumpf und eingekerbet; die Blume ist blau.

7) Der wollichte, Sibirische Ehrenpreis, Veronica incana L. Gemeiniglich liegen die Stängel mit dem untern Theile auf der Erde, richten sich hernach in die Höhe, und sind ohngefähr zween Fuß lang, und von dem anliegenden, wollichten Wesen ganz weiß; die Blätter haben auch dergleichen Ueberzug; diese stehen einander nicht allemal gegen über, und gemeiniglich erscheinen die obern nur wechselsweise, sie sitzen auch platt auf, die untern aber sind gestielet, alle länglicht, spitzig eingekerbet. Die Blumenähren sitzen an den Enden der Aeste und des Stängels; bey jeder Blume steht ein lanzenförmiges Blättchen. Der wollichte Kelch raget mit seinen Spitzen weit über die Frucht hervor; die lange Blumenröhre ist weiß und inwendig

dig

dig haaricht, der Rand blau, der obere Einschnitt davon breit, und der untere am schmälsten. Staubfäden und Griffel ragen über die Blume heraus; wächst in der Ukraine, hält bey uns im freyen Lande aus, doch verliert er daselbst vieles von dem wollichten Wesen, welches er hingegen behält, wenn man solchen im Scherbel unterhält, und im Winter in ein gemeines Glashaus setzet. Er dauert nur einige Jahre, und da der Saame selten recht reif wird, muß man selbigen durch Theilung der Wurzeln zu erhalten suchen.

8) Der Ehrenpreis mit Quendelblättern, Veronica serpillifolia L. An dem niedrigen, anfangs gestreckten, alsdenn aufrechtstehenden Stängel sitzen unten die Blätter paarweise, oben aber sind sie wechselsweise einander gegen über gestellet, und mit wenigen Zähnen am Rande besetzet; die obersten erscheinen schmäler, spitziger und völlig ganz, aus deren Winkel zwar einzelne kurze Blumenstiele kommen, welche aber unter sich eine Aehre abbilden. Das Blumenblatt ist ganz klein, die drey obern Einschnitte größer und gestreifet, der untere ganz weiß, der obere blau, die zween zur Seite stehenden blaßblaulicht. Die herzförmige Frucht ist tief gespalten, das Blumenblatt ist zuweilen weiß; wächst in unbebaueten Oertern, blühet im April und ist nur jährig.

9) Der schmalblätterichte Sumpfehrenpreis, Veronica scutellata Linn. Der Stängel liegt mit dem untern Theile auf der Erde, und treibt aus den Knoten neue Wurzelfäserchen, nachher aber richtet sich selbiger auf, und erreichet ohngefähr die Höhe eines halben Fußes. Die paarweise gestellten Blätter sind ganz schmal, kaum hin und wieder etwas weniges eingekerbet und spitzig. Aus dem Winkel treiben nackende Aestchen mit lockern Blumensträußchen. Des kleinen Blumenblattes drey größere Einschnitte sind mit rosenfärbigen Linien durchzogen, der untere und kleinste ist weiß; die Frucht ist platt und breit. Man findet diese Art in Sümpfen häufig im Sommer blühend.

10) Bathengel-Ehrenpreis, großer Erdbathengel, Veronica Teucrium Linn. steht an Hecken und Hügeln, auch zwischen den kleinen Gesträuchern um die Gärten und Weinberge und blühet im Sommer. Der Stängel ist bisweilen auf die Erde gestrecket, bisweilen auch mehr aufgerichtet, etwa einen Fuß lang, hart und ästig. Die paarweise gestellten Blätter fangen breit an, und umgeben mit diesem Ende die Aeste, sind übrigens eyförmig, mehr stumpf als spitzig, ausgezacket und zuweilen gleichsam faltícht; die obern Blätter sind spitziger. Des großen blauen Blumenblattes oberster Einschnitt

ist gar merklich, der unterste aber fast unmerklich mit Linien durchzogen; die Frucht ist herzförmig eingekerbet.

Diese Art haben die Berlinischen Aerzte unter dem Namen Bathengel, Teucrium, und besonders den Thee davon als ein kräftiges Auflösungsmittel bey Verstopfungen der Eingeweide und verderbter Mischung der Säfte gelobet. Es wird diese aber eben so wenig Kräfte haben, als der zuerst angeführte Ehrenpreis.

11) Der gestreckte Ehrenpreis, schmalblätterichter Bathengel, Veronica prostata, blühet auf den Sandbergen, Feldhöhen und andern warmen Plätzen in den Heiden, auch auf einigen Triften, sehr früh und häufig, ist mit der vorigen sehr verwandt, und vielleicht nur eine Abänderung davon. Die gestreckten Stängel sind haaricht, die Blätter eyförmig länglicht, ausgezacket, und einigermaßen gestielet, die obersten sitzen platt auf, aus deren Winkel die blauen Blumenähren hervorkommen.

12) Der Gamanderleinehrenpreis, kleiner, weißer Bathengel, Schaafkraut, blauer Wiesenehrenpreis, Veronica chamaedrys Linn. ist fast überall gemein, außer in ganz tiefen Brüchen, wo solcher selten, aber auch sehr verändert, vorkömmt. Der schwache rauchlichte Stängel verbreitet sich oberwärts in Aeste. Die untern Blätter sind eyförmig, rauh, eingekerbet, und mit Adern unterwärts durchzogen, die obern größer, herzförmig und spitziger, aus deren Winkel die Blumenähren treiben. Die Einschnitte des Kelches sind merklich ungleich, das Blumenblatt dunkelblau, die Frucht herzförmig. Auch die Blätter von dieser Art werden zum Thee empfohlen; die Berliner Aerzte aber wollen diese nicht mit No. 10. verwechseln, und wird daher von selbigen Teucrium spurium genannt.

Die folgenden Arten tragen in den Winkeln der Blätter einzelne Blümchen.

13) Der blaue, wilde Ehrenpreis, blauer Meyer, Veronica agrestis Linn. ist auf den Fruchtfeldern nach einer feuchten Witterung im Frühlinge und Herbste nicht selten. Die gestreckten, ästigen Stängel sind etwa einer Spanne lang; die gestielten, eyförmigen, stumpfen, oder herzförmigen Blätter am Rande ausgezacket, und kürzer, als der daraus entspringende Blumenstiel. Die Blumen stehen einzeln; das Blumenblatt ist fast radförmig, dunkelblau gestreift, zuweilen auch ganz weiß. Die Frucht besteht gleichsam aus zwey besondern Behältnissen.

14) Der kleine Feldehrenpreis, Veronica arvensis Linn. blühet vorzüglich auf den Saatfeldern.

feldern. Bey diesem sind die herzförmigen, ausgezackten Blätter länger als der Blumenstiel, ruhen selbst auf langen Stielen, sind saftreich, kühlend und zart, wie bey der vorigen Art. Die ganz niedrigen Stängel treiben viele Aestchen. Das Blumenblatt ist blau.

15) Der Gundermannehrenpreis, rother Meyer, Veronica hederifolia Linn. ist häufig auf den Fruchtfeldern und andern gebaueten Oertern, um die Dörfer und Vorstädte anzutreffen. Die herzförmigen Blätter sind gemeiniglich in fünf Lappen zerschnitten. Die einzelnen Blumenstiele lang. Die spitzig zulaufenden Kelcheinschnitte stellen gleichsam eine Pyramide vor, wenn sie sich schliessen. Das blaßblaue Blumenblatt ist mit dunkeln Adern durchzogen.

16) Händlein - Ehrenpreis, Händleinkraut, früher kleiner Feldehrenpreis, Veronica triphylla Linn. erscheint gleich nach Abgange des Schnees in den ersten Frühlingstagen auf den Frucht- und Saatfeldern. Die ästigen, aufrechtstehenden Stängel sind selten eine Spanne lang. Die platt aufsitzenden, paarweise gestellten Blätter sind dreyeckicht, und in drey oder fünf Lappen zerschnitten, und gleichsam fingerartig. Die ganz obersten sind gemeiniglich völlig ganz. Die einzelnen Blumen sind groß und dunkelblau. Die Frucht ist gleichsam aus zwey Behältnissen zusammengesetzet.

Ehrenpreis, Weiblein, S. Löwenmaul.

Ehrenschwerd.

Ehrenschwerd, ist bey Hr. Planern die Ixia Linn. von Hr. Dycken wird selbige die Englische Schwerdlilie genannt. Zwey Blätter machen die Kelchscheide aus; die Blume selbst zeiget sechs länglichte, einander ähnliche Blumenblätter, drey kürzere Staubfäden und einen Griffel mit dreyfachen Staubwege. Die dreyeckichte, dreyklappige, dreyfächerichte Frucht enthält rundliche Saamen. In der Murrayischen Ausgabe findet man zwölf Arten, davon einige von andern Schriftstellern zu andern Geschlechtern gerechnet werden. Die Chinesische, Ixia chinensis Linn. haben wir bey der Bermudiane angeführet, und wollen hier nur einige, zuweilen in hiesigen Gärten vorkommende, erwähnen.

1) Afrikanischer Ehrenschwerd, Ixia Africana L. Der Stängel bleibt sehr niedrig, die Blätter sind schmal, mit Adern durchzogen, die kleinen wollichten Blumen stehen an der Spitze des Stängels in Gestalt eines Köpfchens bey einander, und sind

durch zerrissene Kelchscheiben unterschieden.

2) Knollentragender Ehrenschwerd, bulbifera Linn. Der Stängel wird etwa anderthalb Fuß hoch, jedes Gelenke desselben umfasset ein schmales, langes Blatt, in dessen Winkel kleine Knollen sitzen; die wechselsweise an den Enden der Stängel gestellten Blumen sind weißlicht oder schwefelgelb.

3) Safranfarbiger Ehrenschwerd, crocata Linn. Die knollichte Wurzel treibt lange, schmale, schwerdförmige Blätter, und nackende Stängel, welche sich mit einer einseitigen Blumenähre endigen. Die Blumenblätter sind dunkelgelb, und zeigen an ihrer Grundfläche gleichsam durchsichtige oder fensterartige Flecke.

Diese, wie auch die meisten übrigen Arten wachsen auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, können durch die Wurzel vermehret, und wie andere, in dieser Weltgegend wachsende Pflanzen, gewartet werden.

Ehretia.

Dem berühmten Maler, Dionysius George Ehret, welcher aus Deutschland gebürtig, sich aber lange Zeit in England aufgehalten, und die schönsten, vollkommensten Pflanzenabbildungen zu verschiedenen Werken verfertiget, zum Andenken, ist dieses Pflanzengeschlecht also genannt worden. Der kleine, einblätterichte, glockenförmige Kelch ist in fünf stumpfe Einschnitte getheilet; des Blumenblattes Röhre ist länger als der Kelch, und der Rand zeiget fünf platte, eyförmige Lappen; fünf pfriemenartige Staubfäden umgeben den Griffel, welcher unten dünner, und oberwärts dicker, und mit einem stumpfen Staubwege geendiget ist. Die rundliche zweyfächerichte Beere enthält zween Saamen, deren jeder gleichfalls zwey Fächer zeiget. Die vier Arten, welche Herr von Linné anführet, und in Amerika wachsen, sind zur Zeit in hiesigen Gärten nicht bekannt.

Eibenbaum.

S. Taxbaum.

Eibisch.

Althaea Linn. Wir behalten diesen bekannten deutschen Namen; Herr Planer heißt dieses Geschlecht Hemst. Es gehöret zu der zahlreichen Familie der Pappeln, läßt sich aber, sonderlich durch den Kelch, von den nahverwandten Geschlechtern leicht unterscheiden. Dieser ist doppelt, der äußerliche in neun schmale, der innerliche in fünf breitere Einschnitte getheilet. Beyde bleiben stehen und umgeben die Frucht. Das Blumenblatt ist fast bis auf den Boden in fünf herzförmige, gleichsam

gleichsam abgebissene Lappen zerschnitten. Die vielen Staubfäden sind unterwärts in einen walzenförmigen Körper verwachsen, welcher mit dem Boden des Blumenblattes genau verbunden ist, oberwärts aber theilet sich solcher in viele Fäden und alle tragen nierenförmige Staubbeutel. Der tellerförmige Fruchtkeim hat einen kurzen Griffel, welcher sich in viele Staubwege endiget. Die Saamenbehältnisse sitzen in der Rundung um den säulenförmigen Fruchtträger, öffnen sich einwärts und jedes enthält einen nierenförmigen Saamen.

1) Der Apotheker Eibisch, Ibisch, Heylwurz, Sammetpappel, weiße Pappel, Bismalua, Althaea officinalis Linn. Die dicke, in viele starke, lange Aeste getheilte, fäserichte, weiße Wurzel treibt zween bis drey Ellen hohe, ästige, ganz wollichte Stängel, an welchen wechselsweise gestielte, breite, länglichte, spitzige, in fünf oder sieben Lappen mehr oder weniger getheilte, am Rande ausgezackte, weißwollichte Blätter sitzen. An dem Blattstiele sitzt ein schmaler, gespaltener Blattansatz auf beyden Seiten, welcher zeitig abfällt. Aus den Winkeln der Blätter kommen die Blumen, welche aus dem weißlichten etwas ins röthliche fallen, und deren etliche auf einem Stiele ruhen. Die Pflanze wächst in Holland, England, Frankreich, auch zuweilen in Deutschland, an feuchten, sumpfichten Oertern; blühet im Heumonath, erhält sich in der Wurzel viele Jahre, und ist überhaupt in unsern Gärten und im freyen Lande leicht und ohne Wartung zu unterhalten. Man kann die Vermehrung durch die Theilung der Wurzel erhalten, besser aber geschieht solche durch den Saamen, welcher in Menge reif wird. Wurzel, Blätter, Blumen und Saamen sind im Gebrauch, die Wurzel aber am meisten. Die ganze Pflanze ist voll von einem zähen und süßlichten Schleime, von welchem auch die Kräfte abhängen. Sie erweichet, befördert die Eiterung, versüßet das Geblüthe und alle scharfe Säfte, und lindert die Schmerzen, daher selbige in vielen Krankheiten ersprießliche Dienste leistet; als in Nieren- und Blasenbeschwerungen, welche von der Schärfe des Urins kommen, in Lungenbeschwerungen, die dünnen Feuchtigkeiten zu verdicken, die spalzigen zu mildern, die rauhen oder rohgewordenen zu überziehen, die ausgetrockneten zu erweichen, und den Auswurf zu befördern: überhaupt auch, wo der natürliche Schleim fehlet, als in der rothen Ruhr, und endlich äußerlich, wo verhärtete Geschwülste zu erweichen, und zur Eiterung zu bringen sind. Bey allen diesen Umständen machet man verschie-

bene Zubereitungen. Die Blätter und sonderlich die Wurzel werden vor sich allein, oder mit andern versetzet, in Wasser gekochet, und dieser Trank getrunken; oder man verordnet den in Apotheken befindlichen Syrup, oder, sonderlich bey Brustkrankheiten, die aus der Wurzel verfertigten Täfelchen, Pasta de Althaea, welche sich in diesen Krankheiten vorzüglich beweisen; äußerlich bedienet man sich der Althesalbe, oder machet, mit Zusatz anderer erweichenden Mittel, Umschläge. Wenn man die Wurzel brauchet, und selbige sonderlich zu Tränken kochet, muß man nicht viel davon nehmen, solche auch nicht lange kochen lassen, indem sonst der Trank zu dicke, leimicht, und dem Magen beschwerlich wird. Aus den Wurzeln werden auch Zahnbürsten gemachet, und in Frankreich häufig gebrauchet.

2) Hanfblätterichter Eibisch, Althaea cannabina Linn. Der rauhe und ästige Stängel erreichet Menschenhöhe; die untern und mittlern Stängelblätter sind in fünf rauhe, eingekerbte Lappen, jedoch die erstern weniger, die übrigen aber viel tiefer, die obersten nur in drey, aber fast bis auf den Stiel zerschnitten; die Blattansätze sind völlig ganz. Aus den Blätterwinkeln kommen lange und ästige, mit einigen kleinen Blättchen besetzte Blumenstiele. Der äußerliche Kelch hat sieben, acht und neun Einschnitte. Das Blumenblatt ist purpurfärbig. Diese Art wächst in Ungarn und Frankreich, dauert bey uns im freyen Lande, blühet im Sommer und trägt reichlich Saamen, durch welchen selbige sich auch leichtlich fortpflanzet; die Wurzel dauert nicht über etliche Jahre. Ist eine Zierde in den Gärten.

Eibisch, S. auch Retmie.

Eibischbaum.

S. Eberesch enbaum.

Eiche.

Eiche oder Eichbaum, Quercus, gehöret zu denjenigen Pflanzen, welche männliche und weibliche Blumen auf einem Baume, aber an verschiedenen Orten tragen. Die männlichen machen ein langes lockeres Kätzchen aus, und jede besteht aus fünf, acht bis zehn kurzen Staubfäden mit größern Staubbeuteln, und dem einblätterichten, in vier oder fünf spitzige, öfters gespaltene Einschnitte getheilten Kelche. Die weiblichen sitzen platt an den Knospen auf; der halbkugelförmige, völlig ganze Kelch ist bey der Blüthe kaum zu erkennen, und der etwas längere Griffel ist fünffach getheilet. Die Frucht ist eine länglichte oder eyförmige Nuß, deren lederartige Schale unterwärts abgeschälet,

und

und mit dem vergrößerten Kelche verwachsen ist. Tournefort hat die Steineiche und den Korkbaum als besondere Geschlechter angenommen; hingegen haben die Neuern, weil die erste nur in Ansehung der Blätter, die letzte aber wegen der schwammichten Rinde von der Eiche unterschieden sind, alle drey Geschlechter mit einander vereiniget. Der Korkbaum soll unter diesem Worte vorkommen; von den übrigen Arten bemerken wir, daß noch nicht alle, sonderlich die in jetzigen Zeiten erst bekannt gewordenen Amerikanischen Sorten gehörig bestimmet worden und daher manchmal Zweifel übrig bleiben, ob solche wirkliche Arten oder nur Abänderungen ausmachen, wie denn Herr von Münchhausen zwey und zwanzig, hingegen Herr von Linné nur vierzehn, und in der Murrayischen Ausgabe nur dreyzehn Arten angeführet. Wie es denn auch in Ansehung der inländischen Eiche, dieses großen, starken, dicken, meistentheils geraden, und mit weit ausgebreiteten Aesten versehenen Baumes, noch nicht völlig ausgemachet scheint, ob solche nur eine, oder zwo Arten vorstelle. Doch folgen wir hierinne Herrn Millern Herrn von Münchhausen, und Hrn. Hofrath Gleditschen, und machen daraus zwo Sorten, als

1) Die gemeine Wintereiche, Viereiche, Stein= Truf= oder Teufel= Trauben= Roth= oder Loheiche, Knopereiche, Dürreiche, Eibeiche, Quercus robur Miller, Quercus mas, quae breui pediculo, C. B. P. Die Blätter dieser Eiche haben eine länglichte Gestalt, sind an den Seiten tief eingeschnitten, oben platt, grün und glänzend, unten etwas heller und matter. Sie brechen später als bey der Sommereiche aus, welches auch von den Blumen gilt, und die Früchte werden erst im November reif; daher heißt sie auch Wintereiche; vielleicht aber auch um deswegen, weil die zusammengeschrumpfelten und vertrockneten Blätter gemeiniglich den Winter hindurch an den Bäumen hängen bleiben. Die Eicheln sitzen auf ganz kurzen Stielen, und liegen fast mehr platt auf; es stehen derselben viere, sechse, auch neune und mehrere traubenweise bey einander, und daher hat sie den Namen Traubeneiche erhalten. Sie sind dunkelbraun, und vom Geschmacke widerlich zusammenziehend. Man findet Bäume mit eyförmigen, und andere mit spitzigen Früchten. Die äußerliche Rinde bey jungen Aesten ist weißlicht und glatt, bey ältern und am Stamme braun, zerrissen und ausgefurchet. Das röthliche Holz ist gegen die Sommereiche mürbe und brüchicht, und trägt deswegen, in der Länge geschnitten, nicht gut; deswegen nehmen es auch die

die Stabholzschläger nicht gerne, weil sie aus einem gleich dicken Stücke Holze von der Sommereiche eher zween, als aus diesem einen Stab machen können. Auch die Tischler nehmen es nicht gerne. Bey einfallenden frühen Herbstfrösten ist die Mast allemal verlohren.

2) Die gemeine Sommereiche, die Augst- oder Austeiche, Früheiche, die Haseleiche, Stieleiche, Waldeiche, Quercus cum longo pediculo, C. B. P. Quercus femina Miller. Die Blätter treiben früher und die Früchte sind schon im September reif; das Laub hat eine mehr dunkelgrüne Farbe, und ist vornen nicht so breit, als bey der Wintereiche; auch die Stiele sind kürzer; hingegen die Fruchtstiele länger, und die Früchte wachsen einzeln, oder doch nur zwo bis drey bey einander. Sonst ist die Frucht der vorigen gleich, wie auch die Rinde, das Holz aber weißlicher und zäher, jedoch feste genug schwere Lasten zu tragen. Es giebt das beste Stabholz, ist zum Mühlenbaue, Tischlerarbeit u. s. f. tüchtig und gut. Weil die Eicheln früher reifen, kann man auf die Mast sicherer rechnen.

Bey dieser Art verändern die Blätter zuweilen ihre Farbe, und werden weißgefleckt. Diese scheckige Eiche, Quercus variegata, ist aber nur eine Abänderung, welche sich jedoch durch Pfropfen und Oculiren fortpflanzen läßt.

Diese beyden Arten vereiniget Herr von Linné unter dem Namen Quercus robur; sie sind aber nach den beschriebenen Umständen wirklich verschieden, pflanzen sich durch den Saamen fort, und arten niemals aus. Die Holzliebhaber müssen auch diesen Unterschied wohl merken, indem sie von verschiedener Natur sind. In einem fetten nassen Boden wächst die Wintereiche zwar geschwinde, giebt aber schlechtes Holz, und bittere Eicheln. Hingegen kommen im trocknen sandigen Boden die Sommereichen nicht gut fort, man soll daselbst Wintereichen aussäen.

Andere im Deutschen noch gebräuchliche Namen: als Rotheiche, Zirneiche, Hageneiche, sind nicht bestimmt genug, vielleicht beyden Arten eigen, oder zeigen nur Abänderungen an. Wie denn auch die Eicheln verschiedene Namen erhalten; die länglichten werden Dachseicheln genannt, und für süßer und zur Mastung dienlicher gehalten; die kurzen, runden, welche bitter und den Schweinen nicht so angenehm sind, heißen Harzeicheln. Der Eichbaum ist zu jeder Zeit hochgeschätzet worden. Er wurde von den alten Griechen und Römern dem Vater der Götter gewidmet, daher man ihm auch geopfert, und über-

überhaupt der eitle Gegenstand der Ehrerbietung bey den Alten war. Er ist auch jetzo nicht allein wegen seines guten Ansehns, und mannichfaltigen Nutzens, sondern auch um deßwegen beliebet, weil er bey seinem reifen Alter fast alle andere Bäume an Höhe und Dicke übertrifft. Man findet von solchen außerordentlich dicken und hohen Eichen viele Beyspiele aufgezeichnet. Herr Plütt beschreibt eine, deren Aeste, von dem Stamme an gerechnet, vier und funfzig Schuh hoch waren, und dreyhundert und vier Reuter, oder viertausend dreyhundert und vier und siebenzig Fußgänger mit ihren Schatten bedeckten: und Herr Gottsched erwähnet einer, deren Umfang sieben und zwanzig Ellen betragen haben soll, und in deren Höhle ein Reuter mit dem Pferde sich herumdrehen konnte. Kalm hat in England eine gemessen, deren Stamm einige Fuß über der Erde funfzehn Ellen, und die Breite der Aeste von Abend nach Morgen zu acht und funfzig Ellen gewesen. Das Eichenholz ist auf alle Art nutzbar. Man kann es zu allen solchen Arbeiten gebrauchen, wobey Festigkeit, Stärke, Größe und Dauerhaftigkeit erfoderlich ist. Man behauptet, daß recht trocknes Eichenholz sich wohl sechshundert Jahre lang gut erhalten könne, wenn es nur vor übler Luft bewahret werde; im Wasser bekömmt es eine solche Härte, daß es fast gar nicht verfaulen kann. Zu Gebäuden suchet man insgemein die geraden und glatten Eichen und solche aus, die einen feinen Kern haben; zu Maschinen aber wählet man vorzüglich solche, die einen dickern Kern haben, und recht hart sind. Die gewundenen und gebogenen sind die besten zum Schifbau; die dicken und knotichten Eichen dienen zu Pfeilern bey Wasserwerken und Wassermühlrädern. Drechsler und Tischler machen aus den Wurzeln, wenn sie dichte und knoticht sind, allerley schöne Arbeit. Es dienet zu Pressen, zu allerley Gefäßen, Eymern, Schaufeln, Kufen, und so finden alle, die in Holz arbeiten, die Eiche nützlich. Es giebt die Eiche zwar auch ein gutes Brennholz, doch ist es schlechter als vieles andere Holz, indem es keine rechte frische Flamme giebt, dabey springet, und prasselt. Die Kohlen sind wenig dauerhaft, geben wenig Hitze, und verlöschen bald, wenn sie nicht in einem beständigen Luftzuge erhalten werden, und aus dieser Ursache gebrauchen solche diejenigen, so in Stahl und Eisen arbeiten. Die Rinde gestoßen oder gemalen, wird zur Bereitung der Häute von den Gerbern gebrauchet, und ist unter dem Namen Gerberloh bekannt, und wenn in den Lohgruben

ben die beste Kraft ausgesauget worden, wird solche entweder in eine Form gedruckt, getrocknet, und unter dem Namen Lohkuchen zur Feuerung gebrauchet, oder auch in die Gärten, sonderlich Mistbeete und Glashäuser geschaffet, und statt des Mistes zum treiben der Gewächse gebrauchet. Auch die eichenen Sägespäne, wollen einige zum Gerben gebrauchen, und man hat in England aus solchen, wenn sie neu sind, und nicht naß geworden, einen Trank bereitet, und damit gegerbet, auch vorgegeben, daß die Rinde diesem Tranke nachzusetzen. S. Forstmagazin 10. Band. S. 338. Es wäre zu wünschen, daß sich dieses wirklich so verhielte, indem man die Borke eigentlich in der Saftzeit reißt, und folglich nicht vom recht guten Bauholze, das sonst außer der Saftzeit gehauen werden muß, sondern nur vom Brennholze genommen werden kann. Die eichene Rinde und die Eichelkappen werden mit Nutzen zum Schwarzfärben gebrauchet. Die Eicheln, Eckern oder Aeckern, dienen dem Rothwilde zur Nahrung, und die Schweine fressen solche vorzüglich gerne, und das Fleisch bekömmt von diesen einen besonders guten Geschmack. Man kann auch das Federvieh mit Eicheln mästen, doch müssen solche zuvor zerstoßen und mit andern Körnern oder Kleye vermischet werden.

Und nicht allein in Spanien werden die süßen und angenehm schmeckenden Eicheln auf den Marktplätzen verkaufet und gegessen, sondern auch bey uns haben in den letztern theuern Jahren viele daraus Brod gebacken, und den Hunger damit gestillet. Herrn Linnäus Rath, die Eicheln zuvor zu rösten, ehe sie gemahlen werden, ist gegründet, und das Brod hat dadurch einen weniger übeln Geschmack gegeben. Die Eicheln von den äußerlichen Schalen zu befreyen, den Kern in kleine Stückchen zu schneiden, diese gelinde zu trocknen, hernach zu rösten, und statt des Coffees zu gebrauchen, möchte wohl wenigen gefallen, und der Trank davon wenig Liebhaber erhalten; wofern nicht dessen Tugenden und Nutzen die Kranken zu diesem Getränke nöthigen möchte. Herr D. Schröder empfiehlt dieses in Verstopfungen der Drüsen, bey der Auszehrung der Kinder, in der Gicht, in langwierigen Ausschlägen, und vorzüglich solchen Krankheiten, wo ein starker Schweiß heilsam seyn kann. Die künftige Zeit wird lehren, was hierinnen wahr sey. Alle Theile des Eichbaums haben fast einerley Arzneykräfte, alle haben eine anhaltende, zusammenziehende Eigenschaft. Da wir aber viele andere und bessere Mittel von der Art haben, werden diese selten mehr gebrauchet,

und

und obgleich einige Aerzte solche wider die rothe Ruhr, Blutspeyen, den weißen Fluß und so ferner, angerathen, wollen wir doch den Gebrauch in solchen Krankheiten aufrichtig widerrathen; der Schade möchte gewiß statt des Nutzens sich einstellen. Am wenigsten können wir denjenigen Beyfall geben, welche das Eichenholz dem Franzosenholze, und die Rinde der Chinarinde gleichschätzen, und an deren statt verordnen wollen. Der Unterschied, sonderlich in Ansehung des letztern, fällt gar zu sehr in die Augen, und die Wirkungen werden von beyden ganz unterschieden ausfallen. Daß eichene Spähne in Wasser gesotten, und dieses getrunken, dem Wassersüchtigen nützlich seyn, und den Urin treiben könne, möchte eher Glauben finden, da diese Wirkung, unter gewissen Umständen, alle zusammenziehende Mittel leisten können. Die Nordischen Bauern legen die Eichenblätter in Oel, befeuchten damit einen Lappen, und legen solchen über die Glieder, wenn sie Schmerzen darinnen empfinden. Warme eichne Breter können wider die Colik, bey angelaufenen Füßen, ausgefallenen Mastdarm u. s. f. äußerlich nützlich gebrauchet werden.

Da der Eichbaum ein so nützlicher Baum ist, so müssen wir auch von dessen Anbaue und Wartung das nöthigste anführen. Hierüber haben viele geschrieben, da wir aber bey dem Durchlesen der hieher gehörigen Schriften so vielen Widerspruch und verschiedene Meynungen gefunden, wollen wir zwar solche kürzlich anführen, vorzüglich aber hierbey Hrn. du Roi folgen, welcher theils anderer, theils eigene Erfahrungen angeführet. Die Erziehung der Eichen aus den Saamen ist die natürlichste Weise. Die erste Frage aber ist, zu welcher Zeit, im Herbste oder Frühjahre, soll die Aussaat geschehen? Beydes kann mit Gründen beantwortet werden. Indessen sollte man die Herbstsaat der Frühlingssaat vorziehen. Wenn die Eichel recht reif ist, keimet sie leicht, und die abgefallenen werden zwischen dem Laube, Mooß und Grase, wo sie nur die nöthige Feuchtigkeit finden, in kurzer Zeit den Wurzelkeim in die Erde senken; ihr eigner, gleichsam noch in Bewegung gesetzter Saft wird das Aufgehen befördern; da hingegen, wenn die Eicheln bis zum Frühjahre aufbewahret werden, dieser ganz stille steht, ja aller angewendeten Vorsicht ohngeachtet, leicht gar verdirbt. An Mitteln zur Aufbewahrung fehlet es nicht. Einige wollen ganze Säcke voll Eicheln tief unter dem Wasser den Winter hindurch, oder in der Erde selbst verwahren,

ren, andere lassen die Eicheln auf Sand breiten, und solchen mit diesen schichtweise in Tonnen einlegen. Das beste ist, die Eicheln in den trockensten, mit Gerstenlaaf vermischten Sand zu legen, welches auch nützlich beobachtet wird, wenn man solche an andere Oerter versenden will; indessen ist es doch mißlich. Man hat auch beobachtet, daß im bessern Wuchse und in der Menge junger Stämme ein, im Herbste besäter Platz, einen im Frühjahre bestellten, merklich übertreffe. Indessen ist doch nicht zu läugnen, daß die Herbstsaat zuweilen durch den Frost Schaden leide; der Schade, welchen zu der Zeit die Säue, Mäuse und dergleichen Thiere anrichten, könnte leichter abgewendet werden. Man soll die Eicheln nicht zu dichte, jedoch auch nicht zu weitläuftig aussäen. Zween neben einander, aus einem Puncte aufgekeimte Stämme, hindern sich im Wachsthume; doch wachsen dicht bey einander stehende Bäumchen rascher in die Höhe, und treiben nicht viele Nebenäste. Auf einen Fuß ins viereckige kann man vier bis fünf Eicheln rechnen, und was über diese Anzahl ausgeworfen wird, dienet zur Ergänzung derer, die entweder verderben, oder entwendet werden. Man soll sie nicht über einen Zoll tief in die Erde legen.

Daß man zum Aussäen die schönsten, größten und vollkommen reifen Eicheln wählen müsse, versteht sich von selbst, wie auch, daß man das Land, worauf die Aussaat geschehen soll, vorher durch Pflügen gehörig zurichten müsse. Eine andere Frage ist: soll man die Eicheln gleich an den Ort säen, wo man die daraus erwachsenen Stämme haben will, oder soll man solche ausheben, und an die bestimmten Plätze verpflanzen? Herr Gleditsch antwortet hierauf ganz recht, wenn er schreibt: warum will man von der natürlichen Vermehrung der Wälder, und besonders der Eichen abgehen, und erst säen, hernach die jungen Pflanzen wieder herausnehmen, an ihren Wurzeln verletzen, und endlich wieder zum Wachsthume nach besondern Ein- und Absichten verpflanzen? Das heißt durch doppelte Kosten und Arbeit die jungen, zum Anpflanzen am geschicktesten, Eichen von zwey, drey, vier Jahren, in ihrem Wachsthume zurücksetzen. Die Länge der Pfahlwurzel ist an solchen jungen Pflanzen wohl nicht umsonst so ansehnlich, sie zeiget eine gewisse Vorbereitung zu einer künftigen Höhe, und einem nachfolgenden starken Triebe, den man beym wilden Holze nicht stören muß, wenn man anders ansehnliche gerade Stämme daraus zu erhalten wünschet. Nicht

alle Bäume haben eine Pfahlwurzel, und daher können auch einige besser als die andern verpflanzet werden. Diese ist bey den Eichen, die ohngefähr fünf bis sechs Zoll dicke sind, auf vierdtehalb Fuß lang, und an jungen sechs bis acht Zoll hohen Saateichen, wird man in lockern Grunde selbige schon einen bis anderthalben Fuß lang finden, und muß, auch wenn das Aufheben noch so behutsam geschieht, nothwendig beschädiget werden. Herrn du Hamels Vorschlag, die Eicheln außer der Erde keimen zu lassen, und den hervorgequollenen Keim abzuschneiden, und dadurch den Austrieb der Pfalwurzel zu verhindern, ist theils mühsam, theils sehr mißlich, allemal aber widernatürlich, da die Eiche dergleichen haben soll. Indessen kommen doch Fälle vor, wo dergleichen Verpflanzen der jungen Stämme statt finden muß. Will man einen, von aller Huth und Weide nicht gänzlich befreyten Platz, oder einzelne Stellen mit Eicheln besetzen, fällt die Besäung weg, und man kann seine Absicht nur allein durch die Anpflanzung der Bäume, oder der sogenannten Heister bewerkstelligen. Will man ältere und stärkere Bäume verpflanzen, soll man das Jahr zuvor mit einem scharfen Spaden die Wurzeln rund herum abstoßen, die Pfalwurzel aber unberührt, und den Stamm ruhig stehen lassen. Es werden sich statt der abgestochenen viele neue Haarwurzeln ansetzen, die bey der Verpflanzung nicht befürchten lassen, daß der Baum verloren gehe. Wenn dieser Baum alsdenn ausgehoben werden soll, stößt man die Pfalwurzel tief ab, und schneidet sie mit einer Stoßsäge unter den Wurzeln, die der Stamm an den Seiten herausgetrieben hat, ohngefähr vier Zoll von ihrem Ursprunge ab. Das Absägen wird dem Abhauen vorgezogen, weil dadurch das Holz nicht leicht reißen, die Wunde aber geschwinde heilen kann. Um zu allen Zeiten junge Eichen zum Verpflanzen vorräthig zu haben, pfleget man eine Baumschule davon anzulegen. Man erwählet hierzu aus den Eichenkämpen, mit diesem Namen beleget man diejenigen Oerter, wo man Eicheln zur Zucht säet, oder stecket, dreyjährige, gerade gewachsene Stämmchen, schneidet im Frühjahre mit einem scharfen Messer die Pfalwurzel, kann diese durch behutsames Ausheben geschonet werden, ist es desto besser, und die Spitzen der Haarwurzeln ab, und versetzet sie in verzogene Graben anderthalb Fuß von einander, sie werden hierauf vom Unkraute rein gehalten, und nach sechs Jahren an die gehörigen Stellen gebracht. Herr Hofrath Gleditsch empfiehlt die Herzwurzel

wurzel am Ende nur etwas abzukürzen, damit sie von neuen Hacken in die Tiefe schlagen, und ihre Zweige desto früher und zahlreicher treiben könne. Aus dieser müssen alle übrigen entstehen. Du Hamel und Herr von Brocken geben den Rath, die jungen Stämmchen, im zweyten Jahre nach der Verpflanzung, dicht an der Erde im Frühjahre abzuschneiden, und Lohden treiben zu lassen, noch vor Johannis aber alle, bis auf eine einzige, wieder wegzunehmen. Herr du Roi erinnert hierbey, daß ein jeder abgeschnittener und wieder ausgetriebener Stamm niemals die Höhe erreiche, zu welcher ein, aus den Saamen erzogener und unversehrt gebliebener, Baum gelanget. Da nun die Eiche, auch besonders wegen ihrer Höhe als Nutzholz geachtet wird, kann dieses nicht füglich statt finden: man müßte denn nur Feuerholz, oder die Mast verlangen. Das Verpflanzen aus der Baumschule geschieht besser im Frühjahre, als Herbste; obgleich letzteres Herr Jacobi behauptet. Bey dem Verpflanzen wird alles dasjenige beobachtet, was bey den meisten Bäumen erfoderlich ist. Buchen und Eichen können hierinnne auf einerley Weise behandelt werden. Krumme Eichen durch die Kunst zu ziehen, ist nicht rathsam. Bey alten geht es gar nicht an, und junge werden zum Krüpel. Wie denn auch von dem Ausschneiden der Aeste nicht viel zu halten; den entblößten Oertern wird gar leicht eine, um sich greifende, Fäulniß zugezogen. Endlich fraget man, welcher Boden ist für die Eichen der beste und schicklichste: ein guter lockerer Boden, der weder zu hoch, noch zu niedrig liegt. Im lockern wird die Wurzel tiefer dringen, mehrere Nahrung erhalten, und folglich frischer wachsen. Auch sandiger Boden kann dazu dienen, wenn dieser nur bessere Erde unter sich hat. Denn da die Pfalwurzel sehr tief geht, wird sie daselbst Nahrung finden. Wo aber unten harter, kießiger und felsichter Boden ist, kann die Würzel nicht eindringen, und der Baum recht wachsen. Auf hohen Gegenden ist ihr Wuchs allezeit langsam. Indessen behaupten viele, daß hohe Gegenden ein festeres Holz liefern, als tief gelegene nasse Oerter, woselbst die Eiche zwar stark treibt, allein bald faulet, und zum Bauen und Feuern schlechtes Holz giebt. Dieses leidet aber eine Einschränkung. Du Roi versichert, und nennet einige Gegenden, wo in Thälern, welche einen Theil des Jahres hindurch sehr naß sind, die festesten Eichen zu Kniehölzern und Schiffbretern gefunden werden. Auf trocknen, mit Moos und Heide überzogenen Höhen kann man die

Eicheln

Eicheln mit Birkensaamen aussäen; dieser geht leicht auf, die jungen Stämme wachsen schnell heran, geben den Eichen Schatten, und vertilgen Moos und Graß; und da die Birken mit ihren Wurzeln auf der Oberfläche der Erde hinlaufen, werden sie den tiefgehenden Wurzeln der Eichen nicht viel Nahrung entziehen. Birken schicken sich besser hierzu, als Haber, wie Herr Büffon angerathen. In nassen Gegenden kann man die Eicheln mit Erlen aussäen. Ist der Boden zu thonicht, zu strenge, zu trocken, auch unterwärts mit Steinen vermischet, erhält man lauter geringes Buschholz, das man Eichenquast oder Horseleichen zu nennen pfleget.

Der langsame Wuchs der Eichen wird nicht leicht jemanden von dem Anbaue abhalten, da endlich selbige einen so vielfachen und großen Nutzen geben. Nach zuverläßigen Nachrichten werden Eichen, in gutem Boden, in sechzig, achtzig bis hundert Jahren, nur Stämme von sechs, acht, zehn, höchstens zwölf bis vierzehn Zoll Dicke im Durchschnitte erlangen. Eine Eiche, die in der obern Spitze, und in den höchsten Aesten noch grünet, überdem unten am Stamme keine Fäulniß zeiget, ist im Holze ohne Fehler; wird sie oben trocken und dürre, ist ihr Wachsthum geendiget, und wird hernach leichtlich durch Nässe und Fäulniß beschädiget. Wenn die Eichen zu fällen, kann unter dem Artikel Baum nachgelesen werden.

Es ist fast kein Baum, der so viele Mißgeburten hervorbringt, als die Eiche. Das Ungeziefer suchet in allen Theilen desselben seine Wohnung und Nahrung; und dadurch werden diese auf verschiedene Art verändert und verunstaltet. Herr von Rösel nennt diese Thierchen überhaupt die Gallenwespe, Hr. v. Linne' aber unterscheidet, nach den Theilen des Baumes, welche dergleichen Veränderung leiden, dieses Insect, und hat mehrere Eichenwespen angeführet. Herr Hofrath Gleditsch hat gegen funfzig verschiedene Gattungen von Insecten an den Eichbäumen bemerket. Es ist unnöthig alle Auswüchse oder Veränderungen, welche man an der Eiche wahrgenommen, hier zu erwähnen. Wir gedenken nur einiger. Statt der männlichen Kätzchen erscheinen zuweilen dünne, lange, unterwärts hängende Fäden, welche mit kleinen rothen Kügelchen besetzet sind; oder dergleichen sitzen an den jungen Aesten platt auf, welches vielleicht ausgeartete weibliche Blümchen seyn mögen. Die Blätter und Aeste leiden durch den Stich einer Wespe, und das dahin gelegte Eychen gar öfters eine Veränderung, welche in einer Erhebung oder Aus-

wuchse besteht, und Galläpfel, Glandes Quercuum, oder Gallae genannt wird. Es sind diese von verschiedener Größe, glatt, oder mit ungleichen Zacken besetzet, schwärzlicht, bräunlicht, grünlicht, röthlich, inwendig schwammicht und holzicht, nnd meistentheils mit Löchern durchbohret. In unsern Gegenden sind sie theils nicht so häufig, theils nicht von der Güte, welche man verlanget, anzutreffen; daher man solche gemeiniglich aus der Türkey und sonderlich aus Mozaul kommen läßt. Die kleinen und schweren sind den größern und leichtern vorzuziehen. Ihr Gebrauch in der Arzneykunst ist nicht sicher anzurathen, indem solche noch stärker zusammenziehen und verstopfen als die Eichenrinde. Man bedienet sich solcher sonderlich zur Färberey. Man machet daraus schwarze Dinte, Gerber- und Lederschwärze, und die Färber bedienen sich solcher zum Schwarz- Grau- und Braunfärben. Die Galläpfel werden auch bey den Seidenfärbereyen gebrauchet, nicht sowohl wegen der Farbe, sondern vielmehr der gefärbten Seide ein Geräusche und gutes Ansehen zu geben. Unächter Carmesin leidet keinen Zusatz von Galläpfeln; denn diese zerstören dergleichen Farbe gänzlich; hingegen bey der ächten kann solcher statt haben, und dadurch erhält die Seide ein Geräusch. Da man nun durch das Ansehen und Gefühle ächt und unächt gefärbte Carmesinseide nicht unterscheiden kann, so kann man sicher schließen, daß solche ächt sey, wenn sie ein Geräusche von sich giebt. Es vermehret der Zusatz von Galläpfeln auch das Gewicht der Seide. Eine Unze davon auf ein Pfund Seide genommen, giebt zwey bis drey Pfund auf hundert mehr. Ja es sollen die Färber die Vermehrung der ächten carmesin gefärbten Seide durch die Galläpfel sieben bis acht Pfund aufs hundert zu bringen wissen. Es ist aber dieser Zusatz allemal eine Betrügerey. Eine besondere Art Galläpfel pfleget man Knopern zu nennen. Diese ist den Färbern wohl bekannt, und wird zum Färben für besser, als die gemeine Art, gehalten. Man erhält solche aus Ungarn und Mähren. Noch ein anderes Gewächse, den Galläpfeln nicht ungleich, doch von einer mehr unförmlichen Gestalt und röthlichen Farbe, wächst in der Türkey auf den Eichbäumen, und wird zuweilen unter den Aleppischen Galläpfeln gefunden. Die Türken gebrauchen solches mit Zusatz der Cochenille und Weinstein, eine schöne Scharlachfarbe zu verfertigen. Dieses hat den Namen Bazgendge erhalten. Die Bienen sollen die jungen Galläpfel fleißig besuchen, und daraus Nahrung ziehen, hingegen die Blätter

unbe-

unberührt lassen. S. Wittenbergsches Wochenbl. 1774. 30. St. In der Scheidekunst bedienet man sich der Galläpfel zur Untersuchung der mineralischen Wasser. Wenn diese ein vitriolisches Salz, oder etwas eisen- und kupferhaltiges enthalten, werden sie davon schwarzviolet, purpurfarben gefärbet, nachdem sie mehr oder weniger dergleichen Zusatz enthalten.

Von den ausländischen Eichen wollen wir nur die bekanntesten und nützlichsten anführen.

3) Die Burgundische Eiche, Cerreiche, Quercus Cerris Linn. wächst in Spanien und Oesterreich, häufiger in Bourgogne. Die Blätter sind klein, dicke, lederartig, länglicht, oben zugespitzet, unordentlich eingeschnitten, und die Ausschnitte stumpf zugespitzet, oberwärts hellgrün, glatt, und schön glänzend, unterwärts weißlicht und etwas wollicht. Der Kelch an der Eichel ist rauh und stachlicht. In den vielen, büschelweise zwischen den Blättern hervorbrechenden, dünnen, blätterähnlichen Fäden, besteht das Hauptunterscheidungszeichen. Sie hält unter unserm Himmelsstriche gut aus, hat aber keine besondern Vorzüge vor unsern Eichen.

4) Die Amerikanische rothe Eiche, große Spanische Eiche, Quercus rubra Linn. wächst in Virginien. Die Blätter sind länglicht eyförmig, mit tiefen, runden Einschnitten, und die Ausschnitte selbst mit einer feinen haarähnlichen Spitze geendiget, ober- und unterwärts hellgrün und glatt. Die Früchte sitzen ohne Stiele an den Seiten der Aeste, nicht an dem neuen Triebe, sondern am jährigen Holze; sie sind braungelb, länglicht rund, oben mit einer Spitze versehen, unten platt gedrückt, und bis auf den dritten Theil von einem großen, mit langen, dicht anliegenden Schuppen besetzten Kelche umschlossen. Die Blätter werden im Herbste roth. Ihr Wuchs ist sehr schnell, und verdienet deswegen unter allen Amerikanischen Eichen nebst der folgenden Art allein in Menge angezogen zu werden. Herr von Münchhausen meldet, wie der stärkste zehnjährige Stamm bey einer Höhe von ohngefähr dreyßig Schuhen, unten an der Wurzel beynahe drey Schuh im Umkreise, oder eilf Zoll im Durchschnitte erlanget. Das Holz davon aber hat nicht die Güte, wie von unsern Eichen. Es ist schwammicht und von kurzer Dauer. Die Farbe fällt röthlicher aus. Gegen unsere Winter sind die Bäume nicht zärtlich; doch muß man die jungen in den ersten Jahren etwas bedecken. Sie ist nicht mit der Scharlacheiche zu verwechseln.

5) Die castanienblätterichte Eiche, Quercus Prinus Linn. Diese ist vielleicht mit der vorigen ehedem verwechselt worden, und daher haben auch beyde öfters einerley Namen erhalten. Diese unterscheidet sich von den übrigen dadurch, daß alle von der Hauptribbe des Blattes abgehende Nebenadern parallel laufen; alle Einschnitte des Blattes sind wie am Castanienbaume, nur nicht so spitzig. Die Früchte sind unter allen Amerikanischen die größten, auf anderthalb Zoll lang und einen Zoll breit. Im Hamburg. Magazin 17. Band werden solche von der Größe eines Hühnereyes angegeben, wofern anders die daselbst erwähnte Weißeiche auf niedrigem Lande die nämliche ist. Der Baum wächst auch in Nordamerika, und wird in hiesigen Gegenden stark und hoch, und giebt gutes Holz. Mit der Rinde pflegen die Wilden das Leder roth zu färben.

6) Die niedrige rothe Sumpfeiche, die Zwergsumpfeiche mit Castanienblättern, Quercus palustris. Herr von Münchhausen hat diese zuerst bekannt gemachet. Die Gestalt der Blätter kömmt mit Nr. 4. überein, wie denn solche auch im Herbste eine schöne rothe Farbe erhalten. Der niedrig bleibende Wuchs und die kleinern Früchte machen einen merklichen Unterschied.

7) Die weiße Eiche, Quercus alba Linn. Die Blätter kommen ziemlich mit unserer Eiche überein, stehen aber an dem Gipfel der Aeste auf allen Seiten heraus, und sind rund herum um den Ast gestellet. Die Rinde ist weißgrünlicht. In Virginien wird das Holz häufig gebrauchet, und als das weißeste, feinste und dauerhafteste Eichenholz ausgegeben. Da sie aber mehr weichlich ist, hält sie unsere Winter nicht aus.

8) Die schwarze Eiche, Quercus nigra Linn. kömmt auch aus Nordamerika. Ihre Blätter sind zuweilen sehr groß, und kaum zwischen einem Bogen Papier einzuschließen; ihre Gestalt ist auch veränderlich, unten schmal, oben breit, bisweilen gar nicht, mehrentheils in drey unordentliche Einschnitte getheilet, oberwärts sind sie dunkel- beynahe schwarzgrün. Die Frucht ist kaum einen halben Zoll lang, und mehr gefurchet, als glatt. Die Rinde ist glatt und schwärzlicht. Die Blätter erhalten im Herbste eine braunrothe Farbe. Das Holz ist von keinem sonderlichen Gebrauche, und ihr Anbau nicht zu rathen, ob solche gleich dauerhaft ist.

9) Die Marilandische Eiche, Quercus Marilandica. Hr. v. Linné hat diese für eine Abänderung der schwarzen ausgegeben, Herr von Münchhausen und du

Roi aber als eine besondere Art angenommen. Die Blätter weichen sehr ab, die mehresten sind in der Mitte fast bis an die Hauptader getheilet, und daher dreyfach eingeschnitten; oft haben sie auch vier und mehrere Einschnitte. Sie sind immer kleiner, als bey der schwarzen Eiche, viel dicker und fester, oberwärts dunkelgrün und glatt, unten aber mit einem wollichten Wesen überzogen, so daß sie wie ein schmutziges gelbes Leder in die Augen fallen. Sie hat einen schlechten Wuchs, und ist auf keine Weise zu empfehlen.

10) Die Weidenblätterichte Eiche, Quercus phellos Linn. Die Blätter dieser Nordamerikanischen Eiche gleichen den Weidenblättern; sie sind lanzenförmig zugespitzet, ungezähnt, auf beyden Flächen glatt; die Eicheln klein, völlig rund mit einer kleinen Spitze. Sie verträgt unsere Winter, wächst aber sehr langsam, und giebt schlechtes Holz.

11) Die Levantische Eiche, Quercus aegilops Linn. ist eine der stärksten und höchsten wachsenden Eichen, welche die rechten Galläpfel giebt, für unsere Winter aber zu zart ist. Die Blätter sind eyförmig, länglicht, glatt, sägeförmig ausgeschweifet. Die Eichel wird von dem scharfen schuppichten Kelche größtentheils eingeschlossen. Die Früchte mit den Schalen werden zum Gelbfärben gebraucht.

Alle diese Arten von Eichen lassen im Winter das Laub fallen; die nachfolgenden behalten hingegen solches, und sind immergrünend.

12) Die immergrünende Stecheiche, Quercus Ilex Linn. Aus dem Saamen erzieht man allerley unbeständige Spielarten, welche dü Hamel angeführet. Sie wächst in wärmern Ländern von Europa, nimmt bey uns leicht vom Froste Schaden, und muß daher den Winter über im Glashause aufbehalten werden. Sie ist dem Pantoffelholzbaume ziemlich ähnlich, nur der Rinde nach zu unterscheiden. Die eyförmig länglichten Blätter laufen mit einer langen Spitze aus, und die Randzähne sind nach der Spitze zugerichtet, und endigen sich ebenfalls in einer Spitze, oberwärts sind sie dunkelgrün und glatt. Der Kelch ist ein wenig höckericht; die Rinde glatt, aschgrau. Man kann solche aus dem Saamen und durch Ableger ziehen. Die Rinde wird in Frankreich zum Gahrmachen des Oberleders gebrauchet, und giebt einen beträchtlichen Handel in den Gegenden um Montpellier.

13) Die Kermeseiche, Steineiche mit Scharlachbeeren, Scharlachbeerbaum, Ilex coccifera, Quercus coccifera Linn. wächst in der Provence, Languedoc, Italien zu einem kleinen ästi-

gen Strauche. Die weit verbreitete Wurzel ist nach Verschiedenheit des Erdbodens mit einer schwarz oder roth gefärbten Rinde bedecket; die Rinde der Aeste ist weißlicht oder aschgrau. Die Blätter sind auf beyden Flächen glänzend, eyförmig, ganz, am Rande ausgezacket und stachlicht, und sind überhaupt der Stechpalme ähnlich. Da nun solche von denen, vor Zeiten bekannt gewesenen Eichen, sich merklich unterscheidet, hat Tournefort ein eigenes Geschlecht, unter dem Namen Ilex, daraus gemachet, welches von den Neuern billig mit der Eiche vereiniget worden. Außer der ordentlichen Frucht trägt dieser Strauch auch die so genannten Scharlachbeere, Kermes. Da aber diese von einem Insecte hervorgebracht wird, oder vielmehr selbst ein solches ist, wollen wir davon nichts weiter erwähnen, indem die Beschreibung an seinem Orte vorkommen wird. Die Rinde von der Wurzel dieser Eiche, welche die Franzosen Rusque nennen, ist bey uns nirgends zu haben; in Frankreich wird selbige zum Gerben der Leder gebrauchet, und diese damit schwarz gefärbet.

14) Die Virginische immer grüne Eiche, Quercus Virginiana Miller. ist in Virginien zu Hause. Die Blätter sind länglicht, eyförmig, völlig ganz, dicke und feste; die Früchte schmal, länglicht, zugespitzet; sie haben eine dünne Schale und einen süßen Kern, der von den Wilden in Amerika gegessen, und auch ein Oel daraus gepresset wird. Für unsere Gegenden ist diese Art zu weichlich.

Eichel.

S. männliche Ruthe.

Eichelmuschel.

Hierunter könnte man die so genannten Meereicheln, Balanus oder Lepas verstehen; diese aber werden unter dem Namen Meereicheln besonders vorkommen. Eine ganz andere, welche nicht aus vielen, sondern nur aus zwo Schalen besteht, und zu den Gienmuscheln gehöret, hat Herr Müller die Eichelmuschel genannt. Die Schalen sind länglicht, vorne stumpf, etwa ein Fingerglied lang und mit ziegelförmigen Rinnen besetzet. Selbige ist des Herrn von Linné Chama calyculata.

Eicheln.

S. Eiche.

Eichenfarn.

S. Engelsüße.

Eichenmispel.

S. Mistel.

Eichhorn.

Sciurus. Dieses bekannte vierfüßige

füßige Thier hat seinen deutschen Namen davon erhalten, weil es gemeiniglich auf den Eichen herumspringt, und in der Ferne das Ansehn hat, als wenn der Kopf statt der Ohren mit Hörnern besetzet wäre. Der lateinische, aus der griechischen Sprache abgeleitete Namen ist daher entstanden, weil sich dieses Thier mit dem Schwanze Schatten zu machen pfleget. Der Ritter von Linné rechnet es als ein besonderes Geschlecht unter die ratzenartigen Thiere, Glires; denn es naget eben so, wie die Ratzen. Herr Klein setzet es unter die Familie der fünfzehigen, weil es an den Hinterfüßen fünf Zehen hat, ob sich gleich an den Vörderfüßen nur vier Zehen befinden. Als Kennzeichen dieses Geschlechtes werden in dem Linnäischen System oben zween keilförmige und unten zween platte Schneidezähne angegeben. Die Ohren sind an der Spitze mit langen Haaren besetzet. Der Schwanz enthält ebenfalls sehr lange Haare, die gleichsam einen Wedel vorstellen. Die Größe dieser Thierchen ist hinlänglich bekannt, aber nicht an allen Orten einerley. In Virginien giebt es Eichhörnchen, die viermal größer sind, als die unsrigen; hingegen an einigen andern Oertern sind sie kaum halb so groß. In Ansehung der Farbe trifft man eine noch größere Verschiedenheit unter ihnen an, als in Ansehung der Größe. Diejenigen Eichhörnchen, welche wir in unsern Gegenden haben, sind am Kopfe, Rücken und Schwanze fuchsroth, unter der Kehle und am Bauche aber weiß. In den nordischen Gegenden ändert sich diese rothe Farbe im Winter und wird graulich. Die Virginischen Eichhörnchen haben auch im Sommer eine graue Farbe. In Afrika und in Amerika giebt es weiß gestreifte, und im letztern Welttheile auch ganz schwarze Eichhörnchen mit einem weißen Ringe um dem Hals. Das pomeranzenfärbige Eichhörnchen ist schon unter dem Artikel Coquallin beschrieben worden.

Der Aufenthalt dieser Thierchen ist in den Wäldern und zwar auf den Bäumen. Ihre vornehmste Nahrung besteht in Nüssen, Eicheln, Tannenkernen und Beeren. Sie sitzen gemeiniglich aufgerichtet, bedecken sich mit dem Schwanze und bringen ihre Speise, wie die Affen, mit den Vörderfüßen zum Munde. Die Art, wie sie über das Wasser reisen, ist überaus merkwürdig. Nämlich sie legen einen leichten Span auf das Wasser, setzen sich alsdenn darauf, und bedienen sich des aufgerichteten Schwanzes, welchen sie beständig hin und her bewegen, als eines Segels, wie

Herr Klein durch die Aussage eines Augenzeugen bekräftiget hat.

Das Fleisch der Eichhörnchen ist eßbar und ihr Fell giebt das schöne Pelzwerk, welches unter dem Namen Grauwerk bekannt ist.

In Polen, in Rußland und in einigen Amerikanischen Gegenden findet man auch fliegende Eichhörnchen, welche an beyden Seiten eine Haut haben, die an den Vörder- und Hinterfüßen verwachsen ist, sich ausspannen und wie Flügel gebrauchen läßt. Sie fliegen damit von einem Baume zum andern, aber nicht leicht über zwanzig Ruthen. In Polen und Rußland heißen sie Polatuche, unter welchem Namen wir ausführlicher von ihnen handeln wollen; die amerikanischen aber werden von den Indianern Assapanik oder Quinnihpatlan genannt, wie schon in dem ersten Theile dieses Werkes S. 418. unter dem Artikel Assapanik angemerket worden ist.

Eichhornaffe.

Sciurea L. Ein langgeschwänzter Affe, welcher wegen seiner Aehnlichkeit mit den Eichhörnchen diesen Namen erhalten hat und in Indien gefunden wird. Er hat eine grünlichtgraue, oder bräunlichgelbe Farbe, rostfärbige Schenkel, röthlichgelbe Füße, und einen zotigen Schwanz, der noch einmal so lang, als der Leib und an der Spitze schwarz ist. Das Maul ist bläulichbraun und mit einem Barte versehen.

Den Namen Eichhornaffe giebt Herr Müller auch denjenigen Thieren, welche bey dem Grafen von Büffon Maki heißen, weil sie ebenfalls mit den Eichhörnchen, so wie mit den Affen, eine Aehnlichkeit haben. In dem Linnäischen System wird diese Art Catta genannt, und unter die Gespensthiere, Lemures, gerechnet. S. Maki und Gespensthier.

Eichschälchen.

Patellae mobiles, sind kleine silberne Schälchen, in welchen die Silber oder Goldkörner auf der Probier oder Kornwage gewogen werden.

Eidechse.

Lacerta. Mit diesem Namen bezeichnen die neuern Naturforscher nicht nur das bekannte, kleine Thier, aus der Classe der vierfüßigen nacketen Thiere, welches im gemeinen Leben so genannt wird, sondern sie geben ihn auch einem ganzen Geschlechte, das sehr viele Arten unter sich begreift, die alle einige Aehnlichkeit mit unsern Eidechsen haben. Nur wird dieses Geschlecht nicht von allen auf einerley Art bestimmet. Klein, bey dem dasselbe in der dritten Ordnung der vierfüßigen

gen Thiere vorkömmt, welche die ohnhaarichten Thiere mit Zehen enthält, versteht durch Eidechsen diejenigen nacketen, vierfüßigen Thiere, bey denen man solche Köpfe, Schnauzen, gespaltene Zungen und Schwänze, wie bey den Schlangen antrifft, und theilet dieses Geschlecht in zwey Untergeschlechte ab, nämlich in Eidechsen mit glattem, und in Eidechsen mit kammförmigem oder zackichtem Rücken.

Linnäus, welcher diese Thiere unter die kriechenden Amphibien rechnet, giebt dem Geschlechte der Eidechsen noch einen weit größern Umfang und begreift darunter alle vierfüßigen Thiere, die einen geschwänzten, nackichten Körper haben. Da nun diese Kennzeichen, weil sie so allgemein sind, sehr vielen Thieren zukommen, so machet er aus diesem Geschlechte, wovon er allein acht und vierzig Arten anführet, sechs Abtheilungen. Zu der ersten Abtheilung rechnet er diejenigen Arten, deren Schwanz an den Seiten platt gepresset, und deren Körper mit Schuppen bedecket ist, worunter also das Krokodill gehöret. Die zwote Abtheilung unterscheidet sich von den übrigen durch Wirbelschwänze, d. i. durch solche Schwänze, welche in Gelenke oder runzlichte Ringe abgetheilet zu seyn scheinen, dergleichen man bey unsern gemeinen Eidechsen antrifft. Die dritte begreift diejenigen Arten unter sich, deren Schwanz, wie bey dem Chamäleon, länglichtrund, kürzer als der Körper und mit unter einander geschobenen Schuppen besetzet ist. Die vierte enthält die leguanartigen Eidechsen, d. i. diejenigen, welche, wie der Leguan, solche Schwänze haben, die länger als der Körper, übrigens aber wie bey den Eidechsen der vorhergehenden Abtheilung beschaffen sind. In der fünften Abtheilung stehen diejenigen, welche vier Zehen an den Vörderfüßen und keine Schuppen haben, nämlich die eigentlichen Salamander. Zu der sechsten Abtheilung, welche nur eine einzige Art enthält, gehören diejenigen, welche einen wurmförmigen Körper und keine Zehen an den Füßen haben, von denen unsern Lesern schon in dem ersten Theile dieses Werkes unter dem Artikel Aaleidechse Nachricht gegeben worden ist. Und da wir auch den übrigen Arten, welche angemerket zu werden verdienen, besondere Artikel bestimmet haben, so soll hier nur blos die Beschreibung der gemeinen Europäischen Eidechse folgen, welche von dem Herrn von Linné Lacerta agilis, und von dem deutschen Herausgeber seines Natursystems der Springer genannt wird, weil sie einen Sprung thut, wenn man sie greifen will. Sie ist ohngefähr

fähr eine Spanne lang, hat einen sammetgrünen Rücken, braungraue, mit schwärzlichen Flecken bezeichnete Seiten und einen weißgelben Bauch. Die Füße haben fünf Zehen, die mit scharfen Nägeln versehen sind. Der Schwanz ist geringelt, mit einigen Reihen scharfer Schuppen besetzet, und sehr brüchig, doch wächst er bald wieder nach. Die Nahrung dieser Thiere besteht in allerhand Insecten; daher man sie lange in einer Flasche mit Erde und feuchten Moos lebendig erhalten kann, wenn man sie bisweilen mit Insecten versorget. Sie gebähren nicht lebendige Junge, sondern legen häutige Eyer; woher vielleicht der Name Eidechse entstanden seyn mag.

Von den **fliegenden Eidechsen**, die der Herr von Linné als ein besonderes Geschlecht betrachtet, ist bereits unter dem Artikel Drache gehandelt worden.

Von den sogenannten **schuppichten Eidechsen**, welche gar nicht unter das Geschlecht der Eidechsen gehören, kann der Artikel **Schuppthier** nachgesehen werden.

Eidechsenschwanz.

Saururus. Ein Pflanzengeschlecht, wovon zur Zeit nur eine Art bekannt ist, indem die übrigen besondere Arten des Pfeffers ausmachen. Der Saururus cernuus L. wächst in Virginien in sumpfigen Gegenden. Die schwammichte, ästige Wurzel läuft flach unter der Erde hin. Der Stängel wird ohngefähr einen Fuß hoch, treibt keine Aeste, und ist wechselsweise mit gestielten, herzförmigen, stumpfen, völlig ganzen Blättern besetzet. Die Blüthe stellet ein langes, unterwärts hangendes, weißliches Kätzchen vor. Jedes Blümchen besteht aus einem länglichten, stehenbleibenden Kelchblättchen, sechs bis sieben Staubfäden, und vier Fruchtkeimen, deren jeder sich mit einem Staubwege, fast ohne Griffel, endiget. Die Frucht besteht aus vier Beeren, und jede enthält nur einen Saamen. Nach Bartrams Berichte wird die Wurzel von den Einwohnern zu Umschlägen gebrauchet, und besitzt eine ungemeine Kraft, zu erweichen. Die getrockneten und wie Thee getrunkenen Blätter sind in Brust- und Rückenschmerzen dienlich. Die Pflanze dauert nicht leicht in unsern Gärten; man muß sie in Töpfen halten, und den Winter über in ein gemeines Glashauß setzen; doch werden sie auf solche Weise sehr selten blühen, indem die Wurzeln sich ungemein vermehren, und fast jährlich den ganzen Topf anfüllen; sie wollen auch fleißig begossen seyn. Sonst brauchet man keine Wartung,

und

und die Theilung der Wurzel giebt immer neue Stöcke.

Eidechsfisch.

Eidechsfische, nennt Müller das 181. Geschlecht des Linne', Ellops.

Eidergans.

Eidervogel anser plumis mollissimis, wird wegen ihrer weichen Federn also genennet, und ist eine Art kleiner Gänse, die vornehmlich auf den Feroischen Inseln zwischen den Klippen nisten. Ihr Nest füllet sie mit dergleichen weichen Federn, oder Eiderdunen an. Einige setzen sie, wie die Gänse überhaupt, unter das Entengeschlecht. Ihr Schnabel ist ganz rund. Sie ist auch überhaupt im nordlichen Europa nicht unbekannt. Die Gans hält sich am Meere auf und findet sich nach Herrn Linnäus, Flor. Suec. 94. auch an den Gothländischen Küsten; sie leget fünf bis sechs Eyer, und nistet oft unter den Wachholdersträuchern. Er beschreibt sie auch daselbst folgendermaaßen: das Männchen ist meistens weiß, außer oben auf dem Kopfe, schwarz, Brust, Bauch und der untere Hintertheil schwarz; Kinn, Bürzel, Schwing- und Schwanzfedern auch schwarz; der hintere Theil des Kopfes grünlicht, und der vördere Theil der Brust hellfleischfarben. Die Größe kömmt nahe die Gänse. Der Körper des Weibchens ist ganz wie bey den Schnepfen, mit muschelrunden, schwarzen Flecken, gleichsam wellenförmig gezeichnet. Eine Querlinie auf den Flügeln, schmal und weiß. Von dieser Gans kommen gemeiniglich die weichen Federn, unterm Namen der Eiderdunen, womit Dännemark, aus Island, Grönland und den Faroischen Inseln her, guten Handel treibt. Die Federn sind theils grau, theils weiß, überaus zart und leicht, so daß ihrer drey Pfund in einen Klumpen einer Faust groß, können zusammengepacket werden, nachmals aber durch geschehenes auflockern, erwärmen und durcharbeiten, sich zu der Größe und genugsamer Menge eines ganzen Deckbettes ausdehnen. Die besten dieser Federn sind diejenigen, welche sich der Vogel selbst ausraufet und damit sein Nest bauet. Das Pfund Eiderdunen kostet selbst in Dännemark, rein und gut sortirt, drey Thaler schwer Geld. Ueberhaupt ist vom Eidervogel die beste Beschreibung des Herrn Brünniches nachzulesen, die er 1760 davon zu Kopenhagen herausgegeben hat.

Eilfstrahl.

Silurus Vndecimalis, Linn. g. 175. sp. 7. eine Gattung des Geschlechts der Welse nach dem Müller.

Müller. s. auch Kleins Welse, Silurus.

Einäscherung.

Einäschern, Incineratio. Unter dieser Benennung versteht man, wenn Körper mit einer lichten Flamme verbrannt, und in ein lockeres Pulver oder Asche verwandelt werden. Diese Operation findet eigentlich nur bey den Körpern des Thier- und Pflanzenreiches statt; wiewohl auch einige Körper im Mineralreich gefunden werden, welche sich mit einer lichten Flamme verbrennen und in ein lockeres Pulver verwandeln lassen. So kann z. E. der Zinck mit einer lichten Flamme verbrennt und in eine Asche verwandelt werden.

Durch das Einäschern gehn die brennbaren Theile eines Körpers größtentheils verloren, und das, was als ein lockeres Pulver übrig bleibt, ist entweder als eine bloße Erde, oder als eine Erde mit Salztheilchen vereiniget zu betrachten, mit welchen bisweilen noch etwas brennbares verbunden ist, das aber theils durch das Auslaugen, welches die Salztheile und folglich die mit selbigen oft verbundenen brennbaren Theile wegnimmt, theils durch ein darauf folgendes Ausglühen von den erdichten Theilen geschieden wird. S. Calcination.

Einbeere.

Paris. Es giebt nur eine Art, nämlich die vierblättrige Einbeere, Paris quadrifolia L. sonst auch Wolfsbeer, Sternkraut, Pariskraut, Augenkraut genannt. Wächst bey uns in mooßichten Wäldern; blühet im April und May; treibt aus der dicken fäserichten, mit Knoten versehenen, und seitwärts auslaufenden Wurzel, einen einfachen, niedrigen Stängel, welcher untenher nackend, oben aber mit vier, selten mit fünf Blättern rund umher umgeben ist; sie sind an beyden Enden spitzig, in der Mitte breit, völlig ganz, unterwärts glänzend, oberwärts schwärzlich; über den Blättern verlängert sich der Stängel etwas, und endiget sich mit einer einzigen Blume. Diese zeiget vier lanzenförmige, spitzige, grünlichte Blättchen, welche alle stehen bleiben, und einander ähnlich sind, wenn man die vier äußerlichen zum Kelche, die vier innerlichen zur Blumendecke rechnet; acht Staubfäden, deren Staubbeutel nicht auf der Spitze, sondern in der Mitte ansitzen, und einen rundlichen und viereckichten Fruchtkeim mit vier kurzen Griffeln, und so vielen einfachen Staubwegen. Die runde, viereckichte, schwärzlich purpurfärbige Beere hat vier Fächer, und viele Saamen. Die ganze Pflanze hat einen

nen unangenehmen, stinkenden Geruch. Man hat selbige ehedem für ein Mittel wider allerley Gift gehalten, selbiger auch eine auflösende und schmerzstillende Eigenschaft beygeleget; hingegen haben auch einige sie selbst für giftig gehalten. Obgleich das letzte nicht bewiesen ist, darf man doch deswegen nicht alles für wahr annehmen, was von den Tugenden dieser Pflanze aufgezeichnet worden. Es wird niemand leicht den Versuch machen, und, wie Cäsalpin angerathen, zwanzig Tage hinter einander einen halben Löffel voll von dem Pulver der Pflanze einnehmen, um den Wahnwitz damit zu vertreiben, oder mit Camerarius mit der Wurzel die Colik heilen, oder die Beeren wider die fallende Sucht anrathen. Gewisser scheinet die schlafmachende Wirkung der Beeren, und Tragus hat vielleicht recht geurtheilet, wenn er schreibt: ich mag sie wahrhaftig nicht kosten, damit ich nicht vielleicht ganz und gar einschlafe. Die Wurzel soll, wie Hr. von Linné anführet, Erbrechen machen. Der äußerliche Gebrauch ist gewisser. Blätter und Beeren werden bey Entzündung, Nagel- und andern Geschwüren als ein Umschlag aufgeleget. Das frische Kraut gestoßen, oder den ausgepreßten Saft von den Beeren auf die Augen geleget, zertheilet derselben Entzündung. Die Blätter können in der Färberey gebrauchet werden.

Einblatt.

Vnifolium, Conuallaria bifolia Linn. ist in den Wäldern eine gemeine Pflanze. Aus der fäserichten langen Wurzel treibt ein einziges, gestieltes, herzförmiges, völlig ganzes Blatt; nachher, wenn der niedrige, kaum einer Spanne hohe Stängel, hervorbricht, bringt solcher ein ähnliches, zuweilen auch zwey mit sich. Daher bey der ausgewachsenen Pflanze der Name nicht mehr gelten sollte. Der einfache Stängel endiget sich mit einer kurzen weißen Blumenähre. Die Blume hat keinen Kelch, und das Blumenblatt ist zwar glockenförmig, aber fast bis auf den Boden in vier zurückgeschlagene Einschnitte getheilet, so daß auch Hr. Ludwig vier Blumenblätter angenommen; wie sich denn selbige, wenn die Blüthe einige Tage gestanden, immer mehr ausbreiten und zuletzt in vier Blättchen abfallen. Man sieht auch nur vier Staubfäden und einen kurzen Griffel mit zween Staubwegen. Die Frucht ist eine röthliche Beere, welche einen, auch zween Saamen enthält. Herr von Linné hat diese Pflanze für eine Art der Mayblumen angenommen. Das Blumenblatt aber, und die Zahl der Staubfäden unterscheiden beyde gar merklich. Deswegen auch

Herr von Haller und Ludwig solche als ein eigenes Geschlechte beybehalten. Die Blümchen verdienen wegen ihres gemäßigten und angenehmen Geruchs einen bessern Gebrauch, als sie haben. Man hat auch der Pflanze verschiedene Tugenden bey Wunden, Beulen, u. s. f. zugeschrieben; auch soll das Kraut bey gedruckten Pferden ein treffliches Mittel seyn. Doch fehlen zur Zeit die nöthigen Erfahrungen.

Einblatt, S. auch Natterzünglein und Parnassenkraut.

Einfisch.

Einfisch des Zorgdragers, S. 23. dessen Zeichnung, und S. 115. dessen Beschreibung und Geschichte, Physeter Gesn. Balaena Physalus, Linn. gen. 38. sp. 2. the Einfish Angl. s. Wallfisch, Balaena edentula, in dorso pinnata, ore Balaenae vulgar. des Kleins, und unsern Artikel Blaser, I. 794.

Eingeweide.

Viscera. Es werden überhaupt unter diesem Ausdrucke alle innerliche weiche Theile des Körpers begriffen, welche in den drey großen Haupthöhlen, nämlich in der Höhle des Kopfes, der Brusthöhle, und in der Höhle des Unterleibes und dem Becken befindlich sind. Doch verstehet man auch hierunter andere nahe gelegene Theile; so wie einige besonders mit diesem Namen nur bloß die innerlichen Theile des Unterleibes ausdrücken wollen. Die besondere Lehre der Zergliederungskunst, welche sie abhandelt und beschreibt, heißt die Splanchnologie, Splanchnologia, oder die Lehre von den Eingeweiden.

Einguß.

Innguß, Infundibulum, Lingo, ist ein metallenes Instrument, welches gemeiniglich und am besten aus Eisen verfertiget wird. Es ist ein länglicht Stück Eisen, in welchem sich eine, zwo, oder mehrere cylindrische Rinnen befinden, welche so viel möglich glatt und polirt gearbeitet seyn müssen. Dieses Eisen muß überdieß einen eisernen Griff haben, damit man dasselbe bey dem Gebrauche halten kann. Dieses Instrument wird bey dem Schmelzen der Metalle gebrauchet, und zwar in dem Falle, wenn man das Silber in einen so genannten Zain, welches ein länglicht Stück Silber ist, gießen will. Bey denjenigen Eingüssen, welche bey der Probierkunst gebrauchet werden, sind die Rinnen einen halben oder ganzen Zoll breit und eben so tief, die Länge aber beträgt sechs oder zehn Zoll. Wenn hingegen eine große Menge Metall ausgegossen werden soll, so sind die Rinnen ein bis zween

Fuß lang, und etliche Zoll breit und tief.

Einhorn.

Unter diesem Namen wird von den ältern Schriftstellern ein vierfüßiges Thier angeführet, welches das Ansehen und die Größe eines Pferdes haben und mitten auf der Stirne ein gerades, weißes und drey Ellen langes Horn führen soll. Die neuern Naturforscher und Reisebeschreiber aber haben nirgends ein solches Landthier ausfindig machen können, und zählen dasselbe daher mit Recht unter die erdichteten Geschöpfe, Das Nasehorn, wie unter diesem Artikel gezeiget werden soll, ist zwar einhörnig, aber das Horn befindet sich nicht auf der Stirne sondern auf der Nase, und seine übrige Gestalt kömmt auch nicht mit der angeführten Beschreibung überein. Sonst wird der Name Einhorn von den neuern Schriftstellern den Fischen und Insecten gegeben, bey denen man ein Horn antrifft, wie man aus folgenden Artikeln ersehen kann.

Einhorn, Seeeinhorn, ein Zweyzahn, Narwhal, ist nach dem Klein unter seinen Blasern, s. unsern Artikel I. 794. das zweyte Geschlecht der zweelebigen großen Wassergeschöpfe, die eine Lunge zum Athemholen, wie die Landthiere, dabey aber auf dem Kopfe in der Haut ein besonderes Spritzloch, haben. Artedi nennt ihn Monodon; Linné setzt im sieben und dreyßigsten Geschlechte Monoceros hinzu; von andern wird er Einhornfisch, Seeeinhorn, Vnicornu marinum, Rhinoceros marinus, von den Franzosen und Bomare la Licorne de mer, von den Grönländern Touwack, nach dem Geoffroy mat. med. Tom. VI. Art. Balaena, vielleicht aber Turacca, nach dem Th. Bartholin, de Vnicornu c. 15. p. 125. unschicklich aber Rohar, genennet, welche Benennung der Seekuh, Rosmarus, eigentlich zukömmt. Sollen ihn die Ißländer Narwhal, von Nar, einem Aase, Cadauere, davon er angeblich lebe, nennen, so ist doch auch dabey zu gedenken, daß viele andere Fische dergleichen Cadauera aufsuchen, und davon nicht benennet werden. Der bey der Geschichte dieses Fisches vorzüglich zu gebrauchen gewesene, aber auch den meisten und neuesten so gar unbekannt gebliebene, Klein wird uns von selbigem, bey so verschiedenen Nachrichten und Meynungen, den zuverläßigsten Unterricht ertheilen. Der Narwhal ist demnach ein Blaser, dessen Kopf, in Vergleichung seines übrigen Körpers, so klein und unmerklich ist, daß man ihn, bey dem ersten Ansehn, fast für einen Fisch ohne Kopf halten sollte. Seine

Schnauze oder Rüssel, ist nur mit einem einzigen Zahne, auch wohl mit zween sehr schönen und Spindellang hervorragenden Zähnen bewaffnet; daher er wohl Monodon, Einzahn, genennet worden. Unter den Blasern ist er von der mittlern Größe, selten über achtzehn Fuß lang. Er hat nur einen, sehr langen, Schraubenmäßig gewundenen, und Hornähnlichen Zahn, welcher in einer tiefen und conischen Höle des linken Oberkiefers, ohne Beweglichkeit so Nagel fest stecket, als die Zähne bey allen andern lebenden Geschöpfen zu sitzen pflegen. Wir nennen, saget er, mit dem Wormius und andern dasjenige, was aus dem Maule oder Kinnbacken der Thiere hervorwächst und raget, einen Zahn; ein Horn aber, was aus der Stirne, den Schläfen, oder andern Theilen der Hirnschaale, wächßt; daher der Narwhal vom Zahne besser, als vom Horne, genennet wird. Ich wollte es nicht wagen, fährt er fort, die Zähne eines Borneoschweins, Babyroussae, oder eines wilden Schweines oder Hauers, welche in der Jägersprache Waffen heißen, Hörner zu nennen; noch mich erst lange in den unnützen Streit über die krummen Zähne der Elephanten, ob sie auch für Hörner zu halten, mengen. Plinius wird wohl mit einem fünfhundert Jahre ältern Herodotus, und mit der noch ältern Gewohnheit, Recht behalten, daß das wilde Schwein, das Nilpferd, Hippopotamus, und der Elephante, hervorragende wahre Zähne haben, welche ein, vom Julius Cäsar zum Triumph nach Rom geführter Mauritanischer König, ein sonst in der Naturkunde wohl erfahrner und berühmter Juba, immerhin Cornua, Hörner, heißen könne. (Gleichwohl ist auch hierbey mit anzumerken, daß dieser Zahn bey dem Einhorne nicht aus der Schnautze und dem gewöhnlichen Sitze der Zähne in dem Kinnbacken, loco alueolorum, sondern über der Schnautze und Maule, selbst nach der Kleinischen Zeichnung, herausstehe, wie Egede mit Grunde erinnert; mithin die Kleinische Vergleichung mit andern, nicht Hörner zu nennenden Zähnen, in soferne einigen Abfall wohl leiden möchte.) Doch bey dem einzigen Zahne, hat Klein nachmals einige Erläuterungen in seinen Zugaben zu machen, nöthig gefunden; und zwar aus einer Uebersetzung des Schwedischen, des Hrn. Roberg, so bey der von Wintersteen, im Jahre 1684. ausgegebenen Zeichnung gefüget gewesen: Man berichtet, daß die Einhörner, welche die Grönlandsfahrer vom Wallfischfange mit sich nach Hause bringen, von einem Fische sind, der die Länge des Hornes dreymal hat,

hat, also daß wenn das Horn acht Fuß lang, der Körper sechzehn Fuß halte. Der Speck von diesen Fischen soll feiner als von den Wallfischen seyn. Seine zwo Floßen an der Brust, wenn die Haut abgezogen, gleichen der Hand der so genannten Seefrauen oder Syrenen, wie solche in der Kunstkammer zu Kopenhagen gezeiget wird. Die Stärke dieses Thieres ist im Horne, womit dasselbe, wie man saget, in die Quere, auch auf- und niederwärts, im Wasser fährt, und also seinen Fraß, das Meergras aufwühlet, auch alles, womit es streitet, durchbohret. Im Jahre 1684. hat ein Grönlandfahrer, Dietrich Peterson, Commandeur des Schiffes, der goldne Löwe genannt, folgenden Fisch mit zweyen Hörnern, oder vordern Zähnen, wie man sie nennen will, aufgefangen, und mit andern nach Hamburg gebracht: die Spitzen dieser Hörner stehen an ihren Enden dreyzehn Zoll, beym Kopfe aber nicht mehr als zween Zoll, von einander. Das linke Horn ist sieben Fuß, fünf Zoll lang, und der Umfang beym Kopfe machet neun Zoll aus. Das rechte Horn hält genau sieben Fuß in der Länge und acht Zoll am Kopfe in der Dicke, welcher Kopf zween Fuß lang, und anderthalb Fuß breit ist; die Hörner sitzen alle beyde einen Fuß und einen Zoll tief im Kopfe; es beträgt also die Länge des linken Hornes mit dem Kopfe neun Fuß fünf Zoll, das rechte aber mit dem Kopfe zusammen neun Fuß; wobey die dritte Kupfertafel Miss. V. nachzusehen, auf welcher a) den Kopf von oben, b) den Kopf von unten vorstellet; c) die Löcher auf dem Kopfe oder in der Hirnschale, durch welche der Fisch das Wasser ausspritzet; und d) ein Junges in natürlicher Größe, ohne Zahn oder Horn, so in diesem Fische gefunden worden, wie die Zeichnung ausweiset, dessen Länge acht und einen halben Danziger Schuh gewesen, wobey Anderson S. 203. nachzusehen. Klein schließt demnach: so haben wir denn Narwhale mit einem und mit zween Zähnen, wie etwa ein Nasenhorn mit zwey Hörnern; s. Danziger Versuche vom Nasenhorn Part II. und Hans Egede, Gamle Groenlands nye perlustration, Hafn. 1729. et 1741. Und dieses wiederholet Klein nicht nur in einem, seinem Werke angehängten, Schreiben an Peter Collinson, sondern füget auch noch einige, vorher nicht bemerkte, Umstände bey: Unter den Seefischen, die am Kopfe mit besondern Waffen ausgerüstet sind, ist der erste und vorzüglichste der Narwhal oder Einhorn, Vnicornu, nach andern Rhinoceros marinus. Er ist ein Blaser, der das eingesogene Wasser durch eine besondere Kopfröhre mit großer Gewalt wieder

wieder von sich spritzet. Er bringt lebende Junge zur Welt, (dergleichen Embryonem Ruysch, Th. Anat. IX. tab. 8. fig. 5. zeichnet) und ist mit Lungen, Eingeweiden, Knochen, selbst den Gehörknochen, nur nicht mit einem äußern Ohre, Auricula, wie andere vierfüßige Thiere, versehen; benebst einem horizontal liegenden Schwanze. Er gehöret also ganz ungezweifelt zu den Wallfischen, oder wallfischähnlichen Meerwundern. Alle diese Fischarten haben nun entweder sehr harte und elfenbeinerne Zähne, oder gar keine. Die Narwhalen aber, so viel man nun weis, sind entweder Monodontes, Einzähne, oder Didontes, Zweyzähne; (wie denn ein vornehmer Kaufmann und Reeder der Grönländischen Fischerey, (Zorgdrager S. 24.) erzählet hat, daß er einen Kopf von einem Einhornfische ganz und ohnabgestreift zu Amsterdam im Salze liegen gesehen habe, worinnen zwey Hörner oder vielmehr Zähne gestecket, deren einer bey sechs Schuhen, der andere nur einen lang und also abgebrochen war; woraus Oligerius Jacobäus, in Museo Regio descr. Hafn. 1696. fol. 14. vermuthen will, der Narwhal werde wohl meistentheils ein Zweyzahn seyn; und welche Vermuthung der nur angeführte Egede durch seine Beobachtung bestätiget, daß sich auch auf der rechten Seite der Hirnschale oder des Kopfes noch ein anderes kleineres Horn, woselbst selbiges ebenfalls an der einen Spitze vermittelst einer Wurzel befestiget sey, finde, aber nicht über die Haut hinaus wachse; denen Linné in so fern beygetreten, daß er ebenfalls zween Zähne zum Geschlechtsmerkmal der Monodon, fast sich selber widersprechend, erfordert.) Diese Zähne nun sind entweder schlänglicht gewunden, oder glatt, (vielleicht glatt gemachet) oder, nach dem Zorgdrager, etwas gekrümmet und gebogen. Sie kommen also aus dem obern Kiefer, linker, oder beyder Seiten, hervor; aber erst nach der Geburt stehen und wachsen sie über ihre Höhlungen heraus. Ihre Substanz ist zwar beinern, aber sehr hart, und mehr elfenbein- fast gar steinartig, und von dem knochichten Wesen der Kiefern ganz unterschieden. Von Backzähnen ist zur Zeit noch keine Spur entdecket worden. Die Menge der abgeworfenen Zähne machet es wahrscheinlich, daß die alten Zähne von ihren jungen Nachfolgern ausgestoßen werden, welches nicht nur der, in dem Cabinette der Danziger Gesellschaft bisher aufbehaltene Milchzahn, der aus einem alten sehr langen Zahne vermittelst einer Säge ausgenommen worden, beweist, sondern auch Johann Fleisher bey dem Wormius bezeuget, der einen jungen, neuen,

dem alten der Gestalt und Wesen nach ganz gleichen, Zahn, aus dem alten, davon er einen Theil mit der Säge zum calciniren getrennet, nach einigem ohngefähren Rütteln desselben heraus springen gesehen. Zorgdrager erzählet eben diese Geschichte, S. 25. mit etwas veränderten Umständen, und vermuthet daher, daß die meisten abgeworfenen Zähne deswegen bis auf den dritten Theil hohl wären; der hierbey belobte Johann Cyprian schreibt an den Wolfgang Franzius dieserwegen sehr wohl: Aus dem linken Rüssel raget ein sehr langer, gestreifter und spitziger Zahn hervor, welcher mit einer großen Menge Schleim mit kleinen eingewickelten Müschelchen überzogen ist. Seine linke Wurzel stecket in der linken Schnauze auf sechzehn Zoll tief. Der in der Höhlung steckende Theil ist uneben, rauh und ohne Streifen, und stecket so fest in seiner conischen Höhlung, daß er weder beweget noch wackelnd gemachet und herausgerissen werden kann. Wo er aus dem Kiefer heraussteht, hat er neun Zoll im Umfange, und von da fangen auch seine schneckenlinichte Wendungen und Kreise an.

Man saget von diesen Narwhalen, daß sie mit ihren, dem härtesten Elfenbeine nicht weichenden, Zähnen, nicht nur die Wallfische angreifen, und das Eis durchbrechen, sondern auch gleichsam halb blind, auf Schiffe, als auf Wallfische Jagd machen, daher sie denn zum öftern, durch das Anbohren des Schiffes, ihren Zahn verlieren, oder zerbrechen, oder selbst stecken bleiben und gefangen werden.

In Ansehung des Spritzloches, der Finnen oder Floßen und der ganzen Gestalt des Fisches, sind die Schriftsteller auch noch nicht einer Meynung. Wormius, der selbst den Fisch nicht gesehen, malet ihn entweder selbst, als wenn er das Wasser durch zwo Röhren von sich spritzete, oder hat ihn wenigstens vom Scalonius, Bischoffe von Hole, den er selbst seinen ehemaligen Schüler nennt, also gezeichnet erhalten. Und diese Figur hat auch Tulpius in seinen Obseruatt. Medi. IV. 59. Tab. 18. besonders die zwey Spritzlöcher betreffend, beybehalten, merket aber doch mit an, daß man an dem, im Jahre 1648. bey der Insel Maja gefundenen Cadaver dieses Fisches, weil er vermuthlich zu welk und diese Löcher zugefallen gewesen, dieselben im Nacken nicht gefunden, die aber auch in der Figur fast am Ende der Schnauze, zwischen dem Zahne und den Augen, gezeichnet sind; und setzet hinzu, daß der Bischoff zu Hole, Thorlac Scalonius, diese Zeichnung an den Französischen Gesandten, Tuilerie, in Dänemark gesendet habe, die nachmals zu Paris in Kupfer gestochen wor-

den, und mit seiner eignen Zeichnung genau übereinstimme. Ja selbst dieser Bischoff scheint vom Wormius abzugehen, da er, nach S. 286. an ihn geschrieben, daß er, der Fisch, im Hinterkopfe oder Nacken, ein Luftloch, nicht zwey, respiramen, non respiramina, habe. Es scheint zwar de Vriesius in seinen Anmerkungen zu des Martiniere neuen Reisen in die Nordländer, Cap. 37. bey der Vergleichung des Kopfes eines Narwhals und eines gemeinen Wallfisches, beyden zwo Röhren zuzueignen, doch will er augenscheinlich nur so viel sagen, daß zwo Röhren durch den Kopf, Cranium, in den Mund durchgehen, welche sich ja wohl bey dem Ausgange aus dem Cranium vereinigen, und in der Haut nur eine Oeffnung und Spritzloch machen können; wie etwa Kolbe in seiner Reisebeschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, S. 205. von dem Balaena Borealis, Nordcaper, meldet: Ueber und hinter den Augen nach dem Rücken zu, hatte ein jeder ein ziemlich großes Loch, welches mir, wie ich oft bey lebendigen gesehen, nicht anders vorkam, als wäre mitten in dem Wasser ein besonderer Springbrunnen aufgebauet. Rochefort ist in seiner Hist. Natur. des Antilles, mit zwey Luftlöchern nicht zufrieden: Sie haben, saget er, drey Oeffnungen in der Gestalt der Luftlöcher bey dem Anfange des Rückens, durch welche sie alles überflüßig eingesogene Wasser in die Höhe auswerfen; und aus dieser Beschreibung hat auch Valentinus in seinem Museo Museor. seine Figur hergenommen, und schreibt nochmals in seiner Hist. Simpl. Reform. p. 340. daß der Narwhal, wie andere Wallfische, durch zwey Löcher im Nacken, Athem hole, und das Wasser hoch ausspritze. Der Verfasser der Anmerkung in dem deutsch übersetzten Zorgdrager, S. 26. behauptet kühnlich, diese Einhörner hätten, bey dem Anfange ihres Rückens drey Löcher, wodurch sie das eingeschluckte Wasser, wie die Wallfische, wieder ausspyen; da er aber wenige Zeilen darauf den Rochefort anführet, so ist es klar, daß er auch dieses eben diesem Schriftsteller nachgeschrieben habe.

Was die Floßen anbelanget, hat ihm Wormius, so fährt Klein fort, zwo Seitenfloßen ganz recht gegeben; ich nenne sie Seitenfloßen, weil gemeiniglich die Kiemen- und Bauchfloßen nicht genugsam unterschieden werden, auch wohl einerley Nutzen haben. Aber, daß er, Wormius, dem Fische auf dem Rücken statt einer Finne und Floße, drey Hocker, da er doch, nach dem Scalonius nur zwo haben sollte, und hierüber eine am Bauche gegeben, darinnen weichet er von der Natur ab. Diese Hocker

findet man in der Tulpischen Zeichnung nicht, und die Figur des Rochefort oder eines andern Autors, stimmet auch mit seiner eignen Beschreibung nicht überein, welche in der Zorgdragerischen Anmerkung S. 26. ins deutsche übersetzet, folgendermaßen lautet: Diese Einhörner haben eine schwarze und harte Haut, zwo Floßen an den Seiten, und eine große und breite stachlichte Floße auf dem Rücken, welche in der Mitten schmäler ist, und gleichsam einen doppelten Kamm machet, und ihm, das Wasser zu zertheilen, sehr dienlich ist; sie haben bey dem Anfange ihres Rückens drey Löcher, wodurch sie das eingeschluckte Wasser, wie die Wallfische, wieder ausspeyen. — So giebt ihm auch Anderson, nach dem Martens, nur zwo Floßen, und einen gleichen Rücken; und in den Kleinischen und Quellmalzischen ist von Höckern nichts zu spüren. Sollten wir, schreibt unser Klein weiter, dem Rochefort blindlings folgen müssen, (das aber Zorgdrager S. 26. nicht gethan,) so würden wir zwo Gattungen des Narwhalfisches bekommen, wenigstens außer dem bisher beschriebenen noch ein Seeeinhorn, welches dem angeblichen Landeinhorne, Vnicornu Terrestre, ziemlich ähnlich sey, nämlich einen Einhornfisch mit einem schuppichten Leibe, einem, vermittelst einer langen Floße sägeförmigen Rücken, mit einem so gar gekrönten Pferdekopfe und mit einem aus der Stirne hervorragenden, langen gewundenen Horne. Aber diese sehr mangelhafte Erzählung des Rochefort, welche er von dem de Montel erhalten, kann wenig Glauben verdienen, obgleich dieser de Montel den Kopf dieses so wunderbaren Einhornes an dem Standorte einer Soldatenwache aufgestecket gesehen haben will; immaßen derselbe, nach seiner Erzählung am Ende, nicht sowohl selbst ein Augenzeuge gewesen, vielmehr nur als ein Ohrenzeuge anzunehmen. Es können auch beyde de Montel und Rochefort dem Olaus Magnus gefolget seyn, der dem Narwhall ein Horn auf der Stirne zueignet. Betrachtet man dieses Thier ohne Vorurtheil, so wird es wohl mit dem Fische Utilif, der, nach dem Ambrosius Paräus bey dem Aldrovandus de Cetis, cap. 5. wie der Sägefisch, Pristis, eine Säge oder gezähneltes Schwerd auf der Stirne führen soll, zu einer und eben derselben Classe, nämlich der erdichteten und fabelhaften Fische, zu rechnen seyn. Es ist ja wohl ganz wahrscheinlich, daß der müßige leichtfertige Soldat auf der Wache einen, an dem Ufer und Strande aufgefundenen, wahren Einhornszahn in einen Pferdekopf hineingestecket, solchen mit einer schönen glänzenden Krone geschmücket,

schmücket, und bey der Wache, als ein Siegeszeichen aufgestecket; und wundern wir uns über eine hieraus gemachte Geschichte um so weniger, jemehr die Menschen gemeiniglich, nicht was sie gesehen, sondern was sie nur etwa gehöret, treuherzig nachzuerzählen pflegen. — Diese irrige Muthmaßungen und Meynungen gründlich zu beurtheilen und zu widerlegen, ist ein gestrandeter Narwhalfisch in der Elbe, (in der Weser) nicht weit von Hamburg, im Februar 1736. glücklicher Weise gefangen worden, dessen Zeichnung und Beschreibung bald darauf in meine, Kleins, Hände gekommen, worauf ich ihn Miss. II. Tab. II. sub C. bereits im Jahre 1738. in Kupfer stechen lassen. Den ausgestopften Fisch aber habe ich im Jahre 1737. in der Königlichen Naturalienkammer zu Dresden selbst gesehen und genau beobachtet; desgleichen im Jahre 1740. eine ähnliche Abzeichnung des Fisches in den Transact. Philos. Angl. No. 447. gefunden. Die Beschreibung des Fisches ist also verfasset: die Gestalt des Körpers war fast eyförmig; der Kopf klein, kaum von den übrigen Leibe zu unterscheiden, so daß der Fisch fast ohne Kopf zu seyn schien; sonst soll der Kopf, nach dem Artedi, vielmehr nach dem de Uries, einem Karpfenkopfe ähnlich seyn; nach des letztern Anmerkungen cap. XI. seines alten und neuen Grönlands, S. 39. das Haupt müsse man mit Beilen in Stücken hauen, welches beynahe einem Karpfenkopfe ähnlich schien. — Das Maul stand ungefähr einen Daumen breit unter dem Horne. Vergleichungsweise scheint er mir (Klein) einem Krötenkopfe ähnlicher: aber wunderbar ist es doch, daß ihm Sachse einen länglichten, und Saukopfe ähnlichen Kopf zuschreibt. Die Länge des Fisches vom Kopfe bis zum Schwanze war achtzehn Fuß, wie des Tulpius und Sachsius seiner. Er hatte nur einen sechs Fuß langen, gerade gestreckten, einem gewundenen Horne ähnlichen, und aus dem linken Kinnbacken hervorragenden, Zahn, nebst einem kleinen Maule. Die Zunge war einer Hand breit, die Haut einen Zoll dicke, glatt, mit weißen und braunen Flecken wie ein Tieger besprenget; das einzige Spritzloch gieng in der Quere durch die Haut; die Augen waren, vergleichungsweise klein; die zwo Seitenfloßen etwa einen Fuß lang und zwo Händebreiten breit. Was aber Wormius auf dem Rücken Hocker, und Rochefort Enpennure, (eine getheillte Floße,) nennt, ist nichts anders, als eine mit dichtem Specke gefüllte und erhabene Linie in der Haut, (eine Speckfloße,) welche von der Mitten des Rückens an, über drey Zoll hoch, gegen den Schwanz

Schwanz sich nach und nach verjünget. Der horizontal liegende Schwanz war anderthalb Fuß breit. Er soll, wie das Meerschwein, Orca, und Sägeschnauze, Pristis, den Wallfisch, bloß seiner Zunge wegen, verfolgen, und mit seinem Zahne oder Horne durchbohren. Zuletzt empfiehlt unser Klein zum Nachlesen einen Wormius, Willughby, Tulpius, Sachsen, Martens u. Zorgdrager, denen wir vorzüglich unsern Quellmalz beyfügen müssen, der den im Februar 1736. auf dem Weserstrande, nicht am Elbstrande, nicht weit von Bremen aufgefundenen, ausgestopften, erst nach Hamburg und sodann zur Leipziger Messe gebrachten Einhornfisch selbst gesehen, und dessen genauere Beschreibung und Zeichnung, da besonders die Hamburgische Zeichnung fehlerhaft befunden worden, bereits im May besagten Jahres in das Commerc. Litterar. Norimb. einrücken lassen. Hiervon bezeuget unser, um die Naturgeschichte so wohl verdient gewesener Hr. Bergrath Eilenburg in dem Entwurfe der Königlichen Naturalienkammer zu Dresden, S. 65. daß eine weitläuftige Nachricht und wahre Abbildung von dem Einhornfische, in dem von uns nur angeführten Comm. Litt. Nor. stehe, dem, als einem großen Kenner, um so viel zuversichtlicher zu glauben, da er kurz vorher von dem im Cabinette befindlichen ausgestopften Narwhal angeführet, daß er nur einen Zahn habe, und eben derjenige sey, welcher im Jahre 1736. nach Hamburg gebracht worden, und in Andersons Nachrichten von Grönland umständlich beschrieben und abgebildet stehe; mit der Anmerkung, daß der, nach der Beschreibung aus dem linken Oberkiefer herausgewachsene Zahn, auf der rechten Seite dieses Thieres, aus Versehen des Kupferstechers vorgestellet worden. Hierbey setzet der Herr Bergrath von dem Zahne selbst noch folgende merkwürdige Geschichte hinzu: Bey dieser Gelegenheit muß ich nothwendig an die vermeinte große Rarität gedenken, wovon Wecke und Beutel folgenden Bericht hinterlassen haben: „das vornehmste hier, nämlich in der ehemaligen Dresdnischen Kunstkammer, ist das schöne, glatte, weiße Einhorn, welches an einer großen güldenen Gliederkette hängt: denn es wird als ein aufrechtes auf eine Tonne Goldes geschätzet. Es ist an Menschen und Vieh wider Gift probiret. Denn einem Menschen ist auf eine Zeit eine Eidechse durch den Mund in Leib gekrochen, und hat darinnen einen ganzen Stock junger Eidechsen von sich gelassen. Selbigem Menschen hat man, etwas von diesem Horne abgeschabet, eingegeben, dadurch er den ganzen

„Stock Eidechsen von sich ge„brochen. So hat man es auch „an zween Hunden probiret, de„nen beyden Gift, und nur einem „darauf etwas von diesem Einhor„ne gegeben worden, da denn der„jenige, so nichts vom Einhorne „bekommen, alsbald verrecket, der „andere aber genesen. Je schänd„licher der Betrug gewesen, den „man ehedem mit dergleichen Na„turalien vorgenommen, desto ge„gründeter kann man anjetzo sol„chen Unwahrheiten begegnen, und „von diesem so gar hochgeschätz„ten Stücke, ohne große Mühe, „wahrnehmen, daß es ebenfalls „ein, wie die andern, gewundener „Zahn des Narwhals gewesen, „den betrügerische Hände glatt ge„machet, und einem vierfüßigen „Thiere angedichtet haben, derglei„chen wohl niemals gelebet hat, „noch künftig zum Vorschein kom„men dürfte. Und vielleicht hat „es mit den glatten und ungewun„denen Zähnen, die Jemand nach „Hamburg gebracht, und die Hr. „Anderson für eine besondere Art „von Seeeinhörnern gehalten, „gleiche Beschaffenheit gehabt.„

Doch wieder ins Gleiß. Die von eben demselben Bremischen Fische genommenen Zeichnungen des Klein und Quellmalz unterscheiden sich doch in etwas. Nach der Kleinischen liegt der Fisch vorwärts, fast auf der linken wohl ausgedrückten Seitenfloße, ist drittehalb Zoll dicke, und sieben Zoll lang; das Spritzloch in der Quere über ein Viertelzoll, und die halbe Rückenfloße wenig erhaben, wie ein Saum; nach der Quellmalzischen Figur erscheint der Fisch dünner und länger gestrecket, etwan zween Zoll dicke, und neun Zoll lang; die Seitenfloße kleiner, die Rückenfloße erhabener, nicht eben in der natürlichen Lage; das Auge ziemlich groß, und das Spritzloch klein und rundlich. In der Beschreibung wird angezeiget, daß er gegen dreytausend Pfund schwer, achtzehn Fuß lang, und zehn Fuß gleicher Dicke gewesen; das sechs Fuß lange, und den vorhandenen, ähnliche Horn, hätte in der linken Nasenöffnung gestanden; der kleine, kaum ein Viertel Leipz. Elle weite Mund, sey ohne Zähne, und die Augen in der Größe einer Muscatnuß gewesen, und aus dem Spritzloche habe der lebende Fisch, nach Aussage der Eigener, Blut und Wasser weit ausgeworfen. Er habe drey Decken, eine glatte, pergamenähnliche, getiegerte Haut, sodann ein Zoll dickes Leder, und darunter ein weiches fächeriches Fetthäutchen, überhaupt auch ein schmeerartiges Fleisch, gehabt, daraus auf viertehalb Tonne Thran gewonnen worden; und endlich soll das frische Zeugungsglied dreyßig Pfund schwer gewesen, das nun ausgetrocknete

trocknete aber eine Elle lang und Armsdicke befunden worden seyn. Die von den Eigenthümern beygebrachten Erzählungen übergehen wir um so viel billiger, da in den, der Vorrede dieses Bandes angehängten, Noten von D. Trumphen bemerket wird, daß es diesen Nachrichten an Zuverläßigkeit mangele. So ist es auch mit vielen, vom Anderson aufgesammelten, Nachrichten beschaffen; daher sowohl Geoffroy, mat. med. T. VI. p. 699. als auch Cranz in seiner Historie von Grönland, diesem sonst verdienten Manne und Sammler mit so vieler Zuversicht wohl nicht folgen sollen.

Ich beschließe diesen Artikel mit der Beschreibung eines Zahnes oder Hornes dieses Fisches, welcher aus meines seeligen Großvaters, Rivinus, ehedem gar beträchtlich gewesenen, Naturaliencabinette, bisher unverletzet aufbehalten worden: Er ist sieben Fuß, zehn und einen halben Zoll, Leipziger Elle lang, sechs Zoll an der Wurzel, und sieben und einen halben Zoll, wo er am dicksten, nämlich funfzehn Zoll über der Wurzel, dicke, und das spitzige Ende nur anderthalben Zoll; die Oeffnung an der Wurzel, Diameter, einen und dreyviertel Zoll, die Coniugata anderthalben Zoll, die Stärke der sich nach und nach verdickenden Wände, Laminarum, kaum ein achtel Zoll, die mit einem dünnen Drathe gemessene Holung funfzehn Zoll lang, und die Schwere beträgt neun und ein halb Pfund Krahmergewichte. Seine Wendungen, oder schlänglichen Furchen gehen von der Wurzel bis auf zween Zoll gegen das Spitzende, Anfangs, und auf siebenzehn Zoll, soweit er in seiner Hölung gestecket zu haben scheint, ganz flach, mit vielen rundlichen, vertieften Plätzchen, bis an einen glättern und breiten, ringförmigen Streif, sodann mit abwechselnden, vielen schmalen, wenigern breiten und tiefern, gegen das Ende aber breitern und tiefern, Furchen und Rippen. Hierbey ist wohl das sonderbarste, daß in der hohlen Wurzel annoch ein sieben und einen halben Zoll langes Streifchen, von einer zusammengetrockneten, unten einen halben Zoll breiten, an der Spitze ein achtel Zoll schmalen, äußerlich rauchen, inwendig glättern, und dunkelbraunen, auch nach der Art des Hornes selbst gewundenen, Häutchen und Membranen, gefunden; welches wahrscheinlich für ein Stück von dem Zahnhäutchen, Periosteo dentis interno, zu halten, und da sich dergleichen in Hörnern nicht finden sollte, einen neuen Grund, diesen Auswuchs für einen Zahn zu halten, abgeben könnte. Es ist doch zwanzig Gran schwer; und also überhaupt

haupt ein höchst seltenes, und desto angenehmeres Cabinetstückchen. Eine sehr ähnliche Abbildung dieses Rivinischen Einhornzahns findet sich in des Besleri Gazophylacio, auf der Kupfertafel, so ad Regnum Animale gehöret, besonders rechter Hand, nur, daß das unsrige länger und nicht so schnur gerade, sondern etwas bogichter, ist. Wegen Seltenheit dieses Werkes setzen wir die Beyschrift von diesem Kupfer her: Inter animalia MONOKEPATA palmam praeripit illud, quod procerius est pullo equino XXX. mensium in fronte cornu, trium cubitorum longitudine, vbique tereti, et quasi fasciis ab imo ad summum ascendentibus distincto, prominet. Coloris est id animal equi mustellini, caput cerui instar, rarissimaeque iubae, ab altera parte dependentis. Tibias graciles hinnuli instar habet, vngulas bifidas, posteriorum tibiarum pars villosa; ferum quidem visu animal, sed ferocitatem natura singulari comitate condiuit. Auf dem Kupferblatte zum Titel ist dieses Landeinhornthier, dieser Beschreibung gemäß, mit der Beyschrift: Pello venena procul; gleichfalls abgebildet. Es wird dieses bey dem Egede, S. 103. der Krünitzischen Ausgabe, angemerket zu werden verdienen.

Das Einhorn ein Bahamischer Fisch, Vnicornis, Catesb. p. et tab. 19. Balistes monoceros, Linn. gen. 135. sp. I. Müller führet ihn unter den Hornfischen mit gleichem Namen. f. Kleins Mausbocksmaul Geschlecht, Capriscus, die zehnte Gattung; Catesby zeichnet und beschreibt ihn wie folget. Zuweilen werden diese Fische drey Schuh lang. Gegenwärtiger sah der Form nach einem Walcherholze nicht unähnlich, indem er in der Mitte am dicksten war, gegen den Kopf und Schwanz zu aber immer dünner wurde. Das Auge ist groß, hat einen hellen, gelben, gedoppelten Ring mit einem blauen Kreiße. Jeder Kiefer besteht aus zwey festen, weißen Beinen, so mit einer dünnen Haut überzogen sind, und in welchen sechs Zähne stecken, zween in dem obern, und vier in dem untern, welcher etwas länger als der obere war. Doch sind in der Zeichnung auch nur zween Zähne in dem untern Kiefer sichtbar, die Gestalt der Zähne aber, nach ihrer breiten Wurzel und Spitze, so, daß er einen Schnabel von einer Schreibefeder vorstellet, beygezeichnet. Am hintern Theile des Rückens steht eine lange steife Floße, und gegen dieser über, ist am untern Leibe eine andere, in der Figur nicht sichtbare, welche, vergleichungsweise, ziemlich groß angegeben sind, von

glei-

gleicher Art; zwo aber sind hinter den Ohren. Die Floße am Schwanze war lang, steif und beinern, am Ende ausgezacket und in ihrer Ausbreitung sehr groß. Die Structur des Fisches und seine übrigen Kennzeichen sind sonderbar, und machen ihn von allen andern Fischen unterschieden. Das Merkwürdigste an ihm ist das kegelförmige, spitzige Bein, so oben im Anfange des Rückens, etwas hinter den Augen steht, welches er nach Belieben vorwärts und rückwärts bewegen kann, und bis an die Floße reichet, wenn es auf dem Rücken liegt. Dieses Bein ist sehr zerbrechlich, daher man leicht auf die Gedanken kommen sollte, es könne solches nicht so wohl zur Gegenwehr dienen, wozu es doch die Natur bestimmet zu haben scheint. Eine braune, olivenfarbene Haut bedeckte den ganzen Fisch; sie hatte keine Schuppen, aber viele blaue geschlängelte Streifen, von ungleicher Länge, wovon einige langen Würmern, Regenwürmern, andere kleinen Maden gleichen, und zwischen ihnen zeigeten sich viele runde, schwarze Flecken. Seine Därme waren voll von Madreporen, kleinen Muscheln, und andern corallenartigen Dingen, welche meistens klein zermalmet waren, und hierzu hat ihm die Natur mit so harten und starken Kiefern versehen. Diese Fische werden nicht verspeiset, weil man sie für giftig hält. Sie halten sich vornehmlich in solchen Gegenden der See, zwischen den Bahamischen Inseln auf, wo die Corallen am häufigsten wachsen. Wir können aus der Zeichnung noch hinzusetzen, daß die rothe, rundlichdicke, Zunge zu sehen, die Rücken- und Afterfloße, kleine Kämme, und die Schwanzfloße zehn kleine, eingeschnittene Pyramidchen, vorstellen, und über der Afterfloße am bogichten Bauche, der hervortretende, erhabene After einem ziemlich großen Nabel gleiche.

Das Einhorn am Himmel, monoceros, ist ein Sternbild, welches bey den Zwillingen steht, und neunzehn kleine Sterne, nämlich zehen von der vierten, sieben von der fünften und zween von der sechsten Größe enthält.

Einhorn, S. auch Harfen- und Nadelschnecke.

Einhornkäfer.

Diesen Namen führen gewisse Käfer mit gehörntem Bruststücke, aber nicht allemal mit Recht, weil man bey einigen, die so genannt werden, mehr als ein Horn antrifft. Der erste, welcher im Deutschen Einhorn heißt, ist der Scarabaeus Hercules des Herrn von Linné oder das große fliegende Einhorn des Herrn Müllers.

lers. Den Linnäischen Namen hat er wegen seiner Größe und Stärke erhalten; denn man findet bisweilen dergleichen Käfer, die sechs Zoll lang sind. Auf dem Brustschilde steht oben ein starkes, langes und etwas niedergebogenes Horn, welches unten mit kleinen Härchen besetzet ist. Der Kopf ist mit einem vielzackigen Horne bewaffnet, welches etwas kürzer und in die Höhe gebogen ist. Bey einigen Käfern dieser Art findet man überdieses noch zwey andere Hörner auf dem Kopfe, welche aber viel kleiner sind. In Ansehung der Farbe wird eine große Verschiedenheit bemerket. Einige sind braun, andre grünlichgelb und noch andre blaßgrün und am Hinterleibe gesprenkelt. Die Fühlhörner sind keulförmig und haben gespaltene Köpfchen; die Füße sind stachlicht und mit zwo klauenartigen Spitzen versehen. Das Vaterland dieser Art ist Brasilien.

Der zweete Einhornkäfer wird in dem Linnäischen System Scarabaeus Gideon und von Herr Müllern das kleine fliegende Einhorn genannt, weil dieser Käfer viel kleiner ist, als der vorhergehende und nur ohngefähr eine Länge von zween Zoll hat. Er führet ebenfalls sowohl oben an dem Bruststücke als auch an dem Kopfe ein Horn. Das obere etwas niederwärts gekrümmte Horn aber ist etwas kürzer, als das untere, welches an dem Kopfe steht, und an der Spitze zweyzähnig. Er ist castanienbraun und wird in verschiedenen Gegenden von Amerika gefunden.

Noch andere Einhornkäfer sollen unter dem Artikel Nashornkäfer angeführet werden.

Einhornteufel.

Einhornfisch, nennt Müller in seinem Geschlechte der Seeteufel, den Lophius Vespertilio, Linn. gen. 133. sp. 2., den Guacucuia der Brasilianer nach dem Marcgrav, der sonst auch Meerteufel, Meerkrot, Seefledermaus, Richter, S. 118. genennet wird. S. Froschfisch, Batrachus, 8. des Kleins. Roggeveen gedenket desselben in seiner Reise nach den Südländern, vom Jahre 1722. in den S. A. R. B. XVIII. S. 555. In der Straße le Maire verfolgete uns ein anderer Fisch, welchen die Holländer Meerteufel nennen, vier ganze Wochen lang. Wir gaben uns alle Mühe von der Welt, ihn zu fangen; es gieng aber nicht an. Er hatte einen überaus breiten Rachen, einen breiten und kurzen Leib, und einen langen Schwanz, wie ein Drache. Von der Seekröte an der Goldküste, und von dem Seeteufel des Marchais an der Elfenbeinküste, S. A. R. B. IV. S. 280. und B. III. S. 660. ist

ist derselbe, nach deren Beschreibungen unterschieden.

Einkorn.

Einkorn, ist zwar ein Name, welcher vielen Pflanzen könnte beygeleget werden, wir verstehen jedoch darunter mit Herr Planern Phryma L. Die Pflanze wächst in Amerika; der viereckichte, ästige Stängel wird etwan einen Fuß hoch; die gestielten, einander gegenüber gestellten Blätter sind eyförmig, zugespitzt, und eingekerbet. Die Blumenähren stehen auf den Spitzen der Zweige; drey ungleich große Deckblätter umgeben den röthlichen Kelch, welcher sich in zwo Lippen theilet, die obere und längere ist dreyfach eingekerbet, die untere stumpf und zweyspaltig. Auch das weiße Blumenblatt hat zwo Lippen, die obere, äußerlich röthliche, ist kurz, eyförmig und eingekerbet, die untere größer, in drey Theile zerschnitten, davon der mittelste der längste ist; zween kurze und zween längere Staubfäden liegen unter der obern Lippe; der Griffel hat einen stumpfen Staubweg. Es folget ein einziger Saame, der im Kelche eingeschlossen liegt. Die Wurzel ist ausdauernd.

Einkorn, S. auch Dinkel.

Einleger.

S. Ableger.

Eintagsfliege.

So wird das unter dem Namen Hafft und Uferaas bekannte Insect von einigen Schriftstellern genannt, weil es in demjenigen Zustande, wo es als ein geflügeltes Thier erscheint, nicht über einen Tag lebet. S. Hafft.

Eintränken.

Imbibere, ist eine bey dem Schmelzwesen und der Probierkunst gebräuchliche Benennung. Es heißt soviel als ein- oder zusammenschmelzen: wenn man nämlich Bley schmelzet und ein Silbererz, vornehmlich Glaserz, oder gewachsen Silber in das fließende Bley trägt, damit dasselbe gleichfalls in Fluß komme, und sich mit dem Bley verbinde. Bey dem Probiren geschieht es ebenfalls, daß das Silber in das fließende Bley getragen wird. Die Absicht hierbey ist diese, daß das Silber von den beygemischten Metallen und andern Unarten geschieden und gereiniget werde. Denn wenn das Silber in das Bley eingeträнket oder eingeschmolzen ist, so werden diese Metalle so lange im Fluß erhalten, bis das Bley mit den andern Metallen und Unarten sich verschlacket hat, und das Silber rein stehen bleibt. S. Abtreiben.

Einweichen.

Maceratio. Das Einweichen besteht

steht darinne, daß man feste Körper mit einer Feuchtigkeit übergießt, oder eine Zeitlang in selbige legt, damit dieselbe in die Zwischenräume des Körpers eindringet, und solchen zu verschiedenen Veränderungen geschickt machet. Der Erfolg, ist nach Beschaffenheit der Feuchtigkeit, in welche Körper geleget werden, verschieden. Bisweilen leiden die Körper keine andere Veränderung, als diese, daß die Zwischenräume erweitert werden; oft aber geschieht es, daß der Zusammenhang der Theile verändert wird, indem entweder die Theile von einander getrennet, oder einige derselben wohl gar geschieden werden. Bisweilen wird auch bemerket, daß keine Theile sich scheiden, sondern andere, die sich in der Feuchtigkeit befinden, indem sie mit der Feuchtigkeit in die Zwischenräume des Körpers eindringen, sich mit den Theilen des eingeweichten Körpers verbinden. Oder es geschieht auch nicht selten, daß einige Theile von dem eingeweichten Körper geschieden, und andere, welche in der Feuchtigkeit sich befinden, an deren statt mit den übrigen Theilen verbunden werden.

Da durch das Einweichen in den Körpern mehr und weniger Veränderung verursachet werden kann, so kömmt es allerdings auf die Absicht und die Kenntniß der Materien an, welche auf diese Weise behandelt werden sollen. Hat man sich einige Kenntniß von Körpern und Feuchtigkeiten erworben, so kann man im voraus so viel wissen, ob eine Veränderung in einem Körper durch das Einweichen entstehen kann oder nicht. Wie groß aber die Veränderung sey, und was für besondere Folgen davon zu erwarten, kann bey Körpern, so auf diese Weise noch nicht behandelt worden, nicht genau bestimmet werden, wiewohl erfahrne Chymisten, wegen Kenntniß der Mischungen der Körper, von den Wirkungen einer Feuchtigkeit, in welcher ein Körper geleget worden, manches im voraus sehen und bestimmen können.

Einzahn.

Monodon, s. Einhorn. S. 511.

Einzige Schnecke.

Bey den meisten einschaligen Schnecken drehen sich die Gewinde von der linken nach der rechten Seite; bey einigen aber findet das Gegentheil statt, und die Gewinde gehen von der rechten nach der linken Seite zu. Von der letztern Gattung hat vielleicht Herr d'Argenville nur eine gesehen, und daher derselben den Namen der einzigen, l'unique, gegeben. Dieses ist die Linkische Feye. Man findet aber dergleichen Links-

schnecken in verschiedenen Geschlechtern der einschaligen Conchylien, und machen daher kein besonderes aus

Eis.
S. Wasser.

Eisbeere.

Chiococca Linn. Der fünffach eingekerbte Kelch steht über dem Fruchtkeime; das trichterförmige Blumenblatt hat eine lange Röhre, und einen Rand, welcher in fünf gleiche, spitzige, rückwärts gebogene Einschnitte getheilet ist; fünf zarte Staubfäden umgeben den ähnlichen Griffel mit dem stumpfen Staubwege. Die rundliche, plattgedrückte, mit dem Kelche gekrönte Beere enthält zween Saamen. Die traubenartige Eisbeere, racemosa, wächst in Jamaika, und ist wenig bekannt.

Eischblen.
S. Elsebeerbaum.

Eisdorn.
S. Seestern.

Eisdoublet.

Eisdoublet ist eine Kammmuschel und gehöret zu denjenigen, welche schiefe Ohren haben und Taschen genannt werden. Die beyden Schalen sind einander gleich, bäuchicht und haben zwanzig rauhe Strahlen, deren Zwischenräume gestreifet sind. Es zeigen sich auch auf der Oberfläche verschiedene Ringe, die von dem Anwuchse der Schalen herstammen, und deswegen nennt solche Herr von Linné Ostrea fasciata. Wenn diese Muschel recht rein ist, sieht sie vollkommen wie Eis aus. Sie erhält auch den Namen Katzenzunge.

Eisen.

Ferrum, Mars, ist ein Metall, das sich hämmern und strecken läßt. Es hat eine schwärzlichtgraue Farbe, so in das blaulichte fällt. Es wird vom Magnet angezogen, und kann selbst zum Magnet gemachet werden. Im Feuer glühet es bald, und kann leicht verbrannt werden, da es sich denn zu einem schwarzen schuppenartigen Kalche verkalchet, der, wenn er gerieben wird, dunkelroth ist. Im starken anhaltenden Feuer kömmt es in Fluß; ist aber unter allen Metallen am schwersten zu schmelzen. Wenn es den Glasmassen als ein Kalch zugesetzet wird, so giebt es denselben, nachdem die Menge desselben groß oder klein ist, eine schwarzbraune, braune, bräunlichtgelbe und grünlichte Farbe. In der Luft und im Wasser löset es sich zu einem dunkelrothen oder bräunlichtrothen Roste auf. Außerdem wird es auch von allen Feuchtigkeiten

keiten aufgelöset. Wird es aus denselben niedergeschlagen, so hat der Kalch meistentheils eine braune oder gelblichtbraune Farbe, wenn er trocken geworden. Ist aber zum Niederschlag ein mit einem brennbarrn Wesen vereinigtes Alkali genommen worden, so ist der Präcipitat anfänglich grün, wird aber hernach an der Luft blau. Mit dem Vitriol und Salzsauern läßt sich das Eisen zu einem crystallinischen Salze bringen, welches eine grünlichte Farbe hat. Dieses Salz läßt sich nach der Stärke des Feuers in einen weißlichtgrauen, gelblichten, rothgelben, rothen und dunkeln braunrothen Kalch verwandeln.

Das Eisen hat unter allen Metallen die größte Elasticität oder Schnellkraft; ferner besitzt es die größte Härte, vornehmlich wenn es zu Stahl gemachet worden; endlich hat es auch nach dem Golde die größte Zähigkeit; daher man also sehen kann, daß das Eisen unter allen Metallen das nützlichste, und wie die Erfahrung lehret, deswegen auch das gebräuchlichste ist.

Das Eisen wird entweder gediegen gefunden, oder aus Erden, Steinen und Erzen durch das Schmelzen mit Kohlen erhalten. Das gediegene Eisen gehöret zwar unter die Seltenheiten, wird aber doch bisweilen gefunden. Waller. Mineral. S. 329. saget, daß das gediegene Eisen, ob es wohl nicht so vollkommen rein sey, doch zum wenigsten reiner als Gußeisen befunden werde, und sich auch hämmern lasse. Justi Mineral. S. 52. läugnet zwar das gediegene Eisen; allein die Ursachen, die er anführet, scheinen theils nicht gegründet, theils so beschaffen zu seyn, daß sie zu erkennen geben, er habe dergleichen nie gesehen, folglich nicht untersuchen können. Am meisten wird das Eisen vererzet oder in Form eines Kalches oder Erde gefunden, wovon einige Arten gut auf Eisen genutzet werden können, andere aber unbrauchbar sind. Unter die brauchbaren Eisenerze werden von Wallern Mineral. S. 330. folgende gezählet: 1) Crystallförmiges Eisenerz, Minera ferri crystallisata; 2) weiß Eisenerz, Minera ferri alba; 3) schwarzgrau Eisennerz, Minera ferri nigricans; 4) Lichtgraues Eisenerz, Minera ferri grisea; 5) Blaues oder bläulichtes Eisenerz, Minera ferri coerulescens; 6) Spiegelnd Eisenerz, Eisenspiegel, Minera ferri specularis; 7) Blutsteinerz, Blutstein, Haematites; 8) Magnet, Magnes; 9) Eisensand, Arena ferraria; 10) Serrerz, Sumpferz, Minera ferri subaquosa seu palustris; 11) Ocher, Eisenocher, Ochra ferri. Unter die unbrauchbaren, wilden und raubenden Eisener-

senerze werden von eben diesem Mineralogen folgende gerechnet: 1) Schmirgel, Smiris; 2) Braunstein, Magnesia; 3) Wolfart, Wolfram, Spuma lupi; 4) Eisenglimmer, Mica ferrea. Außerdem findet man noch verschiedene Erd- und Steinarten, welche Eisen enthalten, als z. E. alle Arten von Kiesen, verschiedene Blenden, viele Silber, Kupfer, Zinn, Zink und Koboltserze, und die meisten Arten von Erden, welche bey genaueren Untersuchungen Spuren von Eisen zeigen.

Die besten Eisenerze, woraus sich ein gutes Eisen schmelzen läßt, sind: der gemeine Eisenstein, das weiße, blaue und grüne Eisenerz, das Bohnerz und auch der Glaskopf und Eisenocher. Diese Eisenerze werden vor dem Schmelzen nicht geröstet, sondern noch mit Schlacken und Kohlen in den hohen Oefen geschmolzen und zu einem flüßigen Eisen gebracht. Das geschmolzene Eisen sammelt sich in den hohen Oefen zu unterst in dem Ofenheerde zusammen, und wird, wenn es geschmeidiges Eisen ist, durch den Schmelzer, der die darzu gehörige, während des Schmelzens aber vermachte, Oeffnung aufgestochen, in die vor dem Ofen sich befindende und mit Kohlen gut ausgewärmte Forme oder Heerd gelassen. Ein solches Stück Eisen, das sich in der Form befindet, und zween bis drey Centner wiegt, wird eine Gans oder Eisengans genannt, welche, nachdem sie erkaltet ist, aus der Hütte geschaffet, und auf dem Hammer zu Stäben, Schinnen oder Blechen verarbeitet wird. Ist aber das Eisen spröde, so wird aus demselben nichts als Gußarbeit bereitet. Gemeiniglich geschieht solches an Orten, wo arme oder geringe Eisensteine sind, da sie denn auch auf nichts, als Gußarbeit eingerichtet sind. Die Formen zu dergleichen Arbeit sind darnach eingerichtet, was nämlich daraus werden soll. Es werden aber diese Formen ebenfalls auch mit Kohlen gut ausgeglühet, und das geschmolzene Eisen wird durch die von dem Schmelzer gemachte Oeffnung in die Formen gelassen. Ist die gegossene Waare erkaltet, so wird sie herausgenommen, und es werden alsdenn wieder andere Formen vorbereitet, in welche gleichfalls gegossene Arbeit eingelassen wird; denn der Ofen bleibt indessen in seinem Feuer, und wird von Zeit zu Zeit mit Schlacken, Kohlen und Eisenerzen angefüllet.

Gutes Eisen wird zwar eigentlich aus guten Eisenerzen oder Eisensteinen erhalten, es kömmt aber dem ohngeachtet sehr viel auf die gute Behandlung derselben in und bey dem Schmelzen an, indem auch aus sehr guten Eisenerzen ein sehr schlechtes Eisen erhalten werden kann; so wie es auch

gewiß ist, daß aus vielen Eisenerzen, welche gemeiniglich ein sprödes Eisen geben, ein besseres erhalten werden könnte, wenn die Behandlung der Eisenerze sorgfältiger betrieben würde. Kalch und Gyps sind ein paar Zusätze, welche beym Schmelzen der Eisensteine mit vielem Nutzen gebrauchet werden können. Wo also diese ohne besondere Kosten zu haben sind, so können und müssen sie zugesetzet werden, weil die Erfahrung lehret, daß ein Theil der unflüßigen unmetallischen Erde, welche vorzüglich bey armen Eisensteinen am häufigsten, und oft allein die Ursache ist, daß das Eisen spröde wird, durch den Zusatz von Kalch und Gyps mit selbigen vereiniget, in Fluß gebracht und geschieden werden kann. Da aber auch außer dieser unmetallischen Erde oft schweflichte und salinische Substanzen mit den Eisenerzen verbunden sind, welche ebenfalls auch das Eisen spröde machen, so haben auch in solchem Falle Kalch und Gyps, vorzüglich der Kalch, einen guten Nutzen, indem vermittelst desselben dergleichen Körper geschieden und die metallischen erdichten Theile dahin gebracht werden, daß das, aus den Kohlen zu tretende, brennbare Wesen desto leichter und häufiger mit demselben verbunden, und dennoch ein gutes Eisen erhalten werden kann. Der Kalch kann also bey allen Eisenerzen, sie mögen arm oder reich heißen, in mancherley Betrachtung mit vielen Nutzen gebrauchet werden, und ist daher denen, die sich mit dem Schmelzen der Eisenerze beschäfftigen, vorzüglich zu empfehlen.

Das meiste und beste Eisen wird in Schweden bereitet, wiewohl auch hin und wieder in Deutschland gutes Eisen gemachet wird; vorzüglich ist das Steyermärkische eines der besten, welchem aber dasjenige oft nichts nachgiebt, welches im meißnischen Erzgebirge, im Voigtlande und in der Lausitz verfertiget wird.

Die Eisenhändler erhalten von den Eisenhütten das Gußeisen, z. E. Oefen und Caminplatten, Töpfe, Mörsel u. d. von den Hammerwerken aber das geschmiedete Eisen, woselbst es aus den so genannten Gänsen zu allerhand Stäben geschmiedet wird, welche von den Grobschmieden, Schlössern, Sägeschmieden und vielen andern Künstlern und Handwerkern zu fast unzähligen Dingen verarbeitet wird. Endlich ist auch noch anzumerken, daß das Eisen in der Heilkunst nützliche Dienste leistet, und sowohl für sich, wenn es zart gefeilet worden, als auch zur Bereitung verschiedener Salze und Tincturen gebrauchet werden kann, und überhaupt betrachtet, einen solchen Nutzen leistet, als von keinem Metalle erwartet werden kan. Vom Stahle, so aus dem Eisen bereitet

bereitet wird, soll an seinem Orte das nöthigste angemerket werden.

Alles übrige, was zu dem Eisen gehöret, und von diesem Metalle benennet worden, vereinigen wir in folgenden Absätzen.

Eisenabgang, Squama Ferri, ist, was beym Schmieden dem Eisen abgeht.

Eisenbergwerke, Eisengruben, Fodinae ferrariae, sind die Gruben, in welchen die Eisenerze oder Eisensteine gegraben werden. Die Eisensteine halten sich am nächsten bey der Oberfläche der Erde auf; doch werden auch viele sehr tief herausgebracht. Im Meißnischen Erzgebirge wird viel Eisenstein gegraben, desgleichen in Schweden. Eine der berühmtesten Gruben in Schweden ist die Grube zu Fahlun.

Eisenblume, Eisenblüthe, Minera Ferri alba germinans, ist ein schneeweißer Stein und gehöret zu den Arten des weißen Eisenerzes. Es wächst in Zweigen wie Corallenzinken oder auch in andern Figuren. Waller. Mineralog. S. 330. saget: es sey meist gediegen Eisen, und werde, wenn man es mit einigem Verbrennlichen oder Kohlen schmelze, in reines Eisen ohne Schlacken reduciret. Der Centner soll von dreyßig bis neunzig Pfund Eisen enthalten.

Eisenerze, Minerae Ferri, Minerae Martis, sind diejenigen Erd- oder Steinarten, welche entweder reines, oder mit Salzen, Schwefel und andern Substanzen verbundenes und durch selbige aufgelößtes Eisen enthalten. Es giebt 1) Eisenerze, welche nichts als eine aufgelößte Eisenerde mit einer unmetallischen Erde verbunden enthalten; dergleichen sind die Blutsteinerze, der gemeine röthlichte, gelblichte, schwarzgraue, und blaulichte Eisenstein; der Magnetstein; der Smirgel; der Braunstein; der Eisenglimmer. 2) Eisenerze, welche Eisen oder Eisenerde mit Kalcherde verbunden enthalten; dergleichen ist der so genannte Stahlstein oder das weiße Eisenerz nebst dessen Arten. 3) Eisenerze, welche Eisenerde mit Thonerde verbunden enthalten; dergleichen ist das See- oder Sumpferz; der Röthelstein und einige andere versteinerte Eisenochern. 4) Eisenerze, welche Eisenerde mit einer unmetallischen Erde, Arsenik und gemeiniglich etwas Zinn bey sich führen, dergleichen der Wolfram oder Wolfarth ist. Außer diesen Erzen giebt es noch viele, welche zwar eigentlich nicht zu den Eisenerzen gezählet werden, aber doch Eisen oder Eisenerde enthalten. So enthalten die Atramentsteine Eisen mit Vitriolsauren verbunden; die Schwefelkiese bestehen aus Eisen und

Schwefel, und der Mißpickel enthält Eisen und Arsenik; auch giebt es viele Erze, welche Eisen mit andern Metallen zugleich enthalten; so haben z. E. fast alle Zinkerze, vornehmlich aber die Blende und der Rothschlag oder die rothe Blende Eisen bey sich. Unter den Kupfererzen führen vornehmlich die Kupferlazur, das Kupferglaserz, das graue, bleichgelbe und grüngelbe Kupfererz, ingleichen das braune Kupfererz oder Leberbeschlag, das Weißerz, das figurirte Kupfererz und der Kupfermulin Eisen mit sich. Die Zinnerze, Zinnstein, Zinngraupen und Zwitter enthalten Eisen, und unter den Silbererzen führen vorzüglich das Rothgüldenerz, das Schwarzgüldenerz und das graue Silbererz Eisen bey sich. S. Eisen.

Eisenfeil, Limatura Martis, Ferri, ist dasjenige, was vom Eisen abgeht, wenn es mit der Feile behandelt wird.

Eisenglimmer, Mica ferrea, ist ein Eisenerz, so arsenikalisch ist; es ist leicht zerreiblich, besteht aus kleinen Schuppen oder dünnen Blättchen, und kann zwischen den Fingern zerrieben werden, welche es färbet und glänzend machet. Wallerius Mineral. S. 347. unterscheidet von selbigem zwo Arten, eine graue und eine rothe. Die graue wird Eisenmann, Mica ferrea liuida seu nigra, und die rothe Eisenram, Mica ferrea rubra, genannt. Der Eisenmann hat eine schwarzgraue Farbe und besteht aus Schuppen, welche auf dem Wasser oben schwimmen und nicht sehr abfärben. Der Eisenram fühlet sich fetticht an, hat eine dunkelrothe Farbe mit glänzenden Flittern, färbet die Finger roth, und sinkt meistentheils im Wasser unter. Beyde Arten können nicht wohl auf Eisen genutzet werden, weil sie wenig Eisen und noch darzu Arsenik enthalten; daher sie auch unter die wilden und räuberischen Eisenerze gezählet werden.

Eisenhammer, Hammerwerk, Officina ferraria, ist eine Werkstadt, wo das Eisen, welches erst in große Stücken, in die so genannten Gänse, geschmolzen und gegossen worden, durch große Hämmer, welche von einem Wasserrade getrieben werden, zu Stäben und Schinen geschmiedet wird. Außerdem aber werden auch auf den Eisenhämmern allerley Ambose, Hämmer, große Anker und andere Dinge, welche sich im kleinern Feuer nicht wohl fertigen lassen, verfertiget.

Eisenocher, Ochra ferri, ist eine Eisenerde, welche eine braune, rothe oder meistentheils gelbe Farbe hat. Es scheint dieselbe aus einem verwitterten Eisenerze oder

Eisenkies entstanden, und von einer solchen Beschaffenheit zu seyn, daß man sie, woferne keine fremde Erdart beygemischet ist, vermittelst brennbarer Substanzen ganz und gar zu Eisen schmelzen oder zum wenigsten sechzig bis siebenzig Pfund rothbrüchiges Eisen daraus erhalten kann. Es giebt aber auch verschiedene schlechte Ochern, welche mit Kalcherde vermischet sind, und weniger Eisen geben.

Zu den Eisenochern rechnet man nicht allein die rothen, braunen und gelben Ochern, welche die Consistenz einer Erdart haben und die Finger färben, sondern auch den Röthelstein oder Röthelkreide, Rubrica fabrilis, so sich fett anfühlet und nichts anders als ein mit Thon vermischter und verhärteter Ocher ist.

Der Eisenocher wird von verschiedenen Künstlern und Arbeitern gebrauchet: bey der Oelmalerey giebt derselbe, vornehmlich wenn er gebrannt worden, sehr dauerhafte Farben, und von den Mäurern wird derselbe zum Anstriche und von andern Künstlern und Arbeitern zum Putzen und Abreiben der Spiegel, des Stahls, des Messings u. d. gebrauchet.

Eisensalz, Sal Martis. Mit diesem Namen ist von einigen Chymisten auch der Eisenvitriol beleget worden; es können aber auch alle Salze, welche aus Eisen und einem Sauern in crystallinischer Gestalt hervorgebracht werden, den allgemeinen Namen Eisensalz erhalten.

Eisensand, Arena ferraria, ist ein Sand, so aus feinen Eisenerzen besteht. Er hat eine schwärzlichte oder braunrothe Farbe, und unterscheidet sich von anderm Sande leicht dadurch, daß er vom Magnet angezogen wird. Der schwärzlichte soll, wie Waller. Mineral. S. 339. meldet, oft über neunzig Pfund Eisen halten, der braune oder röthlichte aber nicht viel Eisen geben. Der letztere soll, nach Wallers Anmerkung, bisweilen für Goldsand ausgegeben werden, so aber leicht entdecket werden kann, wenn er mit Scheidewasser behandelt wird, als welches, wenn es Eisen ist, braun gefärbet wird, und der Sand weiß zurück bleibt.

Eisenschlacken, Scoriae Ferri, sind die Abgänge vom Eisen, welche beym Schmelzen oder auch nur beym Glühen des Eisens zu entstehen pflegen. Die Eisenschlacken sind nichts anders als verbranntes Eisen; oder eine des brennbaren Wesens beraubte Eisenerde, welche mit andern unmetallischen Erden durch die Heftigkeit des Feuers in eine halbglaschte Masse verwandelt worden. Sie können zum Theil wieder genutzet und beym Schmelzen des Eisens gebrauchet

brauchet werden, da denn ein Theil sich wieder zu Eisen reduciren läßt.

Eisentinctur, Tinctura Martis. Jede Eisenauflösung, sie mag nun unmittelbar aus dem Eisen, oder vermittelst eines Eisensalzes erhalten worden seyn, kann eine Eisentinctur genannt werden. Man pfleget aber gemeiniglich nur diejenigen Eisenauflösungen, derer man sich vorzüglich in der Heilkunst bedienet, mit dem Namen der Eisentincturen zu belegen. Die vornehmsten und gebräuchlichsten von selbigen sind folgende:

1) Ludovici Eisentinctur, Tinctura Martis Ludouici. Es wird dieselbe aus Weinsteinrahm und Eisenvitriol gemachet, welche man mit Wasser bis zur Dicke eines Honigs einkochet, alsdenn mit Zimmetwasser vermischet, und endlich Weingeist zusetzet.

2) Mynsichts Eisentinctur, Tinctura Martis Mynsichti. Diese Tinctur wird aus den eisenhaltigen Salmiacblumen, Flor. Sal. Ammon. Martial. gemachet, welche man mit einer hinlänglichen Menge Weingeist digeriret. Von einigen wird diese Tinctur auch eröffnende Eisentinctur, Tinctura Martis apertiua, oder Aroph Paracelsi genannt.

3) Die zusammenziehende Eisentinctur, Tinctura Martis adstringens, wird aus Eisen und Essig gemachet. Das Eisen wird in Essig aufgelöset, die Auflösung bis auf den vierten Theil abgerauchet und endlich ein destillirtes Wasser oder ein Spiritus zugesetzet. Boerhaave vermischet mit der durch Essig gemachten Eisenauflösung einen Syrup, und hat bey ihm den Namen stärkende Eisentinctur, Tinctura Martis roborans.

4) Die mit Aepfel- oder Quittensaft bereitete Eisentinctur, Tinctura Martis pomata, vel cydoniata. Die Eisenfeilspähne werden mit Aepfel- oder Quittensafte etliche Tage lang digeriret, alsdenn wird die Auflösung bis zur Hälfte eingekochet, und endlich etwas Weingeist zugesetzet.

5) Die goldfarbige Eisentinctur, Tinctura Martis aurea, wird also bereitet, daß man den gemeinen Eisenkalch mit Salzsaurem digeriret, und hernach mit Weingeist vermischet, oder den Eisenkalch oder auch die Eisenfeilspähne mit dem so genannten versüßten Salzsauern, Spir. Sal. dulc. digeriret.

6) Die mit dem Nießwurzelextract bereitete Eisentinctur, Tinctura Martis elleborata, wird aus Ludovici Eisentinctur und dem schwarzen Nießwurzelextract bereitet.

7) Stahls alcalische Eisentinctur, Tinctura martis alcalina

tina Stahlii. Diese wird also bereitet, daß man Eisen in Salpetersaurem auflöset, und eine so gesättigte Auflösung machet, daß ein Theil Eisen unaufgelöset liegen bleibt. Mit dieser Auflösung wird von einer guten alcalischen Lauge dreymal so viel, als die mit Salpetersaurem gemachte Eisenauflösung beträgt, vermischet, da denn anfänglich zwar ein Niederschlag erfolget, der aber sich bald wieder auflöset. Diese Tinctur enthält nichts saures, sondern ist größtentheils alcalisch und eisenhaltig, und enthält außerdem noch etwas von einem aufgelößten Salpeter.

Außer diesen Auflösungen, welchen allen man den Namen der Tincturen geben kann, können noch mehrere gemachet werden. Man kann z. E. das gefeilte Eisen in Salmiacspiritus auflösen, oder auch mit Weinsteinrahm kochen und auflösen, oder mit säuerlichen Weinen digeriren, und auf diese Weise verschiedene in der Heilkunst nützliche Mittel erhalten. Doch ist zu merken, daß alle diejenigen Eisenauflösungen, welche mit einem Sauern gemachet worden, anders, als wozu ein alkalisches Auflösungsmittel gekommen, wirken. So viel ist gewiß, daß die mit Saurem gemachten Eisenauflösungen eine zusammenziehende Kraft haben, welche aber bey einigen stärker, bey einigen schwächer und sicherer ist. Den mit einem Alkali gemachten Auflösungen wird man zwar wegen der Eisentheile die stärkende Kraft nicht absprechen können; sie werden aber allezeit mit mehrerer Behutsamkeit als jene zu gebrauchen seyn, weil es gar leicht geschehen kann, daß bey der mindesten im Magen und Gedärmen befindlichen Säure ein schädlicher Niederschlag erfolgen kann. Sonst aber können diese mit Alkali eben sowohl, wie alle mit einem Saurem gemachten Eisenauflösungen bey verschiedenen Künsten und vorzüglich in der Färbekunst mit vielen Nutzen gebrauchet werden.

Eisenbeerbaum.

S. Rheinweide.

Eisenbrech.

S. Mondkraut.

Eisenferkel.

S. Coendu.

Eisenhart.

S. Eisenkraut.

Eisenholz.

Eisenholz auch Yserholz genannt, ist ein überaus hartes, dichtes und schweres Holz, von röthlicher Farbe, mit einer schwarzen Rinde überzogen. Das frische Holz soll hochroth seyn, mit der Zeit aber seinen Glanz und Farbe verlieren. Wenn es recht getrocknet, ist es so harte, daß die Axt eher

eher in Stücken zerspringen soll, als daß man von dem Holze einen Spahn abhauen könne. Es wird in Ost- und Westindien, auch Afrika gefunden. Diese Beschreibung ist freylich sehr unvollkommen; wir haben aber von diesem Holze, wie von vielen andern, keine genauen Nachrichten; und sonderlich ist nicht mit einiger Gewißheit anzugeben, von welchem Baume solches eigentlich genommen werde, oder auch ob von mehrern Bäumen dergleichen Holz diesen Namen erhalte. Es führet ein besonderes Geschlecht den Namen Eisenholz, Sideroxylon Linn. und Herr Miller berichtet, wie die Arten davon ein sehr festes Holz hätten; indessen können wir doch nicht angeben, ob wirklich hiervon das erwähnte Holz genommen werde, indem auch andere Bäume, welche zu diesem Geschlechte nicht gehören, diesen Namen erhalten. Wir wollen zuerst das Geschlecht, so den Namen Eisenholz führet, und im lateinischen Sideroxylon heißt, mit einigen Arten beschreiben, hernach eines andern Baumes erwähnen.

Das Eisenholzgeschlechte hat einen kleinen, stehenbleibenden, fünffach getheilten Kelch, ein radförmiges Blumenblatt mit fünf aufgerichteten, vertieften, rundlichen Einschnitten, und bey jedem Ausschnitte eine spitzige, eingekerbte, einwärts gerichtete Schuppe; diese rechnen einige auch zu den Einschnitten des Blumenblattes und zählen derselben zehen. Fünf Staubfäden umgeben den Griffel mit einfachen Staubwege. Die Beere ist oberwärts mit dem Kelche gekrönet, und enthält fünf Saamen. Die Arten sind

1) das unbewehrte stumpfblätterichte Eisenholz, Sideroxylon inerme Linn. wächst auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung; ist baumartig; die Aeste sind obenher mit länglicht eyförmigen, stumpfen, grünen, oberwärts glatten, unterwärts etwas haarichten Blättern besetzet. Aus dem Blätterwinkel treiben viele auf rundlichen Stielen sitzende Blümchen zugleich hervor, welche gemeininiglich in allen Theilen eine Zahl mehr, als in der zuvor gegebenen Beschreibung angemerket worden, haben, also Kelch und Blumenblatt haben fünf Einschnitte, fünf Schuppen, fünf Staubfäden.

2) Das unbewehrte spitzblätterichte Eisenholz, Afrikanische Vogelkirsche, Sideroxylon melanophleus Linn. hat eben dieses Vaterland, ist auch ohne Stacheln, hat aber lanzenförmige, stehenbleibende Blätter mit eckichten Blumenstielen.

3) Das zähe Eisenholz, Sideroxylon tenax L. wächst in Carolina in trocknen Gegenden, ist unbewehrt, hat aber abfallende, lanzenförmige, unterwärts rauche

rauche Blätter und fadenförmige Blumenstiele.

4) Stachlichtes, immergrünendes Eisenholz, Sideroxylon spinosum L. wächst in Malabarien und ist an seinen Stacheln, und den immergrünenden Blättern leicht zu erkennen. Aus der mit Oel abgeriebenen Rinde pflegen die Einwohner eine Salbe zu verfertigen, und solche wider die Gicht zu gebrauchen, auch die reifen Beeren zu essen.

5) Stachlichtes, mit abfallenden Blättern besetztes Eisenholz, Sideroxylon Lycioides L. Die Blätter sind eyförmig, glatt, steif, ungezahnt, den Lorbeerblättern fast ähnlich, und fallen im Winter ab. Blumen und Dornen stehen in den Winkeln der Blätter. Die Blumentheile sind, wie bey der ersten Art. Alle Theile dieses Strauches geben einen milchichten Saft. Wächst in Canada. Nach du Hamels Nachricht, soll diese Staude in England unter dem Namen Boerhavensthee bekannt seyn; von welcher Benennung aber keine Ursache anzugeben.

Außer diesen hat auch nach Osbecks Berichte, der Asparagus terminalis, oder nach der Murrayischen Ausgabe, Dracaena terminalis L. den Namen Eisenholz erhalten; die Chineser nennen solchen Taetsio. Dieser Baum wird über zween Mann hoch; der Stamm ist an den Spitzen der Aeste mit langen schwerdförmigen, röthlichen, und am Rande zurückgerollten Blättern besetzet. Der einblättrige Kelch ist zweyzähnig, die Röhre des Blumenblattes fadenförmig, und der Rand in sechs länglichte, runde Ausschnitte getheilet, von welchen die äußern ein wenig größer, als die drey innern sind. Die sechs Staubfäden sind kürzer als der Griffel.

Demjenigen Baume, welchen Rumph unter dem Namen Metrosideros angeführet, hat Herr Zückert auch den Namen Macassarisches Eisenholz gegeben. Dieser trägt eßbare, annehmlich säuerliche, bräunliche Früchte.

Eisenhütlein.

Andere nennen dieses Geschlecht Sturmhut, Napellus oder Aconitum. Die Blume ist ganz besonders gestaltet, und leichtlich kennbar. Sie hat keinen Kelch, aber fünf einander unähnliche Blumenblätter. Das oberste und größte ist wie eine Mütze gestaltet, so daß der zugemachte Theil von hinten nach oben zu sich erstrecket, und der obere Theil selbst rundlich, die Oeffnung vorne unterwärts gerichtet und die Höhle oder Vertiefung, weit und offen ist; die beyden seitwärts gestellten Blätter sind viel kleiner, platt, rundlich, und mit ihren Enden gegen einander

 gebogen,

gebogen, und die beyden untersten noch kleiner, länglicht und unterwärts hangend. Mitten aus der Blume kommen zwey besondere Honigbehältnisse, welche auf langen Stielen ruhen, oben eine gewundene, unterwärts offene und ausgehöhlte Mütze abbilden, und von dem obersten Blumenblatte eingeschlossen sind; wo diese mit ihren Stielen aus der Blume entspringen, sitzen einige kleine Schuppen. Die vielen kurzen und breit anfangenden Staubfäden biegen sich nach dem obersten Blumenblatte. In der Mitte sitzen drey oder fünf Fruchtkeime, deren jeder sich in einen kurzen Griffel mit einem gebogenen Staubwege verlängert. So viel Fruchtkeime, so viel findet man auch trockne Saamenbehältnisse, welche der Länge nach sich öffnen, aber nicht in Klappen vertheilen, und viele eckichte, runzlichte Saamen enthalten. Herr von Linné hat sieben Arten, wovon wir nur viere anführen, da die übrigen bey uns selten sind.

1) Das große blaue Eisenhütlein, Narrenkappe, Münchskappe, Capuze, Wolfswurz, Fuchswurz, Teufelswurz, Ziegentod, Hundstod, Giftwurzel, Würgling, Napellenkraut, Napellus verus, oder coeruleus, Luparia, Aconitum Napellus Linn. wächst in der Schweitz, Bayern, Schwaben, Frankreich, blühet im August. Die Wurzel besteht aus kleinen, riebenförmigen, bräunlichen, und mit vielen Fasern besetzten, daurenden Knollen. Die rundlichen, röthlichen, weich anzufühlenden, und mit einem weißlichen Staube besprengten Stängel werden öfters mannshoch. Die ziemlich großen, dunkelgrünen, am Stängel und den Aesten befindlichen Blätter sind in fünf und mehr Lappen, fast bis an den kurzen Stiel, zerspalten und die Lappen selbst wieder in kleinere, gleichbreite, und mit einer weißlichen Linie bezeichnete Läppchen abgetheilet. Stängel und Aeste endigen sich mit einer langen, lockern, dunkelblauen Blumenähre. Es ist diese Pflanze jederzeit für giftig gehalten worden, und alle Theile derselben, vorzüglich die Wurzel, haben einen scharfen Geschmack. Jener zum Tode verurtheilte Missethäter beym Matthiolus saget aus, daß sie so scharf wie Pfeffer schmecke; und daß sie Blasen auf der Haut ziehe, und deswegen bey den Pferden hierzu gebrauchet werde, hat schon Galen, und nachher Lösel angemerket. Von der schädlichen, ja tödlichen Wirkung finden wir gar viele Beyspiele in ältern und neuern Zeiten aufgezeichnet, welche anzuführen unnöthig seyn dürfte. Doch ist vor vielen andern dasjenige merkwürdig, so Moräus in den Abhandlungen

der

der Schwedischen Academie I. Theil anführet, da ein Feldscher diese Pflanze für das Scharbockskraut angesehen, und davon gegessen, darauf aber in einen solchen tiefen Schlaf verfallen, von welchem er nicht mehr aufgewachet; an dessen Körper haben sich hin und wieder sonderlich am Rücken und Halse blaue Flecke gezeiget, und der Hodensack ist geborsten gewesen. Ein anderes noch merkwürdigeres Beyspiel liest man beym Bradley, da ohngefähr aus sieben, als Salat mit Essig, gespeißten Blumen der Tod erfolget. Eben dergleichen tödliche Wirkung äußert diese Pflanze bey den Thieren. Wepfer hat damit einen Wolf getödet, und bey Eröffnung des Körpers die ganze innerliche Haut des Zwölffingerdarms brandicht gefunden. Daher sie auch von keinem Viehe, weder zahmen noch wilden, außer den Ziegen gefressen wird, welche letztern auch davon sterben. Die Wurzel kennen die heidnischen Völker des äußersten Sibiriens dieser schädlichen Eigenschaft wegen. Sie trocknen sie an der Luft, stoßen sie zu Pulver, und bestreichen damit ihre Pfeile, welche davon so vergiftet werden sollen, daß, wenn ein Mensch oder Thier damit verwundet wird, die Wunde sogleich blau anläuft, die ganze Seite in kurzer Zeit aufschwillt, und in wenig Tagen der Tod erfolget. In Sibirien mischen die Einwohner solche unter gehacktes Fleisch, machen Kugeln daraus, und legen sie in die Wälder für die Wölfe, welche sich davon zu Tode speyen, und wenn andere Wölfe solches ausgespeyte wieder fressen, sollen sie ebenfalls davon sterben. Noch müssen wir erinnern, daß einige vorgegeben, wie diese Pflanze bloß durch das Anrühren, oder längere Anfassen eine schädliche Wirkung äußern könne, welches wir zwar niemals erfahren, und daher auch kaum glauben, indessen doch das Verpflanzen in den Gärten, und die Auszierung mit den Blumen bey den Speisen und dem Nachtische auf alle Art widerrathen, indem doch zuweilen daraus ein Schaden entstehen könnte. Denn daß diese Pflanze, wenn sie in die Gärten verpflanzet werde, ihre giftige Eigenschaft ablege, ist eben so wenig zu glauben, als wenn andere behaupten, daß sie nicht in allen Gegenden dergleichen besitze, und in manchen Oertern gänzlich unschädlich sey. Es berichten solches verschiedene Schriftsteller, und nach Rudbecken soll solche in Rußland, nach Herrn von Linné in Lappland, und Herrn Bernitz in Pohlen von den Einwohnern unter andere Speisen gemischet und gegessen werden. Vielleicht, saget Herr von Haller, ist hierunter eine andere Art dieses Geschlechtes zu verstehen;

stehen; und gesetzt auch, dieses wäre nicht anzunehmen, so wollen wir doch, wenigstens in unsern Gegenden, niemanden rathen, dergleichen Versuche anzustellen. Und doch hat Herr Störk auch dieses Eisenhütlein, wie verschiedene andere verdächtige und giftige Pflanzen, als ein grosses und sicheres Heilungsmittel angepriesen; bey dessen Versuchen hat das Pulver von Blättern und Stängeln nur ein Brennen auf der Zunge, und einen starken Zufluß des Speichels erwecket; und bey einem Krebsgeschwüre ohne Schmerzen und Brennen die Eyterung befördert, jedoch das wilde Fleich nicht weggefressen. Er hat aus dem ausgepreßten Safte ein Extract gemachet, und dieses auf der Zunge nur ein geringes Kitzeln verursachet. Aus diesem Extracte hat er ferner mit Zucker ein Pulver gemachet, und zween Gran Extract mit zwey Quentchen Zucker vermischet; zwanzig Gran von diesem Pulver haben einen ungewöhnlichen Schweiß, in kleinerer Menge aber gar keine merkliche Veränderung erreget. Da also dieses Pulver sonderlich den Schweiß befördert, hat Herr Störk auch selbiges in solchen Krankheiten, wo die schlimme Materie auf diese Art am besten ausgeführet werden kann, als in hartnäckigen Schmerzen, in harten Geschwülsten, verhärteten Drüsen, krebsartigen Geschwüren, Gicht, Unbeweglichkeit der Gelenke u. s. f. empfohlen. Er hat mit zehn Granen angefangen, zwey bis dreymal des Tages, und ist bis auf anderthalb Quentchen den Tag über gestiegen. Hr. Andrä hat in einer Streitschrift zu Halle unter dem Vorsitze D. Böhmers, und Herr Reinbold in einer andern zu Straßburg diese Versuche wiederholet und bestätiget. Ein vernünftiger Arzt kann Gifte als eine Arzney gebrauchen, und doch bleiben solche immer Gifte.

2) Das gemeine gelbe Eisenhütlein, die gelbe Wolfswurz, oder Wolfsgift, Aconitum lycoctonum L. wird auch mit dem oben angeführten Deutschen, ingleichen dem Lateinischen Namen, Luparia, beleget; wächst auf den Alpen, in Lappland, Schweden, Oesterreich, und im Thüringischen Walde, und blühet im Brachmonathe. Die etwas rauhen Blätter sind breiter, weil weder die Lappen, woraus sie bestehen, gänzlich von einander getrennet, noch so tief und zart zerschnitten sind. Herr von Linne nennt solche handförmig und vielmal getheilet; bey der gelblichten Blume ist das oberste Blättchen länger, schmäler oder enger, und mehr walzenförmig. In Norwegen giebt es hiervon eine Abänderung mit blauen Blumen.

Man kann von dieser Art alle die vorher beschriebenen Wirkungen erwarten. Der abgekochte Trank tödtet die Fliegen, Wanzen und Läuse bey den Pferden und dem Rindvieh, und die gestoßene Wurzel die Wölfe.

3) Das gelbe Pyrenäische Eisenhütlein, Aconitum Pyrenaicum L. Der Stängel wird ohngefähr eine Elle hoch, bleibt einfach, und aus den Winkeln der obern Blätter treiben nur einige kleine Zweiglein hervor. Die blaßgrünen, gestielten Blätter sind bis zur Ribbe in fünf lange, schmale, eingekerbte, auch tief eingeschnittene Lappen getheilet. Die Lappen derselben halten eine unordentliche Stellung, sie fallen über und wider einander, und drehen sich auf verschiedene Weise. Die Blumen stehen in einer Aehre; ihre Farbe ist besonders blaß, oder bleichgelb. Es liebet einen feuchten Boden.

4) Das niedrige zartblättrige Eisenhütlein, Anthora, Aconitum salutiferum, Aconitum Anthora L. Weil man diese Art für heilsam und als ein Gegengift der vorigen Arten gehalten, hat sie auch den Namen Giftheil oder Heilgift erhalten. Sie wächst auf den Pyrenäischen und Schweizeralpen; ihre Wurzel ist etwa einen Zoll dicke, knollicht und fäsericht; der einfache, haarichte Stängel selten einen Fuß hoch, und unterwärts dichte mit Blättern, obenher aber mit einer dicken Blumenähre besetzet; die Blätter sind in viele zarte, gleichbreite Läppchen tief eingeschnitten; die Blume ist groß, weißlichtgelb, rauch, hat fünf Fruchtkeime, und auch soviel Saamenhülsen. Den Namen eines Gegengiftes verdienet sie gewiß nicht, und kann man solche billig, was die innerlichen Bestandtheile betrifft, mit den vorigen vergleichen, und für eben so verdächtig halten; zumal Scopoli angemerket, daß die Blumen, wenn man solche auf den Hut oder an die Kleider stecke, Kopfschmerzen verursachen, wenn man die Pflanze lange in der Hand trage, selbige aufschwelle, und der Trank von der Wurzel die Wanzen und das Pulver davon unter Butter gemischet eben so gut, als Arsenik die Mäuse tödte, und doch soll die Wurzel, nach Sprögels Erfahrungen, den Thieren keinen Schaden zugefüget haben. Schulze will des Conr. Gesners Tod dieser Wurzel zuschreiben, und glaubet, daß derselbe an dem Tage gestorben, da er von dieser Wurzel etwas, um solche zu untersuchen, zu sich genommen; welchem aber Herr von Haller widerspricht und beweiset, daß Gesnern der Genuß dieser Wurzel nicht geschadet.

Diese vier Arten kann man aus den Saamen erziehen, leichter aber

aber lassen sie sich durch die Wurzel vermehren; nur die Stöcke der letzten Art pflegen nach dem Versetzen zu schmachten, und selten im ersten Jahre zu blühen; wie denn diese überhaupt etwas zärter ist. Die andern aber kommen in jedem Boden fort, vermehren sich häufig, blühen alle Jahre vortrefflich, und verlangen keine Wartung.

Eisenkraut.

Wir behalten lieber diesen Namen als daß wir solchen nach dem Nomenclator in Eiserich verwandeln sollten, Verbena. Ein Pflanzengeschlecht, welches wegen der verschiedenen Anzahl der Staubfäden und Kelcheinschnitte einige Schwierigkeit äußert, auch daher von einigen in mehrere abgetheilet worden. Der einblättrige, eckichte, röhrenförmige Kelch ist fünffach ausgezahnet, und der untere Zahn abgestutzet; die Röhre des Blumenblattes, soweit solche der Kelch umgiebt, gerade und walzenförmig, hernach erweitert und krummgebogen, der offene Rand aber in fünf rundliche, einander nicht ganz ähnliche, Einschnitte abgetheilet. Fast alle Arten haben in der Blumenröhre vier Staubfäden, zween ganz kurze, und zween etwas längere; bey einigen trägt ein jeder seinen gekrümmten Staubbeutel, bey einigen aber nur zween, und die beyden andern halten keinen; der einfache Griffel endiget sich mit einem stumpfen Staubwege. In dem Kelche liegen zween oder vier länglichte Saamen; in hiesigen Gegenden wächst zwar nur eine Art wild, da aber verschiedene in hiesigen Gärten zur Zierde gezogen werden, wollen wir von den sechzehn, welche Hr. v. Linné anführet, die vornehmsten erwähnen.

1) Das Apothekereisenkraut, Isenkraut, Eisenhart, Taubenkraut, Hahnenkamm, Reichhard, Verbena officinalis Linn. wächst allenthalben an den Zäunen und Wegen, und blühet vom Juni bis in den Herbst; die fäserichte, dauerhafte Wurzel, treibt einen viereckichten, mit einigen Aesten besetzten, ohngefähr anderthalb Schuhe hohen Stängel. Die Blätter stehen einander gegen über, und die untern sind in verschiedene ausgezackte Lappen tief eingeschnitten; die obern haben nur drey Lappen, und die ganz obersten sind ganz und eyförmig. Die röthlichblauen Blümchen stehen in langen, dünnen Aehren an den Spitzen des Stängels und der Aeste. Der Kelch ist gemeiniglich mit fünf Zähnen geendiget, davon der oberste der kleinste ist, zuweilen findet man auch sechse, da denn viere größer sind. Bey den Alten war diese Pflanze sehr berühmt, und man findet davon verschiedenes fabelhaftes auf-

aufgezeichnet, wozu wir auch billig die Kraft rechnen, frühe Geburten zu verhüten, und die rechte zu befördern; wie denn auch daher diejenige Meynung, nach welcher diese Pflanze von der Göttin Isis, welche als eine Göttin der Geburt verehret worden, im Deutschen den Namen Isenkraut bekommen, wahrscheinlicher ist, als wenn andere angenommen, daß solche von der Kraft, das Eisen härter zu machen, Eisenkraut genennet worden. Jetzo wird sie in der Arzneykunst und Haushaltung wenig genutzet; sie ist ohne Geruch, und hat einen schwachen anziehenden Geschmack; daher man selbige unter die Wundkräuter zählet, vielleicht auch die von Forestus angepriesene Tugend gelten lassen kann, daß das frisch zerquetschte Kraut, äußerlich auf die Stirne geleget, bey Kopfschmerzen Hülfe leiste. Daß die Chinarinde, mit dem Safte des Krautes vermischet, bessere Wirkung leiste, als wenn selbige allein gegeben werde, ist nicht gegründet. Das in den Apothecken befindliche, abgezogene Eisenkrautwasser, wird bey Augenkrankheiten gelobet, und von den Wehmüttern bey schweren Geburten geordnet. Man kann solches billig entbehren. Die Blumen geben den Bienen Honig.

2) Das kriechende Eisenkraut, Verbena nodiflora L. wächst in Virginien, dauert in der faserichten Wurzel, vermehret sich aber durch die, auf der Erde hinkriechenden Stängel, welche allenthalben an den Knoten Wurzeln schlagen. An den Knoten des Stängels sitzen paarweise länglichte, stumpfe, eingekerbte Blätter; aus dem Winkel derselben treiben einzelne Stiele, welche eine kurze, dichte Blumenähre, in Gestalt eines Knöpfchens, tragen; diese ist mit einigen eyförmigen Blättchen umgeben, und zwischen jeder Blume sitzet ein ähnliches. Der Kelch selbst besteht auch aus Blättchen; das weißröthliche Blumenblatt hat oben drey kleinere, und unten zween größere Ausschnitte, auch vier Staubbeutel, obgleich Herr Miller nur zween gesehen. Es wird bey uns im Scherbel erhalten, und den Winter über in ein gemeines Glashauß beygesetzet.

3) Das Bonariensische Eisenkraut, Verbena bonariensis L. wächst auf den Aeckern von Buenos, Ayros, ist ein Sommergewächse, muß auf dem Mistbeete erzogen werden; und da es späte zu blühen anfängt, erlanget man öfters keinen reifen Saamen. Der Stängel wird wohl gegen drey Ellen hoch, ist zwischen den Knoten der Länge nach tief ausgefurchet, so daß die Furchen und Ecken mit einander abwechseln, und in Aeste verbreitet. Die einan-

einander gegen über gestellten Blätter sitzen platt auf, sind lanzetförmig, ausgezacket, und haaricht. An den Enden der Zweige sitzen einige kurze Blumenähren dicht bey einander. An dem fünffach gezahnten Kelche ist der oberste Einschnitt der kleinste; des blaurötlichen Blumenblattes Röhre ist etwas gekrümmet, und des Randes zween oberste Einschnitte sind die kleinsten, und der unterste der größte. Der Kelch fällt mit dem eingeschloßnen Saamen ab.

Eisenkraut, S. auch Andorn und Wegesenff.

Eisenkuchenmuschel.
S. Lippdoublet.

Eisenmann.
S. Eisenglimmer.

Eisenram.
S. Eisenglimmer.

Eisenstein.
S. Eisenerze.

Eisenwurzel.
S. Flockenblume.

Eiserich.
S. Eisenkraut.

Eiserpäthen.
S. Riedgraß.

Eisewig.
S. Ysop.

Eisfeigenkraut.
S. Ficoiden.

Eisfisch.
Balaena Glacialis, ein wahres Zahn- und auf dem glatten Rücken, Floßenloser Wall- und Finnfisch, davon Klein Miss. II. p. 12. nach dem Zorgdrager, drey Arten, den Zud- und West-Eisfisch, und den Nordkaper, aufführet. s. Wallfisch.

Eiskraut.
S. Ficoiden.

Eisopen.
S. Jsop.

Eisvogel.
Königsfischer, Alcedo, Ispida. Mit diesem Vogel hat es eine ganz eigene Beschaffenheit. Denn die Systematiker sind uneins, zu welcher Classe und Geschlechtsart sie ihn hinbringen; weil ihm alle vier Zehen, aber einige deren drey vorn und einen hinten, andere zween vorne und zween hinten, beymessen. Klein setzt ihn in die dritte Familie, ins vierte Geschlecht, gleich hinter die Spechte und den Guckuck, also unter die Vögel mit zween Vorder- und zween Hinterzehen. Linnäus bringt ihn unter seinem Elstergeschlechte in eine solche Classe, die drey Zehen vorne und einen hinten haben. Ich will sehen, was in dieser Ungewißheit

zu thun sey, und ob die Meynungen der Autoren unter den vorkommenden Umständen nicht zu vereinigen sind. Guten Theils scheinen die Erzählungen der Alten zu diesem Misverständnisse Anlaß gegeben zu haben. Denn man ist ungewiß, welches Wort den Geschlechtsnamen des Vogels andeutet: ob Alcyon, oder Alcedo oder Ispida. Hr. Linnäus nimmt Alcedo dazu an, und Herr Klein Ispida. Letzterer ist sogar der Meynung, daß Alcedo und Ispida nicht einerley Vögel anzeigeten. Denn jener habe, nach der Zeichnung und Vorstellung der vornehmsten Vögelkenner, des Willughby, Catesby, Edwards, Seba, nur einen Zähe hinten, und drey vornen; an diesem hergegen hat Herr Klein, nach vielfältiger eigener Untersuchung, nur zween Zähen vorn, und ihrer zween hinten angetroffen. Ferner glaubet er, Alcyon und Alcedo sey nicht einmal einerley. Jener soll, nach Aussage der Alten, auf dem Meere nisten, selten zum Vorschein kommen, und ganz wunderbare Eigenschaften haben. Alcedo hergegen sey ein Vogel, der an Ufern der kleinen Flüsse nistet, und sich vornehmlich von Bienen ernähret. Bey so bewandten Umständen, dünket mich, hat Klein bereits selbst einen Grund zur Vereinigung in dieser mancherley Meynung angegeben. Denn die Zähen sind am Eisvogel so gestellet, daß es unter gewissen Umständen scheinen kann, als gehöre der eine Hinterzähe zu den vördern; denn er rücket nämlich bisweilen so herüber, daß er fast nach den Vörderzähen zu sitzen kömmt. Dieses also aufzuklären, schreibt Herr Klein: Mir ist dieser Mangel gar zu gut bekannt, und ich habe von ihm im Bayreuthischen Vogelbuche vier Abbildungen gegeben, auch seine Füße auf das deutlichste in meiner Sammlung aufgestellet, und in den Geschlechtstafeln der Vögel in Kupfer stechen lassen. Die zween Vörderzähen scheinen gleichsam zusammen gewachsen, bis an das letzte Glied, welches getheilet, und mit scharfen Nägeln versehen ist; dadurch wird die Fußsohle so ausgestrecket, daß die hintern Zähen gleichsam an die Seiten zu stehen kommen, deren eine auf die Hälfte kürzer ist, als die vördern; die letzte aber ist etwas länger, als diese. Wenn der Vogel sitzt, sind zween und zween Zähen gegen einander, wie bey den Eulen; wenn er aber den Raub fasset, so kömmt der eine hintere Zähe den beyden vördern zu Hülfe. Dieser Umstand, worauf viele Schriftsteller nicht Achtung gegeben, hat verursachet, daß sie bey den Füßen der Eisvögel irre geworden, und nicht gewußt haben, was sie davon sagen sollen. — Aus dieser Erläuterung des Hrn. Kleins läßt sichs gar wohl begreifen,

sen, wie es zugehen mag, daß in manchen Vögelbüchern die Füße dieser Vögel, zumal wenn es Zeichnungen von ausländischen sind, mit drey Zähen vorn und einem hinten erscheinen. Oft sind die Zeichnungen den Verfassern nur zugeschicket, und sie haben die Originale nicht selbst gesehen. Oft ist der Vogel in dem Zustande gewesen, darinn er ergriffen und gestorben, wo er den einen Hinterzähe nach vorne zu gerücket gehabt, und so ist er hernach erstarret und abgebildet. Oft hat auch einer bloß vom andern abgeschrieben, und sich um die Naturkörper selbst nicht bekümmert, wie z. E. Albin vom Willughby, in den Vögeln, gethan hat. In der That, wenn man die bloßen Zeichnungen genau ansieht, so sollte man bey manchem Fuße des Eisvogels irre werden, ob der eine, zur Seiten vorwärts gekehrte Hinterzähe eigentlich nach vorn, oder nach hinten gehöre. Herr Fermin giebt zwar den Eisvögeln auf Surinam solche Lage der Zähen, daß daraus erhellet, es stünden ihrer drey vorn; aber er beschreibt doch überhaupt die Verbindung der Zähen unter einander, als sonderbar. Diesemnach trete ich Herrn Kleins Meynung bey, daß der Vogel im natürlichen Zustande, wenn er sitzt, auch wenn er steht und sich gelassen ist, nur zween Zähen vorn und eben so viel hinten habe; und daß ihn folglich Herr Klein in seinem System an die rechte Stelle gebracht habe. Daß aber bisweilen der eine Hinterzähe nach vorn zu stehen komme, das halte ich für einen zufälligen Umstand, der nur manchmal beym Vogel sich ereignet. Aber darinn wollte ich lieber dem Linnäus folgen, daß ich Alcedo zum Geschlechtsnamen annehme und Ispida zu einer Art desselben mache; wiewohl Hr. Klein besteht auch hierinn nicht so sehr auf dem Worte. Ispida scheint mir eigentlich die inländische und bey uns bekannte, oft vorkommende, Art der Eisvögel zu seyn. Nun folgen die Arten dieses Vogels, welche nach Linnäus Bestimmung darinn übereinkommen sollen, daß sie einen dreyeckichten, dicken, geraden, langen Schnabel, den Klein wie einen Brettnagel angiebt, eine fleischichte, sehr kurze, flache und scharfe Zunge, auch die mehresten zween Zähen vorn und zween hinten haben; wenn sich anders hierinn noch eine Ausnahme der dreyzähichten vorne, finden sollte. 1) Europäischer Eisvogel, Königsfischer, gemeiner Eisvogel; dieser scheint der eigentliche Ispida zu seyn. Er hat einen kurzen Schwanz; ist oben blau, unten gelbroth, mit einem rothen Streife am Schnabel. Dieser kömmt gar nicht, oder selten an die Seen, sondern wohnet an schattenreichen Flüssen. Er wird fälschlich zum

Seevogel

Seevogel gemachet. Denn er hält sich weder daselbst auf, noch brütet allda. Eine sehr gute Beschreibung davon hat Zorn gegeben, (Petinoth. II. 439.) die wir kürzlich hersetzen wollen, weil von den übrigen Arten nicht viel anzumerken seyn wird. Der Europäische Eisvogel gleicht der Größe nach einem jungen Kernbeißer, hat einen sehr kurzen Schwanz, ziemlich großen Kopf, starken Schnabel, der drittehalb Querfinger lang, an den Seiten zugeflächet, vorn aber wie eine Nadel zugespitzt ist, von außen schwärzlich, von innen blutroth aussieht. Seine Zunge ganz kurz, breit, und nur ein wenig aus dem Rachen hervorragend. Die Brust breit, Füße kurz, klein und schönroth. Der ganze Oberleib blau ins grün spielend, nachdem Licht darauf fällt. Die Federn am Kopfe mit etwas dunkeln Streifen geschuppet. Vor den Augen, über dem Schnabel, geht auf beyden Seiten ein orangegelber Streif, der sich hinter den Augen über die Ohren hinaus zieht. An beyden Kinnbacken, vom Schnabel an bis zum Halse, erscheint ein dunkelblauer Streif, dessen Federchen an den Spitzen hell und glänzendblau sind. Auf dem Rücken hinab bis zum Schwanze hochblau und glänzend; Kehle, Brust und Bauch orangegelb. Der Vogel bleibt das ganze Jahr bey uns, brütet sehr früh, schon im Januar und Februar, und wählet dazu die Löcher in hohen Ufern am Wasser, wo er sein Nest, vermuthlich der Wärme und Sicherheit halber, über Ellen lang hinein machet, sechs bis sieben Jungen zeuget, die er mit kleinen zuvor zerbissenen Fischchen aufzieht. Dieserhalb ist sein Aufenthalt bloß an Flüssen, Bächen und Teichen, wo er den Fischen von einem Weidenbaume oder anderm am Wasser stehenden Gebüsche aufpasset, auf sie herabstößt, und sie solchergestalt aus dem Wasser hohlet. Zuweilen schwebet er lange überm Wasser, auf einmal aber stößt er auf seinen Raub, und selten vergeblich. Er brütet zweymal im Jahre, und seine Eyer sind sehr weiß und durchscheinend, wie Alabaster, ja so glänzend, als ob sie mit einem Firnisse überzogen wären. Einen andern Eisvogel in seiner Nähe kann er nicht wohl vertragen, und läßt daher nicht eher nach, bis er ihn von dem Orte seines Aufenthaltes vertrieben hat. Männchen und Weibchen sind nicht gut zu unterscheiden, unerachtet Herr Linnäus den langen Streifen um die Augen zum Kennzeichen des Männchens angiebt. Da er ganz von Fischen lebet, so sieht man ihn an dem Fischwasser, zumal an Forellenbächen und dergleichen nicht gern. 2) Gehaubter Eisvogel, Alcedo cristata, mit kurzem Schwanze, gehaubtem Kopfe, sehr schönen Far-

ben, einer blauen mit Schwarz eingefaßten Krone, meergrünen oder ultramarinfarbigen Hals und Rücken, der zugleich ins purpurfarbene spielet; die Flügel blaßblau und grünlicht, wie ein Türkis, die Schwingfedern schwarz und blau. Diese Art hält Seba für der Alten ihren Alcyon; denn sie sollen auf den Felsen und Klippen im Meere nisten. Die Sache ist aber unwahrscheinlich und zweifelhaft. Er ist in Ostindien und den Morgenländern zu Hause. 3) Weißschnabel, Alcedo americana s. apiastra; ein Vogel, der dem Eisvogel ganz nahe kömmt, und deswegen vom Hrn. Klein, als eine Art derselben, dahin gezogen wird. Herr Linnäus setzet ihn indessen unter die Bienenesser, merops, weil er sich, wie Seba behauptet, von Bienen und Wespen nähren soll. Das ist aber unrecht: deñ an den Ufern, wo er sich aufhält, findet er wohl keine Bienen; er lebet auch meist von kleinen Fischen. Der Vogel ist klein; der Schwanz kurz, Kopf und Hals braunroth mit Purpur untermenget, Brust und Bauch schwefelgelb, Rücken und Flügeldecken blau, Schwingfedern aschgrau. Daß übrigens dieser Vogel zu den Eisvögeln gehöret, zeiget außer den Geschlechtscharakteren auch seine Lebensart, da er sich, wie die andern an Flüssen aufhält, so nistet und von Fischen Nahrung hat. 4) Indianischer kleiner Eisvogel, kömmt an Farbe und Gestalt mit dem unsrigen sattsam überein. Edwards hat ihm zwar die Zähen so gezeichnet, daß drey derselben vorne stehen. Aber er hat in seiner Beschreibung der Zähen nicht einmal gedacht, und selbst Klein hält sich versichert, daß der eine Seitenzähe zu dem hintern zu ziehen sey, aus den vorhin gemeldeten Umständen. Der Schwanz ist kurz; oben ist der Vogel grün, unten roth, mit einem gewölkten Halsbande. Die Flügel haben weiße Flecken, und um die Augen geht ein rother Rand. Er wohnet in Westindien. 5) Gelbschnabel, Alcedo amboinensis cristata; Füße gelb, wie der Schnabel; sonst ist der Vogel bunt, aus grün, gelb und blau. Der Schwanz kurz. 6) Rauchkopf, Alcyon, ist vielleicht der größte unter den kurzschwänzigen Eisvögeln, und etwa wie ein Staar groß. Der Kopf dick, mit verwirrten blaulichten Federn besetzet; unter dem Auge eine weiße Linie; auf der Stirne einen weißen Fleck; Hals und Bauch weiß; auf der Brust ein blauer und röthlicher Streifen; die ersten Schwingfedern schwarz mit weißen Spitzen; der kurze Schwanz blau. Catesby stellet ihn auch mit drey Vörder- und einer Hinterzähe vor, aber es waltet dabey der oben angeführte Zweifel ob. Dies ist der, den Linnäus no. 3. seiner

seiner Eisvögel setzet. 7) Kleiner grüner oranienfarbener Eisvogel. Der Schnabel etwas dunkel, Unterkiefer gegen die Kehle röthlich, ganze Oberleib vom Kopfe bis Schwanze grün, Kehle orangefarfarben, Brust grün, Bauch weiß, an den Seiten röthlich oranienfarb. Die grünen Flügel haben oben einen orangenfarbigen Saum; die Schwingfedern sind dunkelbraun mit hellern Flecken; die Füße fleischfarben; in Amerika. 8) Purpurkopf, mit kurzem Schwanze, blauem Rücken, gelbem Bauche, Kopf und Bürzel purpur, Kehle und Hals weiß; und noch eine andere Varietät von eben dieser Art, daran Kopf und Bürzel kastanienbraun sind. In Ostindien. 9) Eisvogel von Madagascar; kurzer Schwanz, Körper roth, Kehle gelb; Schwingfedern schwärzlich; auf Madagascar. 10) Rother Eisvogel mit kurzem Schwanze, Körper roth, der Unterleib gelbbraun, Kopf und Flügelfedern grün, Kehle weiß. In Amerika. Von diesem saget Boddaert ausdrücklich, daß er zween Vörder- und zween Hinterzähen habe. 11) Grüngehaubter, mit kurzem Schwanze, blauem Körper, grünem Schopfe, orangefarbenem Bauche, weißer Kehle und schwarzen Schwingfedern. In Senegal. Und dies wären die kurzschwänzigen Eisvögel. Nun folgen die mit langem Schwanze. 12) Schwarzschnabel, Persianer, ist schwarz und weiß, mit langem Schwanze und kreuzweis darüber gelegten Flügeln. 13) Langgeschwänzter Eisvogel, türkischer, ist in der Größe eines Krammetsvogels mit goldgelb grünlichem Leibe, rothem Schnabel, und Purpur mit blau vermengten Flügeln und Schwanze. In Asia und an den Küsten von Afrika. 14) Schwalbenschwanz, Dea Linn. mit zwo sehr langen, in der Mitte dünnen Schwanzfedern. Schnabel schwarz, Kopf braun, Kehle weiß, Rücken schwarzblaulicht, die Brust etwas lichter, Füße schwarz, Flügel grün, und überhaupt spielen die Federn vortrefflich in der Sonne. Auf Surinam. 15) Schöner Eisvogel, ebenfalls mit zwo sehr langen Schwanzfedern; der Rücken goldgrün; auch von diesem bekennet Boddaert zween Vörder- und zween Hinterzähen. In Cayenne und Surinam. Noch eine Art 16) mit keilförmigem Schwanze. Der Rücken ebenfalls goldgrün, unten roth, Füße wieder ausdrücklich mit zween Vörder- und zween Hinterzähen. In Brasilien und Cayenne. 17) Langschwänziger gehaubter Eisvogel, auf dem Rücken blau, Brust eisenfarbig. Ein weißer Fleck vor und hinter den Augen. Es giebt noch einen andern von dieser Art auf Domingo. Ist in Amerika zu Hause. 18) Eisvogel mit der Krause. Langer Schwanz, Kör-

per graulichtblau, mit einem weißen Halsbande, Schwanz und Flügel weiß geflecket. In Mexiko. 19) Eisvogel vom Cap. Langer Schwanz, aschfarben blau, von unten gelbroth, Brust blaßroth, Schnabel roth. Auf dem Cap. 20) Senegallscher; langer Schwanz, Körper blau, unten weiß, Kopf grau, die Flügeldecken schwarz. Auf Senegall. 21) Weißkopf; ebenfalls langer Schwanz, Kopf blau schattiret, Bauch orangegelb, Rücken dunkelblau, Deckfedern der Flügel schwarz; auch auf Senegal. 22) Eisvogel von den Bermudischen Inseln; mit langem Schwanze, Kopf goldgrün, Kinn schwarz, Kehle weiß, Brust und Bauch eisenroth, der Leib hochroth, mit Goldglanze, Flügel goldgrün; die ersten Schwingfedern schwarz. Die Schwanzfedern grünroth, blau und schwarz. Auf den gedachten Inseln. So viel von den mancherley Arten der Eisvögel. Unter den Neuern hat der berühmte Naturforscher und Mathematiker, Herr Sprenger, Prof. zu Maulbronn im Würtenbergschen in seinen Opusc. Physico-Mathematicis, Hanou. 1753. eine ausführliche Abhandlung vom Eisvogel bekannt gemachet; und darinn besonders seine Erfahrungen von der natürlichen Dauer des Eisvogels nach seinem Tode geliefert. Er beschreibt darinn zuförderst die Art, welche sich an Flüssen aufhält, und ihre natürliche Eigenschaften; denn den Seeeisvogel hat er nicht gesehen, und vermuthlich hat ihn Niemand gesehen. Die seinigen sind alle so groß, wie ein gemeiner Sperling gewesen. Manchmal fallen sie, wie eine Amsel groß. Erdgewürme will der Vogel nicht gern fressen. Er brütet im December, auch noch im Februar, vierzehn Tage und bringt bis neun Jungen aus. Das Nest in der Erde, im Sande, auch wohl in einer Klippe, oder sonst einem Winkel, besteht aus Fischgräten, aus Wolle, Federn und andern weichen Dingen, auch aus Schlamm. Es sieht einem Beutel ähnlich, oben spitzig zu, mit einem Loche, wodurch der Vogel hinein kann. Das Weibchen liebet das Männchen äußerst zärtlich; daher ist das Sinnbild der ehelichen Liebe und die Fabel von Verwandlung des Ceyx und seiner Gemahlin in Eisvögel, zum Beweise der Naturkenntniß der Alten, entstanden. Ueber die Unverweslichkeit hat Herr Sprenger Versuche angestellet. Er nahm dergleichen Vögel, fütterte sie, aber sie verhungerten, weil sie ihr natürliches Futter nicht bekamen. Er hieng sie auf, in ein offenes Zimmer, wo alles Ungezieferhin konnte. Sie vertrockneten dergestalt, daß auch die Federn ganz feste wurden, und sich nicht ausrupfen ließen. Das Ungezieser, Fliegen und

anderes

anderes Geschmeise wollte nicht daran, auch nicht einmal seine Eyer darauf legen. Man saget auch, der todte Vogel verändere seine Federn, und aufgehangen, drehe er sich nach dem Winde. Dies alles hat Herr Sprenger, wie vieles dergleichen Vorgeben, ungegründet gefunden. Als er den Vogel am Bindfaden auf hieng, drehete sich der Bindfaden nach der Seite der Feuchtigkeit, wie ordentliche Hygrometer thun. An der Kette hieng er ganz stille. Uebrigens ist der Vogel ausgetrocknet nachher nicht verdorben, und es ist richtig, was man von seiner Unverweßlichkeit vor Alters angemerket hat.

Den Namen Eisvogel führet auch ein schöner Schmetterling aus dem Geschlechte der Tagvögel, welcher deswegen so genannt worden ist, weil seine Farbe, wie bey den Eisvögeln in das blaue und grüne spielet. Er wird hin und wieder in Deutschland, aber nicht häufig gefunden, und ist wegen seiner Größe und prächtigen Farben merkwürdig. Nach der Beschreibung des Herrn Rösels, welche man im dritten Theile seiner Insectenbelustigungen S. 204. u. f. nebst einer richtigen Abbildung antrifft, hat die obere Fläche der Flügel einen dunkeln erdbraunen Grund. Auf den Vörderflügeln findet man eine schmale, auf den Hinterflügeln aber eine breitere, kappenförmige, blaue und schwarze Einfassung, über welcher erstlich eine Reihe von mondförmigen, pomeranzengelben Flecken und alsdenn ein breiter weißer Streif geht, der von dunkeln Adern durchschnitten wird. Die untere Fläche der Flügel, welche eine schöne pomeranzengelbe Grundfarbe hat, ist mit verschiedenen blauen, schwarzen und weißen Flecken gezieret. Die Raupe, aus welcher dieser Schmetterling entsteht, gehöret unter die Dornraupen, und ist ebenfalls überaus schön gezeichnet, wie unsere Leser am besten aus der Röselischen Abbildung ersehen können, welche auf der 31 Tafel des vierten Theiles der Insectenbelustigungen befindlich ist. Man trifft diese Raupe gemeiniglich im Monat May auf den Espen an.

Elasticität.

S. Schnellkraft.

Elaterium.

Elaterium Linn. Die Pflanze, deren Saft in den Apotheken diesen Namen führet, muß man nicht mit derjenigen verwechseln, welche Herr von Linne unter dem lateinischen Worte versteht. Jene bringt derselbe zu dem Balsamapfel, Momordica, und wir werden selbige unter dem Namen Spritzgurke beschreiben. Deswegen können wir auch den deut-

schen Namen Spritzen, womit Hr. Planer das Elaterium Linn. beleget, nicht füglich annehmen. Ueberhaupt kann man leichtlich Momordica Elaterium und dieses Elaterium verwechseln; daher hätte man, obgleich beyde Pflanzen in Ansehung der Frucht einander ähnlich sind, dem andern und neuen Geschlechte nicht den alten Namen beylegen sollen. Männliche und weibliche Blumen wachsen auf einer Pflanze. Beyde haben keinen Kelch, aber ein Blumenblatt, dessen walzenförmige Röhre sich in fünf Einschnitten verbreitet, welche lanzenförmig, auf dem Rücken ausgehöhlet, und mit einer vorragenden Spitze besetzet sind. Die männlichen haben einen Staubfaden mit einem linienartigen, fünfmal gefaltenen Staubbeutel besetzet, und die weiblichen einen rauchen Fruchtkeim, dessen Griffel sich mit einem köpfichten Staubwege endiget. Die lederartige, mit stachlichten Erhebungen besetzte, und mit markichten Wesen erfüllte, Frucht öffnet sich mit einer merklichen Federkraft in zwo Klappen und enthält viele Saamen. In der Murrayischen Ausgabe stehen zwo Arten: 1) das Carthaginensische Elaterium, welches herzförmige Blätter hat, und 2) das dreyblätterichte, trifoliatum, so in Virginien wächst.

Elbnasen.

Ein Meernasen, ein Zert, Capito Anadromus Gesn. Cyprinus Vimba, Linn. gen. 189. sp. 25. Wimba Suecor. Wimba des Müllers, eine Gattung seines Karpfengeschlechts, Zärte, Zerta, Cyprinus 8. Leskii. s. Schwaal, Leuciscus 3. des Kleins.

Elder. S. Erle.

Elektricität.

Sehr viele Körper auf dem Erdboden haben die besondere Eigenschaft an sich, daß sie unter gewissen Umständen, z. E. gerieben, oder genugsam erwärmet, 1) leichte Körperchen anziehen, und nachher wieder zurückstoßen, 2) ein Licht hervorbringen und leuchten, und 3) bey Annäherung anderer dichter Körper sogar einen leicht prasselnden Funken verursachen. Diese Eigenschaft der Körper nennt man ihre Elektricität, und die damit vorzüglich versehenen Körper, elektrische. Eine neue, wenigstens neu auseinander gesetzte, und zu unzähligen neuen Erfindungen genutzte Sache, bekam einen neuen Namen, und zwar aus dem Griechischen, von ἤλεκτρον, Bernstein, weil der Bernstein eigentlich derjenige vorzügliche Körper ist, welcher diese Eigenschaft im großen Grade an sich hat, und deswegen auch schon den Alten bekannt war. Man könnte daher die Elektricität der Körper, wie bereits vorlängst einige gethan haben, ihre Bern-

stein

steinlichkeit nennen. Denn guter polirter Bernstein, an ein Tuch bis zu einiger Wärme scharf gerieben, zieht allerley Körperchen an sich, als Härchen, Spreu, Sandkörnchen, Federn, Metallblättchen, u. s. w. riecht ganz merklich und von eigener Art, leuchtet im Finstern, verursachet, an die Lippen oder Haut gehalten, die Empfindung eines Lüftchen, und giebt endlich einen kleinen Funken von sich. Alle diese Erscheinungen äußert der Bernstein im hohen Grade, nachdem er reiner und polirter, mehr oder weniger gerieben ist, und nachdem die Körper sind, welche man an ihn bringt. Inzwischen thun dasselbe, fast mit gleicher Kraft, auch andere ihm ähnliche Körper: dergleichen sind besonders alles Glas, Schwefel, Harze, Gummi, Pech, Wachs, Talg, Demante, Saphire, Amethyste und verschiedene andere Edelsteine, alle Seide und die daraus verfertigten Körper, so gar Leder und recht trocken Holz, die Haare der Thiere, Katzen, Pferde u. s. w. Unter diesen und andern ist inzwischen das Glas das allerbequemste, theils wegen der Bequemlichkeit zu reiben, theils wegen der stärkern Elektricität, die dadurch vornehmlich erreget wird. Die Körper, welche durchs Reiben und Mittheilen von andern dergleichen Eigenschaften des Anziehens, Leuchtens und Funkenspeyens bekommen, heißen unelektrische; und dahin gehören sehr viele, besonders die metallischen, die meisten steinichten, die meisten flüßigen Körper. Und haben sie gleich im Grunde ein wenig elektrisches Vermögen, denn davon ist kein Körper ganz bloß; so rechnet man sie ihres geringen unmerklichen elektrischen Vermögens halber, lieber zu den unelektrischen Körpern. Aus diesen Erscheinungen hat man denn angefangen, sowohl einen deutlichen Begriff von der Elektricität selbst zu geben, als auch ihre Erscheinungen begreiflich, und so viel möglich natürlich zu erklären. Es ist demnach die Elektricität nichts anders, als die in den Körpern vorhandene, besonders aber erregte, elektrische Kraft; und die elektrische Kraft derselben ist derjenigen ihre Kraft, mittelst welcher sie leichte Körperchen anziehen, leuchten, Funken, und zuletzt Erschütterungen hervorbringen. Daher würde man die Elektricität mit Rechte eine Kraft der Körper nennen, andere leichte anzuziehen, und Licht zu geben. Die elektrischen Körper haben demnach eine ursprüngliche Elektricität, das heißt, die obberegte Kraft kann in ihnen durchs Reiben erreget werden; hergegen die unelektrischen sind nur geschickt, die in erstern erregte Elektricität aufzunehmen, sie fort zu pflanzen, geraume Zeit zu behalten, und dadurch allerley sonder-

bare Wirkungen hervorzubringen. Sie haben also nur eine mitgetheilte Elektricität. Diese Mittheilung kann nicht an elektrischen Körpern geschehen, weil diese die Elektricität anderer nicht weiter annehmen. Sollen daher die unelektrischen ihre mitgetheilte Elektricität behalten, fortpflanzen und andern annähernden mittheilen: so stellet man sie ganz frey auf elektrische, das heißt, man isoliret sie.

Ehe ich zur Erklärung der elektrischen Erscheinungen übergehe, will ich erstlich die Art, wie wir heut zu Tage die Elektricität gemeiniglich erregen, mit wenigen berühren; so denn die ganzen allgemeinen elektrischen Wirkungen und Erscheinungen nach ihren Umständen voraussetzen; und diese werden mich denn ganz füglich auf die Erklärung selbst leiten. Der gemeinste Weg, Körper elektrisch zu machen, geschieht durch unsere bekannte Elektrisirmaschinen, deren die mehresten aus solcher Vorrichtung bestehen, daß eine Glaskugel mittelst angebrachten Rades, oder elastischen Bogens, schnell kann gedrehet, an derselben ein anderer unelektrischer, mit der Erde Gemeinschaft habender, Körper gehörig daran und ununterbrochen gerieben, und die solchergestalt im und ums Glas erregte Elektricität einem andern unelektrischen, die Kugel sanft berührenden Körper mitgetheilet, und durch diesen von andern damit verknüpften, zumal metallischen oder andern dichten Körpern, gesammlet, fortgepflanzet, und zuletzt dahin geleitet werden kann, wo man ihren Ausbruch oder Abfluß verlanget. Gemeiniglich nimmt man reine, dünne, weiße, etwas große Glaskugeln. Ueber oder an derselben liegt ein weicher metallener Quast, der die Elektricität der Kugel aufnimmt, und sie zu einer in seidenen Schnüren hängenden, etwas weiten, metallenen Röhre leitet, welche der Conductor genannt wird. Von diesem gehen sodann allerley isolirte Ketten, soweit als man es verlanget. Das ist das allgemeine der Elektrisirmaschinen, ohne mich in die Besonderheiten derselben einzulassen; da einige aus bloßen Glasscheiben, andere aus Cylindern, andere aus Röhren, andere aus Porcellan- und Schwefelkugeln sind gefertiget worden. Die Gestelle, um unelektrische Körper, welche die Elektricität nicht weiter fortpflanzen sollen, frey zu setzen, hat man aus Pechkasten, aus Schwefelklumpen, aus Wachse, aus Brettern und Sesseln auf seidenen Schnüren, u. s. w. gemachet, unter welchen allen ich ein einfaches, gehörig eingerichtetes Brett, auf etwas hohen, starken, massiven Glasfüßen, am allerbequemsten,

sten, reinlichsten, und leichtesten gefunden habe.

Die Erscheinungen und Wirkungen anlangend, so ist die erste das Anziehen und Zurückstoßen. Wenn ein elektrischer und unelektrischer Körper in gewisser Nähe zusammenkommen, so beweget sich der leichtere, beweglichere gegen den andern unbeweglichern, dergestalt daß eine Anziehung unter ihnen statt hat. Wenn aber gleich stark elektrisirte Körper einander nahe kommen, daß sie auf sich wirken können, so erfolget eine Entfernung des beweglichern, vom unbeweglichern, folglich ein Zurückstoßen. Dieses gilt auch, wenn im erstern Falle der unelektrische, durch Berührung des elektrisirten, selbst elektrisch geworden ist: beyde stoßen sich alsdenn zurück, so oft der zurückgestoßene seine Elektricität, durch Berührung eines andern unelektrischen Körpers, verliert, so oft wird er aufs neue angezogen u. s. w. Die zwote Erscheinung. Wenn die Glaskugel im Finstern gerieben wird, so leuchtet sie, nicht allein da, wo der reibende Körper angehalten wird, sondern auch wo der Quaste mit seinen Fäden und Blättchen aufliegt; läuft der elektrisirte Körper in Spitzen aus, so strömet ein kleiner, von der Spitze an auswärts gehender Lichtkegel, von selbst heraus, streuet um sich her einen eigenen, ganz empfindlichen, urinösen, phosphorischen Geruch, der auch um die Kugel, nebst einem merklichen Windstrome stark wahrzunehmen ist. Dieses Ausströmen des Lichtkegels geschieht auch im luftleeren Raume; es ist daselbst viel stärker, als in der Luft, und erfüllet gleichsam das ganze Vacuum. Hält man gegen die Fläche eines elektrisirten Körpers, die Spitze eines dichten unelektrisirten, so fährt auch aus der Spitze dieses letztern ein dergleichen Lichtpinsel heraus, und ein doppelter, wenn beyde, elektrisirter und nicht elektrisirter Körper sich nähern. Dritte Erscheinung, die unmittelbar aus der zwoten entsteht. Wenn ein elektrisirter und unelektrisirter, zumal nicht spitzige, Körper zusammenkommen, so entsteht plötzlich zwischen ihnen ein heller Funken, mit einem vernehmlichen Quacksen, der an der Haut, wenn er dahin fährt, ein empfindliches Stechen erreget, bald blau, bald weiß, bald röthlich aussieht, und leicht brennbare Materien, wenn er stark genug ist, wie wir nachher sehen werden, wirklich anzündet, wie z. E. Weingeist, Pulver, Knallgold, rauchenden Lichtdocht, u. s. w. Das elektrische Licht wird solchergestalt, durch die Verdickung und Anhäufung zu einem wirklichen Feuer und bringt auch dergleichen hervor. Vierte Erscheinung. Man wird

wird zwar nicht eben merken, daß der elektrische Wirbel um die Kugel, oder die Atmosphäre derselben, einige Wärme bey sich hätte; wenn man aber ein Thermometer dicht an die geriebene Kugel in dem Wirbel hält, so wird dasselbe bald auf etliche Grade hinaufsteigen. Ich habe es in kurzer Zeit an vier bis fünf Fahrenheitische Grade steigen gesehen. Ein sattsamer Beweis, daß die elektrische Atmosphäre um die Kugel das Quecksilber ausdehne, folglich Wärme verursache. Man könnte es leicht theoretisch abnehmen, wo ein Feuer hervorgebracht wird, da müsse auch wohl Wärme verursachet werden können.

Hier kann ich denn gleich der elektrischen Verstärkung gedenken. Wenn man ein Glas, oder eine Flasche mit Wasser, oder anderer feinen metallischen Materie meistentheils anfüllet, oder auch nur inwendig mit Staniol überleget, ferner sie von außen ins Wasser setzet, oder auch so hoch sie inwendig gefüllet ist, mit Feilspänen, oder andern dichten metallischen Materien, mit Staniol, mit Goldblättchen umgiebt, daß sich die innere und äußere Belegung weder berühren, noch einigen Uebergang der Elektricität veranlassen können; wenn man hiernächst von dem Conductor, und der angebrachten Kette einen Drath in die Flasche frey hineinläßt, daß sie die inwendige Materie auch wohl mit einem metallischen Quaste am Ende berühret; wenn man endlich um die äußere belegte Fläche der Flasche eine Kette zieht, diese mit der einen Hand anfasset, und mit dem Finger der andern den Conductor anrühret: so wird man einen sehr starken Funken herauslocken, der zugleich in dem Augenblicke eine heftige Erschütterung durch den ganzen Körper, von einem Arme bis zum andern, und zwar größtentheils in den Gelenken und auf der Brust verursachet. Diese Erschütterung wird überhaupt durch diejenigen Theile des Körpers dringen, welche die Kette von einer und den Conductor, oder ieglichen an ihr gebrachten elektrisirten Körper von der andern berühren. Denn solchergestalt entsteht der sogenannte Erschütterungskreis, als welcher eigentlich derjenige körperliche Raum ist, der von der äußersten Belegung der Flasche, wo die Kette anliegt, durch die Kette und die mit ihr verbundenen Körper, bis an den Punct geht, wo zum letzten der Conductor, oder ein anderer Theil der elektrisirten Vorrichtung berühret wird, und sich von hier wieder durch die elektrisirte Vorrichtung bis dahin erstrecket, wo die Belegung die Seite der Flasche von innen bedecket. Kurz, der Erschütterungskreis ist derjenige, wodurch beyde Belegungen

des Glases, von innen und von außen, dem kürzesten Wege nach, in Verbindung gesetzet werden. Denn die Erschütterung geht allemal den kürzesten Weg. Die Kette, welche die Flasche von außen berühret, und die mit ihr verbundenen Körper scheinen an ihrer natürlichen Elektricität vermindert, und die Vorrichtung, welche mittelst des Drathes mit der innern Fläche der Flasche Gemeinschaft hat, scheint in ihrer natürlichen Elektricität angehäuft zu seyn, und mehr davon zu bekommen; daher pfleget man erstere weniger, oder negativ, letztere mehr, oder positiv, zu nennen. Und die Anhäufung der Elektricität in der Flasche, und der darinnen befindlichen Materie, heißt die Ladung der Flasche. Man hat vielerley Arten solcher Verstärkung durch nasse und trockene Materie, von großer Verschiedenheit; man hat Flaschen, Gläser, Porcellan u. s. w. man hat auch nur große Glasplatten, die von beyden Seiten, nach übrig gelassenem breiten Rande an jeder derselben, mit Staniol oder Blattgold beleget sind, und die vortreffliche Wirkung thun. Genug, durch diese Verstärkung wird die Elektricität so heftig, daß ein herausgelockter Funke, außer der stärksten Erschütterung, auch gleich zündet, Löcher durch Pappe und Karten schlägt, kleine Thiere tödtet, und einige wollen damit so gar Metalle, wiewohl unwahrscheinlich, in Glas geschmolzen haben.

Aber nun zur Erklärung, und nicht zwar weitläuftig, was andere hin und wieder, mehr oder weniger wahrscheinlich angebracht haben; sondern was ich selbst davon fürs natürlichste und den übrigen ähnlichen Erscheinungen gemäßesten halte. Doch berühre ich nur mit ein paar Worten, daß Nollet eine besondere elektrische Materie annimmt, die er mit dem Elementarfeuer und mit der Materie des Lichts für einerley hält. Diese Materie, saget er, ströme aus einem elektrisirten Körper überall heraus, verbreite sich umher, gleich einem Strome, und verursache das Zurückstoßen. Gegentheils dringe aus der Luft, und andern unelektrisirten Körpern die elektrische Materie überall in den elektrisirten Körper hinein, errege einen andern gegenseitigen Strom, und verursache dadurch das Anziehen. In einigen Stücken dieser Annahme hat Nollet nicht Unrecht. Franklin nimmt auch eine eigene elektrische Materie an, die sich allemal in dem elektrisirten Körper, eben durchs Elektrisiren anhäufe, und das nennt er, wie schon gesaget, positiv, oder wirklich elektrisch. Nähert sich einem solchen Körper ein nicht elektrisirter, so treibt ersterer,

rer, nämlich der positiv elektrische, die elektrische Materie in den letztern zurück; er verliert davon einen Theil mehr oder weniger, und wird also überhaupt negativ elektrisch. Kommen sie beyde zusammen, so geschieht der Uebergang der Materie aus einem in den andern mit Gewalt und Heftigkeit, und dadurch entsteht das Licht, der Funke, der Schlag und die Erschütterung durch den ganzen Kreis. Franklin hat auch vieles, das allen Beyfall verdienet, und seine Theorie hat beynahe die meisten Anhänger bekommen. Aber Euler und andere nach ihm, haben sicherlich die einfachste Erklärung gegeben. Hier ist nun das Wesentliche davon; denn ich selbst bin, bis auf wenige Umstände, dieser Meynung. Erstlich wird nicht etwa vorausgesetzet, sondern erwiesen, daß alle Wirkungen der Elektricität, Wirkungen des Aethers sind, die er unter mancherley Bewegungen, Veränderungen, Spannungen, und Umständen, worein er gesetzet wird, hervorbringt. Also ist die elektrische Materie gar keine eigene Materie, und es ist in der Physik immer ungereimt, vielerley besondere Materien anzunehmen. Die Elektricität kommt wirklich vom Aether her, ja nachdem dieser in gewisse Arten von Thätigkeiten und Activität kömmt. Daß er ganz allein das Licht erzeuge, sobald er in Bewegung und Vibration kömmt, daran zweifelt wohl Niemand mehr. Hier ist das Licht auch in der Elektricität. Und daß dies vom Aether erzeugte Licht, bey größern Graden seiner Stärke, Wärme und zuletzt Feuer, errege, das ist auch bereits eine ausgemachte Sache. Lasset uns daher sehen, wie dieser in Bewegung gesetzte Aether Ursache der elektrischen Phänomenen sey.

Anfänglich wissen wir, daß in allen Körpern eine große Menge feiner ätherischer Materie vorhanden, daß auch außer ihnen alles damit angefüllet, und folglich kein wirklich leerer Raum, weder auf dem Erdboden, noch zwischen den Himmelskörpern sey. Nun hat dieser Aether, als das feinste flüßige Wesen, welches wir kennen, auch die Eigenschaften der andern flüßigen Körper an sich. Er ist in Ruhe, wenn das Bestreben aller seiner Theile überall gleich stark ist. Er wird in Bewegung gesetzet, wenn dies Gleichgewicht des Bestrebens der Theile irgendwo unterbrochen wird; und veranlasset alsdenn äußerlich allerley Erscheinungen. Vorzüglich entsteht eine Bewegung nach der Seite hin, wo der Widerstand am geringsten ist. Das ist der erste Grund, wodurch sich die elektrische Kraft veroffenbaret. Daher ist, meinen Gedanken nach, vorzüglich der Mangel des Gleichgewichts

gewichts ein Bestreben, zwischen dem Aether im elektrisirten Körper, und den umher befindlichen, oder in einem unelektrisirten, die Ursache der Elektricität; nicht aber gerade die Anhäufung oder auch die Verminderung der Quantität desselben. Bey der Anhäufung der Elektricität im Körper hätte ich noch nicht so viel Bedenkliches, als bey Ausleerung derselben. Wenn die negative Elektricität die Verminderung des Aethers in einem Körper ist, warum dringt denn vom umliegenden Aether nicht soviel wieder hinein, als darinn ausgeleeret worden. Was hindert diesen Einfluß? Mehrerer und verdichteter Aeher in einem Körper kann freylich das vorige Gleichgewicht im Bestreben desselben gegen den anliegenden aufheben, und ein Uebergewicht nach der Seite des mehrern veranlassen. Denn die Aufhebung des Gleichgewichtes im Bestreben, kann beym Aether aus zwo Ursachen, herkommen: einmal wenn des Aethers darinnen mehr wird, wo vorher weniger war; denn dadurch wird er verdichtet und bekömmt mehr Elasticität; zweytens, wenn zwar einerley Quantität Aether im Körper bleibt, aber das Bestreben der ätherischen Theile selbst gegen einander entweder vermehret oder vermindert wird. Und das letzte ist mir das natürlichste bey den elektrischen Kräften. Wird ein Körper, der an sich viel elektrisches Vermögen hat, stark werden, so geräth die ganze ätherische Masse in demselben in stärkere Bewegung und Schwingung, das Gleichgewicht mit dem umliegenden Aether wird aufgehoben, dieser nimmt unmittelbar Theil daran, und so entsteht augenblicklich entweder ein Eindringen des anliegenden Aethers in den elektrisirten Körper, oder ein Ausströmen desselben gegen den anliegenden. Es erfolget auch ein stäter neuer Ersatz von außen, mittelst des auf der Erde stehenden, reibenden Körpers. Solchergestalt läßt sich, durch die Nahrung des Gleichgewichtes im Aether bey elektrisirten, und nicht elektrisirten Körpern, ganz natürlich ein elektrischer Strom gedenken. Durch diesen entsteht unmittelbar das Anziehen und Abstoßen, nach den Gesetzen aller Wirbelbewegungen und Ströme von flüßigen Körpern. Wollte man auch blos bey der vermehrten oder verminderten Vibration des Aethers in einem Körper stehen bleiben, so sind auch hier die elektrischen Wirkungen nicht schwer zu begreifen. Wenn der Aether eines Körpers in starker Zitterung und Vibration geräth, so theilet er diese seine Schwingung dem nächst anliegenden mit, er sey in Körpern oder in der bloßen Luft. Hierdurch entstehen

erst wellenförmige Bewegungen, alsdenn Wirbel, mittelst denen andere Körper bald mit fortgerissen, bald abgestoßen werden. Sie verursachen ferner auf einem andern, gehörig nahen, noch unerschütterten Körper, einen schleunigen und starken Ausbruch dieser Schwingungen, und eben dadurch das intensive Licht, den Funken, und die gesammte empfindliche Wirkung der Erschütterung oder auch der Trennung in den Substanztheilen anderer Körper. Sie erregen auch durch diese schleunige Mittheilung ihrer eigenen Erschütterung den schmerzhaften Schlag, den man im Körper, besonders in den Nerven, fühlet. Denn dieser ist in der That nichts, als das allergeschwindeste, in der That aber auch heftigste, wechselsweise Zusammenziehen und Ausdehnen der feinsten Nervenfasern im Körper, nach der Gegend, welche den eigentlichen Erschütterungskreis ausmachen hilft. Man sieht hieraus, daß ich die Wirkungen der elektrischen Kraft nicht dem mehrern oder wenigern in der Quantität des Aethers in einem Körper, als vielmehr dem mehrern und wenigern in seiner Bewegung, Erschütterung und Elasticität zueigne. Ich bin aber doch nicht in Abrede, daß bey dieser Stöhrung des Gleichgewichtes in den Kräften desselben, unter gewissen Umständen, bald eine Anhäufung bald eine Verminderung der Quantität von Aether in einem Körper entstehen könne. Es scheint nur, man bedürfe dieses Anhäufens und Verminderns nicht nothwendig, sondern habe die Erklärung der elektrischen Erscheinungen mehr aus Näherung des blossen Gleichgewichtes in der Elektricität des Aethers herzuleiten. Und das thut auch Herr Euler, der geschickteste Ausleger dieser Sache. Er neiget sich aber doch nachher, wenn das Gleichgewicht einmal aufgehoben ist, zur Anhäufung und Verminderung des Aethers in den Körpern, und leitet das Wesen der elektrischen und nicht elektrischen Körper aus der Beschaffenheit ihrer Zwischenräume her, welche bald verschlossener, wie bey elektrischen, bald offener, wie bey unelektrischen, sind. Und freylich muß es in der wesentlichen Beschaffenheit dieser Körper liegen, warum einige bloß zu Erregung der Elektricität geschickt und elektrisch, andere hergegen meistens zur Annehmung und Fortpflanzung der erregten geschickt, und unelektrisch sind.

Diese Anwendung der ätherischen Wirkung auf die Elektricität, welche man dem ältern und jüngern Herrn Euler vornehmlich zu verdanken hat, war denn ein ein neuer Schritt, die Kenntnisse der natürlichen Begebenheiten zu erweitern. Man ward inne, daß die Natur alles das im Großen

vornehme,

vornehme, was man von der Elektricität an der Maschine im Kleinen bemerkete; man überzeugete sich, daß Donner und Blitz mit allen ihren fürchterlichen Erscheinungen den wahren Ursprung aus der Elektricität der Luft hernehme. Dieserwegen stellete man Versuche an, und richtete eiserne, oder andere metallische, spitze Stangen isoliret in der Luft auf, und fand, daß sie bey annähernden Gewitter, oft auch ohne dasselbe, sehr stark elektrisch wurden, und ihre angenommene Elektricität andern frey gestellten Körpern mittheilten, auch Funken und Schlag mit viel heftigerer Wirkung hervorbrachten, als es durchs Reiben an der Maschine irgend geschehen konnte. Die Ursache ergiebt sich von selbst. Die Luft ist bis in die obersten Gegenden voller Aether. Dieser wird durch den Wechsel von Kälte und Wärme, zur Zeit der Gewitter und nach vorgängiger großer Hitze, in eine gewaltsame Bewegung gesetzet, das Gleichgewicht in der Elasticität seiner Theile wird an vielen Orten unterbrochen. Dadurch entsteht ein gewaltsamer Kampf und Erschütterung in eben diesen Theilen ganze große Strecken hindurch; an Stellen, wo die Verdichtungen am stärksten sind, geschehen gewaltsame Ausbrüche nach solchen Stellen, wo die größte Verdünnung vorgegangen ist; und dieser Uebergang wird durch zwischen liegende Körper, wie z. E. durch Wolken und Dünste, befördert, welche zur Annehmung und Fortpflanzung dieser ungleichen Erschütterung an sich geschickt sind. Wenn daher das Bestreben des Aethers, ins Gleichgewicht zu kommen, welches durch Reiben am Glase bey der Maschine gestöhret und unterbrochen worden, schon daselbst im Kleinen solche empfindliche Wirkungen von Funken und Schlag verursachet, wie viel mehr wird das nämliche Bestreben in der freyen offenen Luft, wo ganze große Massen Aether von vielen Quadratmeilen aus ihrer Ruhe und Gleichgewicht der Spannung gekommen, die entsetzlichsten und zerstöhrendsten Wirkungen hervorbringen müssen. Da ist das Licht nicht mehr ein bloßer Funke, es ist ein dichter Feuerstrahl, der einen weiten Raum durchläuft, Körper, auf die er fällt, so fern sie brennbar sind, mit Gewalt ergreift, oder sie zerschmelzet und sonst zerstöhret. Der Schall dabey, von Erschütterung der äußern Luft, ist kein bloßes Knickern mehr; es ist ein Krachen, das sich in ein weites murmelndes Getöse durch die Atmosphäre verbreitet, so weit die schwingende Erschütterung der Luftmasse immer geht. Ich stelle mir dabey als wahrscheinlich vor, daß der Aether in der Oberluft, zu Zeiten der Gewitter, durch Ver-

dünnung und durch starke Ausdehnung, worinn er gerathen ist, weniger Elasticität haben, als der in der Unterluft und in der Nähe des Erdbodens; daß daher der Trieb der ätherischen Bewegung von der Erde mehr aufwärts in die Oberluft geschehe, und die mehresten Blitze und Schläge von unten auf nach den Wolken zu verursachet werden. Eben deswegen scheinen sie mir auch an den Körpern auf dem Erdboden so entsetzliche Wirkungen zu äußern; weil sie an ihrem Entstehungsorte wahrscheinlicherweise die meiste Intensität haben. Ueber diese Erregung der Elektricität in der Luft, und Auslockung der Blitze, hat Franklin gewiß die ersten unwidersprechlichsten Versuche angestellet, dem nachher viele andere gefolget sind. Man kann ihn in seinen Briefen von Wilken vermehret, nachlesen, auch seinen elektrischen Drachen besonders beschrieben finden. Ob durch diese Anstalt ein wahres Mittel, die Blitze von besorglichen Oertern abzuhalten, erfunden sey, will ich hier nicht ausmachen. Einigermaßen kann es seyn, und ich glaube es in gewisser Absicht; ohne selbst derjenige zu seyn, der in solchen gesicherten Gebäuden unbesorgt wohnen möchte.

Nachdem nun die elektrische Kenntniß heut zu Tage so weit getrieben ist, und sie uns überhaupt unzählige neue Einsichten gewähret hat, so entsteht die Frage: ob denn die Alten gar nichts davon gewußt haben, und ob diese Erscheinungen ganz neue Dinge sind. Man kann kürzlich antworten, das Anziehen und Leuchten der Körper ist den Alten allerdings bekannt gewesen. Ein Zeugniß davon ist, was sie vom Bernsteine erzählen, dem sie sogar etwas ausströhmendes und Flamme gebendes beylegeten. Sie haben auch die Lichtpinsel an metallenen Spitzen und Stangen gar oft gesehen, und sie unter ihre wundersame Erscheinungen gerechnet. Aber freylich haben sie weder die wahre Beschaffenheit dieser Erscheinungen, noch auch folglich ihre künstliche Erzeugung und Hervorbringung gekañt. Denn dies eigentlich ist eine Folge unserer neuen Naturkenntnisse gewesen, wozu Boyle, Guerike, Newton, Hawksbee, und vornehmlich Euler den Grund, durch ihre Untersuchungen von der Luft, dem Aether, der Anziehung und dem Lichte, geleget, andere Versuchkenner nachher unter den meisten europäischen Nationen, insbesondere der Deutschen, die eigentliche Elektricität nach allen ihren Wirkungen weiter bearbeitet, erkläret, und zu neuen Entdeckungen oder Benutzungen angewendet haben. Man kann die Bemühungen um die Elektricität unter den Franzosen und Engländern schon in den

Jahren von 1730. bis 1740. finden. Aber es war bey allen noch kein rechter Eifer, keine rechte Aussicht auf neue Erfindungen. Erst mit dem Jahre 1740. kann man die rechte Periode und das Jahr 1744. als das Normaljahr wichtiger Erfindungen annehmen, wo die elektrischen Versuche nicht nur allgemein, sondern überhaupt mit mehr Anwendung, mit mehr Genauigkeit, mit mehr Erklärung und mit mehr Beweisen unternommen wurden. Und in allen diesen Stücken haben es die Deutschen den übrigen Nationen zuvor gethan. Selbst die Zufälle waren ihnen günstig. Denn der so berufene, und in der Folge so furchtbare Versuch der elektrischen Verstärkung, der so lange der Musschenbroekische und Leydensche geheißen hat, ward von einem Pommerschen Herrn von Adel, dem Herrn von Kleist, Domdechant in Camin, im Jahre 1745. den 11. Octobr. von ungefähr erfunden, in Berlin und Danzig um eben die Zeit schon glücklich nachgemachet; nachdem erst fünf Monathe hernach, da schon Briefe von Danzig an Kaufleute allenthalben nach Holland gegangen waren, derselbe in Leyden vom Herrn Allaman und Musschenbroek angestellet, und gleich mit großer Aemsigkeit von da aus, als von seinem Erfindungsorte, nach allen Ländern hingeschrieben und verbreitet wurde. Selbst um die Zeit machete man schon Musschenbroeken die Ehre der Erfindung streitig, da es bekannt wurde, daß er den Versuch vom Hrn. Cunäus, einem Kaufmanne zu Leiden, mitgetheilet erhalten hatte. Nach dieser Zeit zündete man in Deutschland mit dem verstärkten elektrischen Funken, allerley brennbare Sachen an, welches vorher noch nirgends geschehen war. Ja um eben die Zeit, als Franklin etwa ums Jahr 1752. seine fürchterlichen Unternehmungen mit dem Drachen anstellete, um die Elektricität der Luft aufzunehmen, auch die Luft- und Gewittermaterien durch aufgerichtete Stangen erforschete; zu eben der Zeit, da fast vor Franklinen Richmann in Petersburg, Lieberkühn und Ludolf in Berlin ebenfalls die Gewitterelektricität durch aufgerichtetes Geräthe zu zeigen bemühet waren, ersterer auch darüber das Jahr darauf, 1753. erschlagen wurde, um eben die Zeit, und in der That noch vor ihnen allen, hat schon der Mährische Geistliche, Procopius Divisch, die Elektricität der Luft, vornehmlich bey Gewittern, durch Aufstellung einer eigenen, hierzu schicklichen Geräthschaft, auf beträchtlichen Anhöhen herabgeleitet, und die Gewalt der Wetterstrahle glücklich gebrochen. Dieser Mann hatte von seinem Vornehmen nicht das mindeste bekannt werden lassen, weil er aus

Aberglauben des gemeinen Mannes, nach den Grundsätzen seiner Kirche, allerley Ungelegenheiten besorgete; und erst ein Jahr nachher, als Franklins, Monniers, Delors und des Romas Versuche, ums Jahr 1752-53. bekannt wurden, gab man von diesen vorgängigen Erfahrungen des Divisch eine nur kurze Nachricht. Dieses, und mehr andere dergleichen Umstände zeigen sattsam, daß die Deutschen an den wichtigsten Erfindungen in der Elektricität den größten Antheil haben. Wer die Geschichte der Elektricität, die an sich viel angenehmes und besonderes hat, lesen will, den verweise ich auf die angefangene Gralathsche Geschichte der Elektricität, in den Versuchen der Danziger naturforschenden Gesellschaft; noch mehr aber auf die Geschichte der Elektricität des Herrn Priestley, die Herr D. Krünitz übersetzet, und sie mit ausnehmend schönen Ergänzungen bereichert hat. Denn in ausländischen Erfindungen wissen die Engländer, so sehr sie auch Compilator, wie Priestley sind, gleichwohl immer nicht viel. Eben der fleißige Herr D. Krünitz hat auch ein vollständiges Verzeichniß der Schriften von der Elektricität herausgegeben, welches die Liebhaber mit Nutzen zu Rathe ziehen können.

Endlich hat man auch den Nutzen der Elektricität in Betrachtung gezogen. Der vornehmste zeiget sich wohl in der vorzüglichen Erkenntniß, welche dadurch in den meisten Theilen der Naturlehre ist verbreitet worden: als in der Lehre vom Lichte und den Farben, von der Anziehung und der Zurückstoßung, von der Wärme und dem Feuer, vom Aether und der Luft, von den Dünsten, in der Lehre von den Lufterscheinungen, zumal von den Gewittern, dem Blitze und dem Nordlichte, die in der That nichts anders als elektrisches Licht sind, in der Lehre von flüßigen und festen Körpern und vom Magnete. Denn mit diesem letzten hat die Elektricität die größte Uebereinstimmung und einerley Ursprung, welches Hr. Etatsrath Aepinus ganz sinnlich erwiesen hat. Auch hat die Arzneykunde manchen Nutzen daraus ziehen wollen, und es ist nicht zu leugnen, daß sie in einigen Krankheiten, die besonders Gicht, Lähmungen, und überhaupt die Nerven betreffen, sehr gute Dienste, ihrer Erschütterung, Reizung und Herstellung der geschwächten Spannung wegen, leistet. Darneben hat man allerley Verstopfungen, allerley innerliche Krankheiten, so gar am Gehör und Gesicht, dadurch heilen wollen, welches alles, wie weit es getrieben worden, zur Gnüge bekañt ist. Nicht minder hat man im Gewächsreiche guten Nutzen davon zu erhalten gesuchet. Saamenkörner

elektrisiret, sollen, saget man, besser treiben, junge Pflanzen durch die Elektricität besser wachsen, die Ausdünstung der Gewächse, und der Zufluß ihrer Nahrung überhaupt besser befördert werden. Auch das Materienreich, nämlich die Kenntniß der unorganischen und rohen Körper, hat dadurch einigen Zuwachs bekommen, indem man mittelst ihrer Geschicklichkeit zur Elektricität ihre innere Beschaffenheit einigermaßen näher beurtheilet hat, worinnen z. B. die Untersuchung der elektrischen und nicht elektrischen, der harzichten, schweflichten, glasartigen Körper, der Phosphorussen, ja der Körper von doppelter, nämlich positiver und negativer Elektricität, dergleichen Herr Aepinus am Tourmalin gefunden, u. s. w. vieles ins Licht gesetzet hat. Dem sey aber wie ihm wolle, wenn kein anderer Nutzen der Elektricität vorhanden wäre, als den die Naturlehre und die menschliche Erkenntniß davon gezogen haben, so wäre sie schon für das menschliche Geschlecht eine der allglücklichsten Entdeckungen, die seit vielen Jahrhunderten sind gemachet worden, und der in neuern Zeiten gewiß keine gleich kömmt.

Elefantsneuse.

Acus marina, Hornfisch, Meernadel, Esox Brasiliensis, Linn. gen. 180. sp. 7. Elephantennase, nach dem Müller, aus dem Geschlechte der Hechte; s. Wurfspies, Mastaccembelus 2. des Kleins.

Element.

Dieses Wort wird von den Naturforschern in zweyerley Bedeutung genommen; denn sie verstehen dadurch nicht nur die kleinsten, ganz einfachen Theilchen, aus denen die Körper zusammengesetzet sind, und die sich nicht wieder in andere Theile zergliedern lassen, sondern auch die einfachen oder ungemischten Körper, nämlich diejenigen, welche aus lauter Theilen von einerley Art bestehen. Die Elemente in der erstern Bedeutung kommen nicht so häufig bey den Naturforschern, als bey den Metaphysikern vor, daher man sie metaphysische Elemente zu nennen pfleget. Bey den alten Philosophen findet man sie gemeiniglich unter dem Namen der Atomen. Die Elemente in der andern Bedeutung aber sind bloß der Naturlehre eigen und werden daher auch, zum Unterschiede von jenen, physische Elemente genannt. Zu diesen rechnet man insgemein das Feuer, die Luft, das Wasser und die Erde, und glaubet, daß alle übrigen Körper, die in der Welt gefunden werden, bloß aus der verschiedenen Mischung dieser vier einfachen Materien bestehen. Allein diese Meynung ist noch nicht durch hinlängliche Gründe unterstützet

 worden,

worden, und es ist überhaupt auch nicht möglich, die Zahl der elementarischen oder einfachen Körper genau zu bestimmen, weil wir die Elemente nicht nur nirgends in ihrer vollkommenen Reinigkeit antreffen, sondern sie auch nicht einmal durch die Kunst von aller fremden Mischung völlig reinigen können. Das reinste Wasser, wenn es auch noch so oft destillieret worden ist, enthält allemal noch etwas Erde, und die reinste Erde der Chymisten ist immer noch mit vielen andern Theilen vermischet; daher auch die Meynungen der Philosophen und Naturforscher in Ansehung der Zahl der Elemente so verschieden sind. Einige glauben, daß es nur zwey Elemente gebe, nämlich die Erde und das Feuer. Das Wasser halten sie für eine, durch die Materie des Feuers geschmolzene und mit derselben genau vereinigte, reine Erde, und die Luft für eine im hohen Grade vom Feuer aufgelösetes und mit demselben genau vereinigtes Wasser. Von einigen alten Philosophen wurde nur ein einziges Element angenommen. Thales Milesius leitete den Ursprung aller Dinge aus dem Wasser her, und Heraclitus soll das Feuer für das einzige Element gehalten haben. Viele Chymisten nehmen drey Elemente an, nämlich Salz, Schwefel und Mercurius, wozu andere noch das Wasser und die Erde setzen. Alle diese verschiedene Meynungen, deren wir noch mehrere anführen könnten, ausführlich zu erklären und zu prüfen, würde für unsere Leser von keinem Nutzen seyn, da sie hieraus nichts weiter ersehen würden, als was wir schon vorhin angemerket haben, daß man in dieser Sache nichts gewisses bestimmen könne.

Elementstein.

S. Opal.

Elemiharz.

Aethiopisches Oel-Baumharz, Gummi Elemi. Ob wir gleich in unsern Apotheken nur gemeiniglich eine Sorte von diesem Harze antreffen, so beschreiben die Schriftsteller doch verschiedene, welche nicht allein dem Ansehen, sondern auch dem Ursprunge nach, von einander unterschieden sind. Es ist aber allemal ein Harz und kein Gummi, indem es sich leicht entzündet, und sich leicht im Oele auflösen läßt. Das wahre pfleget man das Aethiopische zu nennen; es ist gelblicht oder weißgrünlicht, auswendig feste, obgleich nicht völlig trocken, inwendig weich und zähe, in länglicht runder Gestalt, in Blätter vom Indianischen Blumenrohre eingewickelt, von Geruch stark und angenehm, fast wie Fenchel. Das unächte nennt man das Amerikanische; es ist bald weißlicht, bald grünlicht, bald gelblicht, durchsichtig,

sichtig, dem Fichtenharze ähnlich, bald weicher, bald trocken, von einem harzichten und widrigen Geruche; dieses kömmt aus Brasilien, Neuspanien und den Amerikanischen Inseln. Es werden auch aus Amerika noch andere gelblichte oder aschfärbige Harze für das wahre Elemi überbracht; auch das wahre wird zuweilen in den Apotheken mit Fichtenharze und Spicköle verfälschet. Das durchsichtige, grünlichte, fette, zähe und wohlriechende wird für das beste gehalten. Es besteht dieses Harz, wie fast alle andere, aus einem feinen, sauern und ölichten Wesen, wird selten innerlich, öfterer äußerlich gebrauchet; es zertheilet die harten Geschwülste, reiniget die Geschwüre, lindert die Schmerzen, widersteht der Fäulniß, und wird vornehmlich in Wunden und Quetschungen des Kopfes, der Sehnen und Nerven gebrauchet. Bey dem Wundbalsam des Arcaei machet es den vorzüglichsten Bestandtheil aus. Man verfertiget auch daraus ein Oel, welches bey gelähmten Gliedern nützlich ist. Innerlich lobet man solches, als ein stärkendes und urintreibendes Mittel, und empfiehlt solches beym Saamenflusse und eingewurzelten weißen Flusse. Man kann solches am besten in Pillen verordnen. Es soll auch zur Lackirarbeit geschickt seyn. Ob ein, oder mehrere Bäume dieses Harz ausfließen lassen, und welche solches eigentlich sind, ist noch zweifelhaft. Viele nennen den Aethiopischen Olivenbaum; und C. Bauhin berichtet, wie die gepfropften und wilden Olivenbäume ein Harz fließen lassen, so dem Elemi sehr ähnlich wäre, und Andreas Baccius bestätiget dieses von den Olivenbäumen in Apulien. Marggraf und Piso beschreiben unter dem Namen Icicariba, einen andern, in Brasilien wachsenden, hohen Baum, mit gefiederten Blättern, aus deren Winkel viele, wirtelförmig gestellte Blumenbüschel treiben, und Früchte tragen, welche, der Größe und Gestalt nach, den Oliven ähnlich, aber gelbröthlicht sind, dessen Rinde einen starken Geruch, und, wenn sie geritzet worden, ein Harz giebt, so einen starken, dem Fenchel ähnlichen Geruch äußert, grünlicht und blaßgelb gefärbet, und weich anzufühlen ist. Vielleicht ist dieser Baum die Bursera gummifera Linn. und vielleicht kömmt von diesem die Simaroubenrinde; oder eben derjenige, welcher jetzo als eine Art der Balsamstaude bekannt und die Amyris Elemifera L. ist. Es wächst dieser auch in Brasilien, Carolina und Neuspanien, hat gefiederte Blätter, welche aus drey oder fünf, unterwärts wollichten Blättchen bestehen, und sich dadurch von den andern Arten dieses Geschlechtes, davon wir

die Kennzeichen oben, (s. Balsam) angegeben haben, unterscheidet. Aus diesem Baume soll, nach den neusten Beobachtungen, das wahre Elemiharz fließen.

Elend.

Elendthier, Alce, Ceruus Alces Linn. Dieses vierfüßige Thier gehöret unter das Geschlecht der Hirsche und kömmt auch, in Ansehung seiner Gestalt, unsern gemeinen Hirschen sehr nahe, doch ist es um ein merkliches stärker und größer. Man hat bisweilen Elendthiere erleget, die über sechs Schuh hoch und zehen Schuh lang gewesen sind. Der Kopf ist länglicht und ziemlich zugespitzet; die Oberlippe ist groß, dicke und länger, als die Unterlippe. Die Ohren sind ebenfalls sehr lang, und gleichen den Eselsohren. Im Unterkiefer befinden sich acht Schneidezähne, die so scharf sind, daß dieses Thier damit die härteste Rinde zernagen kann. Die Backenzähne sind wie bey den Ochsen. Die Zunge ist scharf und wie eine Rinderzunge gestaltet. Das Geweihe hat eine ganz andere Gestalt, als das Hirschgeweihe; unten ist es rund bis zu einer Höhe von ohngefähr vier Zoll, wo es ganz flach und zackicht wird und sich wie ein ausgedehnter Flügel zu beyden Seiten gegen den Rücken zu ausbreitet. Die kurzen, stumpfen, runden Aeste, welche sich nach dem Rücken kehren, stehen wie Finger hervor. Die Länge des ganzen Geweihes beträgt ohngefähr zween Schuh, die größte Breite beynahe einen Schuh und die Dicke kaum zween Zoll. Es ist viel dichter und schwerer, als das Hirschgeweihe; daher es von den Drechslern zu verschiedenen Arbeiten gebrauchet wird. Man findet es aber nur bey den Männchen, welche es jährlich abwerfen. Die Hinterbeine sind etwas länger, als die Vörderbeine; der Schwanz ist überaus kurz. Die Haare, welche ohngefähr einen Zoll lang, und so dicke wie Schweinsborsten sind, haben auf dem Rücken und an den Seiten eine schwarze, röthliche, oder graulichte, am Bauche und an den Beinen aber eine weißlichte Farbe.

Der Aufenthalt dieser Thiere ist in den Wäldern, und zwar meistentheils in dicken und morastigen Wäldern, aus denen sie sich des Nachts auch bisweilen auf die Wiesen begeben, um sich Futter zu verschaffen, welches in Moos, Gras, Kräutern, Blättern und Baumrinden besteht. Sie ziehen haufenweise mit einander, und schwimmen über die größten Flüße. Ihre größte Stärke besteht in den Hinterläufen, mit denen sie sich auch vorzüglich gegen die Wölfe vertheidigen. Die Zeit der Begattung ist der August. Die Weibchen werfen gegen das Ende

des

des Mays ein, auch zwey, selten aber drey Kälber.

Die Elendthiere sind schwer zu jagen. Wegen ihres überaus feinen Geruchs können ihnen die Jäger nicht leicht nahe kommen, und auf ihrer dicken Haut richten die Flintenkugeln nicht viel aus. Man pfleget sie daher in Wolfsgruben mit Netzen zu fangen, oder man bieget Bäume in Gestalt der Schlingen, und machet die Einrichtung, daß dieselben, sobald sich das Elendthier ihnen nähert, wieder in die Höhe schnellen.

Verschiedene Schriftsteller behaupten, daß alle diese Thiere mit der fallenden Sucht behaftet wären, und eben deswegen den deutschen Namen Elendthiere erhalten hätten. Diese Meynung aber ist noch nicht hinlänglich erwiesen; denn sie gründet sich bloß auf die Beobachtung, daß die Elendthiere, wenn sie verfolget werden, bisweilen plötzlich niederstürzen, ohne geschossen noch sonst verwundet zu seyn; welches aber theils von der Furcht, theils von andern zufälligen Dingen herrühren kann.

Man findet diese Thiere nicht nur in verschiedenen Europäischen Gegenden, z. E. in Litthauen, Preußen, Liefland, wo sie aber heut zu Tage nicht mehr so häufig sind, wie sonst, ingleichen in Norwegen, Schweden, Rußland und Siberien, wo sie noch sehr zahlreich sind, sondern auch in andern Welttheilen, doch nur in nördlichen Ländern; daher es sowohl in Ansehung der Gestalt, als auch in Ansehung der Größe einige Verschiedenheiten giebt, die noch nicht hinlänglich untersuchet worden sind. In einigen Gegenden von Amerika, wo sie unter dem Namen Orignal bekannt sind, sollen die Hörner eines Elendthieres bisweilen einen Centner und darüber wiegen, da das Gewicht der Europäischen noch nicht einen viertel Centner beträgt.

Das Fleisch dieser Thiere ist ein sehr wohlschmeckendes Wildpret. Das Leder, welches man aus Elendshäuten zubereitet, wird nicht, wie anderes Leder durch die Nässe hart, und läßt auch nicht leicht Flintenkugeln durch, daher es zu ledernen Kollern für die Cavallerie gebrauchet und auf verschiedene andere Art genützet werden kann. Das Elendsgeweihe wird durch die Kunst weich gemachet und zu Hirschfängern und andern dergleichen Dingen verarbeitet. Aus den geraden und langen Knochen der Schienbeine verfertiget man Leuchterstühle. Mit den Haaren füllet man Sättel und Matratzen aus. Die Klauen werden in den Apotheken gebrauchet und für ein kräftiges Mittel wider die fallende Sucht gehalten. Man kann aber kein Beyspiel anführen, daß jemand dadurch von

diesem Uebel befreyet worden wäre.

Elephant.

Elephas, Barrus. Dieses merkwürdige vierfüßige Thier, welches das größte unter allen Landthieren ist, steht im Linnäischen System in der zwoten Ordnung, welche die Thiere ohne Schneidezähne, Bruta, enthält. Von dem Herrn Klein wird es unter die gehuften Thiere und zwar unter die fünfhufigen gesetzet; denn nach den Untersuchungen der neuern Naturforscher hat es zwar an den Vörderfüßen fünf und an den Hinterfüßen vier Zehen, sie sind aber alle in einem einzigen, mit fünf oder vier Abtheilungen versehenen, hufichten Futterale enthalten, welches unten eine hufichte Sohle machet, oben hingegen mit der Haut verwachsen ist. In diesen hornartigen Sohlen, welche vorn die kurzen, dicken Zehen umschließen, bemerket man äußerlich so viele Einschnitte, als die Anzahl der darinnen steckenden Zehen beträgt.

Die Kennzeichen dieses Geschlechtes, wovon man nur eine einzige Art kennt, bey der man aber einige Verschiedenheiten in Ansehung der Größe und Farbe antrifft, sind nach dem Ritter von Linné der Mangel an Vorderzähnen in beyden Kiefern, zween lange, hervorstehende Hundszähne und ein langer biegsamer Rüssel.

Der Körper des Elephanten ist ziemlich unförmlich, und Herr Müller hat nicht Unrecht, wenn er ihm die Gestalt eines vierfuderichten Weinfasses beyleget. Der Kopf, welcher eine ansehnliche Größe hat und dreyeckicht ist, scheint, wegen des kurzen Halses, fast unmittelbar am Rumpfe zu sitzen. Die Stirn ist ganz flach; die Ohren sehen wie lange breite Lappen aus, welche dicht an dem Kopfe anliegen. Die Augen sind überaus klein, aber lebhaft. Die Schnautze ist bey keinem vierfüßigen Thiere so wie bey dem Elephanten gebildet. Die Stelle der Oberlefze vertritt ein acht bis neun Fuß langer Rüssel, welcher nichts anders als eine verlängerte Nase ist, in der Mitten eine Scheidewand hat, wie eine lederne, runzlichte, conische Röhre aussieht, und am Ende, wo er die geringste Dicke und zwo Oeffnungen hat, so stark wie ein Mannsarm ist. Dieser Rüssel hängt zwischen den beyden langen Stoßzähnen herunter, die aus dem obern Kiefer herausgehen, sich ein wenig aufwärts krümmen und bisweilen über acht Fuß lang, auch oftmals so stark und schwer sind, daß ein Mann nicht im Stande ist, einen einzigen fortzutragen. Die untern Backenzähne sind ebenfalls von beträcht-

licher Schwere, indem bisweilen einer funfzig und mehr Pfund wieget. Die Füße sind nach Proportion des Körpers nicht groß und sehen wie runzlichte Säulen aus. Der Schwanz ist nicht lang, ziemlich dünne, fast wie ein Kuhschwanz gestaltet, und am Ende mit einem Büschel borstenartiger Haare versehen. Die Haut an dem Körper ist zwar nicht ganz kahl, aber doch nur sparsam und mit kurzen Haaren besetzet. Die gewöhnliche Farbe der Elephanten ist schwarzbraun oder aschgrau; doch findet man auch röthliche und ganz weiße, welche aber sehr selten sind und von den Indianern göttlich verehret werden. Ein ausgewachsener Elephant erreichet gemeiniglich in seinem Vaterlande eine Höhe von eilf bis funfzehn Schuh, eine Länge von zwölf Schuh, und eine Breite von sieben Schuh. Es giebt aber auch noch größere. Die Schwere beträgt oft über viertausend Pfund. Man findet sie nur in Asien und Afrika, wo sie sich theils in sumpfichten Gegenden und an den Flüssen, durch welche sie, troz ihres schweren Körpers, mit vieler Hurtigkeit schwimmen, theils auch in den Wäldern aufhalten. Sie fressen weder Fleisch, noch Fische; ihre Nahrung besteht blos in Gras, Blättern, grünen Aesten und jungen Bäumchen, ingleichen in allerhand Früchten und vorzüglich in Reis und Getraide; daher sie so gefährliche Feinde für die besäten Felder sind, indem sie nicht nur eine große Menge Speise wegen ihres ungeheuren Körpers nöthig haben, sondern eine noch viel größere Menge zertreten. Man rechnet auf einen erwachsenen Elephanten über hundert Pfund Speise. Der junge Elephant, welcher in Versailles vom Jahre 1668. bis ins Jahr 1681 erhalten worden ist, hat in einem Tage achtzig Pfund Brod, zween Eymer gekochten Reiß oder anderes Gemüß, worein vier bis fünf Pfund Brod geschnitten waren, ein Garbe Korn und zwölf Kannen Wein verzehret, und überdieses ist er auch auf die Wiesen geführet worden, sich am Grase noch recht satt zu fressen.

Alles, was der Elephant von Speise und Trank zu sich nimmt, packt er, ohne den Körper oder den Nacken zu beugen, mit dem Rüssel an, dessen Spitze er umrollt, und mit einem unter sich gehenden Bogen in den Mund bringt; daher auch der Rüssel die Hand des Elephanten genannt wird.

Diese Thiere brauchen beynahe dreyßig Jahr, ehe sie ihre völlige Größe erhalten, und leben gemeiniglich über hundert, ja nach einigen Reisebeschreibern gegen zweyhundert, und nach den Berichten

richten verschiedener alten Schriftsteller, gegen fünfhundert Jahr, wenn sie nicht in ein fremdes Clima gebracht werden; denn diejenigen Elephanten, welche nach Europa gekommen sind, haben selten über zehn Jahre gelebt, wenn sie auch gleich erst ein Alter von fünf bis sechs Jahren bey ihrer Ankunft gehabt haben. Die Dauer ihres Trächtigseyns wird gemeiniglich auf zwey Jahre gesetzet; allein es läßt sich hiervon eben so wenig, als von ihrer Begattung, etwas gewisses sagen, weil die gefangenen und zahm gemachten Elephanten sich niemals begatten.

Ueberaus merkwürdig ist ihre Geschicklichkeit und Gelehrigkeit, welche man wegen ihres unförmlichen Körpers nicht vermuthen sollte. Sie lassen sich, wenn sie auch alt gefangen werden, sehr leicht zahm machen und zu allerley Arbeiten abrichten. Das vornehmste Werkzeug der Geschicklichkeit des Elephanten ist der Rüssel, welcher aus lauter Häuten, Nerven und Muskeln besteht, und von ihm verkürzet, verlängert, gekrümmet und wohin es ihm beliebt, gedreht werden kann. Ein abgerichteter Elephant nimmt damit die kleinsten Goldstücke von der Erde, er pflücket Kräuter und Blumen damit ab, und suchet eine verlangte Blume unter einer ansehnlichen Menge aus; er löset Knoten auf, die man von Stricken gemachet hat, öffnet und verschließt die Thüren durch Umdrehen der Schlüssel, und soll sogar im Stande seyn, regelmäßige Buchstaben machen zu lernen; denn Aelian versichert, er habe selbst einen Elephanten gesehen, der mit seinem Rüssel, nach Anleitung seines Führers, lateinische Buchstaben geschrieben habe, und dergleichen Erzählungen findet man auch bey dem Plinius und bey andern Schriftstellern. Der Elephant aber kann nicht nur kleine und leichte, sondern auch schon ziemlich schwere und ansehnliche Körper mit seinem Rüssel bewegen. Er reißt damit mittelmäßige Bäume nebst der ganzen Wurzel aus der Erde, packt den stärksten Menschen an und schleudert ihn einen Steinwurf weit, und dem größten Pferde schlägt er damit die Beine entzwey. Außer dem Rüssel aber dienen ihm auch die beyden langen, hervorragenden Zähne, um damit Lasten in die Höhe zu heben. Er kann eine Last von tausend Pfund blos mit diesen Zähnen und drey bis vier tausend Pfund auf dem Rücken tragen. Wenn er nur seinen gewöhnlichen Schritt geht, so kömmt er eben so weit, als ein Pferd, welches trabet, und wenn er stark angetrieben wird, so kann er in einen Tage über zwanzig deutsche Meilen zurücklegen. Aus

dieser Ursache bedienen sich die morgenländischen Völker dieser Thiere auf ihrem Reisen und im Kriege. Man befestiget nämlich auf ihrem hohen Rücken einen bedeckten Sessel, in welchem verschiedene Personen Raum haben. Bisweilen spannet man sie auch vor einen Wagen, welches aber nur selten zu geschehen pfleget. Man regieret sie weder durch Zügel noch Gebiß, sondern ihr Anführer, dem sie ohne wichtige Ursache niemals ungehorsam sind, setzet sich auf ihren Nacken, auf dem sie ihn gemeiniglich selbst mit dem Rüssel zu heben pflegen, und leitet sie mit einem Hacken, den er an ihrem Rüssel befestiget, und wodurch er ihnen anzeiget, wie sie sich wenden sollen.

In den ältern Zeiten wurden oft die größten Schlachten durch Hülfe der Elephanten gewonnen. Man baute hohe, hölzerne Thürme auf ihren Rücken und besetzte dieselben mit dreyßig und mehr Soldaten, die mit Pfeilen auf die Feinde herabschossen; man bewaffnete diese Thiere auch bisweilen mit Sicheln, erhitzte sie alsdenn durch Brandwein oder durch rothe Farbe, welche sie nicht leiden können, und ließ sie in voller Wuth unter die Feinde rennen. Seitdem aber die Erfindung und der Gebrauch des Pulvers auch bey den morgenländischen Völkern bekannt worden ist, werden sie nicht mehr so häufig im Kriege gebrauchet. Denn ohngeachtet sie wegen ihrer starken Haut und harten Knochen die Flintenschüsse aushalten können, so richten sie doch nichts gegen die Kanonen aus, und werden auch schon durch das losgebrannte Pulver, wenn sie nicht besonders hierzu abgerichtet sind, gemeiniglich in in die Flucht gejaget, weil sie vor dem Feuer eine große Furcht haben; daher man sich auch in den ältesten Zeiten des Feuers mehr als einmal mit gutem Erfolg bedienet hat, um eine fürchterliche, feindliche Armee in Unordnung zu bringen. Der große Mogul soll unterdessen immer noch eine ziemliche Anzahl von abgerichteten Elephanten zum Kriege halten, und dieselben mit Kanonen, welche ohngefähr sechspfündige Kugeln schießen, beladen lassen, so daß eine Reihe von Elephanten eine lebendige Batterie vorstellet, die sich sowohl der feindlichen Infanterie, wenn sie nicht mit Kanonen versehen ist, als auch der Cavallerie ziemlich nähern kann, weil die bleyernen Flintenkugeln diesen Thieren keinen Schaden thun, sondern von ihrer Haut zurückprallen.

Da also diese Thiere von den Menschen zu so verschiedenen Unternehmungen abgerichtet und auf so vielerley Art genützet werden können, so ist es nicht zu verwundern,

wundern, daß diejenigen Völker, die von den Finsternissen des Aberglaubens umnebelt sind, eine Art von Verehrung gegen sie haben. Sogar unter den besten alten Schriftstellern giebt es einige, die ihnen sittliche Tugenden, die Beobachtung eines gewissen Gottesdienstes, nämlich die tägliche Anbetung der Sonne und des Mondes, und den Gebrauch des Abwaschens vor der Anbetung nebst vielen andern dergleichen Eigenschaften zuschreiben, wie man sonderlich aus dem Aelian und Plinius ersehen kann. Die Indianer, bey denen die Lehre von der Seelenwanderung in sehr großem Ansehen steht, sind noch heutiges Tages der Meynung, daß ein so verständiges und majestätisches Thier, wie der Elephant, nothwendig von der Seele eines Fürsten, oder eines andern großen Mannes belebt seyn müsse. Denn, nach den Erzählungen des P. Tachard und anderer Reisebeschreiber, welche der Graf von Büffon in seiner allgemeinen Historie der Natur anführet, verehret man zu Siam, zu Pegu und in andern Gegenden von Indien die weißen Elephanten, als die lebenden Schatten der Beherrscher von Indien. Man giebt einem jeden einen prächtigen Pallast, in welchem die Decke zierlich vergoldet ist, zu seiner Wohnung; man läßt sie durch eine zahlreiche Hofstaat bedienen, schmücket sie mit Edelgesteinen und verschiedenen goldenen Zierrathen, setzet ihnen die auserlesensten Speisen, und zwar in goldenen Gefäßen vor, und muthet ihnen nicht die geringste Arbeit zu. Der regierende Kaiser ist der einzige, vor dem sie die Knie beugen, und dieser Gruß wird ihnen von dem Monarchen erwiedert.

Was das Naturell der Elephanten betrifft, so ist es auch im Stande der Wildheit viel sanfter, als man es bey solchen Thieren vermuthen sollte. Sie misbrauchen ihre Stärke und Waffen niemals und bedienen sich derselben nur alsdenn, wenn sie genöthiget sind, entweder sich selbst zu vertheidigen, oder andern von ihrem Geschlechte beyzustehen, oder den Befehlen ihrer Anführer zu gehorchen. Die Indianer berichten einstimmig, daß diese Thiere niemals einem Menschen ein Leid zufügen, den sie von ohngefähr im Walde antreffen, wenn er sichs nur nicht einfallen läßt, nach ihnen zu schießen oder sie sonst auf irgend eine Art zu beleidigen: denn was den Punct der Beleidigung betrifft, so ist wohl kein Thier auf der Erde so empfindlich, wie der Elephant. Er geht auf einen Menschen, welcher ihn bloß verspottet, mit eben dem Grimme los, womit er denjenigen anfällt, der ihn verwundet hat, und wenn er ihn einholet, welches wegen

gen seiner großen Schritte sehr bald geschieht, gesetzt, daß sein Gegner auch noch so geschwindfüßig ist, so durchbohret er ihn entweder mit seinen langen Zähnen, oder fasset ihn mit seinem Rüssel und schleudert ihn, wie einen Stein, in die Höhe, worauf er ihn endlich unter die Füße tritt und ihn vollends ums Leben bringt. Man saget sogar, daß diese Thiere eine angethanene Beleidigung nicht leicht vergessen, und sich bey jeder Gelegenheit zu rächen suchen. Sie gehören übrigens unter die geselligen Thiere, und wenn sie ihren gewöhnlichen Aufenthalt auf einige Zeit verlassen, um die angebaueten Felder, oder andere gefährliche Oerter zu besuchen, so gehen sie gemeiniglich in großen Haufen. Der älteste darunter geht zuerst und führet die übrigen an; die jungen und schwachen werden von den andern in die Mitte genommen, und die jüngsten, welche noch nicht gut laufen können, von den Müttern auf dem Rüssel getragen. In den Wäldern und wüsten Gegenden aber, wo sie nicht leicht Anfälle zu besorgen haben, schweifen sie ohne dergleichen Ordnung herum. Sie können weder große Hitze, noch große Kälte vertragen; daher man sie nur in warmen Ländern, und zwar meistentheils an sehr schattichten Oertern und nahe bey Flüßen antrifft; denn sie baden sich gern, und füllen öfters, nicht nur um zu trinken, sondern auch um sich abzukühlen, ihren Rüssel mit Wasser an, welches sie hernach wieder herauslaufen lassen, oder auf ihren Körper spritzen. Ehe sie aber trinken, pflegen sie das Wasser erst trübe zu machen. Außer dem Wasser lieben sie auch den Wein, Arak, und andere dergleichen geistige Getränke.

Wenn sie sich paaren wollen, so suchen sie sich die dicksten Gehölze und die abgelegensten Einöden aus; daher ihnen von einigen Schriftstellern ein hoher Grad von Schamhaftigkeit zugeschrieben wird. Weil sie nun in dem Stande der Sclaverey diesen Vortheil nicht haben können, so begatten sie sich in diesem Zustande niemals. Es giebt daher keinen Hauselephanten, der nicht vorher wild gewesen ist. Die Art sie zu fangen und zahm zu machen, ist folgende.

In den Gegenden, wo sie sich aufhalten, wird ein Platz mit starken Pfählen eingefasset, die so weit von einander stehen, daß ein Mensch ohne Mühe zwischen denselben durchschlüpfen kann. Auf der einen Seite dieses Platzes wird eine große Oeffnung gelassen, wodurch der Elephant hineinkommen kann, und wobey eine Fallthüre oder ein Schlagbaum angebracht ist. Um nun die Elephanten in diesen Ort zu locken, so machen sich

einige

einige Indianer auf den Weg und suchen ein solches Thier auf, welches sie durch eine Beleidigung dahin bringen, daß es sie verfolget. Hierauf eilen sie in den mit Pfählen besetzten Platz, wohin ihnen der Elephant nachkömmt. Sobald er sich darinnen befindet, wird die Fallthüre oder der Schlagbaum niedergelassen und die Indianer entfliehen durch die Zwischenräume der Pfähle.

Man bedienet sich auch der zahmen Elephantinnen zur Zeit der Brunst, um die Elephanten durch ihr Geschrey desto leichter in einen dergleichen Verschlag zu locken. Sobald der wilde Elephant auf diese Art gefangen ist, wirft man ihm Stricke mit Schlingen zu, und kuppelt ihn zwischen zween zahme Elephanten, hinter denen noch ein dritter folget, der zum Nachschieben gebrauchet wird. Bisweilen bedienet man sich auch noch eines vierten, der voran gehen, und ihn mit einem Seile nach dem Orte ziehen muß, wohin man ihn führen will. Der eingekerkerte wilde Elephant muß nunmehr fortgehen, er mag wollen oder nicht. Wenn er zu ungebehrdig thut, so geben ihm seine Begleiter, nämlich die zahmen Elephanten, auf Befehl ihrer Führer, derbe Stöße mit dem Kopfe oder Hiebe mit dem Rüssel. Durch dergleichen Gewalt, theils aber auch durch List und Liebkosen bringet man es gemeiniglich binnen vierzehn Tagen dahin, daß er so zahm, wie die andern Hauselephanten ist. In Afrika pfleget man sie auch folgendergestalt zu fangen. Man machet tiefe Gruben, und bedecket dieselben mit dünnen Bretern, über welche Stroh oder grüne Zweige gestreuet werden. Wenn nun ein Elephant des Nachts über eine solche Grube geht, so stürzt er hinein, und kann also hernach sehr leicht entweder todt oder lebendig herausgezogen werden. Bisweilen lassen die Mohren einen, auf diese Art gefangenen Elephanten verschiedene Tage in der Grube, und versorgen ihn diese Zeit über durch Sclaven fleißig mit Futter. Er gewöhnet sich alsdenn an den Anblick dieser Sclaven, und wird dadurch oft ohne weitere Zwangsmittel in kurzer Zeit so zahm, daß er sich von ihnen gutwillig fortführen läßt, wohin sie ihn haben wollen.

Wenn der Elephant einmal gezähmet ist, so wird er von keinem andern Thiere an Sanftmuth und Gehorsam übertroffen. In kurzer Zeit lernet er Töne und andre Zeichen verstehen. Er läßt sich ohne viele Mühe zum Niederknieen gewöhnen, um seinen Reutern das Aufsteigen bequemer zu machen. Er fasset zu seinem Führer und zu demjenigen, der ihn wartet, gar bald eine besondere

Neigung

Neigung, welche er durch Liebkosen mit dem Rüssel und auf andre Art anzuzeigen pfleget. Sobald er vollkomne Bekanntschaft mit seinem Führer gemachet hat, läßt er sich gemeiniglich durch bloßes Zureden regieren. Er zieht und arbeitet lange hintereinander, ohne verdrossen zu werden, wenn man ihn nur nicht durch Schläge zur Unzeit beleidiget, welches auch sehr gefährliche Folgen haben kann. Will man ihn zu einer außerordentlich mühsamen und gefährlichen Unternehmung mit leichter Mühe bewegen, so darf man ihm nur ein Gefäß mit Wein oder Arak vorhalten und ihm dasselbe zur Belohnung für seine Arbeit versprechen. Aber hat der Elephant die verlangte Arbeit verrichtet, so muß man sein Versprechen halten, oder ein Opfer seines Unwillens werden.

Nichts ist diesen Thieren so sehr zuwider, als der Anblick und das Geschrey eines Schweines. Der Elephant in der Menagerie zu Versailles wurde einmal, wie der Graf von Büffon anführet, durch das Geschrey eines kleinen Schweines in so große Furcht gesetzet, daß er sein Heil in der Flucht suchete. Nach den Erzählungen einiger ältern Schriftsteller sollen die Elephanten auch eine überaus große Furcht vor den Ratten und Mäusen haben und von diesen kleinen Thieren bisweilen umgebracht werden. Nämlich man giebt vor, daß die Ratten und Mäuse des Nachts dem Elephanten, wenn er schläft, in den Rüssel kriechen und ihm auf diese Art die Luft benehmen; aber dieses Vorgeben ist durch die Beobachtungen der neuern Naturforscher nicht bestätiget worden und auch an sich sehr unwahrscheinlich. Sonst hat der Elephant nicht nur an dem Nashorne, welches ihm in die Weichen zu stoßen pfleget, sondern auch an dem Löwen und Tieger gefährliche Feinde. Diese letztern fallen sonderlich seinen Rüssel an und zerreißen ihn entweder, welches den Tod des Elephanten nach sich zieht, weil er ohne den Rüssel weder Speise noch Trank in den Mund bringen kann, oder sie halten denselben zu, daß der Elephant keine Luft schöpfen kann, und folglich ersticken muß.

Die Elephanten nützen den Menschen nicht nur, so lange sie leben, sondern auch, wenn sie todt sind. Das Fleisch wird von den Indianern gegessen; zur Verdauung desselben mag auch wohl ein Indianischer Magen nöthig seyn. Vornehmlich wird der Rüssel von ihnen für eine sehr angenehme Speise gehalten. Die langen Zähne geben das eigentliche Elfenbein, wovon das beste aus Ceylon und aus andern ostindischen Gegenden kömmt. Aus den Backenzähnen und aus den Knochen der

der jungen Elephanten werden Dosen und andere dergleichen Dinge gemachet. Aus der Haut wird ein dickes Leder zubereitet, womit man Stühle und Bänke beschlägt. Der Schwanz wird zu Fliegenwedeln gebrauchet. Den Mist, welcher zur Düngung nicht geschickt ist, weil die verschiedenen Saamenkörner, welche diese Thiere genießen, unverdauet wieder von ihnen gehen und also viel Unkraut verursachen, pflegen die Hottentoten zu dürren und statt des Tabacks zu rauchen, weil er beynahe wie Taback riechen und schmecken soll.

Elephant in Indien, Antacaeus proboscide elephantina; Peiegallos, poisson coq; Demoiselle; dessen Zeichnung Frezier, Voyage de la mer du Sud, planche XVII. giebt; Chimaera Callorynchus, Linn. g. 132. sp. 2. Müllers Seehahn s. Seedrachengeschlechts; wird von seinem Rüssel benennet, scheint aber dem Klein gar verdächtig zu seyn, s. dessen Stör, Acipenser. 10. Doch möchte sich dieser Verdacht nunmehr wohl geleget haben, nachdem das Daseyn dieses Fisches, durch zuverläßige und vollständigere Beschreibungen, erwiesen worden. Der Lieutenant Cooks führet an, daß er in Neuseeland den Fisch gefunden, den Frezier in seiner Reise nach dem Spanischen festen Lande in Südamerika unter dem Namen Elephant, Peiegallo oder Poisson coq, beschrieben hat, und den sie, ob er gleich kein zartes Fleisch hatte, doch sehr gern gegessen. s. Hawkesworth Seereisen nach dem Südmeere im zweeten Theile; wodurch folgende Geschichte genugsam bestätiget wird: Unter den Fischen, in den Gegenden um Val paraisso, hält sich Frezier besonders bey dem Peiegallo, oder Hahnenfische, auf, welchen die Franzosen auf seinem Schiffe den Elephanten nenneten, weil er einen wirklichen Rüssel auf seiner Schnauze hatte. Der P. Feuiller, T. I. 219. giebt eine sehr besondere Beschreibung von diesem Fische: Die Indianer, saget er, nennen ihn Alca-Achagval-Chalchva; er ist wohl drey Fuß lang, und in der Mitten auf fünf Zoll dick; er nimmt vom Kopfe an bis mitten am Bauche an Dicke zu, und von da bis an den Schwanz wieder ab, welcher wie eine Sichel gebildet, und nach dem Bauche zu gekrümmet ist; er hat fünf Floßfedern, viere unter dem Bauche und eine auf dem Rücken, welche dreyeckicht, wie das Seegel einer Barke oder das Besangssegel; sie stützet sich auf eine sehr spitzige Gräte, welche über dem scharfen Winkel des äussersten Endes der Floßfeder weggeht, und hinter dem Kopfe ihren

Anfang

Anfang nimmt. Dieses ist die einzige Gräte, die man bey diesem Fische antrifft, indem alles andere nur ein Knorpel ist. Von den vier andern Floßfedern sind zwo unter dem After, wie Schaufeln gemachet, und die zwo andern, sehr breiten, nehmen ihren Ursprung unter den Luftröhren. Der Rückgrad ist eine Schnur, die sich hinten von dem Kopfe an, wo sie ihren Anfang nimmt, bis an den Schwanz erstrecket, wie bey der Lamprete, und nur eine Art von Knorpel ist, da sie weder Mark, noch Höhlung, noch Nerven, hat. Der Grund der Augen ist schwarz, und der Umkreis gelb. Der Rüssel, welchen man an dem äußersten Ende des Kopfes verlängert sieht, ist auch ein Knorpel, der mit einer bläulich grauen Haut bedecket ist; der Rachen zween Zoll weit; man sieht darinnen eine Reihe Zähne, wie eine Säge, die aus einem Knorpel besteht, wie der, welcher statt des Rückgrades dienet. Die Haut ist glatt, ohne Schuppen, von einer bläulichen Farbe auf dem Rücken, welche nach dem Bauche zu abnimmt und silberfarben wird. Sein Fleisch ist weiß, von einem ziemlich angenehmen Geschmack; nur daß es ein wenig zu weichlich schmecket. Dieser Reisende saget auch noch, er habe lange Zeit viele Meere durchstrichen, ohne jemals einen so sonderbaren Fisch gesehen zu haben. Er sah ihn zu Buenos Ayres; er hätte ihn aber nachher in Chili sehr gemein finden sollen, weil Frezier versichert, man fische zwo Seemeilen von Valparaisso in einer Bucht, worein sich der Fluß Aconcagua oder Chille ergießt, Corbinen, Tollen, und Pejegallos oder Hahnenfische, die man trocknet und nach St. Jago, der Hauptstadt in Chili, schicket, welche ihn auch frisch bekömmt. Er setzet hinzu: die Franzosen nennen ihn Fräulein, Demoiselle; und die vorderste Floßfeder an jeder Seite, welche sich gleichsam in zween Flügel theilet, sey ein so harter, hörnerner Stachel, daß er statt einer Ahle zu Durchstechung des allertrockensten Leders gebrauchet werde. S. A. R. B. XVI. S. 151. Müller füget diesem annoch bey: Man treffe diesen Fisch, nach dem Linné, auch im Aethiopischen Meere an; auf dem Rücken habe er einen Goldglanz, zu beyden Seiten der Rückfloße kleine Stacheln; der Schwanz habe unten und oben Floßen, und laufe spitzig zu; vorne an der Schnauze verlängere sich die, mit sehr vielen Näthen gestreifte, Haut des Kopfes, etwan einen halben Zoll lang, und dehne sich alsdenn in die Breite, so daß sie am Ende zusammengedruckt, und von unten als mit vielen Löchern, zwischen den äußern Häutlein, durchbohret

bohret zu seyn scheine. An dieser Haut hänge sich in die Quere wiederum ein andres Stück, welches oben schmal, unten breit, ausgeschnitten, und von häutiger Beschaffenheit sey. Das Maul sey gleich unter dieser Schnauze befindlich, und habe fleischige Lippen, davon die untere länger und breiter sey, und bey Schließung des Mauls über die obere hinschlage. An jeder Seite des Kopfes, dichte vor den Brustfloßen, finde sich ein einziges sehr enges Luftloch; vorne am Kopfe unterhalb der Schnauze breite Nasenlöcher, und ziemlich große Augen die Länge hinunter oval.

Der fliegende Elephant ist ein Käfer mit gehörntem Bruststücke, welcher außer den zwey großen Hörnern, die oben an dem Bruststücke sitzen, an der Spitze des Kopfes noch ein langes, etwas aufwärts gekrümmtes Horn führet, welches Schwammerdam, von welchem diese Benennung herrühret, mit einem Elephantenrüssel verglichen hat, wie wir bereits im ersten Theile dieses Werks S. 427. unter dem Artikel Atlas, welches der Linnäische Name ist, angemerket haben.

Elephant, eine Art Sterncorallen, S. Seetrichter.

Elephantenfuß.

Elephantopus Linn. Dieses Pflanzengeschlecht hat zusammengesetzte Blumen, ist aber von andern gar merklich unterschieden. Drey oder vier Blätter, welche den übrigen ähnlich sind, umschließen einige Blumenköpfchen, davon jedes aus einem schuppichten Kelche, und gemeiniglich aus vier röhrenförmigen, fünffach getheilten Zwitterblümchen besteht. Die Einschnitte des Blumenblattes stehen nicht, wie sonst gewöhnlich, in die Höhe, sondern sind nach Art der zungenförmigen, auf die auswärtige Seite gebogen, und einander fast ähnlich. Durch den walzenförmigen, verwachsenen Staubbeutel geht der Griffel, und raget mit seinen zween zarten Staubwegen darüber heraus. Die, mit einer Haarkrone gezierten, Saamen ruhen auf dem nackenden Blumenbette, und sind von dem Kelche umschlossen. Hr. von Linne' hat zwo Arten.

1) Der rauhe Elephantenfuß, Elephantopus scaber. Die länglichten und rauhen Blätter breiten sich auf der Erde aus, aus welchen im Frühjahre der, einen Schuh hoher, und in wenig Aeste getheilter Stängel sich erhebet, und sich mit zween blaß purpurfärbigen Blumenköpfen endiget, die hier befindlichen drey Blätter sind herzförmig. Diese Art wächst in beyden Indien, hat eine dauernde Wurzel, kann auf dem Mistbeete aus den Saamen erzogen

erzogen, die jungen Pflanzen in Töpfe gesetzet, und den Winter über im Glashauße aufbehalten werden.

2) Der wollichte Elephantenfuß, Elephantopus tomentosus, ist der vorigen Art ziemlich ähnlich, nur die Blätter sind mehr eyförmig, und wie der Stängel, mit wollichten Haaren besetzet. Wächst in Amerika.

Elephantenkopf.

Elephas. Also hat Tournefort ein besonderes Geschlecht genennet, welches Herr von Linné mit der Crista Galli unter dem Namen Rhinanthus vereiniget, Ludwig aber und auch andere beyde Geschlechte beybehalten haben. Der einblättrige Kelch ist gemeiniglich in drey Einschnitte getheilet, welche zwo Lippen vorstellen, so daß zwey derselben die untere, und einer, welcher nochmals eingekerbet ist, die obere ausmachen. Das röhrenförmige, bauchichte Blumenblatt theilet sich auch in zwo Lippen, davon die obere pfriemenartig, und gleichsam wie der Elephantenrüssel gestaltet, die untere aber breiter, und dreyfach eingeschnitten ist. Zween kurze, und zween längere Staubfäden umgeben den einfachen Griffel. Die rundliche Saamenhülse hat einen stumpfen Rand, zween Fächer und enthält viele länglichte Saamen. Bey der Crista Galli oder Glitsch ist der Kelch in vier fast gleiche Einschnitte getheilet, der Rand des Saamenbehältnisses erhaben, und jeder Saame mit einer besondern Haut locker umgeben. Tournefort führet zwo Arten an.

1) Der krumme Elephantenkopf, Elephas orientalis Tourn. Rhinanthus orientalis L. Der eckichte, haarichte, und in Aeste getheilte Stängel, ist mit platt aufsitzenden, einander gegen über gestellten, länglichten, eingezackten Blättern besetzet, aus deren Winkel gemeiniglich einzelne safranfärbige Blumen kommen. Der Kelch hat vier Einschnitte, davon der eine hinter dem Blumenrüssel, zween seitwärts gestellet, und etwas rückwärts gebogen, der vierte aber gerade und stumpf ist. Die pfriemenförmige Blumenlippe des Blumenblattes ist einwärts gebogen.

2) Der gerade Elephantenkopf, Elephas italica Tourn. Rhinanthus Elephas Linn. ist der vorigen Art ziemlich ähnlich, der Kelch aber hat nur drey Einschnitte, als zween rückwärts gebogene, und einen größern aufgerichteten und gleichsam gefalteten. Die Oberlippe des Blumenblattes oder der Rüssel steht gerade aufwärts.

Die erste Art wächst im Orient, die andere in den sandigen Gegenden Italiens. Beyde scheinen

zweyjährig zu seyn, und müssen daher aus den Saamen erzogen, und im Winter in ein gemäßigtes Glashauß gesetzet werden.

Elephantenlausbaum.
S. Anacardien.

Elephantenstein.

Bezoar Elephantinum soll ein purpurfarbener und schalichter Stein seyn, und in den Elephanten gefunden werden. Waller. Mineral. S. 527.

Elephantenzahn.
S. Meerzähnchen.

Elexen.
S. bey den Kirschen die Traubenkirsche.

Elft.

Elft, in der Elbe, Eider, Mosel, ꝛc. Alosa, Alsen, Elsen; nach dem Schoneveld, daher das Sprichwort entstanden seyn soll: Man muß dir einen Elft kochen. Clupea Alosa, Linn. gen. 188. sp. 3. Alse des Müllers, seines Heringsgeschlechts, s. Hering, Harengus 6. des Kleins. und unsern Artikel Alosen, I. 209. Da Richter angemerket, daß der Elft, oder Alse besonders auch am Capo, in China, Ostindien ꝛc. ein Meerfisch sey, mit dessen Roggen in Indien ein starker Handel getrieben würde; so kann dieses unserm Artikel Caviar, II. 79. beygefüget werden; auch folgendes aus den S. A. R. B. V. S. 204. zur Bestätigung dienen. In den Capeseen, vorzüglich in der Tafelbay, fangen sie einen Fisch, den die Holländer Elft heißen, etwan dreyviertel Ellen lang, nach Art eines Herings geschuppt, nur daß die Schuppen gelblicht sind; der Rücken ist schwärzlich, der Bauch weiß uud schwarz gesprenkelt, und die Länge hinunter mit einem schwarzen Streife getheilet. Er ist trocken, voll Gräten, und verlanget eine gute Brühe. Man hält seine Eyer an verschiedenen Orten sehr hoch. s. auch Kolbens Reise, B. II. S. 186.

Elft, Erfle, Orfus, des Gesners, Rutilus, Rubellus; Cyprinus Orfus, Linn. gen. 189. sp. 18. Müllers Urf, oder Orfe, seines Karpfengeschlechts, s. Schwaal, Leuciscus, 4. des Kleins.

Elgebaum.
S. Elsebeerbaum.

Ellenbogenknochen.
S. Vorderarm.

Ellenbogenröhre.
S. Spindel.

Ellendwurzel.
S. Mannstreu.

Ellern.

Ellern.
S. Erle.

Ellisia.

Ein Geschlecht, von dem Englischen Naturforscher Johann Ellis also genannt; doch sind eigentlich zwey Pflanzengeschlechter, welche diesen Namen erhalten. Es ist aber das eine, welches Herr von Linné mit diesem Namen beleget, und nach ihm Brown und Ludwig gleichfalls angenommen haben, wiederum abgeschaffet, und, vornehmlich nach Herr Jacquins Beobachtungen, mit der Durante vereiniget, hingegen eine andere, und in Virginien wachsende, zuvor Polemonium Nyctelea genañte, Pflanze, unter diesem Namen vom Hrn. v. Linné beschrieben worden. Wir lassen die erste bey der Duranta, und beschreiben allhier nur die Virginische Ellisia. Der niedrige, krautartige, eckichte, ästige, ausgebreitete Stängel, hat wechselsweise gestellte, gestielte, federartige Blätter, deren spitzige Lappen auf beyden Seiten mit einem Zahne besetzet sind. Die einfachen, wollichten Blumenstiele stehen den Blättern gegen über. Der einblättrige Kelch ist über die Hälfte in fünf spitzige, ausgebreitete Einschnitte zerschnitten, und das trichterförmige Blumenblatt gleichfalls mit fünf stumpfen Spitzen geendiget. Fünf kurze Staubfäden umgeben den kurzen Griffel, dessen Staubweg doppelt ist. Die runde, haarichte, trockne Beere hat zwey Fächer, und in jedem Fache liegen zween Saamen übereinander. Die ganze Pflanze hat viel ähnliches mit dem Wasserblatte. Die Pflanze ist in hiesigen Gärten selten anzutreffen.

Elpel.
S. bey den Kirschen die Traubenkirsche.

Elritze.

Elritze, auch Elveritze, von den Elven, Strömen, nach dem Pontoppidan; Morella Cyprinus, 9. Lesk. s. unsern Artikel Bachbambele und Bitterling, I. 469. 778.

Elritzen.
S. Elsebeerbaum.

Els.

Else, S. unsern Artikel Elst.

Els, S. Wermuth.

Else.
S. Clethra und Erle.

Elsebaum.
S. Faulbaum.

Elsebeerbaum.

Elsebeerbaum wurde ehedem für eine Art des Ebereschenbaumes gehalten, jetzo aber zu dem Weißdorn-Geschlecht gezählet; wir

wir wollen ihn aber hier besonders anführen, da er diesen und andere Namen erhalten. Er heißt auch Aelsbeeren, Elzbeer, Elzenbaum, Elgebaum, Ehle, Egele, Ehelein, Elritzen, Areßel, Eschrößel, Atlasbeere, wilder Sperberbaum, wilder Speyerlingsbaum, Zirgelbaum, Drachenbaum, Arbern, Arlsbeere, Arkirsche, Eischblen, Hörlkebaum, Eyerlingsbaum, Darmbeere, Mellbeere, Adlersbeere, Sersch, Sersebaum, Hörnicke, hat vielleicht noch andere, auch andern Bäumen gemeinschaftliche, Namen erhalten, und ist daher bey den Schriftstellern öfters schwer zu erkennen. Sorbus torminalis, Crataegus torminalis Linn. wächst in Deutschland, auch Frankreich und England hin und wieder in Wäldern, erreichet im guten starken Boden, den er vorzüglich liebet, vierzig bis funfzig Fuß Höhe, und bildet einen schönen Gipfel. Die harte röthliche Wurzel läuft stark aus. Die Rinde der jungen Aeste ist purpurfärbig und weiß geflecket, das Holz harte und weiß, doch auch öfters braunroth mit schwarzen breiten Streifen durchzogen. Die Blätter gleichen den Ahornblättern, sind ziemlich groß, fast vier Zoll lang, drey Zoll breit, und in sieben ausgezackte Lappen getheilet, die beyden hintersten stehen weit auseinander gesperret, oberwärts sind sie hellgrün und glänzend, unterwärts etwas wollicht. Im May erscheinen die Blumen mit wollichten Stielen auf den Spitzen der Aeste in großen Büscheln. Die Beschaffenheit der Blume ist dem Ebereschenbaume völlig ähnlich, nur hat selbige beständig zween Griffel mit rundlichen Staubwegen. Die Blumenblätter sind weiß. Die Beeren werden im September reif, sind länglicht rund, haben oberwärts einen Nabel, braunroth und mit einer glänzenden Haut umgeben, welche weiße Puncte zeiget; in dem herben Fleische liegen zween, und nach Herrn von Hallers Beobachtung, auch drey bis vier, den Birnenkernen ähnliche, Saamen. Die reifen Früchte kann man im October, wenn sie weich geworden, gleich den Mispeln, essen. Sie sind jedoch allemal etwas zusammenziehend, und dienen als ein Hausmittel wider den Durchfall. Im Hausvater wird gelehret, wie man daraus ein Mus kochen könne, so statt eines andern zu Braten gegessen wird. Das Holz ist am nützlichsten, es ist nicht allein hart, sondern hat auch die besondere Eigenschaft, daß es sich weniger, als anderes Holz, wirft, und daher zu Fußböden, Schränken, Linealen, Spindeln, Bildhauer- und anderer Arbeit gebrauchet wird. Von den jungen Zweigen können Flöten und Zwergpfeifen

pfeifen verfertiget werden. Die Bauerweiber brechen am Walpurgistage kleine Aestlein davon ab, und stecken solche an die Thüren der Ställe und Häuser, um, wie sie dafür halten, alle Zauberey abzuwenden. Weil die Blätter gegen den Herbst ihre Schönheit zeitig verlieren, auch im Sommer leicht fleckicht werden, wird er selten in Alleen, doch an solche Oerter gepflanzet, wohin man durch seine Früchte im späten Herbste noch Vögel locken will. Die Erziehung geschieht am besten durch den Saamen; wenn der Stamm in Zeiten abgehauen wird, schlägt er auch aus dem Stocke wieder aus. Er steht am liebsten im Schatten und im tiefen Erdreiche, woselbst man auch die dicksten und höhesten Bäume antrifft. Im schlechtern Boden bleibt er niedrig; daher auch die Schriftsteller desselben Höhe gar verschiedentlich angegeben haben. Es hat auch ein ganz anderer Baum von einigen den Namen Elsebeer erhalten, welchen wir unter dem Worte Traubenkirsche beschreiben werden.

Elsenbeer.

S. bey den Kirschen die Traubenkirsche.

Elsnach.

S. Oelsenich.

Elsterbaum.

S. Erle.

Elte.

Alte, S. unsern Artikel Alat, I. 172.

Elten, Eltfische.

S. Alant, unsern Artikel, I. 171.

Elwandu.

S. Lowando.

Elzbeer.

S. Elsebeerbaum.

Elzenbaum.

S. Elsebeerbaum, und bey den Kirschen die Traubenkirsche.

Email.

Schmelzglas, Encaustum. Die Email ist eine unvollkommene, undurchsichtige Glasmasse. Die eigentliche Email, welche den Grund von andern gefärbten abgiebt, besteht aus Zinnkalch, Bleykalch, zart geriebenen calcinirten Kieseln und einem reinen alkalischen Salze, welche mit einander zu einer weißen, undurchsichtigen Glasmasse geschmolzen werden. Die weiße, geschmolzene Masse wird zwischen Papier mit einem Hammer in kleine Stücke geschlagen, alsdenn auf dem Reibesteine, oder in einer gläsernen Reibeschale so lange mit Wasser gerieben, bis sie fein geworden. Das fein geriebene wird getrocknet und zum Gebrauche aufgehoben. Bey dem Gebrauche wird dasselbe mit Quitten-

schleime vermischet und vermittelst eines eisernen Spatels oder breiten Messers auf die Metallplatte getragen, und überall gleich gestrichen. Endlich wird die mit der Email bestrichene Platte in eine Muffel gesetzet und eingebrannt.

Auf die weiße eingebrannte Email können mit mancherley Farben Malereyen gebracht werden. Die Farben, derer man sich hierbey bedienet, sind einzig und allein in dem Mineralreich zu suchen, und werden meistentheils aus calcinirten oder auf andere Weise durch Auflößen und Präcipitiren behandelten Metalle erhalten. Es werden nämlich aus demselben mit Glasmaterien bunte und meistentheils undurchsichtige Gläser gemachet, welche hernach sehr zart gerieben und mit Spicköl aufgetragen und eingebrennt werden.

Aufgelößtes Gold mit Zinn niedergeschlagen giebt einen Kalch, mit welchem carmesinartige und andere rothe Farben erhalten werden. Eisen, nachdem es verschiedentlich aufgelößt, niedergeschlagen und calciniret wird, giebt Ziegel oder zinnoberrothe, verschiedene braune, gelbe und grünlichte, auch schwarze Farben. Kupfer giebt, nachdem es verschiedentlich behandelt wird, lichtblaue, blaugrüne, meistentheils aber grüne Farben. Aus dem Kobolt und dessen Smalte erhält man dunkelblaue und wasserblaue Farben. Zinnkalch giebt eine weiße Farbe; Bleykalche und Spießglaskalche geben gelbe Farben; und aus dem aufgelößten, niedergeschlagenen und calcinirten oder verbrennten Zink kann man bräunlichte und blaßgelbe Farben erhalten. Die grauen, rothbraunen, rothgelben, gelbgrünen und andre gemischte Farben erhält man, wenn zween oder auch nach Gutbefinden mehrere metallische Kalche mit einander vermischet werden.

Vermischet und schmelzet man diese Kalche mit einer aus zartgeriebenen, calcinirten Kieseln und Borax, oder einem alkalischen Salze erhaltenen Fritte, wozu man bisweilen auch einen Bleykalch nehmen kann, so erhält man verschiedentlich buntgefärbte, mehr und weniger undurchsichtige Schmelzgläser, welche man sowohl bey der Emailarbeit, als auch zu verschiedenen andern Gebrauch. Z. E. zu Mosaischer Arbeit, gebrauchen kann.

Emboa.

Auf der Küste von Loango fischen sie mit Hacken, und geben auf einen großen Fisch Achtung, der täglich kömmt am Ufer zu fressen, und einem Grampus ähnlich ist. Er treibt eine Menge kleiner Fische vor sich her, die von den Leuten gefangen werden. Manchmal

mal läuft der große Fisch selbst ans Land; allein die Negern helfen ihm wieder davon ab, daran vier bis fünf Mann zu thun haben; so ein gefährlicher Fisch er auch ist. Sie heißen ihn Emboa, einen Hund, und suchen ihn im geringsten nicht zu beschädigen. S. A. R. B. IV. S. 664.

Embritze.

Embritze ist der gemeine Name des Goldammers, der auch sonst Gelbling oder Aemmerling heißt, und davon oben bereits geredet ist, auch unten bey Goldammer noch etwas vorkommen wird.

Emmerling.

S. Kirschbaum.

Encriniten.

Liliensteine, Encrini, sind versteinerte Gelenke von gewissen Seewürmern, so man Seesterne nennet. Die Encriniten bestehen, nach dem Wallerius Mineral. S. 465. aus mehrern Entrochiten oder Asterien gleichsam als aus einem Stängel oder Wurzel zusammengewachsen, gleichen einer Lilie, deren Blätter noch nicht aufgebrochen sind, welche Lilienform sich bey einem jeden Absatze, wenn man sie von einander absondert, befindet. Ist eine Art von Seesternen, die mit zusammengezogenen Gliedern versteinert ist. Man findet fünfeckichte, sechseckichte und vieleckichte Enkriniten. S. Entrachiten, Asterien und Seelilie.

Encubert.

Ein vierfüßiges Thier in Amerika aus dem Geschlechte der Armadille oder Panzerthiere, welches auch unter dem Namen Tatupeba bey den Schriftstellern vorkömmt und schon im ersten Theile dieses Werkes unter dem Artikel Armadill S. 384. beschrieben worden ist.

Endivie.

S. Cichorie.

Endtenfuß.

S. Becherkraut.

Enes.

S. Anis.

Engelblume.

S. Rheinblume, Ruhrkraut und Trolblume.

Engel- oder Mönchfisch.

Rhina, machet bey dem Klein ein eigenes Geschlecht, unter den vier ersten Familien derjenigen Fische aus, die durch fünf Oeffnungen der, mit Floßen besetzten, Seiten in die bedeckten Kiemen Othem holen. Diese letzte Gattung hat einen platt niedergedrückten Kopf, und am Ende desselben

sofort

sofort die Oeffnung der Schnauze. Bey dem Aristoteles und Plinius heißt er Ῥίνη, und wie letzterer hinzusetzet, quem Squatum vocamus, d. i. nach dem Isidorus ein Fisch, der so rauche und scharfe Schuppen hat, daß sogar mit seiner Haut das Holz geglättet werden kann; daher Vossius wohl erinnert, daß Squalus für Squatus nicht zu lesen sey. Er hat die Oeffnung seiner Schnauze am Kopfende; er ist also weder unter die Galeos, Hayfische, noch Raias, Rochen, zu zählen. Rondelet saget: er hat seine offene (vielmehr bedeckte) Kiemen in den Seiten, nicht unter sich oder an der Bauchseite, wie die Rochen; denn er sich durch diese besondere Lage der Kiemen und den Mundspalt von den übrigen platten Fischen wohl unterscheidet. Die Seitenfloßen scheinen Flügel vorzustellen; daher der Name eines Engels; bey den Genuesern Pesce Angelo; bey den Engländern the Monk-or Angel-Fish. Die knorplichten Anhängsel bey den Afterfloßen der Männchen sind fünf Zoll lang und walzenhaftig. In diesem Geschlechte finden sich zur Zeit nur zwo Gattungen:

1) Engelfisch, Rhina, welche von allen Scribenten Squatina genannt wird; bey dem Artedi: Squalus, pinna ani carens, ore in apice capitis; Kings-stone, Squatina eines Ungenannten, Descript. of some curious and uncommon creatures, omitted in the Description of three hundred Animals, &c. London, 1739. p. 47. allwo die Zeichnung des Männchen befindlich. Klein zeichnet dagegen aus seinem ehemaligen Cabinete auf der zwoten Tafel in der fünften und sechsten Figur ein auf dem Bauche und auf dem Rücken liegendes Weibchen, dessen Schwanz am obern Theile zweysiedericht, (floßig) aber die Anhängsel mangeln freylich, die bey den Männchen, wie bey den Rochen, die Zeugungsglieder darstellen. Artedi nimmt ihm zwar die Afterfloße, die ihm aber doch Willughby und andere wieder geben, mit den Worten des erstern: unterwärts ein paar Floßen, um dem Ausgange der Auswürfe gelegen. Durch die Hälfte des Rückens geht eine rauhe scharfe Linie; wie denn seine ganze Haut so scharf ist, daß man auch Holz und Elfenbein damit glatt poliren kann. s. Io. Rauisii (Textoris) VII. 41. Die Haut seines Rückens ist dermaßen scharf, daß sie zum Poliren des Holzes und Elfenbeins, nach der Beobachtung eines andern Englischen Anonymus, dienet. Das ist der Chagrin, woraus die Türken und andere Völker, Degen- Säbel- und andere sagrinische Scheiden machen. Willughby S. 80. Dieser Fisch soll

bis

bis zur Länge eines Menschen auswachsen, und bis zu hundert und sechzig Pfund wiegen. s. den Willughby und seine Zeichnung, Tab. D. 3. welcher aber die Kleinische gar sehr vorzuziehen. Nach dem Artedi, gen. 67. no. 6. kann obiger Beschreibung noch beygefüget werden: daß er auch wohl die Größe eines Menschen erreiche; gemeiniglich zu sechzig Pfund schwer sey, eine dreyfache Reihe Zähne in beyden Kiefern, ungefähr zu hundert und acht Stück, habe; an den Augen und Nasenlöchern stachlichte Erhabenheiten, wie auch an dem äußersten Rande der Brust- Bauch- und Rückenfloßen, kurze Stacheln führe. Er hat nämlich am äußersten Rücken- oder vielmehr Schwanzende weit hinter dem After zwo Floßen; sodann zwo Brust- und zwo Bauchfloßen, so beyde breit und groß, sich auch mehr berühren, und eine horizontale Lage haben, (folglich gar wohl Flügel vorstellen können.) Der Schwanz ist wie gabelförmig. (Oberwärts ist der Fischschwanz geflecket, die Haut des Bauches aber weiß und glatt.) Und bezeuget Artedi, daß er dieses also selbst gesehen. Linné nennt ihn in seinem 131. Geschlechte der Squalorum sp. 4. Squalus Squatina, und Müller hat den Namen Meerengel in seinem so genannten Haayfischen beybehalten. Nach den meisten alten Scribenten soll er zweymal des Jahrs, jedesmal sieben bis acht Junge werfen, sich auch mit dem Rochen paaren, daraus denn das, dem Aristoteles schon bekannte, Bastartgeschlechte, Rhinobates, Ῥηνοβάτης, seinen Ursprung habe; wie er denn auch, dem Rochen gleich, gern im Schlamme wühle, auch ein zähes und übelriechendes Fleisch habe. Daher die artige Poesie des Boussuet de Squatina, p. 157. mit dem Klein hier ganz schicklich anzubringen: Ῥίνη carne quidem dura est, resipitque ferinum, Nescio quid, — iudicio non renuenda meo. Illa puellarum prohibet grandescere mammas, Et laxas stabiles efficit esse diu. — Sique id rescifcat femina, pluris ement.

2) Engelfisch, Rhina, pedata quasi, der mit Füßen begabet ist, und einen oberwärts dreyfach gefiederten, oder mit drey Floßen bebrämten, Schwanz hat. Meermägdchen oder Siren des obangeführten Anonymus, S. 43. Er ist der Rhina, mit den, kleinen Füßchen vorstellenden, Auswüchsen, am Anfange des Schwanzes: with small Feet. Die Floßen jeder Seite sind, der Gestalt nach, den Flügeln eines Cherubim nicht unähnlich; die Rückenhaut ist rauch und von sehr dunkler Farbe; das Maul weit, und steht an dem Ende des Kopfes, oder dem gewöhnlichen Orte der Schnauze; wie

wie denn berührter Anonymus sowohl eine ausführliche Beschreibung, als auch die Zeichnungen des auf dem Bauche und Rücken liegenden Fisches, mit beybringt. Dieser Autor will diesen für die Sirene der Alten annehmen, welcher im September 1737. gefangen, und zu London öffentlich zur Schau ausgesetzet worden; aber, ich fürchte, setzet Klein hinzu, es werden, Gewinnstes halber, die mentulae, d. i. die knorplichten Auswüchse am Anfange des Schwanzes, die Zeugungsglieder gar sehr verdrehet, und ihnen durch Drathfäden die Gestalt der Füßchen angekünstelt worden seyn. Nach unserer Beschreibung kömmt diese Gattung mit der vorhergenden meistentheils überein, nur, daß der drey gefiederte und gefüßelte Schwanz einen Unterschied machet.

Wie wir hierbey auf unsern Artikel, Ambize Angulo, I. 241. verweisen müssen, so sollen wir auch folgende Beobachtung einer Meerjungfer mit beybringen: Während der Zeit, da sich Carli zu Kolombo befand, bekamen die Fischer einen großen Fisch, so rund als ein Kutschrad, der in der Mitten zwo Zitzen, und darüber verschiedene Oeffnungen hatte, durch die er sieht, höret und ißt. Der Mund war einer Spanne lang, das Fleisch angenehm, wie weißes Kalbfleisch. Aus den Ribben dreheten sie blutstillende Kügelchen, die aber dem Verfasser nichts halfen. Man sieht leicht, daß der Capuciner von der Meerjungfer redet, ob er sie gleich nicht nennt. Morella aber erkläret sich deutlicher: die Meerjungfer wird, seinem Vermelden nach, durch den ganzen Fluß Zaire gefunden, und gleicht einem Weibsbilde einigermaßen, wegen ihrer Brüste, Zitzen, Hände und Aerme; unterwärts aber endiget sie sich als ein ordentlicher Fisch mit einem Gabelschwanze. Der Kopf ist rund, das Gesicht wie an einem Kalbe; sie hat einen großen, häßlichen Mund, kleine Ohren und runde, volle Augen; der Rücken ist mit einer starken Haut bedecket, die an verschiedenen Orten durchlöchert, und ihr von der Natur gleichsam als ein Mantel gegeben ist, den sie nach Gefallen öffnen und zumachen kann. Die Ribben stillen das Blut; die größte Kraft aber liegt in den zween Knochen an den Ohren. Der Verfasser hat oft von diesem Fische gegessen, der wohlschmeckend, und dem Schweinefleisch nicht unähnlich war; auch seine Eingeweide gleichen den Schweinen. Die Schwarzen nennen ihn daher Ngulla umasa, oder die Wassersau, die Portugießen aber Piexe molker, d. i. Frauenfisch. Er hält nur den Kopf aus dem Wasser, wenn er von den Kräutern am Ufer frißt. Die Fischer bekommen sie selten,

außer

außer wenn es regnet, da sie ihre Annäherung nicht so leicht merken. rc. S. A. R. B. V. 95. Eben dieser Schriftsteller hatte kurz vorher angeführet, es würden in dem großen See Zaire verschiedene Ungeheuer gefunden, davon die eine Art von dem menschlichen Geschlechte, bloß durch den Mangel der Vernunft und Sprache, unterschieden wäre. Franz von Pavia, ein Capuciner, der in Matamba lebte, wollte sich dem Ansehn nach, auf keine Art bereden lassen, daß es in diesem See dergleichen Ungeheuer gäbe; und sagte, es wäre ein bloßes Blendwerk, daß sich die Schwarzen einbildeten. Die Königin von Singa erfuhr dieses, und lud ihn eines Tages auf einen solchen Fischfang ein. Kaum waren die Netze geworfen, als sie auf der Oberfläche des Wassers dreyzehn entdeckten, doch aber konnten sie nur ein trächtiges Weibchen fangen. Dieser Fisch war von Farbe schwarz, hatte schwarze lange Haare und breite Nägel an sehr langen Fingern, welche ihm, nach Merollos Meynung, die Natur zum Behuf des Schwimmens gegeben habe. Es lebte nicht über zwanzig Stunden außer dem Wasser, und fraß binnen dieser Zeit nichts, man mochte ihm auch vorwerfen, was man wollte. B. IV. 690. Aber es sind doch nicht alle Meermägdchen so abscheuliche Ungeheuer, wie diese aus dem Zair mitten unter den Schwarzen gebohrne Meerfräuleins. Whitburn ist weit glücklicher gewesen, und hat ganz andere und schönere Wassernymphen, ortas mari Veneres, einmal über das andere bey nüchternem Gemüthe und Verstande, gesehen: Als ich in den Hafen St. Johannis an der Seite des Flusses hin (Terre neuve, oder Newfoundland) spatzierte, bekam ich eine Creatur zu Gesichte, welche sehr schnell auf mich zugeschwommen kam, und, als ob es ein Frauenzimmer gewesen, mir sehr frölich in mein Angesicht hinein sah. Nach dem Gesichte und Augen, Nase, Mund, Kinn, Ohren, Hals und Stirne, schien es sehr schön und wohlgebildet, hatte viele blaue Striche um das Haupt, wie Haare. Ein anderer von meiner Gesellschaft, der noch lebet, und nicht weit von mir stund, sah eben dasselbe schnell auf mich zukommen, worauf ich zurücktrat. Denn es war nur in der Länge einer Pike von mir; weil ich besorgete, es möchte ans Land zu mir springen; wie ich denn gewiß glaube, daß es diesen Vorsatz hatte. Als es aber sah, daß ich von ihm weggieng, so tauchte es sich wieder ein wenig unter das Wasser, und schwamm gegen den Ort, wo es erst landete, und sah sich öfters zurück nach mir um, wodurch ich die Schultern und

den Rücken hinab, bis auf das Mittel, weiß und glatt, wie eines Menschen, sah. Es kam kurz darauf zu einem Boot in dem Hafen, in welchem mein Diener William Hawkridge, war, der nun Hauptmann über ein Ostindisch Schiff ist. Diese Creatur legete beyde Hände an die Seite des Bootes, und bestrebete sich, hineinzusteigen. Aber er, und diejenigen, die bey ihm waren, furchten sich, und gaben ihr einen derben Schlag auf die Hand, daß sie wieder hinab ins Meer fiel. Es kam hernach wieder an zwey andere Boote in eben diesem Hafen, wo sie am Ufer lagen, da denn die Leute darinnen aus Furcht ans Land flohen. Der Verfasser setzet hinzu: wenn Whitburn und die andern die Sache als kluge und ehrliebende Leute untersuchet, und die Wahrheit dieses Gesichtes auf einem Eyde bezeuget hätten; so würde es für die wunderbarste Erscheinung passiren, die ein Mensch jemals gesehen hat. So aber, wie sie beschaffen ist, kann man sie für nicht viel besser, als eine Schifferzeitung, annehmen. Sollte aber diese Begebenheit wohl so wunderbar seyn, wenn man setzete, es wäre eine Indianische Weibesperson gewesen, welche gern mit den Engländern sich verbinden wollen! Man hat hundertmal angemerket, daß diese Weibespersonen, vollkommen gut schwimmen, und untertauchen. S. A. R. besonders auf den Antillen, B. XVII. S. 654. Aber das heißt auch wohl nodum, soluere magis, quam expedire. Eine von so vielen Engländern nicht erkannte, nackte, blendendweiße, und doch verschmähete, gefürchtete, so unbarmherzig tractirte, Indianische Schönheit, und zwar unter allen übrigen olivenfarbenen und bräunlichen Töchtern des Landes, ist mir eine eben so abentheuerliche Erscheinung, als die einem Whitburn und seinen Cameraden wiederholtermaaßen aufgestoßen ist. Soll es deswegen für eine der wunderbarsten Erscheinungen passiren, weil dieses Seegeschöpfe nicht häßlich und ungestaltet, sondern schön und menschlich, ausgesehen? Giebt es doch Meerengel und Meerteufel; warum denn nicht auch Meergöttinnen?

Engelfisch, des Catesby, s. unsere Artikel, I. 75. und 923. Acarauna und Bottbastart, Rhombotides, 2. des Kleins.

Engelsray.

Rhinobatus, ein eigenes Kleinisches Geschlecht derjenigen platten Fische, die mit Luftlöchern, und Kiemen in der Brust, und mit einem glatten Schwanze begabet sind, wie wir in unserm Artikel, Brumbeerschwanz, Dasybatus

sybatus Klein I. 991. ausführlich angezeiget, und zugleich bemerket haben, wie sich seine nächsten Verwandten, der Krampffisch, Narcacion, der Glatray, Leiobatus, und der Brumbeerschwanz, Dasybatus, von unserm Engelsray, Rhinobatus, unterscheiden. Sogleich der im Deutschen und Griechischen zusammengesetzte Name des Fisches giebt zu erkennen, daß er ein Bastartfisch sey, und von beyden, der Ρίνη, Squatina, und dem Βάτος, Rubus, Raia, seinen Ursprung haben soll, als welche, nach dem Aristoteles, Plinius, und sonderlich Fabius Columna, sich mit einander zu begatten pflegeten; allein dem Klein, und wem nicht heut zu Tage? ist dieses eben so unwahrscheinlich, so ungegründet, als daß der Leopard von dem Vater, Leo, und Mutter, Panthera, wie den Namen, so auch sein Daseyn selbst, habe. Zu läugnen ist wohl nicht, daß der Kopf und die Vördertheile dem Rochen, Raiae, die Hintertheile aber dem Meerengel, Rhinae, Squatinae, mehr ähnlich fallen; wie er denn auch sein Maul unter der Schnauze, auf der Brust- oder Bauchseite, wie die Rochen, nicht aber an dem Kopfende und gewöhnlichem Orte der Schnauze, wie der Meerengel, hat. Doch bleibt er dabey ein Fisch seiner eigenen Art und Geschlechts, der auch seines gleichen fortpflanzet, ob er wohl gleichsam, wie die zweylebigen Thiere, zweygestaltig ist. Wir haben auch mehr dergleichen scheinbare Bastarte vor uns, als den Luci-Perca, Xant, Zander, Camelo-Pardus, Kameelparder, Tragelaphus und Hippolaphus, Bock- und Roßhirschen; wie auch Klein zum Theil mit dem Joh. Cajus, einem berühmten, und um die Historie der Natur wohl verdienten, Engländer, Miss. IV. §V. not. d. angemerket. Seine Haut ist gleichsam mit kleinen Sandkörnchen bestreuet, und hat er auch, wie der Narcacion, sein Vordermann, fünf Floßen. Von diesem Geschlechte finden sich auch nur zwo Gattungen bey dem Klein:

1) Engelsray, Rhinobatos, oder Squatino-Raia Fab. Columnae und aller Schriftsteller; Cetola der Neapolitaner, Willughby S. 79. Tab. D. 5. f. 1. des Artedi Raia oblonga, mit einer einzigen Reihe Stacheln mitten auf dem Rücken, und des Linne Raia Rhinobatos, gen. 130. sp. 9. nach dem Müller Haay-Roche, seines Rochengeschlechts. Er hat eine länglicht zugespitzte Schnauze, unter selbiger die Mundspalte und stumpfe körnichte Zähnchen; die Haut ist rauh, der Rücken bräunlich; der Bauch weißröthlicht; der Augenring gelb; die Nasenlöcher groß und länglicht; zwo Stacheln an den Löchern bey den Augen; einen wellenförmi-

gen Saum, der ihn, besonders bey der Vereinigung des Vörder- und Hintertheils, umgiebt. Er wird zu vier und zwanzig bis dreyßig Zoll lang, und zu zwölf Pfund schwer. Um Genua und Neapolis kömmt er öfters zum Vorschein. Noch merket Müller an, daß die Männchen am Bauche lange Floßen hätten, daher die Meynung entstanden, sie hätten Füße wie die Seekälber oder eigentlichen Seehunde.

2) Engelsray, Rhinobatos transparens, der gleichsam durchsichtige Engelsray oder Engelsroche, wenn er gegen das Licht gehalten wird; mit einem kugelförmigen Kopfe; mit dem übrigen Leibe und Floßen aber dem vorigen ersten gleich. Puraque, Acara Pinima, Pira Pixanga des Marcgravs. Torpedo Americana, Peixe Viola, Lusitan. Willughb. p. 80. Tab. D. 5. f. 2. Da aber die Acara Pinima bereits von uns, I. 72. beschrieben worden, auch die Pira Pixanga eigentlicher unter das Kleinische Geschlecht der Kaulparsche, Percis, sp. 5. gehört, so folget hier nur die Beschreibung des Puraque, nach dem Marcgrav, dessen wir zum Theil I. 15. bey dem Meeraal des Bomare, und zum Theil unter dem Artikel Arava Uapebbe, I. 371. gedacht haben. Der Puraque wird also bey den Portugiesen Peixe Viola deswegen genannt, weil er einer Cithar, darauf sie und ihre Nachbarn gern spielen, gar ähnlich sieht. Er ist ein breiter, knorplichter, nicht dicker Fisch. In der Länge von des Kopfes Spitze bis an des Schwanzes Ende ist er etwa einen Fuß und neun Zoll lang; acht Zoll lang von der Schnauzenspitze bis gegen den Hintertheil hat er die Gestalt eines Herzens, wie es gemalet wird, dessen größte Breite sieben Zoll, und läuft daselbst an der Seite in einen floßigen Fettsaum, wie die Roche, aus, ist auch gegen das Licht fast durchsichtig. Er hat keine Kiemen, (offene nämlich) der Kopf ist kegelförmig. Drey und eine halbe Fingerbreiten von der Schnauzenspitze treten die runden, einen Zoll von einander entfernten Augen, in der Größe einer mäßigen Haselnuß, mit schwarzem Augapfel und gelbem Ringe, hervor. An beyden Augen nach den Hintertheilen zu hat er ein, eine kleine Fingerkuppe weites, hohles Röhrchen, dadurch er Wasser ausspritzen kann. Unter den Augen, vielmehr an dem untern Theile des Leibes hat er sein Maul, den Augen gleichsam gegen über, so anderthalb Finger breit, ohne Zähnchen; anderthalb Finger vom Maule nach hinten zu zwey Luftlöcher, und an jeder Seite, wie die Rochen oder Tiburones, Hay oder Jonasfisch, fünf Einschnitte; (Kiemenöffnungen). Nach dem vördern

herzförmigen Theile des Leibes ist der übrige Körper rundlich, etwas platt gedrücket, und etwa drey Finger breit; auf jeder Seite hat er eine weiche, drey Finger lange, und anderthalb Finger breite, Floße; von da wird der Körper bis an die Schwanzfloße schmäler, bis er etwa Fingers dicke ist; die über einen Finger breite Schwanzfloße ist zwo Fingerbreiten lang, oben länger als unten, wie bey den Hayen. Nach den zwo Seitenfloßen hat er noch auf dem Rücken, gegen den Schwanz zu, in dem Abstande zwoer Fingerbreiten von einander, noch zwo erhabene, dickhäutichte, dreyanglicht aufgerichtete, zwo Fingerbreiten lange, anderthalb dergleichen breite, Floßen. Er hat eine weiche Haut ohne Schuppen; und am ganzen Unterleibe, und der vördern Hälfte ist er weiß, in der hintern Fleischröthlich auf weiß. Auf dem Rücken oder obern Theile ist er leimbräunlicht mit braunen Flecken und weißbläulichten Pünctchen unvergleichlich gesprengelt. Die Floßen haben dergleichen Leimfarbe, an den Seiten mit roth versetzet. Die Kopfspitze hat eine Knorpelfarbe, woraus er auch besteht. Das Rückgrad zeiget nach seiner ganzen Länge kleine fühlbare Erhabenheiten. Sein frischer Kopf leuchtet des Nachts. Sein Fleisch ist nicht eßbar. Wenn es aber ja genossen würde, mache es die Leute, nach der Meynung, auf drey Stunden albern; sie kämen aber hernach von selbst wieder zu sich. Die Berührung des Fisches machet in dem Hand- und Armgelenke ein bald vorüber gehendes Prasseln; wird er aber in der Mitten berühret, wirket er ein Zittern in den Gliedern. In Regenmonathen und bey stürmischem Wetter wird er in dem Bibiriblflusse, nach einer weiten Reise vom Lande mit Rochen und Angelrochen, gefangen.

Engelsköpfchen.

S. Ahorn.

Engelstrankwurzel.

S. Fallkraut.

Engelsüß.

Polypodium. Mit diesem Namen hat man zwar jederzeit ein Geschlecht der Farnkräuter beleget, jedoch haben darunter einige Schriftsteller, wie Tournefort und Gleditsch, nur eine, und die in Apotheken gebräuchliche Art verstanden, andere aber, wie die Herren von Linné und von Haller viel mehrere Arten, und besonders auch diejenigen, so man gemeiniglich Farnkraut zu nennen pflegete, darunter begriffen. Ob man aber zwar das lateinische Wort zum Geschlechtsnamen angenommen, will sich doch das deutsche hierzu nicht füglich schicken; daher wir

auch nur die, unter diesem Namen bekannte, Art hier beschreiben, die übrigen aber unter dem Worte Farnkraut erwähnen wollen. Der Name Engelsüß ist jedoch nicht allenthalben gebräuchlich, und unsere Pflanze heißt auch Süßfarn, Roßfarn, Baumfarn, Steinfarn, Eichenfarn, Süßwurzel, wildes Süßeholz, Tropfwurzel, Kropfwurzel, Corallenwurzel, Polypodium vulgare Linn. Es wächst gern an Eichen und andern alten Stämmen. Die lange, quer hinlaufende, etwa einen Federkiel dicke, auf allen Seiten knotichte, gleichsam knollichte, äußerlich braune, innerlich grünlichte Wurzel ist mit vielen schwärzlichten Schuppen bedecket, und mit vielen schwärzlichen, rauchen Zäserchen besetzet. Aus dieser treiben kurze Stängel oder Stiele, deren jeder ein federartiges, einen halben, auch ganzen Fuß langes Blatt trägt. Die Lappen dieser Blätter stehen einander wechselsweise gegen über, sind lanzenförmig, jedoch stumpf, am Rande zart eingekerbet, schön grün, und vereinigen sich gegen die Ribbe des Blattes alle mit einander. Auf der hintern Fläche des Blattes erscheinen im Sommer die so genannten Blüthen in rundlichen Puncten, welche auf jedem Lappen, der Länge des Nerven nach, in doppelter Reihe gestellet und gelb sind. Die rundlichen Saamenbehältnisse selbst sind ohngefähr so groß als ein Mohnsaamen, mit einem saffranfärbigen Ringel umgeben, anfangs blaß, hernach gelblicht, und endlich verwandeln sie sich ins schwarze. Von der Beschaffenheit dieser Theile kann man in des Herrn von Gleichen Werke die dritte Tafel nachsehen, und du Hamels Naturgeschichte der Bäume I. Theil S. 263. nachlesen. Die Blätter mit ihren Saamen dauern den ganzen Winter, und sterben erst ab, wenn im Frühjahre neue hervorkommen.

Die frische Wurzel hat einen widrigen, süßen Geschmack, und enthält viele gummöse und wenigere harzige Theile; daher selbige auch mehr unter die auflösenden und zertheilenden, als ausführenden Mittel zu rechnen ist, obgleich die ältern Aerzte solche vorzüglich wegen der laxirenden Kraft empfohlen. Den Saft davon, von einem bis zween Quentchen, hat Boerhaave, wie Herr von Haller angeführet, in der Hypochondrie wirksam befunden, und den Gebrauch in einem Thee oder Tranke bey Brustkrankheiten, welche sonderlich eine Schärfe zum Grunde haben, bey der reißenden Gicht und Verstopfung der Eingeweide, besonders der Leber, viele angerühmet. In Wasser mit Leinsaamen abgekochet, soll selbige vorzüglich auf die Urinwege wirken, und bey dem Saamenflusse nützlich seyn. Weil aber dergleichen

Tränke leicht zu Blähungen Gelegenheit geben, pfleget man etwas gewürzhaftes, als Carwe, Fenchel, Anis, und dergleichen damit abzukochen. Die getrocknete Wurzel hält sich nicht lange, wird leicht schwarz, und verliert den süßlichen Geschmack, und da man gemeiniglich solche alte verdorbene Waare in den Apotheken findet, wird solche selten verordnet. Die Wurzel den Schweinen unter das Futter gemischet, soll selbige vor allen innerlichen Zufällen bewahren.

Engelwurzel.

S. Angelike, Brustwurzel und Enzian.

Engerling.

Diesen Namen giebt man den Würmern, aus welchen die Maykäfer entstehen. S. Maykäfer.

Englisch Salz.

Sal Anglicum. Das ächte englische Salz ist eigentlich ein Brunnensalz, und wird aus einem mineralischen Brunnen, der sich an einem kleinen Orte, mit Namen Epson oder Ebsham, in England befindet, durch das Abdampfen und Crystallisiren erhalten. Dieses natürliche hat mit dem Carlsbader, Egrischen und andern dergleichen Salzen viel Aehnlichkeit, von denen es auch in der Wirkung nicht sehr unterschieden ist. Das Ebshamer oder natürliche Englische Salz wird itzt gar nicht oder selten bey uns gefunden, sondern alles Englische Salz, was itzt unter diesem Namen verkaufet wird, ist ein durch die Kunst bereitetes, bitteres Mittelsalz, welches vorzüglich in England und vielleicht auch in andern Ländern gemachet wird. Es wird nämlich die, nach der Crystallisation des Kochsalzes übriggebliebene, Mutterlauge, so sich nicht mehr krystallisiren läßt, mit calcinirtem Vitriol oder mit der nach der Destillation des Vitriols übrig gebliebenen Substanz, so man gemeiniglich Caput mortuum Vitrioli, oder Colcathar nennt, vermischet, alsdenn das daher erzeugte Mittelsalz durch das Kochen mit Wasser herausgezogen, die Feuchtigkeit durchgeseiget und bis zur Trockne abgedampfet, das trockene Salz calciniret, solches von neuen wieder aufgelöset, durchgeseiget, abgerauchet und crystallisiret.

Dieses Salz zieht die Feuchtigkeit aus der Luft sehr leichte an sich, und zerfließt zum Theil; daher es in wohl verschlossenen Gefäßen an trocknen Oertern verwahret werden muß. Es wird dasselbe vorzüglich in der Heilkunst als ein auflösendes und abführendes Mittel gebrauchet.

Englische Leyer.

Lyra Haruicensis, pinna dorsali longissima, ist, nach dem Cho

mel, ein seltsamer Seefisch, welcher bey Harwick in England gefunden, und in die Raritätenkammer der Königlichen Societät zu London geschicket worden. Er ist ganz voll blauer Flecken.

Englische weiße Kreide.

Creta bathensis, Creta cum aqua frigida effervescens, ist eine Kreideart von weißer Farbe. Wallerius Mineral. S. 17. saget von selbiger, daß sie dergestalt mit kalten Wasser aufbrause, daß man bey der Hitze, welche diese Gährung verursachet, Eyer kochen kann. Es soll dergleichen in England gefunden werden. S. Kreide.

Englischer Sattel.

S. Transparant.

Enif.

Ein Stern dritter Größe, welcher diesen Namen von den Arabern erhalten hat, und in dem Sternbilde des Pegasus, nämlich am Munde desselben steht.

Enjocko.

S. Orang-Utang.

Ente.

Wenn gleich Gans und Ente, unserer Meynung nach, gar recht vom Herrn Klein in zwo Zünfte oder Untergeschlechter, aber unter einerley Familie gebracht worden sind: so kann man es doch denjenigen Naturalisten fast nicht verdenken, welche beyde unter ein einziges Geschlecht, nämlich der Enten, anas, gebracht haben. So nahe kommen beyde mit einander überein. Indessen giebt es einige wenige Umstände, worinnen sie beyde verschieden sind. Die Ente ist kleiner wie die Gans, hat keinen so gewölbten Rücken, Körper, Hals und Füße, welche noch dazu näher zum Hintern stehen, als bey einer Gans; selbst die Stimme ist an beyden unterschieden. Die Ente ist auch mehr ein Wasservogel als die Gans. Herr Klein hat Gänse und Enten unter ein Obergeschlechte gebracht, nämlich unter die Breitschnäbler, Platiroster. Es steht dies Obergeschlecht unter der fünften Familie von solchen Wasservögeln, die vier Zähen haben, drey vorwärts mit einer starken Haut verbunden, und einem hinterwärts. Der Arten von Enten giebt es nun recht viele. Ich werde sie mit wenigem anführen, und nur ein paar derselben näher beschreiben; denn die Arten haben selbst so viel wandelbare Merkmale an sich, daß man sie nicht alle genau angeben, und gleichwohl nicht daraus eben besondere Abarten machen kann. 1) Die zahme Ente, Hausente ist billig die erste, und uns bekannteste, anas cicur, domestica, anas fusca. Diese sind an Farbe sehr ver-

verschieden; man hat sie meistens grau, doch auch bunt, gelb, weiß, aschfarben, u. s. w. Die andern Kennzeichen: die Männchen haben alle zwo bis drey geringelt rückwärts gebogene Federn überm Bürzel. Der Kopf mehrentheils azurfarben, Rücken röthlicht, der Steiß grünlicht, die mehresten äußern Schwanzfedern weiß aschfarben, die mittlern schwärzlich und aufwärts gebogen; Brust und Bauch aschfarben, mit wellenförmigen kleinen Streifen durchsetzet. Flügel oben röthlich, unten weiß; die ersten Schwingfedern aschfarben, die andern röthlich, mit etwas violet untermenget und weißen Spitzen. Sich selbst überlassen, halten diese Vögel sich am liebsten an Flüssen und in Sümpfen auf. Sonst bleibt sie auch im zahmen Zustande überall auf den Höfen, und gewöhnet sich sehr bald an anderes Vieh. Sie halten sich gut in Gärten und Baumgärten, wo sie gern die Schnecken und andere Gewürme aufsuchen, und davon leben. Unter diesen zahmen Enten giebt es eine Verschiedenheit, die sich am Schnabel offenbaret. Einige haben kleine Schnäbel, und diese sind von Natur härter, behelfen sich auch mit wenigerm Wasser. Aber sie haben einen am Ende ein wenig aufgeworfenem Schnabel, und diese sollen besser zum Eyerlegen seyn; unerachtet sie die Jungen, wie die Enten überhaupt, schlecht aufziehen. Noch hat man eine Art, die aus der wilden zahm gemachte Ente. Diese ist sehr dauerhaft, aber sie will mehr Wasser haben, als die gemeine, zahme Ente. Insgemein ist die Ente ein harter Vogel, den man einigermaßen sich selbst überlassen kann, weil er alles Wetter verträgt, nicht so leicht krank wird, wenn er nur ein wenig herangewachsen ist, und sich sein Futter ziemlich selbst auf den Höfen, in Pfützen und Sümpfen suchet. Sie brütet des Jahres meistens nur einmal, und kann dreyzehn Eyer unter sich haben; man läßt aber gern die Enteneyer von Hennen ausbrüten, weil diese die jungen Enten besser, als die eigene Mutter, führen. Eine der besten Eigenschaften dieses Hausvogels besteht darinn, daß er weniger schädlich ist, als alles andere Federvieh, wenig Wartung gebrauchet, und sich doch gut nutzen läßt. Dieser nun füge ich gleich bey: 2) die Türkische oder Indianische Ente, die wir auch noch auf den Höfen halten, anas indica, turcica, anas moschata. Es ist dieses vielleicht die größere Ente, die aus den Spanischen Amerikanischen Inseln nach Europa gebracht worden; ist größer als unsere gemeine Hausente, am Kopfe und Kehle mit einer blutrothen, fleischichten Haut besetzet, wie die kalekutischen Hähne. Nun kommen die wilden und

andere Strich- und ausländische Enten. 3) Gemeine wilde Ente, Märzente, Blauente, Spiegelente, Boschas maior, anas fera, torquata. Ist genungsam bekannt, und bey uns den ganzen Winter und im stärksten Froste an offenen Wassern zu finden. Jedoch ist es andem, daß sie umher zieht, und immer die wärmern Oerter und Brücher in unsern Gegenden zu ihrem Winteraufenthalte aufsuchet. An Größe und Farbe ist sie beynahe der zahmen gleich, nur etwas geschlanker und geschmeidiger. Das Männchen, oder der Antvogel, ist am Kopfe glänzend schwarzgrün; Schnabel gelbgrün, und Brust dunkelroth. Ein weißer Ring um den Hals. Bauch aschgrau, bis zum Schwanze, dessen ausstehende Federn völlig schwarz sind. Rückenfedern theils aschgrau, theils dunkelbraun; auch die Flügel also, nur die mittlern Flugfedern glänzend schwarzblau. Am Ende des Rückens, gegen den Schwanz zu, erscheint etwas schwarzgrünes, fast wie am Kopfe. Der Schwanz selbst grau mit weißer Einfassung, die mittlern schwarz mit sechs aufwärts gekrümmten und zugespitzten Federn. Füße rothgelb. Das Weibchen oder die eigentliche Ente ist durchaus grau und schwarz gestreifet; hat doch indessen die glänzend schwarzblauen Federn in der Mitte der Flügel. Sie hält sich nahe bey Wassern an erhabenen Stellen auf, am liebsten, wo Rohrsümpfe, hohes Gras, oder sonst kleine Gebüsche sind, und brütet auch daselbst. Man hat auch gesehen, daß sie zuweilen das Nest auf Bäume, auf die Weidenspitzen, an den Wassern, gemachet hat. Sie leget zehn bis zwölf Eyer, und führet die Jungen, bald nachdem sie ausgekrochen, gleich zum Wasser. Im Sommer sieht man diese Enten sehr zerstreuet, weil sie sich in allen Wassern vertheilen; aber im Herbste gehen sie nur den größern, und im Winter den offenen und wärmern nach, und da findet man sie häufiger. Um Lichtmesse vertheilen sie sich wieder, und fangen an sich paarweise zu halten. Sie nähren sich von Fischen, Krebsen, Graswurzeln, suchen auch Körner, und allerley Gewürme. 4) Mittelente, anas fera media, ist etwas kleiner, als die vorige; heißt auch an vielen Orten Moßkolbe, hat einen dicken, stumpfen Kopf; der Schnabel schwarz, etwas breit, stumpf, zween Querfinger lang, mit Zacken an den Seiten versehen. Der dicke Kopf kastanienbraun, um den Hals ein schwarzgrauer Ring, der nach unten zu weißlicht ausfällt, worauf wiederum schwarzes folget, welches den übrigen Hals, den Rücken und den Schwanz einnimmt. Die Federn, sonderlich am Oberleibe, haben graue Einfassungen. Die Flügel auch so, nur hin und

wieder an den Federspitzen mit schwarzen Fleckchen bezeichnet. Auf der Brust ein drey Finger breiter Kragen, dessen Federn bleyfarbig, mit weißen Spitzen. Der Bauch weiß, bis an die Füße, wo das schwärzliche angeht. Füße und Zähen röthlich gelb, die Haut davon schwarz, vornehmlich unten. Die Ente kömmt nur strichweise zu uns, ist ein Täucher, und nähret sich mehrentheils von Fischen, von Mooßinsecten und Wasserwürmern. Männchen und Weibchen sind wenig unterschieden. Die Luftröhre ist auch an dieser und andern Täucherenten besonders gestaltet. 5) Braune Ente, anas fera fusca, sonst Rothhals, Rothkopf, ist auch noch eine Art der bekannten grauen wilden Enten; ist aschgrau, wellenförmig gestreifet, mit einem braunen Kopfe, schwarzen Ringel und Schwanzfedern. 6) Schnarrente, Quackerente, anas fera, strepera, mit schwarz gefleckten Flügeln, weiß und roth. 7) Pfeifente, Baumente, anas arborea, fistularis, grau, mit einem ganz kleinen Schopfe, der Leib weiß und schwarz geflecket. Sie giebt einen scharfen Ton von sich, wie aus einer Pfeife, daher sie den Namen bekommen hat. Sie hält sich heerdenweise zusammen. In Amerika. Es giebt auch von diesen Pfeifenten welche in Europa. 8) Kriechente, scheckicht Entchen, Kernel, anas querquedula, mit einem grünen Flecke auf den Flügeln, und einem weißen Streife über den Augen. Der Schnabel schwarz, Füße bleyfarben, Scheitel schwärzlich, Kehle schwarz, Brust schwarzgrau, Rücken purpurröthlicht. Ist eine kleine Ente. Es giebt ihrer mehrere Kriechenten, und von mancherley Veränderungen und Farben. Auch gehöret hieher die so genannte Fuchsente, welche, gleich der Fuchsgans, unter der Erde nistelt. Es giebt noch eine braune Kriechente mit weißen Hauptflecken, aus der Hudsonsbay. 9) Moorente, Fliegenente, anas muscaria, limosa. Eine kleine bunte Ente, die wie eine Schwalbe überm Wasser und kurzem Geröhrig fliegt, und die Fliegen erschnappet. Hat einen gelben Schnabel mit scharfen Schneiden, auch gelbe Füße, mit schwarzer Haut zwischen den Zehen. Mit dieser läßt sich die Moorente in unserer Gegend oder die schwarze Schopfente verbinden, A. fuligula, hat einen etwas abhangenden Schopf, schwarzen Rücken, Bauch und Flügel weiß gefleckt. 10) Löffelente, Breitschnabel, A. clypeata, latirostra; der Schnabel ist breiter als bey einer mittelmäßigen Ente, und wie ein Löffel gestaltet, mit einem krummen Häckchen; die Schneiden sind wie mit kurzen scharfen Borten besetzet. Der Kopf bis auf

auf die Mitte des Halses röthlich schwarz und glänzend, die Flügel lichtblau und weiß, Brust weiß, der Unterleib castanienfarben, die Füße zinnoberroth. Das Weibchen sieht fast wie die Schnepfen an Farbe aus, hat einen grünen Fleck auf den Flügeln zwischen zwo weißen Queerlinien. Es giebt ihrer mehrere Arten. Ist ein Zugvogel, so groß wie die gewöhnliche Märzente. 11) schwarze Ente, mit schwarzen, rothen und gelben Schnabel, Anas nigra. Der Schnabel eher breit als erhaben; der äußerste stumpfe Theil desselben endiget sich mit einem kurzen Hacken, der hoch oranienfarb oder roth ist, das übrige citronfarbig und schwarz; beyde Kinnladen haben einen schwarzen Saum. Die Nasenlöcher stehen in der Mitte des Schnabels, sind hoch gewölbt, und durchsichtig, und haben über sich schwarzes Nasenfleisch. Die Füße und Zehen sind ganz roth; die Gelenke derselben haben schwarze Querstriche, und die Zwischenhäute sind tiefschwarz. An der Hinterzehe ein häutiger Lappe. Der ganze Leib sammetschwarz, mit seidenweichen Federn. Die kurzen Flugfedern haben in der Mitte einen weißen zollbreiten Streifen, der nur im Fluge zu bemerken ist. Es giebt ihrer auch Abänderungen. 12) Schreyer, Goldäuglein, anas clangula; weiß und schwarzbunt, an Rücken und Flügeln geschuppet, mit einem violetfarbigen dicken Kopfe, am Schnabel ein weißer mit schwarz eingefaßter Fleck, die Füße gelb. Der Kopf selbst am Männchen groß, fast schopficht, schwarz purpurfarben. Der Schwanz stumpf, oben und unten schwarz. Hals, Brust, Unterleib weiß. Das Weibchen röthlich am Kopfe, Rücken, Seiten, Schwanz auch so; Flügel weißgrau, Unterleib weiß, Brust vorn und zur Seiten aschfarben mit weißen Streifen. 13) Franzente, Querquedula Franciae, Kopf und Hals eisenfarbig; die Augen stehen in einem schwarzen Flecken; vom obern Schnabel läuft ein weißgelber schmaler Strich über die Augen und den Nacken bis auf die Brust herab. Auf den Flügeln ein grüner Fleck; hält sich bey den süßen Wassern auf, und ist in Europa häufig. 14) Spießente, Spitzente, Langschwanz, Anas caudacuta, mit einem langen spitzigen Schwanz, der unten schwarz ist, am Genicke beyderseits ein weißer Streifen, der Kopf selbst rostfärbig, an den Ohren purpurroth. Das Weibchen hat keine lange Federn am Schwanze. Mit dieser verknüpfe ich die Isländische Spießente, hat einen keilförmigen Schwanz, die mittelsten Schwanzfedern sehr lang, fast neun Zoll. Schläfe, Brust, Rücken

cken und Flügel schwarz. In Europa und Nordamerika. 15) Krummer Breitschnabel; hat das Ansehn unserer Hausente, Schnabel grünlicht. 16) Bahamische Ente, kleiner als die Hausente, Schnabel bleyfarben, am Kopfe ein breyeckichter, orangefarbener Fleck, Kehle und Hals weiß, Nacken und Unterleib gelb, Flügel braun, ihre Schwingfedern aber mitten mit grün, und gelb eingefasset, und an Enden schwarz. 17) Büffelskopf, Purpurkopf mit weißen Backen, der Kopf ganz dick von Federn. 18) Aufgeworfener Breitschnäbler; schwärzlicher Schnabel, wie ein länglichtes Schild, vorn etwas aufgeworfen, Körper braun, Flügeldecken blau mit weißen Strichen, Füße roth. In Amerika. 19) Plümente, L. sponsa, Braut; hat auf dem Kopfe zwo lange herabhangende Federn mit haarichten Fahnen, die grün, blau und purpurfarben sind, mit feinen weißen Linien durchmischet. Die kurzen Kopffedern veilchenblau, Kehle weiß, Brust roth mit weißen Flecken, über die Deckfedern der Flügel geht ein breiter schwarzer Streifen, Rücken und Flügel bunt, Schwanz blau und purpur, Füße braun, Schnabel roth in der Mitte und am Ende ein schwarzer Fleck, Nasenfleisch gelb, Augen gelb, um welche ein purpurfarbiger Zirkel geht. In Nordamerika. 20) Graukopf, eine kleine weiße und braunbunte Ente. 21) Graue Kriechente mit blauen Schultern, Quacula. 22) Blaukopf, weiß gezeichnet; größer als unsere gemeine Kriechente, und über den ganzen Leib gleichsam schuppicht; die Deckfedern der Flügel blau, Schwingfedern braun, Schwanzfedern lang. 23) Rothbart, Schnabel blutroth, Hals zinnoberfarben, mit weißen eingesprenketen Flecken, Körper grau, Füße purpurroth. 24) Gelbschopf, Anas crista flaua. Marsigli hat sie sonderlich und zuerst beschrieben. Ist einen Schuh lang; Schnabel hochroth, Stirn gelb, Hals und Brust dunkelaschfarb, Rücken lichtgrau, Flügel und Schwanz blaulicht, Schenkel weiß, Füße purpurfarbig. 25) Vieräuglein; sieht fast wie der Büffelskopf n. 17 aus. 26) Blumente, mit grünem Kopfe, Anas virescens. So bunt als wäre sie mit Blumen oder Laubwerk gesticket. Rücken purpurfarben, Flügel oberwärts blau, Deckfedern grün, Schwingfedern schwarz bleyfarben, Schwanz aschgrau, Füße röthlich. 27) Sternente; Schnabel hinten schwarz, Kopf oben braun, unter den Augen ein großer weißer Stern, Rücken aschgrau, mit schwärzlichen Schwingfedern. 28) Weißzopf, Albellus, mit weißem Zopfe, der unterwärts an den Fe-

dern schwarz ist; die Augen stehn in einem schwarzen eyförmigen Flecke. 29) Weißbauch; Kopf braun, Schnabel schwarz, Körper braun mit weißen Strichen. 30) Schwarz und weißbunte; Schnabel schwarz, Füße goldgelb. 31) Sinesische Ente, Linn. galericulata, gehaubte Ente, hat eine grüne Haube, mit untermengten, purpurfarbigen Federn, weiße Backen; am Rücken hinterwärts ragen einige krumme aufwärts gebogene Federn von beyden Seiten hervor. Hals und Brust roth, Bauch weiß. Schnabel und Füße roth, Rücken roth mit himmelblauen Flecken. Auch am Bürzel stehen etliche Federn gekrümmet gegen den Kopf. Ein schöner bunter Vogel, der in China zu Hause ist. 32) Grauköpfige Ente aus der Hudsonsbay, minuta; grau mit weißen Ohren, die ersten Schwingfedern schwärzlich, der rothe Schnabel vorn schwarz mit gelbem Nasenfleische besetzet. In der Hudsonsbay und Island. 33) Schwarzplatte; hat nicht nur auf dem Scheitel, sondern auch in der Mitte des Halses einen weißen Fleck, und gleichsam einen Ring; die Flügeldecken blau, die Schwanzfedern bläulicht. Es giebt hiervon auch eine braune Art. 34) Weißback mit langen Schwanzfedern; Schnabel oranienfarben, am Schwanze zwo lange hervorragende Federn. Diesen hat noch Boddaert einige Arten mehr zugefüget. 35) Weißliche, albeola L. Ist weiß, Rücken und Flügel schwarz, Kopf blau, hinten weiß. In Amerika. 36) Winterente, Hiberna L. weiß mit schwarzen Rücken und Flügeln, Kopf oben und unten dick und glänzend. In Amerika. 37) Ente von St. Domingo; der Kopf vorn eisenfarbig, ein schneeweißer Fleck an den Flügeln, die Schäfte der Schwingfedern sehr schwarz. In Amerika. 38) Graue Carolinische Ente; am Körper braungrau, mit einem weißen Fleck an den Ohren und Flügel. In Amerika. 39) Brillente; schwarz mit einem weißen Schopfe und Nacken, und schwarzen Flecke hinter den Naslöchern. In Canada. 40) Bräunchen; mit schwärzlichem Körper, gewölkter Brust, und weißem Streif auf den Flügeln. Hin und wieder in Europa. 41) Eisente, Anas glacialis, mit langem spitzigem Schwanze, schwarzem Rücken und weißem Bauche. In Terreneuf. 42) Kamtschatckische Ente; weiß mit blaßgrünen Fleck im Nacken, Flügel weiß und schwarz. In Kamtschatcka. 43) Harleckin, Anas histrionica, braun mit weiß und blau, Ohren und Schläfe mit einem doppelten Streif, Hals und Brust weiß. In Amerika und Island. 44) Geschleyerte, Anas viduata, braun, Kopf vorn

vorn weiß, hinten schwarz. In Carthagena. 45) Herbstente, Anas autumnalis, grau mit schwarzem Schwanze und Schwingfedern, an den Flügeln ein Fleck roth und weiß. In Amerika. 46) Krummschnabel, Anas adunca, die mittelsten Schwingfedern krumm, so wie der Schnabel auch. In Holland.

Entenadler.

Aquila anataria, ist der sogenannte Schelladler, aquila clanga, der oben beym Adler genannt worden. Er ist braun von Farbe, nicht größer als ein englischer Hahn; daher er auch der kleine Adler heißt; vielleicht der einzige, der recht zahm werden kann. Entenadler nennt man ihn, weil er gern auf die Enten stößt, und sie verfolget.

Entenbruth.

S. Entenmuschel.

Entenfraß.

S. Entengrieß.

Entenfuß.

Fußblatt, Mayapfel, Anapodophyllum Tourn. Podophyllum Linn. ist ein Pflanzengeschlecht mit einem großen dreyblättrigen, gefärbten, abfallenden Kelche, neun rundlichen, vertieften, und am Rande gefaltenen Blumenblättern, vielen kurzen Staubfäden, und einen rundlichen Fruchtkeim, ohne Griffel, nur mit einem stumpfen, gefaltenen Staubwege geendiget; dieser erscheint noch auf der Beere, welche viele Saamen enthält. Es giebt davon zwo Arten.

1) Der schildförmige Entenfuß, Podophyllum peltatum L. die weiße, knotichte, und mit vielen Zäserchen seitwärts hinkriechende Wurzel, treibt einige, etwa einen halben Fuß hohe Stängel, auf deren Spitze ein rundliches, schildförmiges, in fünf oder sechs Einschnitte tief zerschnittnes Blatt sitzet. Wenn die Blüthe hervorkommen soll, theilet sich der Stängel, und man sieht alsdenn zwey dergleichen Blätter, aus deren Winkel der Blumenstiel entspringt. Dieser trägt nur eine große weißlichte Blume; die Frucht ist gelb. Die Blüthe erscheint im April, und die Frucht ist im May reif. Die Wurzel soll Erbrechen verursachen, und in Carolina statt der Ipecacuanha gebrauchet, auch mit diesem Namen beleget werden. Die Frucht wird von den Kindern in Amerika gern gespeiset. Sie wächst in dem mitternächtigen Theile von Amerika.

2) Der doppeltblättrige Entenfuß, Podophyllum diphyllum L. Dieser wächst in Virginien. Aus der Wurzel treiben Stiele, deren jeder zwey völlig

ganze, halbherzförmige Blätter trägt; zwischen diesen treibt der Stängel mit einer Blume besetzet. Die erste Art findet man zuweilen in den Gärten, dauert auch bey einem mäßigen Winter im freyen Lande, sonderlich wenn sie unter Bäumen oder Stauden einigen Schutz erhält. Sie liebet einen leichten Boden; in einem fetten faulet die Wurzel gern.

Entengraß.

S. Schwingel.

Entengrieß.

Entengrieß, von Herr Planern Entengrün, sonst auch Entenkraß, Meerlinsen, Wasserlinsen genannt, Lens, Lenticula palustris, Lemna L. Dieses kleine sonderbare Gewächse bedecket im Sommer die Oberfläche der stillstehenden Wasser, und Herr von Linné hat in Schweden bemerket, wie solches mit der Ankunft der Schwalben auf dem Wasser erscheine, und sich mit denselben wieder unter das Wasser senke. Bey angehenden Winter verschwindet es schnell, und im Frühlinge erscheinet es schnell und häufig wieder, und man behauptet, daß solches nicht verderbe, sondern sich nur auf den Grund senkte, und wieder hervorkomme. Auf dem Wasser liegen die Blättchen, und aus derselben untern Fläche treiben einzelne, oder mehrere, zarte, haarförmige Würzelchen, welche am Ende eine besondere kegelförmige Röhre angeheftet haben, und sich entweder im Wasser verlieren, und davon ihre Nahrung ziehen, oder sich an dem dabey schwimmenden Mooße befestigen. Daß dieses Pflänzchen Blumen und Saamen trage, ist vielen unglaublich vorgekommen, und Herr Ehrhardt hat noch unter den Neuern dieselben geläugnet, und angenommen, es brauchte dergleichen gar nicht, indem dieses Gewächse nach Art der Polypen sich vermehre, und die Blätterchen an den Seiten immer neuere hervortrieben, so daß neben jedem größern zwey und mehrere junge sich zeigeten, und dadurch häufig vermehreten. Obgleich aber dieses seine Richtigkeit hat, so beschreibt doch Herr von Linné die Blumen, und will Zwitter und weibliche bey einander gesehen haben. Beyde haben einen einblättrigen, seitwärts geöffneten Kelch und kein Blumenblatt, die erstern zween krumme Staubfäden, und einen eyförmigen Fruchtkeim mit einem kurzen Griffel; bey den weiblichen fehlen nur die Staubfäden, und diese allein bringen ein einfächerichtes Saamenbehältniß. Daß einige kleine Saamen in dem untersten Häutchen des Blattes eingewickelt liegen, läßt sich durch das Vergrößerungsglas leichtlich wahrnehmen. Diese Umstände und

und Befruchtungstheile hat Vallisneri an dem italienischen Entengrieß beobachtet, und dessen Beobachtungen auch Michelli bestätiget. Ob aber dergleichen auch bey unsern Arten wahrzunehmen seyn möchten, ist sehr zweifelhaft. Herr von Haller läugnet solches, und unterscheidet daher auch die italienische Art, von der unsrigen, und giebt dieser den Namen Hydrophace. Lemna ist beym Herrn von Haller ein anderes Geschlecht, und begreift den vierblättrigen Entengrieß, welchen Herr von Linné zur Marsilea gerechnet. Die Hydrophace oder unser Entengrieß besteht nach Herr von Hallers Beschreibung nur aus der doppelten Haut des Blattes und dem dazwischen gesetzten höhlichten Gewebe, und alle Vermehrung geschieht durch die Vervielfältigung der Blätter.

Man hat diese Wasserlinsen wegen ihrer kühlenden Eigenschaft äußerlich als einen Ueberschlag bey Entzündungen, rothen Augen u. s. f. angerathen; da aber dergleichen Mittel öfters mehr schädlich als nützlich seyn, soll man solche lieber gänzlich unterlassen. Innerlich will man selbigen eine stark eröffnende, besonders urintreibende Kraft zuschreiben; und D. Bates, ein englischer Arzt, hat solche mit Wein eingeweichet, und diesen bey der Gelbsucht als ein bewehrtes Mittel angepriesen. Der gewöhnliche Nutzen besteht darinne, daß Enten und Gänse solche gern fressen; wenn man solche mit Kleye vermischet, geben sie auch ein gutes Futter für die Hühner ab. Herr Ehrhardt vermuthet, daß die Wurzelfäserchen, da sie lang und zähe sind, wie Flachs könnten zugerichtet werden. Nicht aller Entengrieß ist in Ansehung der Blätter und der Würzelchen einander völlig ähnlich, ob aber dieses veränderte Ansehn beständig, oder nach den Umständen unbeständig sey, und ob man daher einige, wirklich verschiedene Arten annehmen könne, scheint noch nicht gehörig ausgemachet zu seyn. Herr von Linné bestimmt vier Arten.

1) Der dreyfurchige Entengrieß, Lemna trisulca. Die lanzenförmigen Blätter sitzen auf besondern Stielen, wodurch diese Art leicht kennbar ist. Wo jedes Blatt anfängt, sitzen seitwärts zwey kleinere an, welche an dem Hauptblatte ein Merkmal oder Warze zurücklassen, aus welcher die einfache Wurzel abgeht. Das Pflänzchen wächst, wie die Indianische Feige, mit einem sprossenden Stamme; das ist, aus den Blättern entspringen seitwärts neue Blätter, wodurch die Pflanze sich vermehret.

2) Der kleine Entengrieß, Lemna minor, hat fest- oder platt aufsitzende Blätter, welche

auf beyden Seiten flach, und mit einzeln Wurzeln besetzet sind.

3) Der höckerige Entengrieß, Lemna gibba. Die Wurzeln stehen einzeln, die Blätter sitzen auch platt auf, sind aber auf der untern Fläche halbkugelrund und weißlich.

4) Der wurzelreiche Entengrieß, Lemna polyrhiza L. hat platt aufsitzende Blätter, aus jedem kommen viele Wurzeln.

Entenmuschel.

Concha anatifera. Diese Benennung hat eine Fabel zum Grunde. Im Nordocean fand man einsmalen eine erstaunliche Menge Enten und Gänse, und zugleich viele dergleichen, an schwimmenden Holze befestigte, Muscheln; man glaubte daher, daß diese Vögel aus den Muscheln, die Muscheln aber aus dem faulen Holze hervorwüchsen. Um diese wunderbare Geburt zu bestätigen, malete man Bäume, auf welchen diese Muscheln mit lederartigen Hälsen hiengen, und bald einen Flügel, bald einen Kopf von einer jungen Ente herausstreckten. Dieses Abendtheuer ist längst verschwunden, der Name aber übrig geblieben. Diese Entenmuschel ist eine wahre Art der Meereicheln, Lepas anatifera Linn. auch unter dem Englischen Namen Bernacles, oder im Deutschen Entenbruth, und Tellmuschel mit einem Stiele, bekannt. Diese Muscheln werden bey anderthalb Zoll lang, sitzen an einem darmartigen, öfters einen Schuh langen, Fortsatze und nisten in großer Menge beysammen an schwimmenden Holze, Schiffsböden und Felsen in allen Meeresgegenden. Die glatte Schale besteht aus fünf Klappen, als zwo großen an der Seite, zwo kleinern an der Spitze, und einer über den Rücken, woran die beyden Seitenschalen schließen. Die Schalen sind bläulicht oder gelblicht weiß, und die Näthe gelb oder braun gefärbet. Der Inwohner ist platt, und giebt zehn Paar kammartige Aerme von sich, die sich wie ein Federbusch zeigen. Eine andere, dieser fast ähnliche, Meereichel nennet man

die Gänsemuschel, Lepas anserifera Linn. Sie ist auch platt gedruckt, aus fünf Schalen zusammengesetzet und an einen langen Darm befestiget. Sie ist aber nicht größer als ein Leinsaame und die Schale der Länge nach mit Gruben und erhabenen Rippen versehen, da die vorherstehende hingegen sich glatt zeiget. Beyde erhalten auch wegen des langen Darmes den Namen Langhals. Herr Müller aber nennet eine andere Art Meereichel, nämlich, Lepas aurita L.

Den geöhrten Langhals, welcher sich von beyden vorherstehenden dadurch merklich unterscheidet,

det, daß ein doppelter Köcher oben am Rücken, wie ein paar aufgerichtete Ohren, hervorraget. Die Schaale ist bäuchig, häutig, an einem langen Darme befestiget, und die Oeffnung achtklappig gezähnelt. Man findet diese nur in der Nordsee.

Von diesen Muscheln wollen wir noch einige Wahrnehmungen des Herrn Needhams anführen. Ihre Fortpflanzung scheint mit den Süßwasserpolypen etwas ähnliches zu haben. Es hat derselbe sechs bis sieben in einem Haufen gefunden, die mit ihren Enden genau bey einander saßen, und die nicht sowohl aus Mutterleibe, wie Zweige aus dem Stamme kommenden Jungen, sondern aus einer Wurzel treibenden Sprossen ähnlich waren. Hr. Pastor Götze aber hat einige gesehen, welche mit den Enden der Röhre oder des Stieles zusammenhiengen, und andere, welche an verschiedenen Oertern ihres Körpers Sprößlinge trieben; wodurch diese pflanzenartige Vermehrung noch mehr bestätiget wird. Der Stiel, oder der darmartige Fortsatz, besteht aus verschiedenen in einander eingeschlossenen Häuten, die aus lauter, in der Länge heruntergehenden, Fäden zusammengesetzet sind. Diese Fäden können sich gewaltig ausdehnen, so daß der Stiel, wenn das Thier lebet, zweymal so lang, als solcher von Natur ist, werden kann. Solcher ist inwendig zwar hohl, hat aber mit dem Thiere selbst keine Gemeinschaft. Die Klappen des walzenförmigen Gehäuses können sich, wenn das Thier lebet, ziemlich von einander geben und zusammenziehen. Der Kopf des Thieres ist mit vielen kleinen Hörnern oder Armen bewaffnet, die allmählig kürzer werden, und unter dem Vergrößerungsglase gefranzt erscheinen. Diese Armen stehen nicht in einem Zirkel um das Maul herum, sondern sie kommen alle in der Gegend aus einem Puncte hervor; ziehen diese sich zusammen, so bilden sie ungleiche Lagen, welche in einander stecken. Der Kopf kann sich nach Belieben in die hohle Schaale einziehen und hervorkommen. Mit den ausgestreckten Armen machet das Thier im Wasser einen Wirbel, wodurch ihm die Nahrung zugeführet wird. Unter dem Maule und zwischen dem Busche der Arme sitzt ein hohler Rüssel, der in einer, mit Haaren besetzten, und durch Gelenke abgeschnittenen Röhre besteht. Sie enthält eine lange runde Zunge und diese kann aus ihrem Futterale aus und wieder eingezogen werden. Das Maul besteht aus sechs Blättchen, die von einander gehen können und an ihrem erhabenen Rande gezähnet sind. Wenn diese Blätt-

chen wechselsweise auf und nieder beweget werden, so wirken die Zähne insgesammt auf das, was ihnen bey dieser Bewegung vorkömmt; sie schließen dergestalt in einander, daß sie, eine mit Falten besetzte, Oeffnung bilden. Der Körper hat fast die Gestalt einer Auster.

Herr Needham hat bey einer kleinern Art diesen besondern Umstand bemerket, daß die Schaale mit dem Stiele in einer andern einklappigen Schaale lieget, welche die Gestalt eines abgestutzten Kegels hat, und sich unten an die Schiffe anhängt.

Eine ganz verschiedene zweyschalige Muschel, welche deswegen von den Enten ihren Namen erhalten, weil sie von diesen fleißig aufgesuchet und gefressen wird, kömmt unter den Mießmuscheln vor.

Entenschnabel.

Dieser, auch im Holländischen gebräuchliche, Name ist von der Gestalt der beyden Schaalen, welche das Muschelgehäuse ausmachen, hergenommen. Es wird solches auch der ewig dauernde Gaper oder Gaffer genannt, weil es sich niemals zuschließt. Die Schalen sind schmutzig weiß, oder grau, durchsichtig, fast häuticht, mit Haaren besetzet, und führen am Schlosse eine scharfe Ribbe. Herr von Linné setzet solche unter die Scheiden, und ist Solen anatinus.

Unter diesem Namen führet Hr. Rumph mehrere Arten an, und eine derselben bringt Herr von Linné unter das Geschlechte der Korbmuscheln, und wird von demselben Mactra lutraria, von Herr Müllern Schlammmuschel genannt. Die dünnen, sehr zerbrechlichen, glatten, länglicht eyförmigen Schalen, sind inwendig weiß, und auswendig gelblichtbraun; sie werden von dem Thiere durch Bänder geschlossen, und in dem Schlosse jeder Schale befindet sich eine birnförmige Höhlung, aber kein Seitenzahn. Dieses ist vielleicht die andere Sorte, welche Herr Lesser unter dem Namen Entenschnabel anführet. Es beschreibt derselbe aber auch den großen Entenschnabel, dessen Schalen aschgrau, breit, dicke, und am Rande gleich gestreifet sind; sie schließen sich an der einen Seite nicht völlig zu und sind etwas auswärts gekrümmet. Die dritte Art ist nur einen kleinen Finger lang und vom Schlosse herab nach dem Rande zu gestreifet. Beyde sind vielleicht nur Abänderungen der zuerst beschriebenen Art aus dem Geschlechte der Scheiden. Das Thier dieser Muscheln wird roh gegessen, und soll vor den Austern den Vorzug haben.

Entomolithen.

Entomolithi. Unter diesem Namen versteht man versteinerte Insecten, wovon Wallerius Mineralogie S. 460. zwo Classen machet: 1) versteinerte fliegende Insecten, Entomolithi Pterygii, als versteinerte Käfer, Hornkäfer, Sommervögel, Jungfern, Fliegen, u. s. f. 2) versteinerte schalichte Thiere, versteinerte Krebse, Astracolithi, wohin das ganze Krebsgeschlecht gerechnet wird.

Entrochiten.

Entrochi, sind versteinerte Glieder von den Seesternen, welche, wie Wallerius Mineral. S. 463. saget, aus mehrern Trochiten, einer über den andern, zusammengesetzet sind; in langer cylindrischer Gestalt; im Mittelpuncte entweder hohl, oder mit einer andern Materie ausgefüllet; auf der Fläche mit Querzirkeln abgetheilet, welche den Unterschied zwischen den Trochiten machen. Man meynet, es sind zusammengesetzte Glieder, oder der Rückennerven von den so genannten Seesternen. Man findet breitstrahlichte und schmalstrahlichte Entrochiten mit abgenutzten Cirkeln und Absätzen. S. Trochiten.

Enzian.

Gentiana. Ein weitläuftiges und wegen der verschiedenen Gestalt der Blume und veränderten Anzahl ihrer Theile, schwer zu bestimmendes Geschlecht. Die Frucht ist allein in allen Arten gleichförmig. Der stehenbleibende Kelch ist in fünf längliche Einschnitte getheilet. Das Blumenblatt ist unterwärts röhrenförmig, und der Rand mit fünf Spitzen geendiget, bey einigen Arten glockenbey andern trichterförmig, und noch bey andern radförmig gestaltet. Gemeiniglich zählet man fünf kurze Staubfäden, zuweilen auch nur viere, und bey diesen Arten hat der Kelch und das Blumenblatt auch nur vier Einschnitte; es giebt auch eine Art, wo der Kelch und das Blumenblatt acht Einschnitte haben. Der längliche Fruchtkeim ist ohne Griffel, mit zween Staubwegen besetzet, und verwandelt sich in ein länglicht rundliches, zweyzackichtes, einfächerichtes und mit zwo Klappen sich öffnendes Saamenbehältniß; die vielen kleinen Saamen sitzen der Länge nach an den Klappen. Die Herren von Linné und von Haller vereinigen mit dem Enzian auch das Tausendgüldenkraut. Da aber dessen Frucht zweyfächericht ist, und der einfache Griffel sich nur mit einem Staubwege endiget, kann man solches füglich als ein besonderes Geschlecht beybehalten.

1) Gelber Enzian, Bitterwurzel, Gentiana lutea Linn.

wächst auf den Schweizer-Oesterreichischen und Pyreneischen Gebirgen. Die dauerhafte Wurzel treibt einfache, einen bis zween Fuß hohe Stängel und viele Blätter; diese stehen am Stängel einander gegen über, sind glatt, glänzend, länglicht, völlig ganz, und mit drey oder fünf Adern merklich durchzogen; die untern des Stängels sind gestielet, die obern aber sitzen platt an, und umfassen solchen einigermaßen. Ueber den Blättern sitzen die Blumen wirtelweise, und bey jeder Blume stehen zwey kleine Blättchen. Wenn diese sich öffnen, wird der Kelch der Länge nach gespalten, und stellet also eine Scheide vor. Das blaßgelbe, jedoch mit dunklern Puncten gefleckte, Blumenblatt ist zwar glocken- jedoch auch zugleich radförmig und mit fünf Spitzen geendiget; um den Fruchtkeim sitzen am Boden fünf kleine Erhebungen. Die Aerzte gebrauchen hiervon die Wurzel, und nennen solche den rothen Enzian, Gentianae rubrae radix; selbige ist wohl einen Fuß lang, einen oder zween Daumen dicke, ästig, schwammicht, auswendig braun, inwendig röthlicht, und von einem sehr bittern Geschmacke. Und nach dieser Eigenschaft lassen sich ihre Kräfte leicht beurtheilen. Man glaubte ehedem, daß selbige dem Gifte widerstehe, und wollte sie auch wider den tollen Hundsbiß anrathen; wozu aber selbige viel zu unkräftig ist. Gewisser ist ihre zertheilende und stärkende Wirkung, und kann mit Nutzen in Verstopfung der Eingeweide, vorzüglich der Leber, wie auch bey den Wechselfiebern, schwachen Magen und verminderter Verdauung, wie auch gegen die Würmer gebrauchet werden. Herr Whytt hat solche vorzüglich in der Gicht, und Herr v. Linné wider den Stein empfohlen. Man pfleget solche mit Wein oder Wasser abzukochen; doch ist der Geschmack fast zu bitter, und daher ziemlich aus der Mode gekommen. Will man solche innerlich gebrauchen, kann man füglich das Extract erwählen. Der Trank von dieser Wurzel hat das Fleisch lange Zeit vor der Fäulniß verwahret. Die Wundärzte machen zuweilen Quellmeißel daraus, um die Wunden und Geschwüre damit zu erweitern. Die Viehärzte gebrauchen solche häufig wider die Würmer, und zu Abwendung des kalten Brandes. Diese Art ist in den Gärten schwer zu erziehen, und die, aus Saamen erzogenen, Pflanzen brauchen wohl sechs Jahre Zeit, ehe sie blühen. Zur Zierde in den Gärten sind die folgenden Arten besser, und kommen auch viel leichter fort.

2) Der blaue Herbstenzian, Lungenblume, blauer Torant, Gentiana pneumonanthe Linn. wächst bey uns auf feuchten Wiesen,

sen, und blühet im Herbstmonathe. Die fäserichte, dauernde Wurzel treibt schwache, in die Höhe gerichtete, einen bis anderthalb Fuß lange Stängel. Die einander gegen über stehenden, schmalen Blätter sind fast der ganzen Länge nach von einer Breite und stumpf geendiget, in deren Winkel eine oder auch mehrere Blumen auf kurzen Stielen sitzen. Das schöne blaue Blumenblatt ist glockenförmig, fünfmal eingeschnitten; die Röhre inwendig punctiret, und zwischen den Einschnitten erscheinen kleine Falten. Die fünf Staubbeutel sind mit einander verwachsen, und wegen des letztern Umstandes hat Herr Gleditsch aus dieser und einigen andern Arten ein besonderes Geschlecht gemachet, und solches Pneumonanthe genannt. Diese hat vielleicht mit der vorigen gleiche Kräfte und S. Pauli vergleicht sie mit dem Tausendgüldenkraute.

3) Der großblümichte Enzian, Gentianella, Gentiana acaulis Linn. wächst auf den Schweizer- und Oesterreichischen Gebirgen und blühet im Frühjahre. Dietrich nennt solchen nach dem lateinischen Beynamen den stammlosen Enzian, welches aber falsch ist, indem wirklich ein Stängel zugegen, selbiger aber nur kurz, auch mit zwey einander gegen über gestellten Blättern und gemeiniglich rückwärts gebogenen und mit einer einzigen, vorzüglich großen blauen Blume, geendiget ist. Aus der holzichten und in viele Aeste getheilten, dauerhaften Wurzel treiben viele steife, lanzenförmige, mit drey Nerven durchzogene Blätter. Das große blaue Blumenblatt ist glockenförmig, inwendig getüpfelt, und zwischen den fünf Einschnitten ragen weißlichte Falten hervor.

4) Der Frühlingsenzian, Rößnägel, Brendelblümlein, blaue Junkerblume, Gentiana verna Linn. wächst auch auf den Schweizer- und Oesterreichischen Alpen, blühet im Frühjahre und hat mit der vorigen viel ähnliches. Die fäserichte, dünne, dauerhafte Wurzel treibt viele, dicht über einander liegende, eyförmige, spitzige, dreynervichte Blätter. Der Stängel ist etwa einen Finger hoch, niemals in Aeste getheilet, mit einem, auch zwey Paaren Blättern besetzet, und mit einer einzigen Blume geendiget. Der Kelch ist fünfeckicht. Des schönen blauen trichterförmigen Blumenblattes Einschnitte sind mit dazwischen gesetzten Falten, und der einfache Staubweg gleichsam mit Franzen gezieret, rund und schildförmig gestaltet. Diese Pflanze ist gar nicht bitter, die Blume aber eine vortreffliche Zierde der Gärten, zumal selbige ohne alle Wartung im freyen Lande häufig zum Vorschein kömmt. Aus den Blu-

men hat Herr von Haller eine schöne blaue Farbe bereitet.

5) Der bartblümichte Enzian, Kälberschiß, Gentiana amarella Linn. wächst auf den Wiesen in Deutschland, und blühet im Herbste. Die zarte, fäserichte, dauerhafte Wurzel treibt einen niedrigen, am obern Theile mit vielen, fast gleich hohen, Aesten besetzten Stängel, welchen die, einander gegen über gestellten, breiten und spitzigen Blätter umfassen. Der Kelch ist fünf- auch vierfach zerschnitten. Das blaulicht purpurfarbige Blumenblatt ist länglicht glockenförmig, mit vier oder fünf dreyeckichten Spitzen geendiget, deren jede bey ihrem Anfange einen besondern, in viele Härchen zerschnittenen bartförmigen Ansatz zeiget.

6) Der Feldenzian, Gentiana campestris Linn. ist, wie Hr. v. Haller angenommen, nur eine Spielart von der vorigen, welches auch Herr von Linné nicht gänzlich abläugnet. Das Hauptkennzeichen, nämlich der haarförmige Busch in dem Blumenblatte, zeiget sich auch hier; nur hat dieses allemal vier Einschnitte. Diese Spielart hat Herr von Linné unter den Arzneymitteln angeführet, und selbige, in Wein gekochet, wider das Seitenstechen angerühmet. In Schweden pflegen die armen Leute solche statt des Hopfens zum Bierbrauen zu gebrauchen. Vermuthlich kann die Stammart selbst diesen Nutzen leisten.

7) Der gefranzte Enzian, Himmelstängel, Gentiana ciliata L. wächst auf den Bergen Italiens, auch in Thüringen, blühet im Herbste, hat eine zarte, fäserichte Wurzel, und einen Fuß hohen und oberwärts in Aeste getheilten Stängel. Die Blätter sind unter einem spitzigen Winkel aufwärts gerichtet, lang, schmal und spitzig. Das blaue Blumenblatt theilet sich aus einer bauchichten Röhre in vier dreyeckichte Spitzen, welche am Rande mit Haaren besetzet sind.

8) Der Creuzenzian, kleiner Enzian, Sperenstich, Creuzwurz, Engelswurzel, Sibyllenwurzel, Modelgree, auch Himmelstängel und Lungenblume genannt, Gentiana cruciata Linn. wächst in der Schweiz auf Bergen und in andern unfruchtbaren Gegenden. Die dauerhafte, weiße Wurzel theilet sich in viele, unordentlich durch einander laufende, Aeste. Der dicke, und etwa einer Spannen hohe Stängel ist mit vielen Blättern dichte und dergestalt besetzet, daß solche zwar allemal einander gegen über stehen, aber nicht auf eine Seite gerichtet, sondern creuzweise gestellet sind; sie umgeben auch den Stängel genau, sind länglicht spitzig, und mit fünf Nerven durchzogen. Zwischen den Winkeln der mehresten Blätter

sitzen einige Blümchen auf kurzen Stielen, wirtelförmig. Das Blumenblatt ist röthlich blau, oder violet; die weite Röhre desselben ist von dem Kelche ganz umschlossen, und die vier oder fünf dreyeckichten Einschnitte sind unter einem rechten Winkel auswärts gebogen, und mit dazwischen befindlichen Falten gezieret. Diese Art findet man häufig in den Gärten, dauert in einem schattichten, feuchten Boden viele Jahre, und läßt sich durch die Wurzel vermehren. Die Wurzel kann die Stelle des rothen Enzians vertreten, indem sie eben so bitter ist.

Außer diesen und andern, von den Schriftstellern beschriebenen, Arten des Enzians finden wir in der Würtenbergischen Pharmacopie S. 141. einen Indianischen Enzian angeführet und dessen Wurzel gelobet. Die Portugiesen haben diese blaßgelbe, aus Knoten und Cirkeln gleichsam zusammengesetzte, und der Ipecacuanha fast ähnliche Wurzel aus Amerika gebracht; es besitzt selbige einen überaus starken gewürzhaften, bitterlichen, aber nicht unangenehmen Geschmack, und soll, sonderlich bey eingewurzelten, hartnäckichten Wechselfiebern vortreffliche Wirkung leisten; es soll ein Scrupel dieser Wurzel mehr, als etliche Quentchen von der Chinarinde ausrichten, auch selbige, weñ man sie nur kauet, und den Speichel hinterschlucket, diese Wirkung haben. Schade, daß diese Wurzel, und von welcher Pflanze solche eigentlich abstamme, weiter noch nicht bekannt ist.

Aus einigen Arten des Enzians hat Herr von Linné in neuern Zeiten ein neues Geschlecht gemachet und solches Chlora, Herr Planer Biberkraut genannt. Der Kelch ist achtblätterich, das Blumenblatt in acht Einschnitte getheilet, und mit acht Staubfäden besetzet. Das einfächerichte Saamenbehältniß öffnet sich mit zwo Klappen, und enthält viele Saamen.

Der durchstochene und vierblätterichte Enzian, Gentiana perfoliata und quadrifolia, nebst der Chironia mit zwölf Staubfäden machen dieses Geschlecht aus. Den durchstochenen Enzian hat schon Hudson als ein eigenes Geschlecht, unter dem Namen Blackstonia, angenommen. Da auch diese hier vereinigten Arten in Ansehung der Zahl von Einschnitten des Blumenblattes und der Staubfäden nicht mit einander übereinkommen, so scheint noch nicht ausgemachet zu seyn, in wie ferne solche ein eigenes Geschlecht ausmachen, oder bey dem Enzian gelassen werden können.

Endlich müssen wir noch bemerken, wie in den Apotheken zwo andere Pflanzen, so zu diesem Geschlechte nicht gehören, mit dem Namen Enzian beleget worden.

Die eine heißt man den schwarzen Enzian, schwarze Hirschwurzel, Bergpeterlein, Vielgut, Gentiana nigra offic. bey einigen heißt sie Ceruaria nigra, und bey dem Herrn von Linné findet man selbige unter dem Namen Athamanta ceruaria, angeführet. Dem, aus einigen andern zusammengesetzten, Geschlechte Athamanta hat Herr Planer den Namen Hirschwurzel beygeleget. Sie gehöret also zu den Doldengewächsen. Ihre Wurzel ist lang, dicke, in Aeste getheilet, mit einer schwarzen Schale bedecket, und am obern Theile mit einem Büschel Borsten besetzet. Der gestreifte Stängel wird zween bis drey Fuß hoch, hat viele Nebenzweige, und ist bey jedem Gelenke mit einem Blatte besetzet; die Blätter, sowohl der Wurzel, als des Stängels sind groß, im Ganzen betrachtet fast dreyeckicht, aber in viele Flügel zerschnitten, oder vielmehr zusammengesetzet, gefiedert, indem jeder Flügel wieder federförmig in Lappen getheilet, und diese eingekerbet sind. Die ganze Dolde hat eine gemeinschaftliche, und die Abtheilungen derselben gleichfalls eine besondere Hülle; beyde bestehen aus haarzarten, langen, rückwärts gebogenen Blättchen, diese aus vielen, jene aus wenigen. Die Saamen haben einen geflügelten Rand, wodurch sie ganz platt erscheinen. Es wächst diese Pflanze auf den Bergen in der Schweiz, Oesterreich, blühet im Sommer und erhält sich in der Wurzel. Diese enthält im frischen Zustande viel harzichtes Wesen, und obgleich selbige nur von den Viehärzten gebrauchet wird, verdienet sie doch alle Achtung und einer weitern Untersuchung.

Die andere wird der weiße Enzian, auch weiße oder große Hirschwurzel, genannt, Gentiana alba offic. Herr von Linné hat solche unter dem Namen Laserpitium latifolium, breitblätterichtes Laserkraut, angeführet. Es ist solches eines der größten von den einheimischen Doldengewächsen, welches sowohl mit den ansehnlichsten Blättern versehen ist, als auch, wenn es einige Jahre erreichet, und in einem guten lockern, feuchten Boden steht, Armes dicke, weiße Wurzeln über zween Fuß tief treibt, und auf sechs- bis achtfüßigen, starken Stängeln im Sommer die allergrößesten weißen Blumendolden trägt. Auf Bergen und wo der Grund schlecht ist, bleibt es viel kleiner. Daher Herr von Haller die Höhe des Stängels nur einen bis zween Fuß hoch angiebt. An den Knoten sitzen große Blätterscheiden, und die Blätter selbst sind groß, doppelt gefiedert, und bestehen aus vier paar Flügeln, und jeder davon aus fünf, oder drey Lappen. Diese oder die Blättchen

selbst

selbst sind steif, schief, blaulicht angelaufen, herzförmig und sägeförmig eingekerbet; die Randzäckchen laufen gleichsam in eine Granne aus. Der breite Blumenschirm hat eine allgemeine und besondere Hülle; jene besteht gemeiniglich aus acht breiten, lanzenförmigen Blättchen, diese aus viel schmälern. Die Frucht ist mit acht, und jeder Saame mit vier erhabenen Flügeln der Länge nach besetzet. Diese Flügel sind zuweilen glatt, zuweilen kraus, und einige Schriftsteller haben daraus zwo verschiedene Arten machen wollen. Die Wurzel ist scharf, hitzig, und soll eine zertheilende, und die monathliche Reinigung befördernde Kraft besitzen; wird aber selten gebrauchet, obgleich selbige alle Achtung verdienet, und in der Vieharzneykunst billig hochgeschätzet wird. Man pfleget solche auch in den Gärten zu unterhalten, und aus Saamen zu erziehen. Die jungen Stöckchen soll man zeitig dahin verpflanzen, wo sie stehen bleiben können, indem selbige das öftere Verpflanzen nicht füglich vertragen.

Epeler.

S. Ahorn.

Epen.

S. bey den Kirschen die Traubenkirsche.

Eperlan.

Schmelt, Röterlein, bey Antwerpen, Richter, Osmerus I. Ar-ted. Salmo Eperlanus. Linn. gen. 178. sp. 13. Müllers Meerstint unter seinem Salmengeschlechte, s. Kleins Trutten, Trutta II. und unsern Artikel Bachbambele, I. 471.

Epff.

S. Peterlein.

Ephern.

S. Ahorn.

Epheu.

Hedera. Die Blumen sind boldenförmig gestellet, und jede einzelne Dolde wird von einer kleinen, vielfach ausgezackten, Hülle umgeben; der kleine Kelch ist mit fünf Zähnen besetzet, die fünf länglichten, ausgebreiteten Blumenblätter am Ende krumm gebogen, die fünf Staubfäden mit unterwärts gespaltenen Staubbeuteln besetzet, und der, vom Kelch umgebene, Fruchtkeim zeiget einen ganz kurzen Griffel mit einem Staubwege, und verwandelt sich in eine kugelförmige Beere, in welcher gemeiniglich fünf eckichte Saamen liegen. Es sind zwo Arten davon bekannt.

1) Der ganzblätterige Epheu, Eppich, Wintergrün, Baumwinde, Mauerpfau, Mauerewig, Iloof, Ilaub, Klinox,

Iuenblätter, Lorbeerkraut, Klimmop, Hedera arborea, Hedera helix L. Ein baumartiges Gewächse von besonderer Art. In den ersten Jahren treibet solches lange schwache Ranken, welche auf der Erde hinlaufen, und an allem, was sie finden, sonderlich bey Bäumen in die Höhe steigen, und mit den kleinen Fäserchen oder Hacken, welche überall auf der hintern Seite des Stängels hervortreiben, sich an der Rinde befestigen, und wechselsweise gestellte, gestielte, lanzenförmige, feste, dunkelgrüne, glänzende Blätter, aber in diesem Zustande weder Blumen noch Früchte tragen. Nach und nach verändern sich die Blätter, und zertheilen sich in fünf Ecken oder vorragende Spitzen, welche aber mit der Zeit, und wenn der Stängel mehr holzicht wird, und die Pflanze gleichsam ihre Vollkommenheit erhalten, sich wieder vermindern, so, daß man gemeiniglich nur drey Spitzen zählen kann; und wenn selbige veraltert, erscheinen die Blätter wieder völlig ganz und eyförmig. Bey allen diesen Veränderungen der Blätter bleibet der Stamm sich immer, soviel wir wahrgenommen, ähnlich, nämlich selbiger liegt an einem andern Körper, sonderlich an alten Bäumen, und befestiget sich an solchen mit seinen Hacken, doch so, daß der dicke holzige Theil nur an der Mauer anliegt, die schwächern Aeste aber in die Zwischenräume eindringen, und dadurch der ganzen Pflanze eine Befestigung geben. Wir haben dergleichen von funfzig und mehrern Jahren gesehen, welche an und in der Mauer dem ganzen Umfange nach angeheftet waren, und davon einer noch mit dem untersten Theile des Stammes in der Erde gestanden, da hingegen ein anderer gar keinen ordentlichen Stamm zeigete, sondern etliche Ellen von der Erde entfernet an der Mauer seinen Anfang genommen. Beyde treiben jährlich viele junge Ranken mit ungetheilten Blättern und zäsrichten Klammern versehen, an welchen aber selten Blumen erscheinen, sondern diese kommen aus den ältern, und mit lappigen Blättern besetzten Aesten; doch hat sich auch zuweilen das Gegentheil geäußert, und die blühenden Aeste ganze, die nicht blühenden ausgezackte Blätter gezeiget. Daß dieser Epheu sich mit der Zeit in einen ordentlichen Baum verwandele, und sich allein aufrechts erhalte, haben wir nicht wahrgenommen, scheint auch der Natur dieses Gewächses zuwider zu seyn. Daß die obern Aeste verdorren, wenn man den untern Stamm abhauet, kann du Hamel wohl aus Erfahrung behaupten; doch geschieht dieses vielleicht nur alsdenn, wenn sol-

ches zur unrechten Zeit geschieht; unsere Bäume grünten beständig, und standen außer der Erde nur an der Mauer befestiget. Die im September hervortreibenden Blumen sind grünlicht, und die im April folgenden Jahres reifen Beeren schwarz. Es giebt dieser Epheu eine schöne Bekleidung alter Mauern, und hat wegen der immergrünenden Blätter für vielen andern kletternden Pflanzen den Vorzug, nur muß man viele Jahre warten, ehe selbiger die nöthige Größe erhält.

In Töpfen unterhält man eine Spielart mit scheckigen, gold- und silberfärbigen Blättern, welche aber niemals hoch und stark wird, sondern nur aus schwachen Ranken bestehet. Das weiche, weißliche Holz ist oft mit grauen maserichen Stellen bezeichnet; es werden daraus kleine Kügelchen gedrehet, und selbige in die Wunden geleget, um sie offen zu erhalten. Wegen dieser leichten und schwammichten Beschaffenheit des Holzes, hat man daraus Becher gedrechselt, und dadurch den Wein filtriret. Die hierzu erforderlichen Stücke aber sind selten zu erlangen. Die Blätter pfleget man in Engelland zu sammlen, und frisch dem Viehe vorzulegen; es soll dieses sehr begierig darnach seyn. Die Blätter im Weinessig geweichet, und auf die Hühneraugen geleget, sollen selbige verzehren. Zur Blüthzeit schwitzen die Blumenkelche einen besondern Saft aus, wodurch viele Insecten angelocket werden. In Persien und den morgenländischen Provinzen machet man in den Stamm Einschnitte, woraus ein Saft quillet, der sich in ein Harz verwandelt. Gummi Hederae. In der Schweiz soll selbiges bisweilen von selbst herausfließen. Dieser glänzende, undurchsichtige, aus dem dunkelgrünen ins braune, oder eisenfärbig fallende, harte und feste Harzsaft ist von innen gelb- oder rothbraun, und giebt beym Verbrennen einen balsamischen Geruch von sich. Da solcher von den Säften des menschlichen Körpers kaum aufzulösen ist, wird er innerlich selten gebrauchet, außer in Pillen, welche zusammenziehen sollen; aber auch diese Wirkung wird nicht merklich seyn. Es schicket sich besser unter die Wund- und andere zusammenziehende Pflaster. Dasjenige, so gemeiniglich in den Apotheken unter diesem Namen verkaufet wird, hat eine mehr scharfe und fressende Eigenschaft, und kömmt vermuthlich von einem ganz andern Baume.

2) Fünfblättriger Epheu, Jungfernwein, Vitis Canadensis, Hedera quinquefolia Linn. wächst in Canada. Ist gleichfalls eine kletternde Pflanze, welche zwar einen holzigen, doch schwankenden

fenden Stamm erhält, überall aber häufige, und an andere Körper sich anklammernde Aeste treibet, und überhaupt mit dem Weinstocke viel ähnliches hat; wie denn auch die Befestigung durch besondere ästige Gäbelchen geschieht, welche sich mit ihren platten Enden fest einsetzen. Jedes Blatt besteht aus fünf oder sieben eyförmigen, ausgezackten, oberwärts glänzenden, und dunkelgrünen Blättchen. Im Herbste werden selbige roth, und fallen gegen den Winter frühzeitig ab; die Zahl an den Blumentheilen wechselt mit viere und fünfe. Man will hier statt der Zwitter, weibliche und männliche Blumen beobachtet haben, auch sind die Beeren nicht ohne Scheidewand, sondern in zween Fächer abgetheilet; die jungen Triebe wachsen ungemein stark, und Miller berichtet, daß sie in guten Jahren auf zwanzig Fuß hoch wachsen; daher man diese Pflanze zu Lauben und bedeckten Gängen nützlich gebrauchen kann. Bey Bogengängen hat sie fast vor allen andern den Vorzug, weil sich die langen und biegsamen Aeste nach jeder willkührlichen Ordnung schneiden und binden lassen, auch durch unsere Winter Kälte nicht leiden. Auch kann man alte Mauern damit bekleiden, weil die Gäbelchen sich gerne in alle Zwischenräume einsetzen. Am leichtesten geschieht die Vermehrung durch die auslaufenden Schößlinge.

Epheu, canadensischer, S. Mondsaamenkraut.

Eppich.

Herr Dietrich nimmt zum Geschlechtsnamen Wassermerk, Sium L. Ist aus der Familie der Doldengewächse. Sowohl die ganze Dolde, als auch die einzelnen Abtheilungen derselben haben eine Hülle, welche aus vielen schmalen Blättchen bestehet. Die fünf Blumenblätter sind einander durchgehends ähnlich, herzförmig, eingebogen, und umgeben fünf Staubfäden nebst zween Griffeln. Die eyförmig runde, gestreifte Frucht theilet sich in zween gleichförmige, auf der einen Seite platte, auf der andern erhabene, gestreifte Saamen. Zu diesem Geschlechte haben die neuen Schriftsteller auch die Zuckerwurzel und das Sichelkraut gebracht, welchen Herr von Haller noch die Cicutam Linn. beygefüget, obgleich bey dieser die Hauptdolde keine Hülle zeiget. Diese Pflanzen, wie auch die Ninsiwurzel, welche hieher gehöret, kommen an ihrem Orte vor; wir bemerken daher nur

1) Den breitblätterichten Eppich, Wassereppich, Froscheppich, Merk, Wasserpeterlein, Sium latifolium Linn. wächst in kleinen Bächen und an sumpfichten Ufern,

Ufern, und blühet im Heumonathe. Die knotichte, kriechende, fäserichte und dauernde Wurzel treibt einen gestreiften, hohlen und ästichten, drey bis vier Fuß hohen, und wegen der breiten ansitzenden Blätterstiele mit Knoten abgetheilten Stängel. Die gefiederten Blätter bestehen aus verschiedenen, paarweise gestellten, länglichten, eingezackten Blättchen, am Ende aber steht nur ein einzelnes. Die weißen Blumendolden sitzen auf den Spitzen der Aeste. Man hat diese Pflanze ehedem zu denjenigen gerechnet, welche wider den Scorbut dienen und eröffnend sind, in den neuern Zeiten aber eher für schädlich, als nützlich gehalten. In Schweden hat man die Wurzel klein gehacket und mit Kleye vermischet dem Rindviehe gegeben, um dieses vor der Viehseuche zu bewahren, auch nicht bemerket, daß diese Wurzel schädlich gewesen, so lange die zarten Wurzeln, vor Johannis ausgegraben, gebrauchet worden. Doch ist auch der Gebrauch davon schädlich und tödtlich gewesen.

2) Der seitwärts an den Knoten blühende Eppich, kleiner weißer Eppich, Scheibring, Sium nodiflorum Linn. wächst an den Ufern der Flüsse und in Bächen. Die untern Blätter, welche aus dem Wasser hervorragen, sind, wie bey der ersten Art, gestaltet, die Blättchen aber am Anfange mit einigen ohrförmigen Lappen besetzet; die an dem Stängel und den Aesten befestigte Blätter hingegen haben allemal bey jedem Blättchen zwey Läppchen, und diese scheinen daher aus 3 zart eingezackten Lappen von ungleicher Größe zu bestehen. Die weißen Blumendolden sitzen auf kurzen Stielen an dem Winkel der Blätter und bey dem Knoten, jedoch endigen sich die Aeste auch mit dergleichen. Die gemeinschaftliche Hülle der Dolde fehlet gemeiniglich. In Ansehung der Kräfte kömmt diese Art mit der ersten überein.

Eppich, S. auch Epheu, Oelsenich, Peterlein und Ranunkel.

Erbse.

Erbiß, Pisum. Das bekannte Geschlecht von den Schoten tragenden Pflanzen, daher man solches auch öfters mit dem gemeinschaftlichen Namen, Schoten, zu belegen pfleget. Die schmetterlingsförmige Blume hat einen fünffach getheilten Kelch, dessen zween obern Einschnitte breiter, als die übrigen sind. Das Helmblättchen ist breit, herzförmig, gebogen und eingekerbet. Die zween Flügel sind viel kürzer, rundlich und gegen einander gerichtet, und der kürzere Kiel ist zusammengedrücket und halbmondförmig. Von den zehn Staubfäden sind neune

neune in eine Scheide verwachsen, der zehnte aber steht frey. Der Griffel ist dreyeckicht, der Länge nach mit einer Furche vertiefet, und der haarichte Staubweg an der obern Ecke befindlich. Die große, lange, rundliche, oder plattgedrückte Schote hat eine vorragende, aufwärts gebogene Spitze, öffnet sich mit zwo Klappen, und enthält kugelförmige Saamen. Das Geschlecht, welches Tournefort Ochrus genannt, ist von den Erbsen nicht unterschieden, und wird billig darunter gebracht. Die verschiedenen und bey uns gewöhnlichen Sorten der Erbsen sind fast durchgehends nur Abänderungen von der so genannten zahmen Erbse, Pisum satiuum Linn. Da jedoch einige davon mit besondern Beynamen beleget worden, wollen wir auch die vornehmsten anführen.

a) Die gemeine Feld- oder Gartenerbse, Pisum aruense. Die fäserichte, einjährige Wurzel treibt zarte, biegsame, ästichte Stängel, welche durch Hülfe der Gäbelchen sich an den beygestellten Stangen in die Höhe schlingen, und zwar gegen die rechte Hand zu. Die gefiederten Blätter bestehen aus paarweise gestellten, länglicht runden, völlig ganzen Blättchen, und der runde Blattstiel endiget sich mit einem ästichten Gäbelchen. Die Blattansätze sind nach unten zu abgerundet und eingekerbet. Viele weiße Blumen sitzen auf einem gemeinschaftlichen Stiele.

Diese läßt sich wieder in die frühzeitige und späte Art abtheilen. Die letztere wird auf den Aeckern gebauet, und gemeiniglich im Frühjahre, wenn die Fröste vorbey sind, im April auf den Brachäckern ausgesäet. Einige pflegen zwar auch diese Erbsen auf frisch gedüngtes Land zu bringen; da aber solche alsdenn allzu hoch wachsen, und, sonderlich wenn viel Regen gefallen, sich niederlegen, und dadurch das Stroh zur Fäulniß gebracht wird, so ist solches nicht nachzuahmen. Da auch diese Erbsen sehr dauerhaft sind, und die Winterkälte wohl vertragen, könnte man solche im December und Januar, wenn offenes bequemes Wetter vorhanden, aussäen; die im März hervorkeimende Saat wird die Nachtfröste leicht ertragen, und gesetzt auch, daß solche davon einigen Schaden litten, bleibt doch die Wurzel unverletzet und treibt neue Keime hervor. Diese Zeit der Bestellung nun ist desto nützlicher, da die Schoten einen Monat eher zur Reife gelangen, folglich der Acker zeitiger umgepflüget, und zum künftigen Gebrauche zubereitet werden kann.

In den Berlinischen Beyträgen 1 Band S. 674. wird angemerket, wie ein Acker, wenn solcher

cher zum Wachsthum der Erbsen sich auch recht gut schicket, vorher aber dergleichen Frucht noch niemals getragen hat, das erste Jahr nur schlechten, oder doch wenigstens sehr mäßigen Zuwachs davon liefern werde; daher man mit den Erbsenäckern nicht so oft umwechseln, sondern die einmal dazu bestimmten, soviel möglich, beybehalten sollte. Außer andern Ursachen ist die wichtigste, weil der Acker durch die Erbsen verwildere. Gerathen die Erbsen, so pfleget zwar auch der unmittelbar darauf gesäete Roggen noch ziemlich einzuschlagen, doch wird er allemal mit vielem Zusatz und Unkraut vermenget seyn; es lohnet auch dergleichen in dem Erbsenlande erzeugter Roggen bey weiten nicht dem andern gleich. Mißrathen die Erbsen, wird der Roggen ebenfalls sehr geringe ausfallen. Die Gerste wird in Erbsländern niemals gut gerathen. Mit den Wicken verhält es sich ganz anders.

Ob es zuträglich, Erbsen mit unter dem Sommergetraide auszusäen, läßt sich nicht bestimmen, es kann solches auf eine Art nützlich, auf der andern aber beschwerlich seyn. Man lese das Wittenbergische Wochenblatt 5 B. S. 33. Man muß auch wegen guten Saamens bekümmert seyn, und sonderlich die sogenannten Stockerbsen auslesen, als welche gleichsam aus der Art geschlagen, und braun gefärbet sind, sich auch nicht kochen lassen, sondern hart bleiben, und einen übeln Geschmack haben. Man kann diese schon an ihren purpurfarbigen Blüthen erkennen, da die guten alle weiße Blumen tragen.

Die frühzeitigen Erbsen, Pisum hortense minus, sind den vorigen in allen gleich, und nach der weißen Blume folgen die Schoten, welche nach der Reife runde, hellgelbe Saamen enthalten, und weil sie zeitig reif sind, wieder gestecket, und gegen den Herbst abermal zur Speise gebrauchet werden können. Hierzu muß man die Beete vor dem Winter zurichten, solche nicht breiter als fünf Schuh machen, hierzu solche Aecker erwählen, welche nach Mittag zu etwas abhängig liegen, auch wohl nach der Mitternachtseite die Erde mehr in die Höhe werfen, um dadurch das Beet gegen Mittag noch mehr abhängig zu machen. Sobald man im Frühjahre in die Erde kommen kann, werden die Saamen gestecket, reihenweise, vier bis fünf Zoll weit von einander, und zween bis drey Zoll tief. Um diese frühzeitige Art beyzubehalten, pfleget man acht zu geben, welcher Stängel hier und da zuerst anfängt zu blühen, solchen zu zeichnen, die Schoten daran zu lassen, und die Saamen davon aufzuheben. Auch

diese frühzeitige Sorte leidet nicht leicht vom Froste Schaden, und wenn es ja geschehen sollte, schlagen die Wurzeln doch wieder aus.

b) Die Glunker- oder Klunker- auch Fontanellerbse genannt, Pisum hortense maius, ist den vorigen meistentheils ähnlich. Sie wächst wohl drey Fuß hoch, brauchet keine Stängel, hängt ziemlich voll beträchtlich langer Schoten, und die Saamen sind viel größer und übertreffen die vorigen am Geschmack, indem sie viel süßer und angenehmer sind. Bey der Holländischen Admiralerbse sind die Schoten noch größer, und bey der Sichelerbse krumm. Einige pflegen drey bis fünf Erbsen in ein Loch zu legen, diese in einer beliebigen Entfernung von einander anzubringen, und das Land dazwischen mit einer Hacke aufzulockern, andere auch ackerweise auszusäen. Sobald die zuerst gelegten erwachsen sind, leget man auf einem andern Flecke andere, damit man immerfort junge Schoten zum abpflücken hat. Die Tauben sollen diesen Erbsen nicht so leicht nachgehen, weil solche wegen ihrer Größe beschwerlich hinterzuschlucken.

c) Die große holländische Zuckererbse, Pisum sine cortice duriore. Die Schoten von dieser Sorte werden einen guten Zoll breit, und fünf bis sechs Zoll lang, zart und fleischicht, und können ganz gespeiset werden; daher auch, wenn sie reif und gelb geworden, man die Saamen mit den Fingern herausklauben muß, indem sie zu feste mit der Schale vereiniget sind. Sie blühet ganz weiß, erlanget fünf bis sechs Fuß Höhe; daher solche gestängelt werden muß, und um deswillen auch den Namen Stabelerbse erhalten. Man stecket die Saamen in beliebiger Weite von einander, ohngefähr zween Zoll tief in die Erde. Man muß sie zeitig stängeln.

d) Die kleine Zwerg- Franz- oder Zuckererbse, wächst nicht höher, als vier bis fünf Zoll, ist die kleinste unter allen Sorten, und die platt auf der Erde liegenden Stangel hängen voller Schoten. Man kann sie, wie die vorherstehenden, behandeln, soll sie aber vor den Vögeln zu bewahren suchen, indem sie dieser am meisten nachstellen. Es schickt sich diese Art am allerbesten auf die Mistbeete, weil sie ganz niedrig bleibt.

e) Büschelerbse, Traubenerbse, Rosen- oder Doldenerbse, Pisum vmbellatum, bleibt auch niedrig, doch kann es nicht schaden, um mehrerer Sicherheit willen, einige Stängel dazu zu stecken. Die Schoten treiben nur aus dem obern Theile oder der Krone hervor, sind aber nicht groß und fleischicht, und daher von wenigern Nutzen.

Die

Die Gartenliebhaber unterscheiden noch mehr Sorten, als die Sichelerbse, Pisum falcatum, welche wir aber, weil sie sich leicht verändern, mit Stillschweigen übergehen. Die Italienischen sind die kleinsten, die Polnischen oder Preußischen hingegen die größten, aber ungestaltet, eckicht, braun und schwarz gefleckel.

Noch bemerken wir, wie das Einerndten bey den zwo erstern Sorten bey gutem Wetter geschehen soll, worauf man solche einen oder zween Tage liegen läßt, damit die Schoten und das Stroh recht austrocknen, worauf man aber eilen muß, solche nach Hause zu schaffen. Denn wofern solche hernach ein Regen trifft, springen die Schoten auf, und die Saamen fallen aus. Man soll auch die Erbsen mit dem Strohe nicht in eine Panse, sondern auf die Böden bringen, damit sie luftig liegen, und nicht mit dem Strohe vermodern. Es sind Erbsen eine einträgliche Frucht und werden dem Korne am Werthe gleich geschätzet, und wer solche grün und zeitig zu verkaufen Gelegenheit hat, wird viel dabey gewinnen. Da die unreifen grünen vorzüglich geliebet werden, pfleget man sie auch in diesem Zustande zu trocknen, und als grüne aufzubewahren, und solche sind zur Winterszeit was rares. Der Nutzen von Erbsen ist vielfach. Das Stroh, wenn es auf der Futterbank geschnitten worden, giebt ein gutes Futter unter zu mengen für das Rindvieh, sonderlich für die Kühe, wenn sie zu kalben anfangen. Für die Schaafe, sonderlich ehe sie lammen, werden die Bündel ganz oder zerstreuet hingeworfen. Den Pferden ist solches mehr schädlich als dienlich. Doch kann man die Saamen, wenn sie zuvor eingeweichet worden, den Pferden geben, auch damit die Mastschweine fett machen. Die unreifen Schoten mit ihren weichen Saamen pflegen wir, sonderlich von den Zuckererbsen, roh und gekochet zu speisen, oder die noch unreifen und reifen Saamen allein zu kochen, und auf verschiedene Art zuzubereiten, und gehören daher mehr unter die Nahrungs- als Arzneymittel. Da aber die trockenen Erbsen, wenn sie auch sorgfältig zugerichtet worden, leichtlich Blähungen verursachen, können selbige nicht alle gleich gut vertragen. Tragus hat selbige den Epileptischen angerathen, und andere empfehlen den Trank davon zu Beförderung der monathlichen Reinigung, den Abgang des Urins zu erleichtern und die Verstopfungen zu heben. Das Erbsenmehl gebrauchen viele sich damit zu waschen, und die Haut rein und sauber zu erhalten.

Die Erbsen zeigen bey dem Kochen einen großen Unterschied, indem

dem einige geschwinde, andre langsam weich und zum essen geschickt werden. Dieser Unterschied kömmt sicher vom verschiedenen Erdreiche her. Ob aber alle, die auf gedüngtem Lande erwachsen sind, sich schwerer kochen lassen, als diejenigen, so auf einem magern Acker erbauet worden, oder umgekehret, läßt sich nicht bestimmen. Einige behaupten auch, daß die Erbsen härter, und zum kochen ungeschickter würden, wenn man selbige bey dem Mitternachtwinde aussäete; wie denn auch solche wurmstichicht werden sollen, wenn die Aussaat beym Mittagswinde geschieht. Es ist hier, sonderlich was die harte und weiche Eigenschaft betrifft, noch viel ungewisses; wie sich denn auch wegen Entstehung der vielen Spielarten nichts bestimmen läßt.

Außer der zahmen Erbse und derselben Abänderungen, giebt es noch einige, wirklich verschiedene Arten, als:

2) Die wilde Stockerbse, Pisum aruense Linn. welche unter dem Getraide wächst und sich von den andern durch die vierblätterichten Blattstiele, die gekerbten Blattansätze und einzeln stehende Blumen leichtlich unterscheiden läßt.

3) Die Meerstranderbse, Pisum maritimum Linn. Diese wächst am sandigen Meerstrande des mitternächtigen Europa und in Canada, hat eckichte Stängel, pfeilförmige Blattansätze, Blattstiele, welche vorwärts platt zu laufen, meistentheils zusammengerollte Blättchen, und vielblümichte Blumenstiele.

4) Die Ochererbse, Pisum Ochrus Linn. wächst unter dem Getraide auf der Insel Creta und in Italien, ist leicht kenntlich. Die Blättchen sind nur gedoppelt, oder an jedem Stiele sitzen nur zween derselben, welche an dem Stiele selbst sich herunterziehen, und selbigen mit Flügeln besetzen, hingegen endiget sich jedes Blättchen mit einem kurzen, ästichten Gäbelchen. Die röthlicht blaulichten Blumen treiben einzeln aus den Winkeln der Blätter. Auch diese Erbsen könnten gespeiset werden, sind aber bitter und schwer zu verdauen.

Verschiedene Muschel- und Schneckenschalen erhalten auch von der Erbse ihre Benennung, als

1) Eine genabelte Mondschnecke, Turbo sanguineus L. heißt Herr Müller die rothe Erbse. Die Schale ist etwas genabelt, kegelförmig, rund, gestreifet, glatt, an den Gewinden mit einer kleinen Grube umzogen, blutroth, und so groß, wie eine Erbse.

2) Drey runde Tellmuscheln. Die eine heißt gleichfalls die rothe Erbse, sie ist so groß und so

rund

rund als eine Erbse, inwendig rosenroth, auswendig weiß mit violet und roth gemischet. Die Schalen sind obenher etwas gestreifet und die Striche biegen sich vorne in eine scharfe Ecke. Dieses ist Tellina pisiformis Linn. Die weiße Erbse, Tellina diuaricata Linn. ist eben so groß und rund, wie eine Erbse, aber ganz weiß, und mit gabelförmigen, oder von einander gezerrten Strichen besetzet. Die dritte Art, welche die gefleckte Erbse genannt wird, ist den beyden vorigen, der Gestalt und Größe nach, zwar ähnlich, aber auf dem weißen Grunde wellenförmig roth geflecket, und mit feinen, gleichsam spiral gewundenen Strichen gezieret. Da die letztern zierlich gekrümmet um einander laufen, hat Herr von Linné zwischen denselben und den Lineamenten an den Fingerspitzen eine Aehnlichkeit gefunden, und deswegen diese Art Tellinam digitariam genannt.

3) Eine Gienmuschel, welche auch von der Größe einer Erbse ist, wird die Seeerbse genannt. Die beyden Schalen sind bäuchicht, der Länge nach mit zwanzig körnichten Ribben besetzet, und dadurch am Rande gleichsam gezähnelt. Die Angel ist oben ein wenig gedrehet. Sie sind nicht rund oder länglicht, sondern schief viereckicht, und deswegen heißt solche beym Herrn von Linné Champa trapezia.

4) Aus dem Geschlechte der Scheiden wird eine Muschel, welche gleich breite, aber ein wenig gekrümmte Schalen hat, vom Hrn. v. Linné Solen Ensis, und im Deutschen Polnischer Säbel, von Müllern aber, gleichfalls wegen dieser Gestalt, Erbsenschote genannt. Bey den Holländern heißt selbige Peuldoublet. Sie hält sich in dem Mittelländischen und Englischen Meere auf, ist ohngefähr acht Zoll lang und einen Zoll breit, und grünlicht braun; das Schloß der einen Schale hat zwey Zähnchen, und beyde Enden sind abgerundet. Das Thier ist milchichtweiß, glänzet bey Nacht, und wird in Suppen, wie bey uns die Krebsschwänze, gekochet. Sie graben sich nur mit einem Ende in den Sand und ragen mit dem andern hervor.

Auch bey den einschalichten findet man eine Erbsenschote, welche wir aber unter Nautilus anführen, und eine andere zweyschalichte, nämlich das so genannte Erbsendoublet, unter den Klaffmuscheln beschreiben wollen.

Erbse, indianische, rothe, S. Abruserbse.

Erbselbeeren.

S. Berberbeeren.

Erbsenbaum, sibirischer.
S. Robinienbaum.

Erdäpfel.

Mit diesem Namen werden verschiedene Gewächse beleget, welche eine knollichte Wurzel haben, so wie die Engländer viele knollentragende Pflanzen Battates oder Potaten zu nennen pflegen. Jedoch müssen wir diese Namen dahin einschränken, daß man nur eßbare knollichte Wurzeln darunter verstehe, damit nicht ein gefährlicher Irrthum daraus erwachse; wie denn in Chomels Uebersetzung 3 Band 1067. S. das Saubrod unter diesem Namen angeführet, einen, der Sache nicht genugsam Kundigen, leichtlich verführen, und zu Schaden Gelegenheit geben könne. Bey uns sind sonderlich zwey Gewächse unter dem Namen Erdäpfel bekannt, und ob man gleich die eine davon Erdbirne zu benennen pfleget, um beyde von einander zu unterscheiden, so werden doch diese Namen in verschiedenen Gegenden mit einander verwechselt, und die bey uns genannten Erdäpfel von andern Erdbirnen, und so wieder umgekehret genennet. Wir wollen auch hier beyde beschreiben, damit der Unterschied desto deutlicher werde.

Die eine Art gehöret sowohl wegen ihres Blumenbaumes, als auch in Ansehung des flüchtigen dampfichten Wesens, das sich in der Vermischung mit den übrigen Grundmaterien befindet, zu dem Geschlechte des Nachtschatten, und man pfleget solche den knollichten Nachtschatten, Solanum tuberosum Linn. sonst auch Tartuffeln, Kartoffeln, Knollen, Nudeln, Grundbirnen, Grüblingsbaum, zu nennen. Bey den Indianern und Spaniern ist solche durch einen Theil von Amerika unter dem Namen Pape oder Papas bekannt, heißt in Virginien Openanck, und in England Battates. Es stammet dieses Gewächse ursprünglich aus den fruchtbaren Amerikanischen Gegenden von Quito her, und die Deutschen haben solches zuerst über England aus Virginien, auch zum Theil von den Franzosen und aus Burgund erhalten. Die erste, mit lebendigen Farben gemalte, Abbildung hat Caspar Bauhin im Jahre 1590. von Hr. D. Scholzen bekommen, und dieses ist vermuthlich der Zeitpunct, da die Pflanze in Europa bekannt geworden. Die knollichte Wurzel ist sowohl der Größe, als Gestalt und Farbe nach, sehr verschieden. Bisweilen zeiget sie die Größe einer geballten Hand, bisweilen ist sie kaum einer welschen Nuß groß; es giebt schwärzliche, röthliche, auch weiße, gemeiniglich ist sie rundlich, zuweilen auch länglicht, auf der Oberfläche ungleich und

mit Warzen besetzet. Außer diesen Knollen zeigen sich an dem Orte, wo der Stängel seinen Ursprung nimmt, viele weiße, fäserichte Wurzeln, welche sich unterwärts in die Erde verbreiten, und an welchen die Knollen selbst anhangen. Dergleichen Knollen von verschiedener Größe hat Casp. Bauhin vierzig, und Clusius funfzig zur Herbstzeit an einer Pflanze gezählet. Auch der Stängel ist in Ansehung der Höhe und Stärke unterschieden. Clusius hat dergleichen zuweilen von fünf bis sechs Ellen hoch gesehen. Rajus beschreibt solche von zwo bis drey Ellen. Da hingegen Herr Gouan die Länge nur einen oder anderthalben Fuß angegeben, und Caspar Bauhin schreibt, wie der Stängel zwo bis drey Ellen hoch treibe, und sich in viele schwache Aeste verbreite, welche auf der Erde hinkriechen, und daher mit Stäben aufwärts erhalten werden müssen. Auf unsern Aeckern sind die Stängel gemeiniglich zween bis drey Fuß hoch, die Aeste steif und aufwärts gerichtet, überdieß ist der Stängel dicke, saftig, rundlich, gestreifet, oder vielmehr von den daran hinlaufenden Blätterstielen einigermaßen geflügelt, ein wenig rauchlicht, grün, und mit vielen röthlichen Puncten geflecket. Die Blätter stehen einander wechselsweise gegen über auf ihren Stielen, sie sind gefiedert, und aus drey oder vier, selten mehrern Paaren, und einem einzelnen etwas größern Blättchen zusammengesetzet. Diese Blättchen sind eyförmig, spitzig, völlig ganz, weich oder rauchlicht anzufühlen, oberwärts dunkelgrün und glänzend. Zwischen diesen paarweise gestellten Blättchen sitzen noch andere kleinere und mehr rundliche. Die Stängel und Aeste vertheilen sich gegen das Ende in viele Blumenstiele. Diese Art Nachtschatten hat ein großes, äußerlich röthlicht weißes, innerlich purpurfärbiges, oder blaulicht röthliches, zuweilen auch ganz weißes Blumenblatt, und einen angenehmen, der Lindenblüthe ähnlichen Geruch. Auch die Frucht ist groß, anfangs schwärzlichtgrün, hernach dunkelroth, selten weiß. Sie blühet vom Juni bis in den Herbst, kann aber Reif und Kälte nicht vertragen, daher man auch selten reife Früchte erhält. Die Vermehrung geschieht durch die Knollen, welche aber außer der Erde auf behalten werden müssen, indem solche, wenn sie den Winter über in der Erde liegen bleiben, gemeiniglich verfaulen. Die Schriftsteller nennen verschiedene Sorten von diesen Erdäpfeln, welche alle zufällig, jedoch, in Ansehung des Nutzens, von einander unterschieden sind. Die rothen und gelblichten behaupten den Vorzug, und diese sollen jenen noch vorzuziehen

 seyn.

seyn. Die so genannten Zucker-kartoffeln werden sich, nach unserer Erfahrung, nicht sonderlich empfehlen. Die andere gehöret zu dem Geschlechte der Sonnenblumen, und wird die

knollichte Sonnenblume, Corona solis radice tuberosa, Helianthus tuberosus, sonst auch Erdartischocke, Jerusalemsartischocke genannt. Der Geburtsort ist Brasilien. Die Wurzeln, welche gleichsam aus dem untersten Theile des Stängels hervorkommen, sind dünne, kriechend und auf allen Seiten ausgebreitet; aus der größten von diesen Wurzeln aber wachsen viele andere knollichte hervor, welche theils an dieser fest ansitzen oder an langen Fasern hängen. Eine einzige Wurzel bringt nicht selten dreyßig, vierzig bis funfzig dergleichen Knollen hervor. Diese sehen äußerlich braunroth, sind mit verschiedenen Erhebungen besetzet, bisweilen so groß als eine geballte Hand, und überhaupt den Knollen vom Nachtschatten durchgehends ähnlich. Der gestreifte, rauche, haarichte und schon von unten an mit Aesten vermehrte Stängel ist gemeiniglich sechs, auch wohl zwölf Fuß hoch, innerlich mit vielen weißen schwammichten Marke erfüllet, und von unten bis oben mit vielen Blättern besetzet. Die einfachen Blätter sind ey- oder herzförmig, rauh anzufühlen, und mit drey merklichen Nerven durchzogen. Die gelben, zusammengesetzten Blumen treiben aus den Enden des Stängels und der Aeste, und haben ohngefähr die Größe der gemeinen Ringelblume, sonst aber die Beschaffenheit, wie bey der Sonnenblume soll angemerket werden. Bey uns wird man selten Blumen sehen. Gegen den Winter verdorren die Stängel; die knollichten Wurzeln aber bleiben in der Erde liegen, und schlagen im folgenden Frühjahre wieder aus. Man bauet dieses Gewächse wegen der Knollen, welche von Geschmack süßlicht und angenehm sind. Sie kommen in Ansehung dieses nützlichen Gebrauches mit den Knollen des Nachtschattens überein; doch sind sie mehr wässericht als mehlicht, und daher werden solche meistentheils nur gekochet gespeiset. Weiter wollen wir davon nichts anmerken, sondern nur noch kürzlich angeben, was bey Pflanzung derselben zu beobachten ist. Sie verlangen ein wohl gegrabenes Land, welches noch einige Düngung in sich hat. Man nimmt alsdenn die kleinsten Knollen, oder so man deren nicht genug haben kann, zerschneidet man die großen in Stücke, doch also, daß an einem jedem Stücke ein Keim oder Knorren bleibt, pflanzet diese Reihenweise anderthalb Schuh weit von einander und drey Zoll tief, worauf man

weiter

weiter dabey nichts nichts zu besorgen hat, als daß man sie den Sommer über vom Unkraute rein halte, und zuweilen das Erdreich mit einer breiten Hacke umarbeite. Die Stängel soll man nicht abschneiden, sonst werden die Knollen nicht allein klein bleiben, sondern auch hart und holzicht werden. Im November oder December hebet man soviel aus der Erde, als man den Winter über verbrauchen will, leget diese in den Keller, und bedecket sie mit Sand, die übrigen läßt man in der Erde, indem ihnen keine Kälte schadet. Sie können vier bis fünf Jahr auf einem Flecke stehen bleiben. Sie wuchern häufig und es ist schwer ein Beet, wo sie gestanden, davon gänzlich zu befreyen. Verlanget man dieses, muß man die kleinen Knollen, welche in der Erde geblieben sind, wenn sie den Stängel etwan einer Ellen hoch getrieben, ausreißen, und damit fleißig fortfahren, da man denn endlich seinen Endzweck erreichen wird. Obgleich aber diese Art Erdäpfel nützlich zu gebrauchen ist, so wird doch solche bey uns selten gebauet, hingegen ist

Der knollichte Nachtschatten, seit vierzig bis funfzig Jahren, wegen des vielfachen Nutzens und der erstaunenden Fruchtbarkeit bey uns und unsern Nachbarn fast einheimisch geworden, und es sind ganze Landesstriche durch den Anbau desselben so glücklich geworden, ihren Einwohnern und zahmen Thieren ein ganz neues und vorzügliches Nahrungsmittel zu verschaffen, das nicht allein zur Zeit der Noth die Stelle der übrigen vertreten, sondern auch außerdem in der Land- und Haußwirthschaft vielerley Nutzen geben kann. Dieser Nutzen wird desto ansehnlicher seyn, je größer die Vermehrung der Knollen ist, oder werden kann; und um diese zu befördern, muß man der Natur durch einige Kunst zu Hülfe kommen. Wir haben schon erinnert, daß die Knollen den Winter über in der Erde leicht verfaulen, obgleich zuweilen einige davon, wenn sie tief in der Erde liegen, aushalten, auch im folgenden Jahre sich häufig vermehren, so ist doch hieraus nicht zu schließen, daß sie in ihrem wilden Zustande, und ohne alle Beyhülfe eben so häufig wuchern würden, als bey einer ordentlichen Bestellung des Landes zu geschehen pfleget. Eine besondere Art des Wachsthums und der Vermehrung hat Herr Gleditsch an einer Staude wahrgenommen, bey welcher die angehäufte Erde von den obersten Wurzeln abgespühlet und entblößet worden, da denn einige Wurzeln, welche über der Erde liegen geblieben, zusehens verlängert, und von Zeit zu Zeit aufgetrieben, und

und in Zeit von drey Monathen in der freyen Luft in eben so viel Knollen verwandelt worden, die ihrer Größe nach fast einer geballten Faust gleich kamen.

Die Vermehrung der Erdäpfel durch die Wurzel ist zu ökonomischen Absichten die einzige gebräuchliche Weise, und man hat diese als die gewisseste, kürzeste und vor allen übrigen einträglichste befunden. Andere Vermehrungen hält man für beschwerlicher, langweiliger und ungewisser. Da jedoch bey besondern Gelegenheiten auch andere Arten der Vermehruug nützlich angebracht werden könnten, hat Gleditsch dieselben durch Versuche näher anzugeben und zu bestimmen, sich angelegen seyn lassen, zugleich aber auch den gemeinen Anbau in Erwägung gezogen; daher wir das vornehmste aus dessen Abhandlung wiederholen. An einem völlig ausgewachsenen Knollen findet man eine beträchtliche Anzahl von Keimen; die Rinde der Knollen ist zwar bey manchen fein und glatt, bey andern aber ungleich, rauh und höckericht; sie scheint gleichsam mit weit aus einander stehenden, zugespitzten, schuppichten Erhebungen beleget zu seyn, unter deren jeden sich ein einzelnes Auge befindet, das sich an der Spitze der Schuppe öffnet, und im Frühlinge in seinem Keime verlängert wird.

Wenn die Stängel der Erdäpfel zu einer Höhe von drey oder mehr Zollen gelangen, so wird man an ihrem untersten Ende etliche Linien weit über den Knollen, kleine Erhebungen gewahr, die sich bald in der Ordnung eines einzelnen Ringes um dieselben, bald ohne dergleichen, befinden, und in besondere Wurzelkeime verlängert werden; und eben diese Keime sind es, welche hernach ganz oder zum Theil in diejenigen Knollen aufgetrieben werden, welche wir Erdäpfel nennen. So lange diese Keime an den Stängeln fehlen, oder zu ihrer Vollkommenheit nicht gelanget sind, die sie haben müssen, um den Nahrungssaft aus der Erde an sich zu ziehen, so lange nähret die alte Knolle, als die Mutter eines ganzen Stockes, alle aus ihr gebildete Stängel, wenn aber die Keime stark genug geworden sind, und die Nahrung selbst einsaugen können, lösen sich solche von der alten Knolle loß, und man findet diese völlig ausgesauget oder verfaulet, manchmal sind kaum einige Ueberbleibsel davon wahrzunehmen. Theils hieraus, theils aus folgenden Beobachtungen wird abzunehmen seyn, ob es zuträglicher ganze und sehr große, oder mittlere und kleine, oder in Stücken zerschnittene Knollen in die Erde zu legen. Denn da der reichliche Zuwachs der Knollen überhaupt auf viele und starke

Stängel

Stängel ankömmt, welche große Stauden machen, und ihre Wurzeln überall in ein solches Land treiben, in welchem sie in sehr kurzer Zeit eine freye und überflüßige Nahrung annehmen können; so ist leicht abzusehen, daß die großen Knollen zwar eine mehrere Anzahl Keime enthalten, und aus solchen viele hohe Stängel auftreiben, solche aber zu schwach bleiben und ganz kleine Knollen ansetzen werden. Höchstschädlich ist auch aus diesem Grunde, die Stängel über die Hälfte und noch weiter herunter abzuschneiden, so lange das Wachsthum und die Vermehrung dauern soll. Auch beweist Herr Gleditsch den Vorzug der zerschnittenen und kleinen, vor den großen Knollen durch eine besondere Krankheit dieses Gewächses, welche sich bey einigen alsdenn zeiget, wenn die Stängel ihrer Blüthzeit fast am nächsten sind, bey einigen aber auch etwas zeitiger, und bey andern kurz nach der Blüthe ausbricht. Die Pflanzen sehen nämlich halb welk, und die Knollen gleichfalls welk, wie mit heißem Wasser gebrühet, aus, ihre Stängel aber sind zum Theil schwarz und runzlicht. Die großen Knollen, welche sehr häufige Stängel getrieben hatten, waren eben zu der Zeit, da sich diese von jenen abgelöset, von einer ungewöhnlichen Menge von Wurzeln und kleinern Knollen, gleich als mit einem Netze, umgeben, und mit der Erde in Klumpen zusammengesponnen. In der Mitte der schönsten Wurzeln befanden sich die alten Knollen feucht, weich, von verdorbenen Säften aufgetrieben, und schienen der Verwesung nahe zu seyn. Die jungen schwammichten Wurzeln hatten den faulen, verdorbenen Saft, der aus der verwesenden Knolle die Erde durchdrungen, zum Theil in sich gesauget, waren aber auch dadurch in eine offenbare Fäulung gesetzet worden. die Fäulung selbst hatte die Knollen einzeln hin und wieder etwas verändert, und viele sahen welk und verschrumpfelt aus. Zuweilen hat man nur die Knollen gefunden, ohne alle Fasern, die sie mit dem Stängel hätten verbinden sollen. Es hat auch Herr Gleditsch im Sande gekeimte Knollen auf verschiedene Art in Erde gesetzet und haben solche auch gewachsen, doch ist dabey kein Vortheil zu erlangen gewesen, und die vollkommen holzichten Stängel haben diese weit übertroffen. Obgleich aber aus diesem Versuche kein Vortheil erlanget worden, so hat doch Gleditsch durch die angestellten Beobachtungen eine andere nützliche Entdeckung gemachet. Nämlich, so bald die, im April, May und Juni eingelegten, Knollen ihre Stauden so vollkommen getrieben hatten, daß sie in der Blüthe stunden, so fiengen sich

ihre stärksten und holzichsten Stängel an zu lagern, und alle, die es thaten, zeigeten an denjenigen Theilen, mit denen sie die feuchte Erde berühreten, als ob sie daselbst saftiger und etwas mehr aufgeschwollen wären, als an andern. Außerdem sahe man allemal in den Winkeln, die die Blätterstiele mit den Stängeln machen, unter der Rinde ganz kleine weiße Erhebungen, die anfangs nur durchschimmern und sich in besondere Würzelchen zu verlängern scheinen; einige dieser Stängel waren, statt dieser neuen Wurzel, zwischen den Blättern mit kleinen, harten, schuppichten Knollen besetzet. Durch diesen Umstand scheint wahrscheinlich zu seyn, daß sich dieses Gewächse in seinem Vaterlande und in natürlichen Umständen auf eben diese Art zu vermehren pflege. Er hat dahero mit Verpflanzung der Stängel einen nochmaligen Versuch gemachet, aber nunmehro dazu ordentlich gewachsene, reife und holzicht gewordene Stängel angewendet. Diese Stängel hat er im Juli eine Querhand über der Erde abgeschnitten, die Blumenspitzen gleichfalls weggenommen, die Blätter aber nur auf die Hälfte abgekürzet, damit an dem obern Theile des Stängels noch etwas Laub erhalten würde. Die Stängel wurden schräge in die Erde geleget, also, daß ihre, am Rande der Furche hart anliegenden, Spitzen über der Erde ganz senkrecht zu stehen kamen, welches dadurch erhalten wurde, daß man die, in die Furchen gebrachte, oberste Erde etwas derb zusammen trat, und die Stängel sogleich anhäufete, damit davon nichts weiter, als die obern Seitensprossen auf drey Querfinger weit entblößet bleiben möchten. Das Wachsthum gieng gut von statten, und in einigen Tagen fiengen schon die Sprossen an sich zu verlängern, und nicht diese Sprossen allein verlängerten sich in Stängel, sondern die Keime von dem untern Theile des eingelegten Stängels kamen tief aus der Erde und bildeten schöne, aber kürzere Stauden, es erreicheten zwar diese Stauden keine Blüthen, sie erlangten auch nicht die Höhe ihrer Mutterstöcke, doch waren sie, da man sie zu Ausgange des Octobers aus der Erde nahm, mit vielen Wurzeln und Knollen wohl versehen, die den übrigen Erdäpfeln an Größe und Eigenschaften gleich kamen. Hieraus ist abzunehmen, daß das Vorgeben seine Ausnahme leide, nach welchem man behaupten will, daß die Knollen an den Würzeln entweder nach der Blüthe entstünden, oder nicht ohne dieselbe entstehen könnten; es ist vielmehr zu glauben, daß sie in gewissen Boden häufiger entstünden und sich dabey ansehnlich vergrößerten, wenn die Spitzen der Stauden zu rechter Zeit eingebrochen,

gebrochen, oder etwas abgekürzet worden, welches auch von vielen geschieht, indem sie im Augustmonathe das Kraut mit den Füßen niedertreten, oder es mit den Händen umdrehen und zerknicken, solches auch wohl mehrmals wiederholen. Diese, vom Herrn Gleditsch angestellte, Vermehrung durch die abgeschnittenen und gepflanzten Stängel hat man in Schweden und andern Oertern gleichfalls angestellet, aber auch dadurch nicht mehrern Nutzen erhalten; denn obgleich auf diese Weise die Anzahl der Knollen sich vermehret, werden selbige doch allemal klein. Ueberdieß erfordert dieser Anbau auch mehr Mühe, und wenn die gepflanzten Stängel nicht gehörig begossen werden, leiden sie leichtlich Schaden.

Die Erdäpfel können zwar in jedem Erdreiche gebauet werden, doch muß solches nicht gar unkräftig seyn, vielmehr noch einige Düngung in sich haben. Dieses wird gepflüget oder besser gegraben, und die Knollen im April, oder zu Anfange des Maymonathes Reihenweise, etwa zween Schuh weit von einander, und drey Zoll tief gepflanzet. Nach dem Pflanzen ist weiter keine Arbeit nöthig, bis der Stängel hervorwächst, da es denn Zeit ist, solche zu jäten und zu behacken, wobey die Erde an den Stängel angehäufet werden muß. Hierbey bewendet es, bis man zur Herbstzeit solche ausgräbt. Die Ausgegrabenen soll man vor dem Froste bewahren; denn wenn sie gefroren sind, dienen sie weder zur Speise für die Menschen, noch zum Futter für das Vieh; man muß sie daher im Keller oder dazu gemachte Gruben bringen, kann auch wohl Sand dazwischen legen, welches jedoch nicht nothwendig, indem sie sich vollkommen gut erhalten, wenn sie auf Haufen über einander geschüttet werden.

Obgleich diese Art Erdäpfel aus dem Geschlechte der Nachtschatten ist, auch einiges dampfiges Wesen in seinen Bestandtheilen enthält, so ist doch solche in der Haußhaltung sehr nützlich und auf mancherley Weise mit großem Vortheil zu gebrauchen, zumal diese, leicht schädliche, Eigenschaft beym Braten und Kochen der Knollen sich völlig verliert, mithin solche nicht, als bey dem unrechten Gebrauch, schädlich seyn werden. C. Bauhin berichtet, wie der Genuß der Erdäpfel in Burgund zu seiner Zeit deßwegen verbothen worden sey, weil man geglaubet, daß solche den Aussatz vermehrten, welches jetzo niemand mehr fürchtet. Ob aber das Kraut frey zu sprechen, und zum Futter für das Vieh nützlich seyn dürfte, ist eine andere Frage. Herr Gleditsch will selbiges für

kein nützlich Futter für die melkenden Kühe halten, indem dieses und andere übelriechende, und schmeckende Kräuter, nicht eher von dem Hornviehe angerühret werden, als wenn dieses sehr hungrig ist, oder die Gewächse vom Reife mürbe gemachet worden. Und da wegen itzt bemerkter Eigenschaft das Erdäpfelkraut mit dem Taback einige Verwandschaft hat, so läßt sich nicht unwahrscheinlich schließen, daß man jenes auch statt des Tabacks sonderlich zum Rauchen gebrauchen könne, wie solches vor kurzen in Schweden auch zu diesem Gebrauche empfohlen worden. Den größten Nutzen erhält man von den Knollen. Man pfleget solche für Menschen und Vieh nützlich zu gebrauchen, und zwar als ein Nahrungsmittel, selten oder gar nicht als eine Arzney; obgleich C. Bauhin berichtet, daß solche mit Pfeffer und fetter Brühe zubereitet, die Absonderung des männlichen Saamens vermehren, und einen stärkern Trieb zum Beyschlaf erwecken sollen. Den Schwindsüchtigen würden wir solche auch nicht anrathen, wie einige gethan, indem sie auf alle Art betrachtet eine schwere und leicht blähende Speise abgeben, welche aber gut und lang sättiget, wenn sie wohl verdauet worden. Der gemeine Mann isset solche mit Begierde, auch wohl täglich, zumal sie keine mühsame Zubereitung erfodern. Man kochet solche mit Wasser, zieht die äußerliche Schaale ab, und ißt sie mit Salz oder Butter; sie werden auch statt eines andern Zugemüßes mit Fleischbrühe abgekochet; man pfleget solche auch als einen Sallat zuzurichten. Die gekochten und abgeschälten zerreibet man und bereitet daraus Klößer, man kann auch Brod daraus backen, doch muß einiges Roggenmehl dazu genommen werden. Zu dem Gerstenmehl sollen sie nicht taugen. Durch mehrere Bemühung kann man aus diesen, sonderlich den weißen, Erdäpfeln, ein feines Mehl, Stärke und Puder erhalten, und daraus schönes weißes Brod, Torten, und anderes Kuchenwerk verfertigen. Um dieses zu erhalten, zerreibet oder zerstößet man die gesäuberten Knollen, schüttet solche in ein Faß, gießt Wasser darauf, und läßt es einige Tage stehen. Alsdenn rühret man den Brey durcheinander, und gießt ihn durch ein Sieb oder Durchschlag, damit das Mehl mit dem Wasser ablaufe, und das grobe, zäserichte zurückbleibe. Man kann auch dieses mehrmals wiederhohlen, und jedesmal zuvor Wasser zugießen, auch wieder einige Tage stehen lassen, damit das mehlichte Wesen immer mehr aufgelöset werde. Was zurückbleibt ist ein nützlich Futter für

das

das Vieh. Das mit dem Wasser durchgegange Mehl setzet sich in dem Gefäße zu Boden, und damit solches desto feiner werde, kann man solches sachte ab- und wieder neues Wasser daraufgießen, bis solches endlich ganz klar über dem Mehle stehen bleibet. Wenn nun auch dieses weggeschaffet, trocknet man das Mehl in der Sonne oder warmen Stube; da es denn wie Stärke aussieht, und wenn es klar zerrieben, und durch ein zartes Sieb geschlagen, kann es zu Puder dienen, oder auch wie Mehl gebrauchet werden. Doch will man behaupten, daß dieser Puder zu schwer sey, und in den Haaren nicht hafte, hingegen diese Stärke eben die Dienste leiste, als diejenige, so aus Waitzen gemachet wird. Einige pflegen auch die rein abgewaschenen Erdäpfel an der Sonne zu trocknen, und solche auf der Mühle zu mahlen, doch erhält man auf diese Weise niemals ein solches weißes feines Mehl, als wohl geschieht, wenn man der zuvor beschriebenen, aber etwas mühsamen, Zubereitung sich bedienet. Man soll die Hälfte Mehl, folglich aus einem Scheffel Erdäpfel einen halben Scheffel Mehl erhalten. Dieses aber versteht sich nur, wenn solche gemahlen. Durch das Ausschwemmen erhält man viel weniger, von einem Scheffel etwa zwo Metzen. Man will auch versichern, daß man die Erdäpfel zum Brandteweinbrennen nützlich gebrauchen könne, und solche ein Drittheil ergiebiger, als Roggen, seyn sollen. Endlich, wenn man die Erdäpfel in Menge hat, kann man solche zur Viehmast gebrauchen. Man zerstößt solche mit dem Stoßeisen, oder zerschneidet sie in dünne Stückchen, und vermischet solche mit Schrot, Haber, Mohrüben oder andern Futter. Mit Erdäpfeln allein will die Fütterung nicht füglich angehen, und das Vieh frißt solche sich leicht überdrüßig. Für das Rindvieh sind sie am zuträglichsten, auch die Schweine, obgleich Herr von Linné das Gegentheil behauptet, lassen sich damit fettmachen. Nur muß man solche zuvor kochen und stampfen und das Wasser abgießen; denn wenn dieses die Schweine saufen, bekommen sie in wenig Tagen einen Ekel vor diesem Futter. Das Schweinefleisch erhält durch diese Nahrung einen angenehmen Geschmack, und der Speck wird dabey ganz feste. Klein gestoßene, und nicht gekochte, aber mit Schrot vermengte Erdäpfel frißt auch das Federvieh, und kann damit fett gemachet werden.

Erdartischocke.

S. Erdäpfel.

Erdbathengel.

S. Ehrenpreiß.

Erdbeben.

Soweit die Geschichte hinausgeht, findet man überall aufgezeichnet, daß die Erde an ihrer Oberfläche vielerley Stöße, Erschütterungen und gewaltsame Zufälle leidet, die man insgesammt mit dem allgemeinen Namen Erdbeben zu belegen pfleget, darunter mancherley heftige und schleunige Bewegungen begriffen werden. Denn bald wird der obere Erdboden schleunig in die Höhe gestoßen, ein- oder etlichemal nach einander, und das nennt man einen Erdstoß. Zuweilen erhebet sich der flache Erdboden zu einem Hügel, oder sinket zu einem Thale nieder und machet also die Erdfläche schief; dies ist eine Erdneigung und hat mehrentheils eine andere Erschütterung zum Grunde, die nicht ausgebrochen ist. Zu anderer Zeit zittert der obere Erdboden, bekömmt eine bebende Bewegung wie ein hohles Gewölbe, das von einer großen Gewalt gestoßen wird, und dieses ist eine Erderschütterung. Alle diese Begebenheiten haben den gemeinschaftlichen Begriff, Erdbeben; welches man daher füglich die merkliche Erschütterung eines ganzen Striches vom Erdboden nennen kann. Dieser Begriff schließt folglich das Einstürzen ganzer Berge und Erdflächen, die sogenannten Erdfälle, die Risse und Klüfte des Erdbodens, ingleichen andere natürliche Bewegungen des Erdkörpers aus; unerachtet sie bisweilen als schnellere oder langsamere Folgen eines Erdbebens anzusehen sind. Bey einem Erdbeben müssen die obern Theile der Erde, eine ganze Strecke hindurch, außerordentlicherweise erschüttert werden. Mehrentheils fährt dabey die Erdfläche plötzlich auf und nieder, und dieses verursachet die erschrecklichste und verderblichste Wirkung beym Erdbeben. Es schildern uns solche schon die Alten ab: Aristoteles, Plinius, Seneca, Ammianus Marcellinus nebst andern. Daraus ist begreiflich, daß die Erdbeben vorzeiten mit den nämlichen Erscheinungen verknüpfet gewesen, als sie heute noch sind. Man könnte noch itzt kein Erdbeben natürlicher beschreiben, als es Seneca schon zu seiner Zeit thut.

Der Lehrart wegen, theilet man die Erdbeben bald nach dem Umfange und Beschaffenheit der Oerter, die sie erschüttern, bald nach der Größe und Stärke der Erschütterungen, bald in Absicht auf ihre Wirkungen, verschiedentlich ein, in solche die entweder weit auslaufend, oder eingeschränkte sind, die unter der Erde oder unterm Meere entstehen, die heftig oder gering sind, die Schaden verursachen oder nicht. Aber

im Grunde nützet diese Eintheilung höchstens zu weiter nichts, als irgend auf die erstaunenden Kräfte der unterirdischen Materien zu schließen. Besser würde man sie nach ihrer Richtung eintheilen, wenn darinnen etwas mehreres, als zur Zeit geschehen, bekannt werden dürfte.

Unstreitig entstehen die Erdbeben aus mehr als einer Ursache. Soviel ihrer aber auch zusammenkommen: so könnte man sie leicht auf etliche wenige bringen, wenn man zumal den innern Bau des Erdbodens zu Hülfe nimmt, soweit man ihn zur Zeit in der Nähe unserer Oberfläche kennt. Ich rechne dahin das ursprüngliche oder ätherische Feuer, die Luft und das Wasser. Diese drey Dinge machen die Beschaffenheit der unterirdischen Atmosphäre aus, die daher unter gewissen vorwaltenden Umständen allemal die nächste Ursache der Erdbeben abgiebt. Dabey aber schließe ich denn die andern Materien, welche die unterirdische Atmosphäre verändern, und sie zur Hervorbringung der Erdbeben veranlassen können, nicht aus. Zu Erzeugung dieser schrecklichen Erschütterungen tragen demnach bey: Die Gewalt der unterirdischen Entzündungen, die Macht der zusammengepreßten und erhitzten Luft und Dünste, die häufige Menge eingesperrter und schlagender heißer Dämpfe, deren Elasticität und Gewalt alles übertrifft, was man von der Elasticität der Luft weis, endlich auch der Einfluß, Zusammenhang und Wirkung der obern Atmosphäre auf und in die untere. Diese Ursachen sind vor Alters zum Theil schon angegeben, haben bey sorgfältiger Prüfung und Vergleichung mit den Erscheinungen immer ihre Richtigkeit auch in neuern Zeiten behalten, und die inwendige Beschaffenheit des Erdkörpers kömmt sehr damit überein. Man weicht folglich am wenigsten von der Wahrheit ab, weñ man diese Ursachen, einzeln oder in Verbindung miteinander, ebenfalls annimmt, und sie auf die Erklärung der Erdbeben anwendet, und darnach zwo Hauptarten der Erdbeben annimmt: solche, die mit Feuerausbrüchen, und die ohne Feuerausberstungen geschehen. Unwidersprechliche Erfahrungen sollen dies noch mehr bestätigen. Alle Länder, wo die mehresten und stärksten Erdbeben vorgehen, sind im innern des Erdbodens voller Hohlungen, voller unterirdischer Gänge, voller zusammenhängender Kammern, die sich weit und breit erstrecken, und oftmals mit der obern Luft durch einen Ausgang Gemeinschaft haben. Das Erdreich solcher Länder ist voller Gruben und Adern von Schwefel, Salpeter, Vitriol,

Salz, Erdharze, und anderer verbrennlicher Sachen. So ist der Boden in ganz Italien, vornehmlich unten in Neapel und Sicilien, so ist er in Island, so ist er in den östlichen äußersten Gegenden von Asien, so ist er in Peru und vielen Orten in Amerika beschaffen. Dabey ist dieser ganze Boden voll brennender und entzündbarer Theile, die in den untern Höhlen in Gährung, endlich in gänzlichen Brand kommen, eine Strecke hin fortbrennen, andere verbrennliche Lagen, wo sie anstoßen, ergreifen, sich solchergestalt unter einander vereinigen, und zuletzt in einen offenen Schlund, den sie vorfinden, oder irgendwo machen, ausbrechen. So gehen die Erfolge nach einander in Ländern, wo viele feuerspeyende Berge sind. Denn, wenn hier Erdbeben ausbrechen wollen, so höret man vorher unterirdische Donner in den Höhlen der Erde, als wenn heftige Knalle geschähen, oder wenn Kanonen brülleten. Eben solches Krachen höret man in den feuerspeyenden Bergen kurz zuvor, ehe sie sich aufthun und Flammen auswerfen. Und wenn nach diesem Gebrülle die Materie eine Oeffnung findet, so wird man gewahr, daß Dampf, Rauch, Feuer, und allerley unterirdische, geschmolzene und verbrannte Massen aus derselben mit großer Gewalt herausgeworfen werden. Sobald die Materie einen solchen Ausbruch gewinnt, so leget sich auch das Erdbeben. In den Ländern solcher Feuerspeyer hat man daher die gemeine Anmerkung, daß erst ein unterirdisches Getöse entsteht, deñ unmittelbar darauf das Erdbeben erfolget, und nach diesem die feuerspeyenden Schlünde anfangen, Feuer auszuwerfen. Und so lange diese Auswürfe währen, so lange ist von Erschütterungen nichts zu besorgen. In Italien und in andern Feuerländern ist man, diesem zu Folge sehr besorget, wenn die Vulcane lange nicht gewüthet haben. Dies beweist die Menge brennbarer Materien und die Gegenwart der unterirdischen Feuergewölber sattsam. Aber auch ihr Zusammenhang ist außer Zweifel. Der Vesuv in Italien und die Solfatara, die zwo deutsche Meilen von einander entfernet liegen, hängen unwidersprechlich zusammen. Wenn der eine tobet, so ist die Hitze und Gewalt des Brandes im andern sehr gering, wenn einer zu speyen aufhöret oder anfängt, höret auch der andere auf, oder fängt an. Die ganze Gegend zwischen diesen beyden Feuerschlünden ist hohl, und Neapel mitten zwischen ihnen, liegt wahrscheinlicherweise auf einem hohlen mit brennenden Mineralien angefüllten Boden. Gleichergestalt laufen die ausgebrannten großen Schlunde des Aetna unter dem

Meere hin, er hat sicherlich mit dem sicilischen Meerstrudel und mit den liparischen Inseln Gemeinschaft; deswegen werfen diese oft zugleich mit ihm Feuer aus. Im mittelländischen Meere greifen unstreitig viele unterirdische Gänge in einander. Denn die feuerspeyenden Schlünde dieses Meeres wüthen mehrmals zugleich und richten sich gleichsam nach einander. So gehen auch des Vesuvs Feuerschlünde unter dem Meere weit hinein; davon ganz sichtliche Erfahrungen vorhanden sind. Ein ganz ähnliches läßt sich von andern weit von einander entlegenen Vulcanen beweisen. In der Südsee auf der Insel Gillilo und auf Ternate sind diese Beyspiele an den dortigen Feuerspeyern bekannt. Und als Lima 1746. durch Erdbeben zerstöret wurde, so brachen, in großen Entfernungen davon, über fünf bis sechs feuerspeyende Berge aus. Der Hekla in Island hat mit dem Feuerspeyer in Grönland durch unterseeische Kanäle Gemeinschaft. Aber die Berge sind nicht eben die Behälter und die Magazine dieser Feuer und Brände; sie sind nur Luft- und Rauchlöcher, wodurch das vielleicht weit entfernte, und in einem andern Lande angegangene Feuer seinen Ausbruch gewinnt, und wohin es gleichsam seinen Zug nimmt. Viele Umstände, die man von dem Ausbruche des Feuers auf der Erdfläche und den Bergen hat, zeigen deutlich, daß der Heerd dazu in einer großen Tiefe liegen müsse. Daraus folget denn von selbst, daß die dadurch verursachten Erdbeben mehrentheils von großem Umfange seyn müssen. Wenn wir nun solchergestalt einsehen und wissen, daß es unterirdische und unterseeische Kanäle und weite Höhlen giebt, und in diesen von selbst ein Feuer entzündet wird, so setzen wir gelegentlich noch hinzu, was die Erzeugung und den Ausbruch dieses Feuers, und folglich auch die Erdbeben veranlasse. Sind die Höhlen von so großem Umfange in der Erde, so ist auch gewiß, daß Luft darinnen vorhanden seyn müsse; daß diese ferner mit allerley Dämpfen und Dünsten geschwängert sey, und daß zuletzt viele Feuchtigkeit, ja ganze Ströhme von Wasser sich in die Erde weit hinunter ergießen; daß ferner nicht nur die Eingeweide des Erdbodens, sondern vornehmlich die Nachbarschaften dieser Hohlungen, ihre Wände und Decken von mancherley auflößbaren und brennbaren Stoffen, von den bekannten sehr gemeinen Kiesarten, voll sind, die bey der geringsten andringenden Feuchtigkeit zerfallen, ihre schweflichten, flüchtigen Theile fahren lassen, und solchergestalt die Atmosphäre umher mit entzündbaren Zeugen anfüllen.

Die Entzündung selbst ist durch die bloße Verdickung dieser Dämpfe, durch ihre Gährung mittelst des Beytritts der wässerichten Dämpfe, durch das innerliche Reiben, durch den irgend ausgebrochenen Luftzug in den Gängen, mehr als zu begreiflich. Es giebt Abgründe und tiefe Erdklüfte, worinn sich unaufhörlich ganze Ströme Wasser stürzen; es giebt andere Oeffnungen auf dem Erdboden, so gar auf feuerspeyenden Bergen, dergleichen der Buffadore an der Mexikanischen Küste ist, die das Wasser mit Gewalt oben ausspeyen, welches an einem Orte durch einen unterirdischen Kanal in sie hineingedrungen ist. Es giebt Fälle, da die Menge des eindringenden Regenwassers den Vulcan zum Speyen bringt, wie beym Aetna öfters bemerket worden. Diesemnach sind auch die Erdhöhlen und Gänge nicht vom Wasser und wässerichten Dünsten frey. Endlich kömmt die Gemeinschaft mit der äußern Luft. Hier scheint vornehmlich die Bewegung unserer Atmosphäre etwas dazu beytragen zu können. Wenn diese einmal in einen gewaltigen Tumult gesetzet ist, so ergreift sie zugleich die offenen Rachen der Vulcane, stößt an dieselben von außen und innen an, dringt in ihre entsetzlichen Höhlen ein, und erreget daselbst eine gleichmäßige Bewegung der unterirdischen Atmosphäre; denn einige Berge haben zwo Oeffnungen, durch deren eine die Luft eindringt und durch die andere herausfährt, und die sich daher jederzeit entzünden, nachdem gewisse Winde blasen. Gegentheils ist der Ausbruch des unterirdischen Feuers und der daselbst verschlossenen Luft gemeiniglich eine Ursache von vielen Zerrüttungen in dem oberirdischen Dunstkreise.

Alle wichtige und heftige Erdbeben nehmen einen großen Umfang ein, und erschüttern einen großen Theil des Erdbodens. Davon hat man zwo Ursachen. Erstlich den großen Umfang der unterirdischen Feuergewölber, die sich allem Vermuthen nach verschiedene hundert Meilen weit erstrecken, und mittelst der Kanäle ihre Gemeinschaft unter einander haben. Zweytens den Gegenstoß, den eine gewaltige Entzündung, die tief in der Erde geschieht und auf einmal ausberstet, verursachet, und ihren Hauptstoß, der einen kleinen Bezirk allein trifft, augenblicklich weit und breit fortpflanzet. Eine solche fortgepflanzte Erschütterung hatte das Erdbeben im Jahre 1755. an den Spitzen von Europa und Afrika durch ganz Europa. Es ist auch an sich ganz natürlich. Wenn ein großes und mächtiges Erdbeben von einer in großer Tiefe in plötzliche Entzündung gesetzten ungeheuern Menge brennbarer Materien und von ihrer heftigen

tigen Ausberstung herkömmt, so ist leicht einzusehen, daß der Stoß unter der Oberfläche des erschütterten Landes weit um sich greifen, und daß ein ansehnlicher Theil der anliegenden Oberfläche umher den mächtigen Gegenstoß empfinden müsse; und zwar so viel stärker oder schwächer, je näher oder entfernter er dem Mittelpuncte des Erdbebens liegt. Es ist auch nichts ungewöhnliches, daß ein großes Erdbeben an einem Orte, andere neue Erdbeben in entlegenen Gegenden anrichten kann. Die Unordnung, welche dergleichen Erschütterung an einem Orte in den Höhlen der Erde und ihrer Structur machet, da von einem nur mäßigen Erdbeben leicht ein baufälliges, unterirdisches Gewölbe einstürzen, die Quelle eines Flusses verstopfet, das Wasser unter der Erde in seinen Kanälen erschüttert und aus seiner Lage getrieben, die damit zusammenhängenden Seen beunruhiget, die erhitzten Materien der heißen Bäder und in andern Erdlagen und Cavernen, in Aufruhr und neue Gährung gesetzet, ein vorhin freyer Luftzug gänzlich verschlossen, sie selbst erhitzet und zur Anstrengung ihrer Elasticität äußerst veranlasset, eine ruhige Lage ausgebrannter Masse in einem entfernten Lande, durch darauf getriebenes Wasser, oder dazu geführte neue Feuchtigkeit, in frische Entzündung gebracht werden können: alle diese und mehr andere Umstände sind genugsam hinlänglich in andern Ländern neue Entzündungen nach sich zu ziehen, und mithin neue Erdbeben zu erregen. Aus dem angeführten sind die Naturforscher, bey dergleichen Erdbeben, die wirklich und nächstens von unterirdischen Entzündungen herrühren, auf zween merkwürdige Erfahrungssätze gekommen. Einmal, daß die Erdbeben, wobey zugleich Feuerschlünde wüthen, und brennende Materien, Flammen, Rauch, Dämpfe und Luft aus ihrem Rachen herauswerfen und ausblasen, nicht so schrecklich, nicht von so weiten Umfange seyn, und nicht so lange dauern müssen, als andere. Zweytens, daß die Erdbeben, wobey man keinen Ausbruch des unterirdischen Feuers, der Dünste und der Luft wahrnimmt, viel heftiger, von viel längerer Dauer, und von einem viel größern Umfange seyn müssen, als jene erstern. Die feuerspeyenden Schlünde sind also das einzige natürliche Mittel, dadurch ganze Länder vor den verderblichen Erdbeben bewahret werden können. Aber es scheint dabey widersprechend, wie bereits oben gesaget ist, daß gleichwohl die Erdbeben nirgends gemeiner sind, als in Ländern, wo es viele Feuerspeyer giebt. Auch dieser Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen ist natürlich. Allen Wahrnehmun-

gen und Vermuthungen nach, verursachen die öftern und starken Erdbeben, nebst den Auswürfen der Vulcane, große Verstopfungen in den Luftlöchern dieser Berge, und in den Oeffnungen, wodurch die unterirdischen Entzündungen ausbrechen. Diesergestalt wird das untere Feuer eingeschlossen, und muß sich den Ausgang erst mit Gewalt zuwege bringen. Und das geschieht durch ein neues Erdbeben, und durch Herauswerfen der Materien, welche die Oeffnungen verschüttet hielten. Dies ist die Ursache warum in solchen Ländern, unmittelbar vor jeglichem Erdbeben ein unterirdisches Gebrülle, ein Getobe, wie vom Krachen der Geschütze vorhergeht. Auf dieses erfolget das Erdbeben, und zuletzt geht das Feuerspeyen des Vulcans an; auf welches letztere sich ersteres gleich verliert.

Und dies waren bisher die Erdbeben mit Feuerausbrüchen, es mochten sich diese entweder in der Nähe, oder in ansehnlicher Entfernung ergeben. Es ist noch eine andere Art der Erdbeben, von ersterer nicht wesentlich unterschieden, aber doch in ihren Erscheinungen anders: nämlich die Erdbeben ohne Feuerausbrüche. Diese entstehen von unterirdischen Entzündungen, die allen Gründen nach in sehr großen Tiefen der Erde geschehen. Denn eben weil diese Entzündungen keinen Ausgang finden, weil sie die Oberfläche des Erdbodens nicht irgendwo zerreißen oder sonst eine Oeffnung in einen andern unterirdischen Gang so leicht verschaffen können, so müssen sie bloß die Erdfläche, aber außerordentlich heftig, erschüttern, ohne eine Spur der zerrissenen und aufgebrochenen Oberfläche zu hinterlassen. Von diesen saget Herr von Büffon: es giebt eine eigene Art von Erdbeben, die sich auf eine große Weite spüren lassen, und einen langen Erdstrich erschüttern, ohne daß ein feuerspeyender Berg, oder ein anderer Ausbruch zum Vorscheine kömmt. Sie erstrecken sich allezeit mehr in die Länge als Breite, erschüttern an verschiedenen Orten einen Erdstrich mit mehr oder weniger Heftigkeit, und werden fast allezeit von einem Geräusche, als ein schnellfahrender Lastwagen, begleitet. Die ersten hergegen, die mit Ausbrüchen des Feuers verbunden sind, erschüttern nur einen kleinen Theil der Gegend, wo der Feuerausbruch geschieht. Die Tiefe der Entzündungen bey dieser zwoten Art Erdbeben nimmt Herr von Büffon von einigen hundert Klaftern an. Und weil solchergestalt die entzündeten Dünste und erhitzte Luft keinen Ausgang gewinnen könne, so breiten sie sich in die unterirdischen Höhlen aus, wenn sie dazu gelangen können, gehen von einem Lande ins andere,

dere, machen sich auch durch ihre Gewalt wohl neue unterirdische, horizontale Spalten, durch welche sich die erhitzten Dünste und unterirdischen Winde die Wege in entfernte Länder bahnen. Der vornehmste Unterschied dieser Erdbeben ohne Feuerausberstungen von den erstern, damit verknüpften, besteht daher bloß darinnen, daß sie heftiger wirken, daß sie viel länger dauern, daß sie endlich einen weitern Umfang haben, und mehrmals ganze Zonen Landes erschüttern. Man hat zur Ursache dieser Erdbeben, wie gesaget, meistentheils große und tiefliegende unterirdische Entzündungen angenommen. Denn einmal äußern sie ihre größte Wuth längst dem Striche einer Meerküste und gehen nur mit abnehmender Gewalt nach der Gegend des festen Landes zu. Hiernächst ist die unterirdische Gegend in Absicht auf die Oberfläche des festen Landes ein tiefes Thal. Wenn sie nun noch dazu unter dem Meeresboden, in einer Tiefe von etlichen hundert Klaftern entstehen, so sieht man, daß ihr Erzeugungsort von einer unglaublichen Tiefe sey, und daß sie folglich so weniger einen Ausgang finden können. Man sieht auch, daß sie insgesammt mit den erstaunlichsten Wasserbewegungen vergesellschaftet sind, mit solchen, die keine Entzündung in nur geringen Tiefen unter dem Wasser hervorbringen kann. Deñ diese letztere wird allenfalls nur kleine Wassersäulen, Wirbel und Wasserhosen nach sich ziehen, nicht aber solche erschreckliche, unregelmäßige, schleunige und gewaltsame Bewegungen, welche die allerscheußlichsten Wirkungen zur Begleitung hat. Die ungestümen Bewegungen, diese Aufwallungen der Seen, welche sich überall auf dem Weltmeere, besonders aber um Amerika, dem Vaterlande der Feuerhöhlen, unter Land und Meere ganz häufig zutragen, haben die Naturforscher einstimmig eben diesen Entzündungen unter der See zugeschrieben; und es ist auch keine Ursache davon einleuchtender, als diese.

Noch ereignen sich ganz leichte und geringe Erdbeben, die aber eben die vorgedachten Ursachen, welche es von ihnen sey, zum Grunde haben. Bloß erhitzte, oder auch aufs äußerste zusammengepreßte, Luft in den unterirdischen, nicht eben tiefen, Höhlen, kann dergleichen leichte Erschütterungen zuwege bringen, wenn sie beym Ausgange, den sie sich irgend verschaffet, einige leichte Stöße und Schläge thut. Ueberhaupt wollen einige alle Stöße der Erdbeben von Schlägen herleiten, welche durch die untern Entzündungen, gleich den Blitzen in der Luft, geschehen. Zu welchem Ende sich verschiedene sogar auf die Elektricität beziehen,

und dieser ihren Wirkungen den meisten Antheil an den fürchterlichen Erscheinungen der Erdbeben zuschreiben. Aber was auch immer für welche von den erzählten Ursachen hierbey vorwalten mögen: so wird man nunmehr sich alles erklären können, was bey den Erdbeben für gewaltsame Veränderungen, sowohl in der Erde selbst, als vornehmlich über derselben, vorgehen; die fürchterliche Wuth des Meeres, die heftige Erschütterung der Küsten, des festen Landes, und der Eingeweide des Erdbodens, den schrecklichen Tumult in den gemeinschaftlichen unterirdischen Wind- und Wasserhöhlen, und in den daselbst befindlichen Ströhmen, die Verschüttung der Gewölbe und Gänge unter der Erde, den veränderten, auch wohl gehemmten Lauf der Flüsse und ihres Bettes über der Erde, die Verstopfung der Quellen und Hervorbringung neuer, die Oeffnung großer Klüfte, Entstehung von Erdfällen, Verschlingung großer Strecken und Erhebung neuer Inseln und festen Landes, Erzeugung neuer Feuerspeyer, der Durchbruch der Meere, Meerengen und Durchfahrten, die plötzlichen und weitstreckichten Bewegungen in der obern Atmosphäre von Winden, Stürmen und Ungewittern, und was dergleichen für gewaltsame Abwechselungen mehr sind, deren der Erdboden seit der Schöpfung unaussprechlich viele erlitten hat, noch alljährlich leidet, und ihnen vermuthlich den größten Theil seiner Beschaffenheit an der Oberfläche beyzumessen hat.

Erdbeerbaum.

Arbutus. Eine Aehnlichkeit der Frucht hat zu dem deutschen Namen Gelegenheit gegeben, doch ist solche hier eine wirkliche Beere, welche innerlich fünf Fächer, und in jedem verschiedene Saamen zeiget. Der kleine Kelch ist fünffach ausgezacket, und das eyförmige, oder wie eine länglichte Glocke gefaltene Blumenblatt, hat fünf kleine, stumpfe, umgeschlagene Einschnitte; an welchen unterwärts zehn kurze Staubfäden sitzen. Der rundliche Fruchtkeim ist am Boden der Blume mit zehn Punkten umgeben, und der Griffel mit einem stumpfen Staubwege geendiget. Planer nennet dieses Geschlecht Sandbeere. Die bereits angeführte Bärentraube hat Herr von Linné auch unter dieses Geschlecht gebracht; wir bemerken demnach jetzo:

1) Den aufrechtstehenden Erdbeerbaum, Hagapfelbaum, Meerkirschbaum, Arbutus vnedo L. wächst in den Wäldern des mittägigen Europens, und soll in Irrland, wie auch in Candien wild, und daselbst ziemlich hoch wachsen. Die Frucht wird

gegen den November reif, zu welcher Zeit auch die Blumen der Früchte für das folgende Jahr abfallen, so daß ein ganzes Jahr hingeht, ehe die Frucht reif wird. Die wechselsweise an den Aesten befindlichen Blätter sind eyförmig, länglicht, hellgrün und glatt, am Rande tief eingekerbet, und fallen nicht ab; die grünweißlichten, oder auch etwas purpurfärbigen, den Mayblümchen ähnlichen Blumen, sitzen gemeiniglich in herabhängenden Büscheln bey einander. Die Staubfäden sind mit einem wollichten Wesen überzogen. Die runde Beere ist anfangs grün, wird nachher gelb, und endlich roth; sie schmecket strenge und sauer, doch soll selbige von den Einwohnern in Minorka als eine Leckerspeise geachtet werden. Die äußere braunrothe Rinde des Baumes ist jederzeit zerrissen, und bey den jungen Aesten mit Haaren besetzet; das Holz ist weiß, und soll in Frankreich gute Kohlen geben. Die Vermehrung geschieht am füglichsten durch den Saamen, welchen man bis zum März im trocknen Sande aufbewahren soll. Die jungen Pflanzen müssen gegen die Kälte verwahret werden, wie denn überhaupt in hiesigen Gegenden dieser Baum nicht leicht im freyen Lande aushält, wenigstens muß dabey viel Sorgfalt angewendet werden. Sonst verlanget derselbe keine besondere Wartung, wächst in jeder Erde, und darf im Winter nur in ein gemeines Glashauß beygesetzet werden. Die Vermehrung durch Einleger ist etwas langweilig.

2) Der Morgenländische Erdbeerbaum, Arbutus Andrachne L. ist dem vorigen durchgehends ähnlich, nur haben die Blätter einen platten, nicht eingekerbten Rand, und die Rinde ist nicht zerrissen, sondern glatt und ganz. Vielleicht ist dieser doppelte Unterschied zufällig, und nur als eine Spielart des gemeinen Baumes zu betrachten.

3) Der Acadische Erdbeerbaum, Arbutus acadiensis L. wächst in Neuschottland und andern mitternächtlichen Gegenden von Amerika in sumpfigen Oertern, ist niedrig und buschig, hat einen gestreckten Stamm, und eyförmig ausgezackte Blätter. Ist in Deutschland, vielleicht in ganz Europa, selten anzutreffen.

4) Der Alpen Erdbeerbaum, Arbutus alpina L. wächst in Lappland, Sibirien und der Schweitz. Hat auch einen gestreckten Stamm, und runzliche ausgezackte Blätter. Ist in Gärten schwer zu erziehen und nirgends bey uns anzutreffen.

Erdbeere.

Fragaria. Der einblättrige, ausgebreitete Kelch ist in zehn Ein-

Einschnitte getheilet, welche abwechselnd mehr innerlich und äußerlich gestellet, und diese schmäler als die innerlichen sind; an diesen sitzen fünf rundliche, ausgebreitete Blumenblätter und viele Staubfäden; in der Mitte zeiget sich das erhabene Blumenbette, ganz mit den kleinsten Fruchtkeimchen bedecket, deren jeder, nicht nach der gewöhnlichen Art, oberwärts, sondern seitwärts mit einem Griffel und einfachen Staubwege besetzet ist. Das Blumenbette wird nach und nach größer, saftiger, röther, und erhält das Ansehn einer Beere, wird auch gemeiniglich also genennet, ist aber wirklich keine, indem die vielen kleinen spitzigen Saamen nicht in- sondern auf derselben liegen, und daher jetzo mit dem Namen des Saamenträgers beleget werden könnte. Die bekannte Art ist

1) Die eßbare Erdbeere, Presslinge, Brösslinge, Knackbeere, Knickbeere, Besingenkraut, Fragaria vesca L. Die röthlichbraune, fäßerichte Wurzel treibt ganz niedrige, schwache, haarichte Stängel, deren oberwärts entstehende Aeste entweder Blätter oder Blumen tragen. Die gestielten Blätter sind aus drey länglichten, haarichten, eingekerbten, oberwärts grünen, unterwärts weißlichen Blättchen zusammengesetzet. Die Blüthäste theilen sich in vier, auch mehrere Stiele, und jeder trägt eine weißlichte Blume; die Kelcheinschnitte sind gleichsam mit Grannen geendiget, und schlagen sich mit der Zeit zurück. Die rundliche, etwas zugespitzte, rothe, selten weißliche Frucht, hat einen besondern angenehmen Geruch, und bekannten Geschmack. Auch treibet diese Pflanze aus der Wurzel, sonderlich zu der Zeit, wenn die Blüthe sich zeiget, lange dünne Stängel oder Ranken, welche auf der Erde hinkriechen, und aus dem Orte, wo die Blätter ansitzen, Wurzelfäßerchen hervorbringen, so in die Erde dringen, und die natürliche Vermehrung bewerkstelligen. Sie wächst allenthalben in Wäldern und andern schattigen Oertern, blühet im May und Juni, und die Früchte erlangen nach der verschiedenen Witterung ihre Reife, welche, ob sie gleich gut zu essen sind, auch von vielen deßwegen hochgeschätzet werden, doch niemals eine ansehnliche Größe erhalten, und daher von den auf Wiesen befindlichen Stöcken nicht gesaget werden kann, daß selbige Früchte von der Größe einer Pflaume tragen, welches aber wohl geschieht, wenn die Erdbeeren in Gärten erzogen und besonders gewartet werden.

Mit der gemeinen Feld- oder Holzerdbeere kömmt die

a) Stets blühende Erdbeere, oder Monatserdbeere, Fragaria, omnium

omnium calendarum, was die Größe und den Wachsthum betrifft, fast überein, doch ist die Frucht länger und spitziger, und blühet vom Frühjahre bis in den spätesten Herbst, liefert auch immerfort reife Früchte, jedoch nur einzeln, daher man selbige niemals in Menge, wie von den übrigen Sorten, pflücken kann.

b) Die gewöhnliche Gartenerdbeere treibt hingegen doppelt so lange Stängel wie die vorigen, hat auch größere, rundere, mehr rauche und gefaltene Blätter, und die Früchte erlangen, wenn die Stöcke gute Art haben, zuweilen die Größe einer mittelmäßigen Pflaume; doch ist die Größe unbeständig. Wenn die Stöcke alt werden, oder in magern Erdreiche stehen, sind die Früchte nicht größer als bey den Felderdbeeren. Am besten unterscheiden sich die Gartenerdbeeren in der Farbe, indem sie auf der einen Seite weißlicht, auf der andern dunkelroth, bräunlicht und zuletzt fast schwärzlich erscheinen; auch sind dieselben gemeiniglich, wie bey den wilden, eyförmig zugespitzet, zuweilen oberwärts mehr rundlich.

c) Eine andere Sorte pfleget man die Virginische zu nennen; diese hat platte, weniger rauche, oberwärts mehr bläulichte, als grüne, und unterwärts weißlichte Blätter, und eyförmige, tief ausgegrabene Früchte, so daß das Fleisch zwischen jeden Saamen hervorzuquellen scheint; von Farbe hellponceroth, aber von Geschmack mehr wäßricht. Sie reifen wohl acht Tage früher, als die gemeinen Gartenerdbeeren.

d) Die Riesenerdbeere, die Chilische Erdbeere, Fragaria chiloensis, in Amerika Frutilla genannt, unterscheidet sich merklich durch die außerordentliche große Frucht, welche wohl einem kleinen Apfel gleichkömmt. Sie hat dickere und mehr saftige, haarichte Blätter, auch sind die Stiele dicker, raucher, und viel länger; sie treibt besonders lange, weit umherlaufende Ranken; die Frucht aber ist mehlicht, und nicht so schmackhaft als die übrigen Sorten. Sie trägt selten viele Früchte.

e) Die grüne Ananaserdbeere, welche Miller anführet, ist bey uns nicht bekannt.

Die Gärtner führen noch mehrere Sorten an, und geben selbigen auch verschiedene Zunamen, welche aber wohl füglich alle unter den angemerkten können begriffen werden. Außer diesen Abänderungen bemerken wir aber noch zwo wirkliche Arten, als:

2) Die zackige Erdbeere, Fragaria muricata L. deren Vaterland unbekannt ist, sich aber leichtlich durch den aufrechtstehenden, staudichten Stängel, die

ganz rauchen Blätter, welche auch zwischen den Blumen selbst befindlich sind, und die gleichsam mit Hacken besetzten oder zackigen Früchte unterscheiden läßt. Die Frucht ist nicht wohl zu essen. Diese Art vermissen wir in der Murrayischen Ausgabe, und man kann solche auch füglich für eine Spielart annehmen. Hingegen hat in dieser Ausgabe Herr von Linné eine andere neue angeführet, nämlich:

3) **Die einblättrige Erdbeere**, Fragaria monophylla. Hr. Duchesné hat selbige in seiner Abhandlung von den Erdbeeren zuerst wahr- und als eine wirkliche Art aufgenommen. Es meldet aber Herr von Linné, daß die Wurzel zuerst ein dreyblättriges Blatt, wie bey den andern Arten hervortreibe, und die folgenden nur aus einem Blatte bestünden. Der Stängel wird länger, und die Blumenblätter kleiner, als bey der ersten Art, auch sind die Einschnitte des Kelches zerschnitten.

4) **Die trockne oder unfruchtbare Erdbeere**, Fragaria sterilis L. wächst nicht allein in England und der Schweitz, sondern auch hin und wieder in Deutschland. Sie treibt keinen aufrechtstehenden, sondern bloß kriechenden Stängel, auch keine besondern Ranken; die drey Blättchen sind eyförmig, weich, haaricht, eingekerbet, und unterwärts weiß; aus den Blätterwinkeln entspringen einzelne, haarichte, einblümige Stiele; die weißen Blümchen sind nicht unfruchtbar, geben aber keine fleischichte Frucht, sondern diese bleibt trocken und platt. Eine andere damit verwandte Art, welche aber nach dem Herrn von Linné zu dem Fingerkraute gehöret, und von ihm das fast stammlose Fünffingerkraut, genennet worden, hat Herr von Münchhausen in den Garten gepflanzet, und einige Jahre trockene, endlich aber mehr fleischichte Früchte erhalten, welche einer ordentlichen Erdbeere glichen, auch roth gefärbet gewesen. Daher derselbe auch die Frage aufgeworfen, ob die auswachsende fleischichte Frucht an den Erdbeeren etwas zufälliges, oder der trockne Saamenträger in der letzten Art eine Unvollkommenheit sey, die durch die Wartung geliefert wird. Es ist wohl keines von beyden, und beydes ist natürlich; und daher sollte man billig die trockne Art nicht zu den Erdbeeren rechnen, sondern solche, wie die übrigen, mit Herr von Hallern zu dem Fingerkraut bringen, als von welchem die Erdbeere allein wegen des saftigen Blumenbettes unterschieden ist. Am füglichsten kann man Herr Cranzen und denjenigen folgen, welche die Erdbeere mit dem Fingerkraute, Tormentille, und andern

dern nahverwandten Pflanzen in einem Geschlechte vereiniget haben.

Wir kehren zu den eßbaren Erdbeeren zurück, und betrachten deren Tugenden und Wartung.

Die Beeren gehören nicht nur zu unsern Speisefrüchten, sondern haben auch, wie die Blätter und Wurzeln, eine Stelle unter den Arzneymitteln erhalten. Es haben selbige einen angenehmen weinartigen Geschmack, und es ist kaum zu fürchten, daß auch der öftere und häufige Genuß schädlich seyn dürfte. Denn was einige Schriftsteller von Ohnmacht, Schwindel und dergleichen Zufällen, welche darauf erfolget, angemerket, kann unmöglich dieser Frucht zugeschrieben werden, oder selbige müßte durch andere Zufälle, Mehlthau, Insecten u. s. f. verunreiniget und gleichsam vergiftet worden seyn; daher man auch diese Beeren, ehe man sie speiset, billig abzuwaschen und zu reinigen pfleget. Sie haben die allgemeinen Tugenden unserer weinsäuerlichen Früchte; sie kühlen, stillen den Durst, erweichen den Leib, treiben den Urin, eröffnen die Verstopfungen der Eingeweide; besonders verdienet angemerket zu werden, daß sie den Weinstein der Zähne auflösen, und deßwegen werden sie auch wieder den Stein und die Gicht empfohlen, Herr von Linné hat selbst gemeldet, wie er ehedem Anfälle der Gicht erlitten, nachher aber, da er jährlich Erdbeere in Menge gegessen, gänzlich davon befreyet geblieben. Hofmann preiset solche den Schwindsüchtigen an, und Herr von Swieten führet ein Exempel an, daß ein Rasender, welcher etliche Wochen hindurch täglich gegen zwanzig Pfund Erdbeeren gegessen, und woburch ein Durchfall erreget worden, völlig genesen.

Man pfleget solche mit Zucker bestreuet, oder in Milch und Wein eingeweichet, zu speisen. Wegen der Milch könnte einiges Bedenken seyn, da selbige durch die entwickelte Säure leicht im Magen gerinnen dürfte. Doch essen viele Heidelbeeren mit Milch, ohne daß Klagen darüber geführet werden. Wenigstens werden nur ganz schwache Magen dergleichen weiße und rothe Vermischung meiden dürfen. Einige wollen auch behaupten, daß der zugesetzte Wein solche unverdaulicher mache, aber gewiß ohne Grund. Auch ist es höchst unwahrscheinlich, daß die kleinen Saamen dieser Früchte unverändert mit dem Urine abgehen sollen, ob man gleich zugeben muß, daß selbige in dem Magen nicht verdauet werden. Das schwärzlichte Wesen, welches sich auf dem Boden des Gefäßes zeiget, worinnen Erdbeeren mit Wein geweichet sind, ist nichts schädliches

ches, sondern ein Theil der verdorreten Griffel der Fruchtkeime. Man pfleget auch auf andere Art diese Früchte zuzurichten. Die mit Zucker abgekochten, oder eingemachten, werden nicht viel unwirksamer, als die frischen seyn. Ob aber das daraus abgezogene Wasser die Lobsprüche verdiene, welche man bey den Schriftstellern liest, tragen wir billig Zweifel. Es soll als eine Schminke dienen, und die Flecke im Gesichte wegnehmen, es soll das Herz und die Lunge stärken, die gelbe Sucht zertheilen, das Blut reinigen, bey bösen Hälsen und Mundgeschwüren dienlich seyn, u. s. f. Am wenigsten ist zu glauben, daß dergleichen Wasser den Stein im menschlichen Körper auflößen könne, wie Casper Hofmann und andere vorgegeben.

Die Wurzel, und sonderlich die Blätter werden auch für urintreibend und eröffnend gehalten, und bey Verstopfungen der Eingeweide, der gelben Sucht, und dergleichen Krankheiten angerathen. Man will selbiger auch eine gelinde zusammenziehende Kraft zueignen, und wider die Blutflüsse, und Durchfälle empfehlen. Und vielleicht aus dem Grunde könnte man die Blätter statt des Chinesischen Thees gebrauchen, wie denn wirklich der, daraus mit kochenden Wasser bereitete Trank, nicht unangenehm schmecket, und zugleich etwas ähnliches mit dem rechten Theetrank hat. Aeußerlich soll das Erdbeerkraut eine heilende Kraft äußern, und die zerquetschten aufgelegten Blätter die Geschwüre reinigen, auch die Frostbeulen wegnehmen.

Noch müssen wir von der Wartung der Erdbeere handeln, da diese Frucht in den Gärten sorgfältig gebauet, und daraus ein nicht geringer Vortheil erlanget wird. Ein großer Verdienst besteht darinnen, reife Früchte zeitig und spät zu erhalten. Die Feld- oder Holzerdbeeren kann man von der Mitte des Juny bis in den September haben; und in den Gärten pfleget man die erstern hervorbrechenden Blumenstängel, ehe sie aufblühen, abzupflücken, damit neue hervorkommen, und die Früchte gegen den Herbst ansetzen. Besser ist es, die Beete in der kältesten, und schattigsten Gegend des Gartens anzulegen, woselbst die Früchte fünf bis sechs Wochen später reifen werden. Um frühzeitige zu haben, pflanzet man welche auf die Rabatten an den Mauern, und je näher die Stöcke an die Mauer zu stehen kommen, je zeitiger werden die Früchte, und zugleich auch schmackhafter. Herr von Münchhausen giebt den Rath wilde Stöcke mit feuchter Erde in die Fugen, alter, feuchter, gegen Mittag liegender Mauern zu kleben,

ben, da sich denn solche leicht daran ausbreiten, und die Ranken davon, wo sie Ritze finden, nur Wurzeln schlagen werden. Man kann auch im Herbst auf die alten Mistbeete Pflanzen setzen, und im Frühjahre mit Fenstern bedecken, da sie denn schon im May mit reifen Früchten prangen werden. Ueberhaupt aber pflegen die, in Gärten gepflanzten, Stöcke nicht so reichlich, als die wilden zu tragen, und wofern nicht eine sorgfältige Wartung darzu kömmt, wird die Erndte selten reichlich, auch die Früchte nicht von gewünschter Güte seyn. Das nöthigste, so dabey zu beobachten, besteht, nach Hrn. von Münchhausen Vorschrift, in folgenden. 1) Einmal gepflanzte Erdbeeren pflegen nicht über drey oder vier Jahre gute Früchte zu bringen. 2) Sie erfordern ein frisches, fettes Land; in die alte Erde, woraus dergleichen weggenommen, darf man keine wieder setzen, oder man muß solches tief umgraben. 3) Auf ordentliche Beete gepflanzet tragen sie mehr Früchte, als wenn Rabatten damit eingefasset werden. 4) Die Stöcke wollen hinlänglich Luft haben; wenn sie zu dicke stehen, ersticket die Blüthe; sie wuchern auch zu geschwinde in einander. 5) Zum Verpflanzen taugen keine alten Stöcke; man setze junge, starke, einfache Schößlinge aus, welche vier bis sechs Blätter und eine frische grüne Farbe haben. 6) Man soll selbige nicht ausreißen, sondern ausheben; je weniger die zarte Wurzel beschädiget wird, desto besser treiben sie. Auch sind die Wurzeln nicht abzustutzen, und beym Einsetzen nicht umzulegen, sondern so lang, als sie sind, einzusetzen. 7) Auf die abgetheilten Beete gräbt man nach der Schnur, etwa anderthalb Fuß aus einander, Löcher spatentief aus, füllet solche mit frischer Erde, und verfaultem kurzem Miste aus, und setzet in jedes Loch einen Stock, so, daß selbiger in einer Vertiefung von zween bis drey Zoll zu stehen komme, welcher rings umher eine Menge Schößlinge treiben und viel Früchte tragen wird. Der Stock selbst wird sich im kurzen in die Höhe heben und zeitig genug mit der Oberfläche gleich stehen. 8) Das Verpflanzen geschieht am besten im Herbste; die im Frühjahre versetzten pflegen im ersten Sommer wenig Früchte zu tragen. 9) Die Beete, sonderlich frisch angelegte, müssen fleißig vom Unkraute, nicht mit der Hacke, sondern mit der Hand, gereiniget, auch die auslaufenden Ranken abgeschnitten, aber nicht abgerissen werden. 10) Junge Stöcke muß man bey trocknem Wetter begießen, damit sich die Erde fest an die Wurzeln setze. Nachher hilft das Begießen wenig, wenn nicht das Erdreich selbst

die Feuchtigkeit aufbehalten kann. 11) Im May werden die Pflanzen gereiniget, die Oberfläche aufgelockert, um die Stöcke trockner langer, aber jetzo kein gehackter, Mist geleget, so daß die Stöcke und Blätter nicht mit bedecket werden; statt des Mistes kann man auch Moos gebrauchen. Diese Veranstaltung hat vielen Nutzen. Die Wurzeln behalten mehr Feuchtigkeit, der Stock wird mit den Früchten mehr in die Höhe gehalten, und dadurch auch zugleich die Würmer von den Früchten abgehalten, auch wird dadurch das Auslaufen der wilden Ranken und das Ausschlagen der Wurzeln an dem Knoten derselben verhindert. 12) Im October wird dieser verrottete Mist untergearbeitet, und entweder fetter kurzer Mist, oder der Loh aus dem alten Lohbeete zwischen die Stöcke geleget; das trockne Laub und die Stängel weggeräumet; doch soll man im Herbste das grüne Laub nicht abschneiden, welches dem Stocke eine Nahrung zum künftigen Wachsthume giebt. 13) Im Sommer soll man an den Stöcken nicht viel künsteln; das auf- und zubinden schadet mehr als es nutzet. Einige pflegen, um größere Früchte zu haben, von den Blumensträußen die Spitzen mit dem Nagel abzukneipen und nur vier bis fünf Blumen daran zu lassen. Die Riesenerdbeere erfriert bey kaltem Wetter leichtlich, daher man sie mit Laub oder Reißern bedecken soll.

Auch bey den Muscheln, sonderlich den sogenannten Herzmuscheln, findet man Erdbeeren, welche nach der Farbe unterschieden sind. Bey der weißen Erdbeere, Cardium fragum Linn. sind die beyden Schaalen nicht vollkommen gleichseitig, sondern einigermaaßen dreyeckig, oder gleichbäuchig, von der Größe einer Welschennuß, weiß mit rothen Puncten, und die Ribben mit erhabenen mondförmigen Schieferchen besetzet.

Die rothe, welche auch das rothe Erdbeerdoublet, oder der rothe Apfel, und Cardium vnedo vom Linné genannt wird, ist noch einmal so groß, als die weiße, auch mehr bäuchig, rund und dicker, die Schuppen sind mit braunrothen Schieferchen besetzet.

Die gelbe, Cardium flauum Linn. ist äußerlich gelb, vorwärts weiß, und inwendig öfters etwas röthlich, fast eyrund, grübig, vorneher rauch und hintenher mit Zähnchen besetzet. Die Ribben der hintern Seite sind gleichsam mit Höckerchen gezieret. Alle erhält man aus den beyden Indien.

Mit den beyden erstern Arten hat die Sägeribbe, Cardium muricatum L. viele Aehnlichkeit, nur sind die Ribben sägeförmig gezähnelt,

gezähnelt, oder am Rande stachlicht. Diese kömmt aus dem Meerbusen von Campeche.

Erdbeerspinat.

S. Maulbeermelde.

Erdbirne.

S. Erdäpfel und Erdnuß.

Erdblume.

S. Gallert.

Erdburzeldorn.

S. Burzeldorn.

Erdcastanie.

S. Myrrhenkörbel.

Erdcorallenmooß.

Wir führen dieses kleine Corallenmooß, welches aus einander gegen über gestellten Zweigen und weißen, kalchichten, rollrunden Gelenken besteht, an welchen seitwärts gestielte, quergerunzelte Befruchtungstheilchen hangen, vorzüglich deswegen an, weil selbiges den Grund zu den Zweifeln des Herrn Pallas geleget, wodurch derselbe bewogen worden, die Corallen und Corallenmooß, von dem Thierreiche auszuschließen, und wieder mit dem Pflanzenreiche zu vereinigen. Herr Meese hatte selbiges auf der Bergumer Heyde, in der Provinz Frießland auf dem trocknen Lande gefunden, und daher wurde auch solches von Herr Linne' Corallina terrestris genannt. Es will aber Herr Meese nach der Zeit auch dergleichen Corallenmooß in der See gefunden haben, und hält daher dafür, daß dieses Mooß durch den Sturm vom Strande auf das feste Land verschlagen worden, und sich daselbst fest gesetzet hätte.

Erde.

Terra, wird derjenige trockne, feste Körper genannt, welcher, wenn er rein ist, keinen Geruch und Geschmack hat, sich im Wasser nicht auflößen läßt, nur lose und locker zusammenhängt, im Feuer beständig bleibt, und bey allen sichtbaren greiflichen Körpern die Grundsubstanz ausmachet, wodurch dieselben den Augen als feste Körper vorgestellet werden. Wenn man bey Untersuchungen der natürlichen Körper die Substanzen, so man erhält, sorgfältig und genau betrachtet, so wird man aus den meisten eine feste Substanz erhalten, welche, wenn sie gehörig gereiniget worden, die itzt beschriebenen Eigenschaften zeiget, und dasjenige ist, was man überhaupt Erde nennet. Bey genauerer Untersuchung der Erde selbst wird man finden, daß die Erden, so man erhält, ob sie gleich in dem Begriff, den man sich von der Erde machen muß, alle mit einander übereinkommen, dem ohngeachtet verschiedene Unterschiede zeigen, welche

che daher die Veranlassung verursachen, daß man die Erden in verschiedene Classen eintheilen und nach den besondern Eigenschaften besonders betrachten und bestimmen muß.

Soll man jede von den Erden nach ihrer Natur und Eigenschaften bestimmen, so wird solches am besten durch chymische Versuche und Bemerkungen festgesetzet werden können. Wir finden Erden, welche weder vom Wasser noch von irgend einer andern Feuchtigkeit eine Veränderung leiden, und im Feuer unverändert bleiben; diese Eigenschaften findet man an der Kieselerde. Eine andere Art von Erden leidet von den Sauren eine Veränderung, indem sie mit selbigen ein Aufbrausen erregen, und sich auflösen lassen, außerdem aber in sehr starkem Feuer für sich allein ohne Zusatz in Glas verwandeln; diese heißen Kalcherden. Noch eine andere Art von Erden, welche von den Sauren keine Veränderung leiden, werden, nachdem sie vorher in einem gelinden Feuer gebrennet worden, mit Wasser zu einem festen Körper, in sehr starken Feuer aber verwandeln sie sich in ein Glas. Diese nennt man Gypserden; diese können eigentlich keine besondere Geschlechtsart ausmachen, indem sie nichts anders als eine mit Vitriolsauern verbundene Kalcherde sind, und daher unter diese Klasse gehören. Wiederum eine andere Art von Erden läßt sich mit Wasser zu einem zähen Teige machen, welcher sich drehen und formen läßt, und im Feuer sich hart brennt. Diese Eigenschaften besitzen die Thonerden. Eine andere Art von Erden, welche sich von den vorhergehenden durch eine ganz besondere Eigenschaft unterscheiden, sind die metallischen Erden, als welche, wenn sie mit einem brennbaren Wesen im Feuer behandelt werden, sich in metallische Substanzen verwandeln.

Untersuchet man mehrere Arten von Erden, so wird man nicht leicht eine andere finden, welche durch ganz besondere Eigenschaften von den jetzt erwähnten Erden sich unterscheiden sollte, indem alle übrigen vorkommenden Erden bey den chymischen Versuchen sich so verhalten, daß man die Eigenschaften, die man gewahr wird, als solche betrachten muß, welche von der Beschaffenheit zwoer oder mehrerer mit einander vermischten Erden herrühren. Wenn demnach, nach allen bisher angestellten Versuchen, keine Erde entdecket werden kann, welche sich von allen andern durch eine ganz besondere Eigenschaft unterscheiden läßt, so wird die nach der Natur und Mischung zu bestimmende Eintheilung aller Erden folgende seyn: 1) Kieselerden;

2) Thon-

2) Thonerden; 3) Kalcherden; 4) metallische Erden; 5) zusammengesetzte Erden, das ist, Erden, die aus der mehr oder weniger genauen Vermischung zwoer oder mehrerer der erstern fünf Erdarten entstanden sind. So sind z.E. die Tripelerden, Boluserden, Mergelerden, Ziegelerden, Lehmen, einige Walkererden und Seifenerden, Umbererden und Dammerde zusammengesetzte Erden, indem man bey der Untersuchung derselben findet, daß zwo oder mehrere von den, in den ersten fünf Klassen genannten Erden, in diesen Erden gefunden worden. Es ist nicht zu läugnen, daß man die meisten Kiesel- Thon- Kalch- und Gypserden, wie auch die metallischen Erden nicht gänzlich rein erhält, indem z. E. die Thonerden gemeiniglich mit Sand oder Kalch, oder auch metallischen Erdtheilchen vermischet gefunden werden; man wird aber auch bey den Untersuchungen finden, daß die beygemischten Substanzen keinen so genauen Zusammenhang mit der Erde haben, als gemeiniglich bey den zusammengesetzten Erden wahrgenommen wird. Gesetzt aber auch, daß alle Erden als zusammengesetzte betrachtet werden müssen, so würde doch die oben angeführte Eintheilung, nachdem man die Reinigung der Erden vorgenommen, statt finden, indem dadurch dem ohngeachtet die eigentliche Anzahl der Erden, welche in Betrachtung ihrer Natur von einander wirklich verschieden sind, bestimmet, und auf diese Weise deutliche Begriffe von den Erden festgesetzet, und die Wirkungen derselben bey dem Gebrauche angezeiget und bestimmet werden könnten. Uns scheint die oben angeführte Eintheilung der Natur der Sache angemessen zu seyn, obwohl nicht zu läugnen, daß anderer Mineralogen Eintheilungen auch ihren Nutzen haben können. Wenn wir aber der Natur nach die Erden zu betrachten haben, so wird wohl die jetzt angemerkte Eintheilung so lange statt finden können, als man in den chymischen Untersuchungen keine Erden von besondern Eigenschaften entdecket. Es sind demnach alle Erden entweder als 1) Kieselerden, 2) Thonerden, 3) Kalcherden, 4) metallische Erden, oder 5) als zusammengesetzte Erden zu betrachten. Bey noch genauern Untersuchungen wird man finden, daß die Mischung einer von den in den fünf ersten Klassen namhaft gemachten Erden immer einfacher als die andere ist, dergestalt, daß wie z. E. bey der Gypserde klar und offenbar ist, dieselbe als eine aus der Kalcherde entstandene Erde zu betrachten ist, welche, wenn das Vitriolsaure ganz von ihr geschieden werden kann, alsdenn eben die Eigenschaften zeiget, welche der Kalch-

Kalcherde besonders zukommen, und dieselbe von andern unterscheiden. Bey der Thonerde fällt es schon so deutlich nicht in die Augen; doch kann man bey den angestellten Versuchen auf die Spur kommen, welche zeiget, daß die Thonerden mit den Kieselerden in Verwandschaft stehen, und aus denselben entstanden zu seyn scheinen. Die reinen Kieselerden hingegen werden in den Untersuchungen also befunden, daß man sie in Betrachtung anderer Erden für sehr einfach und für ursprünglich halten muß. Die Kalcherde scheint zwar auch eine besondere Erde und einfacher als die Thonerde zu seyn; ob sie aber, wie die Kieselerde, gleichfalls für eine besondere ursprüngliche Erde zu halten, läßt sich zur Zeit noch mit keiner Zuverläßigkeit bestimmen, wiewohl die meisten Versuche ganz besondere und von den Eigenschaften der Kieselerde unterschiedene Eigenschaften entdecken; doch kann man auch bey einigen Versuchen auf einige Vermuthung kommen, daß sie vielleicht aus der Kieselerde entstanden seyn könnte.

Wenn von der elementarischen Erde die Rede ist, so läßt sich zwar mit keiner Gewißheit bestimmen, ob man vermittelst chymischer Versuche eine wirklich elementarische Erde ohne das mindeste von einer beygemischten andern Substanz erhalten könne, unterdessen ist doch auch nicht zu läugnen, daß man, vermittelst chymischer Untersuchungen, bey einer Erde Eigenschaften finden kann, welche man bey der elementarischen Erde, überhaupt betrachtet, anzunehmen hat. Wir wollen aus den Anmerkungen, die wir den *allgemeinen Begriffen der Chymie* beygefüget haben, dasjenige hier wiederholen, was wir im dritten Theile S. 58. von der elementarischen Erde angeführet haben. Wir haben daselbst folgendes gesaget: „die Erfahrung lehret, daß die Körper, „welche außer den andern Grundsubstanzen auch Erde enthalten, „von dieser mancherley Eigenschaften bekommen. Wir werden gewahr, daß ein Körper, „welcher zugleich schwer, feuerbeständig und strengflüßig oder „wohl gar unschmelzbar ist, mehr „von dieser Erde, als ein anderer „Körper hat, welcher bey eben der „Größe entweder nicht so schwer, „oder nicht so feuerbeständig oder „nicht so strengflüßig und nicht so „unschmelzbar ist. Wir sehen ferner, daß ein Körper, wenn man „ihm einen Theil von seiner Erde „entzieht, etwas von seiner festen „Gestalt verliert, und daß solches „desto mehr geschieht, jemehr ihm „entzogen, und jemehr andere „Grundsubstanzen mit der noch „vorhandenen Erde verbunden „werden. Wir sehen endlich, daß „die andern Grundsubstanzen, das „Feuer nämlich, das Wasser und

„die

„die Luft, desto mehr figiret wer„den, und daß sie es desto weni„ger und endlich gar nicht sind, „wenn ihnen die Erde entzogen „wird. Kann man also nicht „hieraus schließen, daß alle sicht„baren greiflichen Körper von der „Substanz, die wir Erde nennen, „die feste Gestalt, die Schwere, „die Feuerbeständigkeit, die Un„schmelzbarkeit haben? Läßt sich „nicht ferner vermuthen, daß die „sichtbaren greiflichen Erden, „welche wir durch die Zerlegung „aus den Körpern erhalten, ob „wir sie schon nicht für einfach „halten können, größtentheils „aus einer Substanz bestehen, „von welcher sie die feste Gestalt, „die Schwere, die Feuerbestän„digkeit, die Unschmelzbarkeit und „die Unveränderlichkeit im Feuer „erhalten? Es ist wohl hierbey „nichts unwahrscheinliches, und „es ist zu vermuthen, daß da es „unmöglich ist, eine Trennung „anzunehmen, welche ins Unend„liche geht, also eine Substanz „übrig bleiben müsse, welcher die „angeführten Eigenschaften we„sentlich sind, und die wir alsdenn „die elementarische Erde nennen „können. Je ähnlicher sich nun „eine Erde bey den Zerlegungen „bleibt, und je unveränderlicher „dieselbe bey den Versuchen ist, de„sto mehr wird man Grund ha„ben, zu muthmaßen, daß sie der „elementarischen Erde nahe komme.„

Wenn wir die reinste Kieselerde untersuchen, so werden wir finden, daß sie unter allen Erden die meiste Feuerbeständigkeit, Unschmelzbarkeit und Unveränderlichkeit im Feuer besitzet, und daß sie folglich, ob wir dieselbe gleich nicht mit völliger Gewißheit für die elementarische Erde halten können, derselben doch am ähnlichsten ist. Die Feuerbeständigkeit, die Unschmelzbarkeit und Unveränderlichkeit im Feuer sind Eigenschaften, welche, wenn sie zugleich in einem Körper angetroffen werden, deutlich zu erkennen geben, daß ein dergleichen Körper einfacher, als andere seyn müsse. Mit der Kalcherde ist es anders beschaffen; es leidet dieselbe im Feuer viel Veränderung, und es wird selbige, wenn das Feuer heftig genug ist, für sich, ohne einen Zusatz, schmelzbar, zum deutlichen Beweis, daß dieselbe mit den Erdtheilen etwas verbunden haben müsse, welches zur Schmelzbarkeit und Veränderlichkeit Gelegenheit giebt. Vielleicht kann man mit der Zeit durch chymische Versuche noch einen Weg entdecken, auf welchem man zu einer nähern Bestimmung kommen und darthun kann, daß vielleicht die Kalcherde aus der Kieselerde entstanden, und daß folglich nur eine einzige Grunderde zu finden, welche für die erdichte Grundsubstanz aller übrigen Erden zu halten, doch also, daß

sie, nach Beschaffenheit der beygemischten Substanzen, solche Mischungen erhält, welche, wegen der besondern Eigenschaften, die dadurch verursachet werden, als besondere Geschlechtsarten von Erden angenommen werden müssen, ob sie schon in der elementarischen Beschaffenheit einerley Erde zum Grunde haben.

Man setze demnach, daß nur eine einzige Grunderde in der Natur vorhanden, und daß solche die reinste Kieselerde sey; man setze ferner, daß die Kieselerde den erdichten Grundtheil der Thon- und Kalcherde ausmache, und daß jede von diesen beyden Erden sowohl, wie die reinste Kieselerde selbst, die Grundmassen von andern mehr gemischten oder mehr zusammengesetzten Erden sind, und daß folglich die Kieselerde entweder unmittelbar oder mittelbar, das ist, vermittelst der Thon- und Kalcherde die Mischung aller Körper, in Betrachtung des erdichten Grundtheils, ausmache, so wird dieses der oben angeführten Eintheilung von den Erden nicht entgegen seyn, sondern vielmehr zur nähern Betrachtung und eigentlichen Bestimmung der Mischung aller Erden führen, und dieses zwar mit mehrerer Wahrscheinlichkeit, als wenn man, unter dem Vorwande, mehrerer Deutlichkeit viele wesentlich verschiedene Grunderden annehmen wollte, welches viel leichter zu unrichtigern und irrigern Begriffen führen würde, gesetzt auch, daß man beyde Meynungen als bloß angenommene und nicht erwiesene Sätze betrachten müßte. Doch man ziehe die chymischen Erfahrungen zu Rathe, so wird es wahrscheinlich werden, daß wohl nur eine einzige Grunderde vorhanden, und daß derselben die reinste Kieselerde am ähnlichsten sey. Muß man aber dieses nach sorgfältig geprüften Erfahrungen einräumen, und zugeben, daß der Mischung, den Eigenschaften und dem Ansehen nach ganz verschiedene Erden aus einer einzigen Grunderde entstehen, so hat man demohngeachtet noch keinen Grund, unzählige von einander ganz verschiedne Erdarten anzunehmen, und so viel derselbeu sind, auch so viele Classen von Geschlechtsarten zu behaupten, sondern man hat vielmehr Grund darzu, eine bestimmte und noch darzu kleine Anzahl von Geschlechtsarten, und zwar die oben angeführten fünf Hauptarten, zu welchen alle gegenwärtig bekannte Erden, als unter eben so viel Klassen, gebracht werden können, festzusetzen; weil jede von diesen Haupt- oder Geschlechtsarten solche Charactere und Eigenschaften hat, nach welchen eine jede zu einer von diesen Geschlechtsarten gehörige Erdart so betrachtet werden kann, daß man einen deutlichen und der Mischung derselben

gemäßen

gemäßen Begriff erlanget, obschon nicht alle zu einer Geschlechtsart gehörige Arten nicht vollkommen einerley Mischung haben, und deshalben in einer Klasse bisweilen verschiedene Unterarten gemachet werden müssen. Wir wiederholen demnach die oben bereits angeführte Eintheilung und betrachten alle Erden nach folgenden fünf Klassen oder Geschlechtsarten:

1) Kieselerden; 2) Thonerden; 3) Kalcherden; 4) metallische Erden; 5) zusammengesetzte Erden.

1) Zu den reinen Kieselerden kann nur eine einzige bisher bekannte Art gezählet werden, welche Sand, Arena, heißt. Eigentlich findet bey dem reinen Sande keine Eintheilung statt, außer diejenige allenfalls, welche von dem äußerlichen Ansehen hergenommen wird, da man denselben entweder körnicht oder staubicht findet, und jenen Steinsand, Arena petrosa, letztern aber Staubsand, Arena pulverulenta, nennt. Im Grunde ist es kein wahrer Unterschied, indem beyde einerley Natur und Eigenschaften haben, und der Steinsand nur aus kleinen steinichten Körnern, der Staubsand aber aus staubichten Theilen besteht. Andere Sandarten können unter den reinen Kieselerden nicht betrachtet werden, sondern gehören zu den zusammengesetzten Erden.

2) Thonerden. Zu dieser Klasse gehören eigentlich alle diejenigen Erden, welche mit Wasser sich zu einem Teige machen, alsdenn auf der Scheibe zu allerley Gestalten drehen und im Feuer hart brennen lassen. Der gemeine Töpferthon und die Porcellainerde sind die vorzüglichsten, welche zu dieser Klasse gehören, ob man gleich nicht behaupten kann, daß sie gänzlich einfach und dem mindesten Grade nach von aller beygemischten Erde fremder Art frey zu sprechen sind. Andere dergleichen Erden, von welchen man deutliche Kennzeichen einer beygemischten Erde darthun kann, gehören unter die zusammengesetzten Erden.

3) Kalcherden. Das allgemeine Kennzeichen dieser Erden ist, daß sie, wenn sie im mäßigen Feuer gebrannt werden, mit Wasser vermischet erhärten, und im starken Feuer ohne Zusatz in Glas verwandelt werden. Es gehören hieher 1) die eigentlichen Kalcherden, welche sich außer den jetzt berührten allgemeinen Kennzeichen dadurch zu erkennen geben, daß sie mit den Säuern aufbrausen; 2) die Gypserden, welche nichts anders als Kalcherden sind, die aber durch die Vereinigung mit dem Vitriolsauren die Eigenschaft, mit den Sauren aufzubrausen, verlohren haben; werden diese

im mäßigen Feuer gebrannt, und mit Wasser vermischet, so erhärten dieselben geschwinde; in etwas stärkern Feuer verlieren sie etwas von dem Vitriolsauren, so daß sie hernach mit dem Sauren aufbrausen, in sehr starken Feuer aber verwandeln sie sich zu Glas: woraus also erhellet, daß die Gypserden mit Recht zu den Kalcherden gerechnet werden können. Zu den Kalcherden gehöret die Kreide, Creta, und die Mondmilch, Lac Lunae; zu den Gypserden das so genannte Himmelmehl, Farina fossilis, andere Erdarten, welche bisweilen zu dieser Klasse gezählet werden, sind fast als bloße Spielarten der Natur zu betrachten, und sind von dem Himmelmehle oder auch von der Mondmilch wenig oder gar nicht unterschieden.

4) Metallische Erden. Zu den reinen metallischen Erden, welche keine einzige andere Erdart beygemischet haben, und die vermittelst einer zugesetzten brennbaren Substanz ganz und gar in Metall verwandelt werden, können vielleicht keine andern, als eine gewisse Art von Eisenocher und Kupfergrün gezählet werden; es wäre denn, daß man die, durch die Kunst aufgelößten und niedergeschlagenen, Metalle, welche alsdenn die Consistenz und Gestalt eines erdichten Körpers haben, zugleich unter diese Erden setzen wollte, welches aber die oben angeführte Eintheilung, da wir die Erden nach der Natur betrachten, uns für dießmal nicht verstattet. Unter den vermischten und zusammengesetzten Erdarten hingegen findet man eine mehrere Menge metallischer Erden, welche nunmehr in der folgenden und letzten Classe anzuführen und zu ordnen sind.

5) Vermischte oder zusammengesetzte Erdarten. Diese Classe ist die weitläuftigste, und können in selbiger folgende Unterabtheilungen statt finden.

a) Vermischte Thonerden. Hieher gehören viele Arten vom gemeinen Töpferthon, welche in sehr starkem Feuer fließen, ingleichen alle Bolusarten, Walkererden, Steinmark, Lehm und Ziegelerde, Bergletten, Trippel und einige Mergelarten, welche letztere aus Thon und Kalch bestehen, aber mehr Thon als Kalch enthalten.

b) Vermischte Kalcherden. Dergleichen sind einige Mergelarten, und zwar diejenigen, welche mehr Kalch als Thon enthalten, ingleichen einige von Wallerius Mineral. S. 20. u. f. angeführte Kreidearten, als Kalchstaub, welcher eine mit Staube gemischte Kreideerde ist, ferner Braunröthe und grüne Kreide. Die mit metallischen Erden vermischte Kalcherde gehöret vielmehr

zu

zu den vermischten metallischen Erden, als zu dieser Unterabtheilung.

c) Vermischte Kiesel- oder Sandarten. Zu diesen Arten zählen wir den Triebsand, Thonsand, allen Grussand, den gefärbten Perlsand und Glimmersand. Der mit metallischen Erden vermischte Sand gehöret zur sechsten Unterabtheilung, nämlich zu den metallischen Erden.

d) Brennliche oder mit brennbaren Substanzen vermischte Erden. Die vorzüglichsten Arten von selbigen sind die Schwefelerden und Bergpecherden.

e) Salinische oder mit Salz vermischte Erden. Zu diesen gehören die Vitriolerden, die Alaunerden, die Salpetererden, die Salzerden und die mit alkalischen Salz vermischten Erden.

f) Metallische Erden. Zu denselbigen können folgende gerechnet werden: 1) Goldsand, oder sogenanntes Waschgold; 2) verschiedene silberhaltige Erden, als silberhaltige Gilbe, Schmererz oder unreifer Silberschlamm, silberhaltiger Mergel, silberhaltige Letten u. s. f. 3) Zinnsand; 4) verschiedene mit Kalch und Letten vermischte Bleyerden; 5) Kupferhaltige Erden, als Bergblau, Berggrün; 6) Eisenhaltige Erden, als Eisensand, Eisenglimmer, und verschiedene Eisenochern, die sogenannte Cölnische Erde und verschiedene Umbererden, wie auch einige lose und mürbe Braunsteinsarten; 7) Quecksilbererden, welche mit Quecksilber vermischte Thonarten und Letten sind; 8) Gallmeyererde, welche ein mit Eisenocher und einer unmetallischen Erde vermischter Zinkkalch ist; 9) Arsenikalische Erde oder sogenannter Schwabengift, 10) Einige Kobolterden.

g) Gemeine Erden, oder Fruchterden. Dieses sind sehr zusammengesetzte Erden; sie bestehen aus zwo, drey und mehrern der in den vier ersten Classen angezeigten Erden, mit welchen zugleich verfaulte thierische und vegetabilische Theile vermischet sind. Je mehr von diesen letztern, nämlich den thierischen und vegetabilischen Theilen sich in einer gemeinen Erde befindet, desto fruchtbarer ist dieselbe, wiewohl auch nicht zu läugnen, daß auf die andern dabey befindlichen Erden auch etwas ankömmt, obgleich dieselben für sich betrachtet das Wachsthum eines vegetabilischen Körpers, ohne das mindeste einer beygemischten thierischen und vegetabilischen Materie, ganz und gar nicht verursachen noch befördern können. Sie dienen gleichsam nur zu einem schicklichen und nöthigen Behältniß, in welchem auf eine bequeme Weise durch die faulenden und verfaulten thierischen

schen und vegetabilischen Materien fruchtmachende Kraft in und an die Wurzeln der vegetabilischen Körper gebracht, und auf diese Weise das Wachsthum derselben verursachet, befördert, erhalten und vermehret werden könne. Daher also auch folget, daß, je schicklicher das Behältniß ist, mit welchem die fruchtbarmachenden thierischen und vegetabilischen Materien vermischet sind, das Wachsthum eines vegetabilischen Körpers mehr und weniger befördert werden kann. Z. E. ein bloßer Sand, ohne eine andre beygemischte Erde, kann aus mancherley Gründen, wenn auch noch soviel von thierischen und vegetabilischen Materien mit selbigem vermischet ist, für keine solche Erde angesehen werden, welche zum Wachsthum dienlich ist; ingleichen eine bloße thonichte oder lehmichte Erde mit thierischen und vegetabilischen Theilen vermischet, hat denjenigen Nutzen nicht, den eine aus Thon, Lehm und Sand oder Mergel mit thierischen und vegetabilischen Materien vermischte Erde hat. Es wird aber hiermit nicht behauptet, als wenn zum Wachsthum aller vegetabilischen Körper einerley Mischung von Thon, Lehm, Sand, Mergel u. s. f. mit thierischen und vegetabilischen Theilen verbunden, erfordert werde, welches wider die Erfahrung wäre; sondern es soll hiermit nur soviel gesaget und angezeiget werden, daß zu einer recht fruchtbarmachenden Erde mehr als eine Erde nöthig sey, wiewohl nach Beschaffenheit der vegetabilischen Körper die Mischung einer fruchtbarmachenden Erde gar mancherley und verschieden seyn kann und auch seyn muß. Denn oft ist eine fruchtbare Erde für einen vegetabilischen Körper sehr fruchtbar, da sie es hingegen für einen andern nicht ist, und derselbe entweder ein sparsames Wachsthum erhält, oder wohl gar verdirbt, wie solches durch die Erfahrung genugsam bestätiget wird.

Wenn demnach von den fruchtbarmachenden Erden die Rede ist, so wird man vorzüglich nur diejenigen Arten zu betrachten und anzuführen haben, von welchen eigentlich die gemeine Damm-, Garten- oder Ackererde ihre fruchtbare Kraft erhält. In dieser Betrachtung gehöret zu den fruchtbarmachenden Erden, die Wurzelerde, die Torferde, die Sumpferde und die Thiererde, und aus diesen mit andern thonichten, lehmichten, sandichten u. d. gemischten Erden, die gemeinen Damm-, Garten- oder Ackererden.

Die Erden machen den Grund zu den Steinen aus, und wenn man auch nicht behaupten kann, daß alle Steine aus den Erden erzeuget worden, sondern einige Arten derselben mit eben dem

Recht wie die Erden, für uranfängliche Steine zu halten, so ist doch auch nicht zu läugnen, daß auch noch zu unsern Zeiten aus Erden Steine erzeuget werden. Läßt sich also mit Gründen darthun, daß die Grundtheile der Steine von den Erden nicht verschieden sind, so folget, daß man die Steine nach eben den Ordnungen zu betrachten hat, indem die Grundmischung von beyden einerley ist, und nur in Betrachtung der Consistenz und des Zusammenhanges ein Unterschied zu finden, wiewohl nicht zu läugnen, daß bey den Steinen Abänderungen vorkommen, welche zwar eine Mannigfaltigkeit der Geschlechtsarten, aber keine Vermehrung der Classen verursachen. S. Stein.

Erdeichel.

S. Erdnuß und Filipendelwurzel.

Erdeichhorn.

So wird das kleine Eichhörnchen aus Carolina genannt, welches vom Kopfe bis an den Schwanz weiße, braunrothe und schwarze Streife hat, die alle gleich lang sind, weil es nicht wie andere Eichhörnchen auf den Bäumen lebet, sondern sich wie die Kaninichen in die Erde vergräbt. Es heißt auch sonst der Schweitzer oder das Schweitzereichhorn, nicht deswegen, als wenn es auch in der Schweitz gefunden würde, sondern weil seine Farbe mit der Farbe eines Schweizerbrustlatzes einige Aehnlichkeit hat. Die Huronen nennen es Ohihoin.

Erdepheu.

S. Gundermann.

Erdfeige.

S. Erdnuß.

Erdflöhe.

Mordella Linn. Diesen Namen giebt man den kleinen Käferchen, welche im Frühjahre alle hervorsproßende Keime abnagen, und dadurch den Gewächsen großen Schaden thun. Sie haben einen niederwärts unter den Hals hinunter gebogenen Kopf, keulförmige und schief abgestutzte Fühlhörner. Die Flügeldecken gehen herunterwärts nach der Spitze zu krumm, und vor den Schenkeln sitzen am Bauche gewisse breite Blätterchen. Diese kleine Käferchen können so geschwind springen, daß man sie kaum erhaschen kann, und dieses ist die Ursache, warum man sie im Deutschen Erdflöhe genannt hat, zumal da die meisten nicht viel größer als die Flöhe sind. Der Ritter von Linné führet sechs Arten von diesem Geschlechte an, welche theils in Ansehung der Bildung des Bruststücks, theils auch in Ansehung

der Farbe von einander unterschieden sind.

Von einigen Schriftstellern werden auch die sogenannten Pflanzenflöhe, wenigstens eine Art davon, Erdflöhe genannt. S. Pflanzenflöhe.

Erdfresser.

S. Regenwurm.

Erdgalle.

S. Gnadenkraut und Tausendgüldenkraut.

Erdkäfer.

Dieser Name wird von den itzigen Naturforschern bald in einer weitläuftigern, bald in einer engern Bedeutung genommen. Nach der weitläuftigern Bedeutung versteht man dadurch alle diejenigen Käferarten, welche sich nicht im Wasser aufhalten. So theilet z. E. Herr Rösel die Käfer überhaupt in zwey Geschlechter ein, nämlich in Erdkäfer und Wasserkäfer. Die Erdkäfer werden von ihm wieder unter sieben Unterabtheilungen oder Classen gebracht. Die erste davon enthält die insbesondere sogenannten Erdkäfer, unter welchen er diejenigen versteht, welche den meisten Theil ihres Lebens, als Wurm und Käfer, in der Erde zubringen. Zu der zwoten rechnet er die Holzböcke oder Holzkäfer, zu der dritten die Blattkäfer, zu der vierten die Rüsselkäfer, zu der fünften die Springkäfer, zu der sechsten die Aaskäfer und zu der siebenten die Raubkäfer.

Herr Müller giebt blos demjenigen Geschlechte, welches in dem Linnäischen Natursystem Carabus heißt, den Namen Erdkäfer, weil viele Arten davon, welche nicht fliegen können, sich allezeit in oder auf der Erde aufhalten. Die Fühlhörner bey diesem ganzen Geschlechte sind bürstenartig, das Brustſtück einigermaßen herzförmig, an der Spitze abgestutzt und gesäumet, oder mit einem Rande versehen, den man auch an den Flügeldecken bemerket. Der Wurm dieser Käfer wird meistentheils im Mooß und in verfaultem Holze gefunden. Weil dieses Geschlecht nach dem Herrn von Linne' drey und vierzig Arten enthält, so hat dieser Naturforscher zwo Abtheilungen daraus gemachet, wovon die erstere, welche die großen Erdkäfer enthält, zwölf Arten, die andere aber, in welcher sich die kleinen Erdkäfer befinden, ein und dreyßig Arten unter sich begreift. Unter den kleinen Erdkäfern giebt es in Frankreich und Schweden einen, welcher wegen der Art und Weise, wie er sich gegen andere Insecten zu vertheidigen pfleget, merkwürdig ist, und in dem Linnäischen Systeme Carabus crepitans heißt, von welcher Benennung gleich die Ursache ange-

angeführet werden soll. Der Kopf, das Bruststück und die Füße dieses Käfers, welcher kaum einen halben Zoll lang ist, sind rostfärbig, die Flügeldecken aber schwarzblau. Wenn er von einem feindlichen Käfer oder von einem andern Insecte verfolget wird und nicht mehr entwischen kann, so leget er sich nieder, als wenn er todt wäre. Sobald ihm aber sein Verfolger sehr nahe kömt, läßt er einen unangenehmen Dunst mit einem starken Geräusche, aus seinem After fahren, so daß sein grimmiger Feind darüber erschrocken zurück weicht. Eben dieses pfleget er auch zu thun, wenn man ihn in der Hand hält, und sonderlich wenn man ihn mit einer Stecknadel unter den Flügeldecken kützelt.

Erdkästen.

S. Erdnuß.

Erdkiefer.

S. Coriskraut und Schlagkraut.

Erdkörper.

Wenn ein zusammengesetztes materielles Ding überhaupt ein Körper genannt wird, so ist das in der allgemeinen theoretischen Naturlehre sehr richtig geredet. Aber die Naturhistorie, und auch schon die praktische Betrachtung unsers Erdbodens pfleget die Körper etwas genauer zu nehmen. Einmal sieht sie nur auf die körperlichen Dinge dieses Erdballes, den wir bewohnen. Nachgehends nimmt sie diese Dinge nur in so fern, als sie beweglich sind und eine eigene äußerliche Bildung haben. Und es ist nicht zu läugnen, daß man hierinne der Art in der Naturgeschichte zu reden nachgehen muß. Solchergestalt wird z. B. das Stück Granit, welches von einer Felsklippe, woraus die alten ursprünglichen Berge bestehen, abgerissen ist, ein Naturkörper, ein Erdkörper, die Klippe selbst ein Theil des Erdbodens, und ihrer Oberfläche, nicht aber eigentlich ein Naturkörper genannt. Solchergestalt verstünde man durch das Wort Erdkörper nichts als zusammenhaltende, bewegliche und äußerlich gebildete Zeugstücken unsers Erdbodens. Dadurch unterscheiden sich die Erdkörper von der Materie im eigentlichen Verstande, als welche nicht eben zusammenhaltend seyn darf; ferner von den unbewegbaren, ihrer Natur und der Beschaffenheit des Erdbodens nach, fest, und unbewegt bleibenden großen Erdtheilen; endlich auch von den unförmlichen Zeugklumpen, welche unter dem genauen Namen der Masse zu stehen kommen. Daraus erkennet man schon, daß man unter der Masse der Körper nur ihre Materie, ungebildet aber zu-

sammen-

sammenhaltend, wie sie da ist, versteht, nicht aber ihre förmliche Bildung und Figur, als welche schon zum eigenen Wesen des natürlichen Körpers gehöret. Diese Erdkörper machen nun den ganzen Gegenstand der gesammten Naturhistorie und der Kenntniß aller natürlichen Dinge aus. Denn da finden wir sie erstlich als rohe, unorganische, ungebauete, äußerlich mehrentheils unordentlich gebildete, bewegliche Stoffe, die sich nicht weiter in zusammengesetzte Werkzeuge zerlegen lassen. Und dieses sind die eigentlichen Materien, die Materialien, welche die Neuern bald unterm Namen der Steine, bald der Mineralien, bald der Fossilien, u. s. w. begreifen, die ich aber mit Fleiß Materien nenne, weil meines Bedünkens auch dahin die flüßigen Körper gehören, die gleichfalls einen Gegenstand der Naturgeschichte ausmachen. Zweytens treffen wir die Erdkörper als gebildete, wachsbare Maschinen, als ordentliche in ihren kleinsten Theilen gebildete Röhrengebäude, die an einer Stelle auf dem Erdboden stehen bleiben, und daraus ihre Nahrung ziehen. Diese Körper heißen Pflanzen, oder eigentlich Gewächse. Drittens finden wir diese Erdkörper als durch sich selbst bewegliche, organische, wachsbare Werkzeuge, die außer dem Röhrengebäude noch aus allerley Hebe- und Bandzeugen bestehen; und diese führen den Namen der Thiere. Diese drey allgemeine Gegenstände haben gleichsam die Naturbetrachtung in drey Hauptklassen getheilet, welche man in neuern Zeiten Naturreiche genan̄t, und ihnen die Namen: Mineralien- Pflanzen- und Thierreich beygeleget hat. Das erste nenne ich gern das Materienreich, weil ich dahin alle leblose, unorganische oder doch nicht sichtbar organische, wenigstens nicht wachsende Materien, folglich alle flüßige und feste, rohe und ungebauete Körper ziehe. Dieserwegen theile ich die rohen Materien, die unorganischen Körper dieses Reiches 1) in flüßige, 2) in feste. Die flüßigen sind der Aether, die Luft, das Wasser. Beym Aether kann ich, so fern es historisch angeht, das Licht nach seinen mancherley Bewegungen und Wirkungen und das Feuer betrachten, sowohl das natürliche der Son̄e und des Erdbodens, als auch das künstliche. Die Luft habe ich einmal als fest und gebunden, wenn es noch dergleichen giebt, nachgehends als flüßig rein, und atmosphärisch unrein, anzusehen; wo ich auf die mancherley Erscheinungen in derselben komme. Das Wasser findet sich gleich anfangs als gemeines süßes, sowohl Luft- als Erdwasser; darneben auch als salziges oder mineralisches Wasser, dem ein Theil von fremden aufge-

aufgelößten Stoffen, von Salzen, Erden, Metallen, u. s. w. beygemischet ist; endlich auch als Säfte, nämlich als solche Feuchtigkeiten, die ihren Ursprung aus den drey Reichen der Natur, aus dem Thier- oder Pflanzen- oder Mineralreiche her haben. Und diese sind theils natürliche, theils künstliche Säfte, deren man eine große Verschiedenheit hat. Die festen Körper, welche eigentlich aus einer derben, harten und zusammenhaltenden Masse bestehen, unterscheiden sich leichtlich nach den Stoffen, die sie in sich enthalten, und die aus ihnen gezogen werden können. Man pfleget diese Körper unter dem allgemeinen Namen der Mineralien und Fossilien anzunehmen. Es heißt aber Mineralie oder Miner eine jede rohe, ungebauete Masse, aus der sich ein anderer edlerer Stof entweder durchs Wasser oder durchs Feuer scheiden, und herausbringen läßt. Die Scheidung und Auflößung durchs Wasser zeiget uns, wie diese Körper, bey der Auflößung entweder mit dem Wasser gleich schwer sind, darinn zergehen und sich in die Zwischenräume desselben, mit einem Geschmacke vertheilen, und dann heißen sie Salze; oder wie sie schwerer als Wasser sind, darinn zu Boden gehen, und dasselbe ohne allen Geschmack lassen, und da bekommen sie den Namen Erden, wenn sie leicht zerfallen und sich zerreiben lassen, oder Steine, wenn sie noch fest zusammenhalten, und erst in langer Zeit, oder durch angewandte Hülfsmittel in irdischen Staub zerleget werden können. Diese Erden und Steine bekommen eine vielfache und weitläuftige Eintheilung, welche hier der Kürze wegen nicht anzubringen ist. Lößen sich aber die festen Körper durchs Feuer auf, so gehen sie entweder mit einer Flamme und im Rauche davon, und werden zerstöhret, und heißen Schwefel, wenn sie einen sauern erstickenden Dampf auslassen; oder Harze, wenn die flüchtigen Theile eine Art von jeglichen andern Geruch umherstreuen, auch die Körper selbst mehr den consistirenden Oelen näher kommen. Oder wenn sie nicht durch Flamme und Rauch weggehen: so schmelzen sie, und setzen nach dem Schmelzen einen glänzenden Fluß zu Boden, der unterm Namen der Metalle vorkömmt. Diese letztern sind also insgesammt Metallmütter und Erztstufen. Geht man zum Pflanzenreiche und weiter zum Thierreiche, so erblicket man daselbst eine ganz erstaunliche Menge, die insgesammt durch beständige, ihnen eigene Kennzeichen, von einander abgehen, und daher zu allerley geschickten scientifischen Eintheilungen Gelegenheit gegeben haben. So hat man

die

die Pflanzen überhaupt in die eigentlichen Meer- und Erdpflanzen, welche letztern insgemein Gewächse heißen, eingetheilet; weil erstere bald steinartig, bald hornartig, mehrentheils aber hart ausfallen; da im Gegentheil die Erdpflanzen bald holzicht, bald weich und krauticht sind. Die Eintheilung der Pflanzen nach den Blumen und ihren Fruchttheilen, deren vornehmster, nicht sowohl Erfinder, als Bearbeiter und Wissenschaftskünstler, Herr Linnäus ist, hat zur Zeit den meisten Beyfall und die vornehmsten Anhänger gefunden. Die Thiere, als die vorzüglichsten Erdkörper hat man nach den Bewegungswerkzeugen am besten eingetheilet, in Würmer und Insecte, in Fische, in Vögel und vierfüßige Thiere; denen man, nach den Fischen, gern die Zwitterthiere oder Amphibien beygesellet. Ich dächte aber, die Amphibien können zuletzt gar weggelassen, und sie insgesammt zu einer von den übrigen Klassen gezogen werden, wohin sie, ihren Bewegungswerkzeugen nach, gehören.

Erdkonten.

S. Erdnuß.

Erdkrebs.

S. Maulwurfsgrille.

Erdleberkraut.

S. Flechte.

Erdmäuse.

S. Erdnuß.

Erdmandeln.

S. Cyperwurzel.

Erdmaus.

Mus gregarius Linn. Diese Maus, welche ihren deutschen Namen deswegen erhalten hat, weil sie sich unter der Erde aufhält, hat einen eyrunden Kopf, eine stumpfe Schnauze, ein kleines Maul, welches mit schwarzen Borsten besetzet ist, und kahle, hervorragende Ohren. Die Haare auf dem Rücken sind an der Wurzel schwarz, in der Mitte rostfärbig und an der Spitze dunkelgrau. Die Kehle, der Unterleib und die Füße sind weiß. Der Schwanz ist um ein drittel kürzer, als der Leib, und etwas haaricht, nämlich weißhaaricht mit schwärzlich grauer Spitze. Wenn diese Maus frißt, so pfleget sie auf den Hinterfüßen zu sitzen. Sie wird nicht nur in Schweden, sondern auch in Deutschland gefunden.

Erdmilbe.

Weil es sowohl in dem Wasser, als auch außer demselben Milben giebt, wodurch man diejenigen Insecten versteht, welche acht Füße, zwey gegliederte, fußförmige Fühlerchen und an den Seiten des Kopfes zwey Augen haben; so theilet Rösel diese Thierchen in Erd-

Erdmilben und Wassermilben ein. Unter Erdmilben versteht er nämlich alle die verschiedenen Arten von Milben, welche sich nicht im Wasser aufhalten, und also nicht blos diejenigen, welche auf den Feldern und Aeckern, sondern auch diejenigen, die auf dem Käse, auf verschiedenen Insecten und auf andern Thieren gefunden werden.

Erdnuß.

Diesen Namen haben verschiedene Pflanzen erhalten, welche eine knollichte Wurzel haben. Damit man selbige um desto leichter unterscheiden möge, wollen wir solche hier zugleich anführen, obgleich einige nur Arten ausmachen, und zu andern Geschlechtern gehören.

Das erste Geschlecht, welches diesen Namen führet, auch von Herr Dietrich Erdnuß, von Herr Planern aber Erdkonten, sonst auch Erdeichel, Erdkästen, Saucastanie, Schäfernuß genennet worden, ist Bunium bulbocastanum Linn. Es besteht selbiges nur aus einer Art, welche in den Wäldern Deutschlands, Englands und Frankreichs wild wächst. Die knollichte, fleischichte Wurzel treibt einen gestreiften Stängel, welcher sich oben in einige Aeste theilet; bey jeder Abtheilung sitzt ein Blatt, welches denen Wurzelblättern gleich, nur zärter zerschnitten ist. Diese sind gestielt, groß, gefiedert und in viele Aeste abgetheilet, wie denn die letzten Blättchen noch in Lappen zerschnitten, diese aber lanzenförmig sind. An den Enden der Zweige sitzen große weiße Dolden, deren allgemeine und besondere Hülle aus vielen schmalen Blättchen besteht. Die fünf Blumenblättchen sind einander ähnlich, herzförmig, und an der Spitze einwärts gebogen. Die Staubfäden und Griffel sind wie bey den übrigen Dolden. Die eyförmige Frucht theilet sich in zween gleichgestaltete, auf der einen Seite platte, auf der andern erhabene, und weñ sie recht trocken geworden, gestreifte Saamen. Herr Cranz vereiniget dieses Geschlecht mit dem Liebstöckel. Die Saamen reifen im Brachmonathe, zu welcher Zeit auch die Blätter vergehen, da man denn auch die Wurzeln sammlen soll, indem solche nachher, und wenn die Blätter vergangen, schwer zu finden sind. Wenn die Pflanze blühet, sind die Wurzeln nicht so feste und auch kleiner. Sie läßt sich schwerlich in den Gärten erziehen, ob solches gleich zu wünschen wäre, indem die Knollen einen guten Geschmack haben und nahrhaft sind. Man kann solche roh essen, auch in der glüenden Asche braten, und mit Butter und Pfeffer würzen, da sie wie Castanien schmecken sollen. Ehedem

hat man solche denjenigen empfolen, welchen die natürlichen Kräfte zu dem Liebeswerke mangeln. Man soll diese Pflanze nicht mit dem knotigen glatten Kerbel verwechseln, dessen Wurzel auch knollicht ist, und gespeiset wird.

Das zweyte Geschlecht, welches auch nur eine Art begreift, und den Namen Erdnuß erhalten hat, wollen wir zum Unterschiede die Amerikanische nennen. Es ist solches Arachis Linn. der Nomenclator will selbiges wegen der lederartigen und mit Adern durchzogenen Hülse, Aderbalg nennen. Die fäserichte Wurzel treibet viele, acht bis zehn Zoll lange, auf der Erde liegende, röthliche, rauhe, viereckige, knotige, und in Aeste getheilte Stängel; an den Knoten sitzen jedesmal vier gestielte, länglichte, oder eyförmige, oben hellgrüne, unterwärts weißliche Blätter. Die Blumen sitzen einzeln auf langen Stielen; der Kelch ist in zwo Lippen getheilet, und die obere wieder dreyfach zerschnitten, die untere aber ganz spitzig und fast länger. Die gelben, ins röthliche fallenden Blumenblätter sind nach Art der schmetterlingsförmigen gestellet; das Helmblatt ist groß, rundlich, platt, unterwärts gebogen, die beyden Flügel sind kürzer, und der Kiel ist krumm gebogen und unterwärts gespalten. Die zehn Staubfäden sind alle unten mit einander verwachsen, theilen sich aber oben, und fünfe derselben tragen rundliche, und die fünf andern länglichte Staubbeutel. Der pfriemenartige Griffel richtet sich aufwärts, und endiget sich mit dem einfachen Staubwege. Es sollen auch männliche und weibliche Blumen auf einer Pflanze gefunden werden. Die länglicht runde, lederartige und mit Adern durchzogene, krumme, einfächerichte Frucht theilet sich nicht, wie bey andern Schotengewächsen, in zwo Klappen, sondern bleibt verschlossen, und enthält zween länglichte, stumpfe, bucklichte Saamen. Wenn die Blüthe anfängt zu vergehen, ergreift der Fruchtkeim oder die junge Schote die Erde, und bleibt auch in derselben liegen. Daher hat die Pflanze den Namen erhalten. Die Saamen, welche im frischen Zustande röthlich, und nach dem Austrocknen schwarz sind, haben einen weißen, öllichten Kern, fast ohne besondern Geschmack. Die Pflanze wächst in Surinam, Brasilien und Peru. In dem mittägigen Theile von Carolina sollen die Einwohner die Saamen rösten und daraus eine Art Chocolade verfertigen, auch aus den Saamen ein Oel pressen, welches nicht ranzicht wird und zum Speisen dienet. Es ist zwar nur ein jähriges Gewächse, welches auf dem Mistbeete er-

zogen werden könnte, jedoch selten in hiesigen Gärten anzutreffen.

Das dritte Geschlecht, welches Glycine Linn. ist, und zur Zeit keine deutsche Benennung erhalten, begreift zwar viele Arten unter sich, welche mit dem Namen Erdnüsse weder bisher beleget worden, noch beleget werden können; doch findet sich darunter eine, welche, wegen der Wurzel, von vielen also genannt worden, und noch zwey andere, so in Ansehung der Frucht der vorigen gleich kommen, und daher auch diesen Namen führen können; deswegen wir auch diese drey hier anführen wollen.

a) Die knollichte Glycine, amerikanische Erdnuß, Erdbirne, Süßholzwicke, die steigende Canadische Knollwicke genannt, Glycine apios Linn. wächst in Virginien; blühet späte im Sommer; hat knollichte, an langen Faden hangende, weit und breit auslaufende Wurzeln; die Stängel winden sich, steigen hoch in die Höhe und treiben aus den Blätterwinkeln Zweige. Die wechselsweise ansitzenden, gestielten Blätter sind gefiedert, und bestehen aus verschiedenen Paaren eyförmig spitziger, völlig ganzer Blättchen, davon das letzte ungepaaret ist. An den Zweigen, auch aus den Blätterwinkeln entspringen kurze nackende Stiele, die eine dichte Blumenähre tragen. Der Kelch theilet sich in zwo Lippen, davon die obere stumpf und eingekerbet, die untere länger und in drey spitzige Einschnitte getheilet ist. Von den vier braunröthlichen Blumenblättern, welche schmetterlingsförmig gestellet sind, ist das Helmblättchen herzförmig, mit den Seitenrändern unterwärts, mit dem vordern Theile aber auf- und durch das anliegende Kielblättchen rückwärts gebogen, und der Kiel zusammengedrücket, sichelförmig, aufwärts gerichtet, und gegen den Helm angepresset. Die beyden kleinen Flügel sind unterwärts gebogen. Von den zehn Staubfäden sind neune unterwärts verwachsen, und an dieser Scheide liegt der zehnte. Der Griffel ist schraubenförmig gewunden und mit einem stumpfen Staubwege geendiget. Die länglichte Schote enthält einige nierenförmige Saamen. Diese werden von den Einwohnern in Virginien wie die Erbsen zubereitet, auch die knollichten Wurzeln, welche am Geschmacke den Artischocken gleich kommen sollen, statt des Brodes gegessen. Die Vermehrung dieser Pflanze geschieht bey uns allein durch die Knollen, indem die Blumen alle, ohne Früchte nachzulassen, abfallen. Die Stängel verdorren, die Knollen dauern und wuchern stark, laufen in den Rabatten allenthalben aus, daher man dieser Pflanze kaum ei-

nen bestimmten Ort anweisen kann; ist sonst sehr dauerhaft, brauchet keine besondere Wartung, und läßt sich leichtlich in Pyramiden ziehen und giebt den Gärten eine Zierde.

b) Die gelbe unterirdische Fruchtglycine, Mandubi, oder Manobi. Glycine subterranea Linn. Die gebogenen, gekrümmten, gemeiniglich einfachen Stängel liegen auf der Erde gestrecket und sind fast nackend, auf der Wurzel aber sitzen viele langgestielte Blätter, deren jedes aus drey länglichten, stumpfen Blättchen besteht. Die kürzern, unterwärts gebogenen Blumenstiele tragen zwo platt ansitzende Blumen, deren vierfach getheilter Kelch von zwey Deckblättern umgeben ist. Die gelbe Schmetterlingsblume ist der vorigen nicht ganz ähnlich, der eyförmige Helm gestreift und eingekerbet, der Kiel kegelförmig, und die stumpfen Flügelblätter sind so lang als der Helm. Der Griffel ist auf der obern Seite rauch und der Staubweg stumpf. Wenn die Blumen abgefallen, drücket sich der Stiel in die Erde und verbirgt sich daselbst, wie bey der Arachis. Diese jährige Pflanze wächst in Brasilien und Surinam, und wird in dem letzten Lande in sandichten, mit etwas Thon vermischten Erdreiche unter dem Namen Gobbe gebauet, da sie denn viel mehrere Schoten trägt, welche unreif, wie bey uns die Erbsen, gekochet, und als eine angenehme Speise gegessen werden. Sie sollen aber leichtlich Kopfschmerzen verursachen, wenn man viel davon ißt.

c) Die blaulichte unterirdische Fruchtglycine, Glycine monoica Linn. wächst im mitternächtlichen Amerika in feuchten Gegenden. Die Wurzel ist dauernd, der Stängel haaricht, die Blätter sind aus drey stumpfen Blättchen zusammengesetzet, die Blumensträuße hängen unterwärts. Das Fähnchen oder Helmblättchen ist blaulicht, die übrigen Blumenblätter sind mehr weißlicht. Diese sonst ganz vollkommnen und Zwitterblumen tragen keine Frucht; es sind aber auch andere unvollkommene zugegen, welche einzeln auf besondern Stielen stehen, und zwar einen Kelch und Staubweg, aber keine Blumenblätter und Staubbeutel haben, und diese tragen ihre Schote, die sich unter der Erde verbirgt.

Endlich hat der Lathyrus tuberosus Linn. welchen die alten Schriftsteller Terrae glandem nannten, auch den Namen Erdnüsse, Erdmäuse, Erdfeigen, Ackereicheln, falsches Saubrod, erhalten. Die knollichten Wurzeln hängen an langen Fäden und breiten sich ungemein aus. Die schwachen Stängel neigen sich entweder zur Erde, oder verwirren sich unter einander und richten sich

mehr

mehr in die Höhe. Jedes Blatt ist doppelt, oder zwey eyförmige Blättchen stehen auf einem gemeinschaftlichen Stiele, welcher sich mit einem dreyspaltigen Gäbelchen endiget. Aus dem Winkel treibt ein langer Stiel mit vier und mehrern purpur- oder rosenfarbenen Schmetterlingsblumen besetzet. Es wächst dieser knollichte Lathyrus häufig unter dem Getraide, blühet im Sommer, und vermehret sich häufig durch die Wurzel. Obgleich selbiger auf dem Acker für ein Unkraut zu halten, indem sich die Gäbelchen der Blätterstiele um die Stängel der Feldfrüchte winden, und diese niederdrücken oder sonst beschädigen, so ist doch solche, auf andere Weise betrachtet, eine sehr nützliche Pflanze. Sie ist ein vortrefflich Futter für allerley Arten Vieh, Pferde, Kühe und Ochsen, Ziegen und Schaafe fressen solches gern, daher man solche auf den Wiesen zu bauen, an verschiedenen Orten angefangen hat. Man darf nur die Knollen etwas tief in die Erde legen, wo selbige in kurzer Zeit häufig wuchern. Die trocknen Wiesen sind hierzu bequemer als die nassen, doch würde selbige auch auf diesen nicht leicht verderben. Von den Aeckern kann sie am leichtesten durch die Schweine, welche solche gern fressen, und mit allem Fleiße aus der Erde wühlen, weggebracht werden. Auch werden diese Knollen an einigen Orten von den Menschen aufgesuchet und gekochet oder in der Asche gebraten, gespeiset, da sie denn wie die Wassernüsse und Castanien schmecken sollen. Sonderlich pflegen die Holländer diese Wurzeln als eine Speise häufig zu gebrauchen. Die Blumen haben einen angenehmen und fast den Rosen oder Mayblümchen ähnlichen Geruch; man könnte daraus ein schönes Wasser abziehen. Auch müssen wir hier erwähnen, wie in dem Hannöverischen Magazine, 1773. St. 58. die Wurzel dieses Lathyrus als ein unschädliches u. schlafmachendes Mittel ausgegeben, und zur Einschläferung der Bienen vorzüglich empfohlen worden. Will man die Bienen einschläfern, nimmt man dergleichen Knollen, trocknet, stößt oder reibt sie so klein als möglich und menget diese Masse mit etwas Wasser unter den Honig und läßt die Bienen davon saugen. Man nimt nur so viel von den zerriebenen Knollen, daß der Honig nicht zu dicke und mehlicht werde, auf jeden Stock etwa zween Knollen, und setzet es ihnen zu Ende des Novembers unter das sogenannte Werk. Sobald die Bienen von diesem Honig gefressen, gerathen sie in einen vier bis fünf Monath lang anhaltenden Schlaf und gebrauchen gar keine Nahrung, so gar, daß sie auch den bey sich habenden

benden Honig ungenossen stehen lassen. Man kann hierüber das Wittenbergische Wochenbl. 1773. S. 301. nachlesen.

Man könnte leicht noch mehrere Pflanzen hier anführen, und solche mit dem Namen Erdnüsse belegen, wenn man alle diejenigen, so knollichte Wurzeln haben, hieher rechnen wollte; uns ist genug, diejenigen bemerket zu haben, welche wirklich diesen Namen erhalten, und bey den Schriftstellern unter selbigen gemeiniglich vorkommen.

Erdpech.

S. Bergpech.

Erdpfrieme.

S. Genster.

Erdpin.

S. Schlagkraut.

Erdralle.

Erdralle, braune, ist eine besondere Art von dem Rallengeschlechte, Ralli, die sehr fett und wegen ihres zarten Fleisches hochgeschätzet wird.

Erdrauch.

Fumaria. Ein zwar bekanntes, aber schwer zu bestimmendes Geschlechte, indem sowohl die Gestalt und Größe der einfächerichten Saamenhülse, und die Anzahl der darinnen enthaltenen Saamen, als auch die Blumenblätter selbst bey den verschiedenen Arten mit einander nicht völlig übereinkommen. Der Kelch besteht aus zwey kleinen, einander ähnlichen, spitzigen, leicht abfallenden Blättchen. Die vier einander unähnlichen Blumenblätter stellen gleichsam eine zweylippige, mit geschlossenen Rachen versehene, oder auch einigermaßen schmetterlingsförmige, Blumendecke vor. Die obere Lippe oder der Helm ist stumpf, eingekerbet, platt, an dem Rande rückwärts gebogen, und unterwärts mit einem mehr oder weniger vorragenden Sporne geendiget; die beyden Seitenblätter oder Flügel sind gegen einander gerichtet und berühren fast einander mit den Spitzen, wodurch die Blume geschlossen wird. Der Kiel stellet gleichsam die untere Lippe vor, ist der obern ähnlich, und bey manchen Arten gleichfalls mit einem spornförmigen Honigbehältnisse besetzet. Unter der obern und untern Lippe liegt ein breiter, spitziger Staubfaden, und jeder Staubfaden trägt drey Staubbeutel; der einfache Griffel endiget sich mit einem runden, zusammengedrückten Staubwege. Die besondere Beschaffenheit der Frucht und übrigen Umstände werden wir bey den Arten genau angeben. Hr. von Linné hat derselben dreyzehn angegeben, davon viele auch bey uns bekannt sind.

1) Der

1) Der Apothekererdrauch, Taubenkropf, Taubenkörbel, Ackerraute, wilde Raute, Grindkraut, Krätzheil, Fimstern, Nunnenkraut, Katzenkörbel, Fumaria officinalis Linn. wächst häufig auf den Aeckern und in den Kohlgärten, fängt ohngefähr im May zu blühen an, und wenn der Saame reifet, vergeht die ganze Pflanze. Aus der zarten, fäserichten Wurzel treiben viele, meergrüne, saftige, vielfach gefiederte Blätter, deren Seitenblättchen eingeschnitten sind; dergleichen stehen auch wechselsweise an dem saftigen, eckichten, und mit vielen ausgebreiteten Aesten versehenen Stängel, welcher, wie die Zweige, sich kaum von selbst aufrecht erhalten können, und sich gemeiniglich auf die Seite biegen, alle aber mit einer Blumenähre sich endigen. Jede röthliche, grünlichtgefleckte Blume steht auf einem besondern kleinen Stiele, und werden von einander durch kleine, schmal zugespitzte Deckblätter abgesondert. Die untere Lippe ist von der obern nicht unterschieden, außer daß sie schmäler ist, und keinen Sporn hat; die Frucht ist ein rundes Schötchen, welches einen einzigen rundlichen Saamen enthält.

Ob die, ohne besondere Gäbelchen sich windende Pflanze, eine besondere Art ausmache, scheint zweifelhaft. Herr von Linné hat solche ehedem nur als eine Abänderung angemerket, zuletzt aber auch mit Herr Oedern besonders angeführet, und Fumaria capreolata genannt. Es ist solche der gemeinen Art ganz ähnlich, nur die Blätter und die Abtheilungen sind viel zärter, und daher geschieht es, daß die Ribben des Blattstieles sich verschiedentlich drehen, winden, und unter sich selbst verwickeln. Wir haben alsdenn auch allemal weißlichte Blumen gesehen. Daß sie, wie in der Onomat. botan. IV. Theil angegeben wird, dauerhaft und aus der Brut der Wurzel zu vermehren sey, ist wohl falsch. Wäre dieses, so könnte man diese Pflanze gar nicht für eine Spielart annehmen. Im hiesigen akademischen Garten dauert sie nicht länger, als die gemeine, und ist jährlich aus den Saamen zu erziehen.

So wenig der Apotheker Erdrauch in der Haushaltung bekannt ist, so groß ist hingegen der Nutzen, den die Arzneykunst davon zu erwarten hat; doch ist solcher mehr von dem frischen als trocknen Kraute zu erlangen; denn obgleich solches keinen besondern Geruch hat, so wird doch das seifenartige Wesen, so darinnen, und in den vielen wässerichten Theilen aufgelöset ist, durch das Trocknen verändert, oder vielleicht mit den wässerichten Theilen zugleich weggeführet; daher man vorzüglich den ausgepreßten frischen Saft

entweder allein oder mit andern dergleichen bittern Kräutern vermischet, auch mit Molken gelinde abgekochet, als das beste Mittel empfehlen muß. Das Extract, sonderlich wenn es aus der frischen Pflanze und bey ganz wenigem Feuer bereitet wird, ist nicht zu verachten; der Syrup und die Conserve sind von viel schwächerer Wirkung, und das abgezogene Wasser tauget gar nichts. Die Wirkungen verrichtet dieser Erdrauch sonderlich wegen seiner seifenartigen Mischung, und wird billig zu den besten auflösenden und eröffnenden, wie auch reinigenden Mitteln gezählet. Schon die Alten haben den frischen Saft zur Abführung der gallichten Schärfe angerühmet; und in allen Krankheiten, welche von einem allzudicken Geblüte und Verschleimung der Säfte herrühren, sonderlich der Hypochondrie und Melancholie, wird sich selbiger kräftiger, als viele andere hochgepriesene Mittel, beweisen. In Krankheiten der Haut, Krätze, Jucken, Schwinden wird solcher gleichfalls nützliche Dienste leisten; wie denn überhaupt alles, was von andern bittern Kräutern zu hoffen ist, von diesem gewiß erlanget werden kann.

2) Immergrünender Erdrauch, Fumaria sempervirens Linn. Die zarte fäserichte Wurzel treibt viele Blätter, und einen aufrechtstehenden, ohngefähr einen Fuß hohen, ästigen Stängel; die vielfach gefiederten breiten Blätter bestehen aus vielen platten in ungleiche stumpfe Einschnitte getheilten Blättchen. Die Blumen stellen eine kurze Aehre oder Köpfchen vor, welches sich, wenn die Früchte reifen, um vieles verlängert; jedes Blümchen hat seinen eigenen Stiel und zwo schmale Blattdecken. Die Kelch- und Blumenblätter sind mit verschiedenen Farben, gelb und roth scheckicht. Die Frucht ist eine lange, dünne, zusammengedrückte Schote und enthält viele kleine schwarze, glänzende Saamen. Diese jährige, saftige, und gleichsam blaulicht angelaufene Pflanze wächst in Canada und Virginien, läßt sich auf dem Mistbeete leichtlich erziehen, blühet im Sommer und bringt häufig reifen Saamen. Da die Saamen sehr klein sind, muß man solche gleichsam nur oben auf säen, die jungen Pflanzen in Töpfe pflanzen, und bey fernerm Wachsthume öfters begießen. Man weis davon keinen Nutzen, außer daß die ganze Pflanze das Auge ergötzet.

3) Gelber Erdrauch, Pseudo-Fumaria, Fumaria lutea, oder Capnoides Linn. ist, wie die vorigen, eine saftige, meergrüne, oder blaulicht angelaufene Pflanze, welche auch langgestielte und vielfach abgetheilte Blätter, und einen aufrechtstehenden, kaum ei-

nen Fuß hohen, eckichten, ästigen Stängel, und eine kurze gelbe Blumenähre zeiget. Die Frucht ist eine lange, viereckichte Schote und enthält viele schwarze Saamen; wächst in Frankreich und Italien wild, dauert auch bey uns den Winter über im freyen Lande, und behält gemeiniglich die Blätter, wenn aber diese ganz vergehen, stirbt auch die Wurzel ab, doch finden sich von den ausgefallenen Saamen immer neue Pflanzen, welche keine besondere Wartung erfordern, und doch eine Zierde in den Gärten abgeben.

4) Blasenerdrauch, Cysticapnos, Fumaria vesicaria Linn. ein zartes, saftiges Sommergewächse, dessen schwache und ästige Stängel durch Hülfe der Blätter sich an andere Körper befestigen und in die Höhe steigen. Die gefiederten Blätter bestehen, wie bey den übrigen Arten, aus vielen verschiedentlich zerschnittenen Blättchen, davon die letzten Lappen sich in besondere Gäbelchen verwandeln. Die kleinen Blumenköpfchen sitzen den Blättern gegen über, und die Blumenblätter sind mit blau, gelb und röthlicht gefärbet. Die Frucht ist eine kugelförmige, hohle Blase, durch welche mitten eine Säule geht, an welcher auf allen Seiten die kleinen, glänzenden, schwarzen Saamen sitzen. Sie wächst in Aethiopien, wird bey uns auf dem Mistbeete aus dem Saamen erzogen, blühet reichlich und bringt auch reifen Saamen. Wenn man selbiger nicht in Zeiten einen Stock giebt, daß sie in die Höhe gehen kann, verfaulet sie leichtlich, will auch mit dem Begießen wohl in Obacht genommen werden.

5) Der knollichte Erdrauch, Hohlwurz, Frauenschüchlein, Farnsaamen, Hahnensporn, Donnerpflug, Fumaria bulbosa L. läßt sich durch die knollichte, dauerhafte Wurzel, den einfachen, niemals in Aeste getheilten, und gemeiniglich nur mit zwey gefiederten, in viele Abtheilungen verbreiteten Blättern besetzten, Stängel, und die Blattdecken, welche so lang als die Blumen selbst sind, wie auch, daß bey dieser der eigentliche Kelch gänzlich mangelt, gar leichtlich von den übrigen Arten unterscheiden, ob sie gleich sonst nicht immer einerley Ansehen zeiget, und gleichsam unter veränderter Gestalt zum Vorscheine kömmt, daher auch Hr. von Haller zwo unterschiedene Arten daraus gemachet, und Herr v. Linné, obgleich derselbe nur eine Art und die andere als eine Abweichung angenommen, dennoch zugestehen müssen, daß ein merklicher, ja beständiger Unterschied sich zeige, welcher aber nicht, wie die Alten angegeben, sowohl in der Wurzel, da solche entweder fest und inwendig voll, oder hohl sey, radice caua, und non caua, sondern

dern vielmehr in den übrigen Theilen und dem ganzen Wachsthume zu suchen und zu finden iſt. Die größere Pflanze hat gemeiniglich am Stängel zwey Blätter, welche gefiedert, oder aus zweymal drey keilförmig stumpfen, dreylappigen Blättchen bestehen; die Blattdecken sind auch keilförmig, grün, und länger als die Blumenstiele; der Wurzelknollen iſt eyförmig; bey der kleinern ſitzen die Blätter auf dem eckichten Knollen, der kurze Stängel iſt nackend, die Blattdecken sind eyförmig. Diese blühet viel später als jene, und gemeiniglich wenn die größere schon vergangen iſt. Ob vielleicht die Wurzel, wenn sie älter geworden, hohl erscheine, und dadurch zugleich in dem übrigen Wachsthume eine Veränderung erfolge, iſt noch nicht genug bestimmet. Herr von Haller hat vielmehr diese Beschaffenheit der Wurzel als ein Unterscheidungszeichen angenommen, und derjenigen, welche hohle Knollen hat, einen einfachen zweyblätterichten Stängel und ganze Deckblätter, hingegen der andern, bey welcher die Wurzel feste iſt, einen vielblätterichten Stängel und zerschnittene Deckblätter zugeeignet. Vielleicht hat Herr von Linné die andere und größere Art unter dem Namen Fumaria nobilis in der Murrayischen Ausgabe verstanden. Beyde wachsen an den Hecken und in den Wäldern, blühen im Frühjahre, und die schöngefärbte, zuweilen auch weiße Blumenähre verdienet wohl, daß man Stöcke in den Garten setze, welche auch an einem schattichten und etwas feuchten Orte leichtlich fortkommen. Lobel hat eine besondere Art mit grünen Blumen erwähnet, es soll aber, nach Kalms Meynung, S. dessen Reiseb. I. 470. diese veränderte Farbe dadurch entstehen, wenn man die Wurzel tief in die Erde leget, wenn man sie hingegen höher in der Erde stehen läßt, sollen die Blumen die gewöhnliche Farbe erhalten.

Diejenige Wurzel, welche hohl iſt, findet man in den Apotheken unter dem Namen gemeine runde Osterlucey, Aristolochia rotunda fabacea oder vulgaris, indem man solche den Kräften nach, der Osterlucey gleich geschätzet, welches aber einen großen Abfall leidet. Und ob man gleich dieser Wurzel nicht alle Wirkung absprechen kann, so wird sie doch billig verachtet, und die viel wirksamere Osterlucey gebrauchet.

Erdschaf.

S. Lama.

Erdscheibe.

S. Saubrod.

Erdschmidt.

Dieser Name wird in einigen Gegenden von Deutschland, wie Rö-

sel im zweyten Theile seiner Insectenbelustigungen bemerket, der so genannten Todtenuhr, das ist, demjenigen Insecte gegeben, welches sich in den hölzernen Wänden oder Balken der Gebäude aufhält, und durch sein Nagen einen solchen Laut verursachet, der mit dem Schlagen einer Taschenuhr übereinkömmt und von abergläubischen Leuten für ein Zeichen eines bevorstehenden Todesfalles gehalten wird. S. Todtenuhr.

Erdschnecke ohne Hauß.

Limax L. Man nennet selbige auch schlechtweg Erd- oder Ackerschnecke, oder damit man solche von andern Erdschnecken, welche in einem Gehäuße wohnen, und dieses mit sich herumtragen, unterscheide, nackende Schnecke, ob sie gleich im genauen Verstande nicht gänzlich nackend oder unbedecket ist; man giebt ihr daher auch den Namen Schildschnecke. Einige Naturforscher haben selbige aus der Gesellschaft der schalichten Schnecken ausgestoßen und mit den Insecten vereiniget, andere aber beyderley Arten zugleich verzeichnet. Am besten hat Herr von Linné und mit ihm Herr Bonnet diese Schnecken in der natürlichen Ordnung zwischen die Schal- und kriechenden Thiere, oder zwischen die Würmer und eigentlichen Schnecken und Muscheln gesetzet, indem sie sowohl zu der einen, als der andern Familie gerechnet werden können.

Man findet zwar von diesen Erdschnecken ohne Hauß verschiedene Arten, welche wir auch zuletzt anführen wollen, alle aber kommen in ihrem Baue und der äußerlichen auch innerlichen Beschaffenheit mit einander überein; daher wir eine allgemeine Beschreibung geben wollen, zumal auch die Einwohner der einschaligen Gehäuße vieles mit diesen gemein haben, und die, bey Beschreibung der Schneckenthiere vorkommenden, gebräuchlichen Kunstwörter hierbey bemerken können. Der Körper ist länglicht und hat eine schleichende oder kriechende Bewegung. An dem vordern Theile, welches der Kopf ist, bemerket man leichtlich die vier Fühlhörner, davon die beyden obern, größern und längern sich mit einem Knöpfchen endigen, auf welchem ein schwarzer Punkt befindlich ist, so, nach Swammerdams Meynung, die Augen der Schnecken sind. Herr Müller hält alle vier Stangen nur für Fühlhörner, und die vorragenden Knöpfchen für Befestigungspunkte der Nerven und Muskeln, vermittelst welcher diese Hörner, wie Handschuhsinger, in sich selbst eingewickelt, und wiederum hervorgestoßen werden können. Gautier hegt fast gleiche Meynung, und hält solche nur für

Stangen, womit die Schnecken den Weg ausforschen. Unterwärts am Kopfe sieht man den Mund, die Lippen und Zähne, und an der linken Seite des Halses eine Oeffnung für die Zeugungsglieder. Den mittlern Theil des Thieres machet das fleischige Brustschild, oder besser das Rückenschild, oder nach Hr. Swammerdam ein länglichtes Dach aus, worunter die Schnecke ihren Kopf und ganzen Leib verbergen kann. Auf dem Brustschilde befindet sich auf der rechten Seite ein Luftloch. Der letztere Theil, oder der Hinterleib läuft in eine schwanzartige Spitze aus. Mit den Fühlhörnern pfleget die Schnecke alle vorkommende Sachen zu berühren, und gleichsam zu untersuchen. Die wunderbaren Bewegungen, welche sie damit zu machen pflegen, sind jedermann bekannt. Sie strecken solche aus, drehen sie auf die Seite, richten sie in die Höhe und unterwärts, und ziehen selbige nach Gefallen wieder ein. Wenn die Schnecke das Maul aufmachet, sieht man mit bloßen Augen den Zahn, durch das Vergrößerungsglaß aber die daran befindlichen Zacken. Da diese Zacken alle untereinander verwachsen sind, sieht der Zahn wie eine krumme Sichel aus, deren erhabene Seite einwärts, die hohle und vertiefte aber auswärts stehet. Andere zählen fünf rothe Zähnchen. Das Schild am Bruststücke ist gemeiniglich schwarz und weiß marmorirt, oder doch anders, als der übrige Körper gefärbet, vorne zu wie ein Lappen, den man aufheben kann, hinterwärts aber ist solches an der Haut fest angewachsen. Bey den einschalichten Schnecken findet man an dessen Stelle den sogenannten Mantel; das, daselbst befindliche Luftloch dienet der Schnecke sowohl zum Athemholen, als auch ihren Unrath auszuwerfen. Unterwärts sieht man eine starke, schwammichte Haut, durch deren Hülfe die Schnecke sich wellenförmig bewegen und dadurch fortkriechen kann. Man nennet diese den Fuß oder die Sohle. Die Sohle ist, wie der ganze Körper, mit einem Kleister ganz bedecket, welcher aus den Drüsen hervorquillt, und wodurch die Schnecke über alle harte Körper wegschlüpfen und sich daran fest ankleben kann. Ueberdies kann man an der Sohle, oder der Bauchfläche viele Muſceln wahrnehmen, und wenn man die Schnecke über eine Glasscheibe schleichen läßt, und diese alsdenn betrachtet, wird man die wellenförmige Fortpflanzung der Bewegung durch alle Muſceln wahrnehmen. Die Schwanzspitze lieget nicht platt auf der Erde, sondern etwas spitzig, wie ein Hahnen-

nenkamm, und giebt beſonders viel Speichel oder Schleim von ſich. Der Hals und der Leib iſt mit länglicht ſpitzigen, zarten Drüschen beſetzet, und wie Chagrin anzufühlen. Die ganze Haut iſt ein muſculöſes, zur Ausdehnung und Einziehung geſchicktes Gewebe. Die Farbe der Haut iſt verſchieden; man findet ganz weiße, und ganz ſchwarze, auch graue und gelblichte. Von der Beſchaffenheit der innern Theile wollen wir nur das merkwürdigſte anführen. Eine genaue Zergliederung des innerlichen Baues und aller Theile kann man in Swammerdams Naturbibel nachleſen. Wenn man dergleichen bey dieſen Schnecken vornehmen will, muß man ſie zuvor kochen; im friſchen Zuſtande iſt alles zu weich. Unter dem Bruſtſchilde liegt das Herz, welches ſchlägt, aber nur aus einem Ohre und einem Herzbeutel beſteht. Mitten in der Bruſt, oder in dem Rücken liegt ein Steinchen, das Schneckenſteinchen, Bruſt = oder Rückenbein genannt, welches wie eine kleine, länglichte, hohle Muſchel ausſieht; es iſt ſolches rund herum durch verſchiedene Häutchen, und oberwärts durch ein Netzchen, welches vielleicht aus lauter Adern beſteht, und unter dem Bruſtſchilde liegt, genau befeſtiget. Zuweilen iſt ſelbiges nur häutig, zuweilen dicke und ganz ſteinicht, zuweilen aber nur hin und wieder hart. Swammerdam glaubet, daß die Schnecken dieſes Steinchen jährlich einmal verwechſeln, wie bey den Krebſen geſchieht. Man hält dafür, daß ſolches den Muſkeln dieſes weichen Thieres zu einem feſten Wirkungspunkte diene. Die Zeugungsglieder füllen den größten Theil des Bauches aus, doch liegen ſelbige an drey verſchiedenen Oertern; die drey Gänge derſelben aber vereinigen ſich und machen endlich nur eine gemeinſchaftliche Oeffnung. Der eine Gang kömmt von der Ruthe oder dem männlichen Gliede, der zweete von der Mutter, und der dritte von dem ſogenannten Purpurbeutelchen. Dieſes iſt ein länglichtes Beutelchen, ſo zwiſchen dem Herze und der Leber liegt, nnd eine zähe Feuchtigkeit enthält, deren Nutzen noch unbekannt iſt. In dieſem Behältniſſe liegt auch der ſogenannte Venuspfeil, welches ein fiſchgrätenartiges Knöchelchen, und hinterwärts mit einigen Muſkelfaſern verſehen, vorne aber ganz ſpitzig, und drey- auch vierzackicht iſt. Es gehören demnach die Schnecken, wie Swammerdam zuerſt gelehret, unter die wahren Zwitter, und ſind auch wirklich dergleichen, obgleich Gautier ſolches läugnet. Dieſer hält ſelbige für Mißgeburthen; ſind die Zwitter nicht alle im genauen

genauen Verſtande vergleichen? Jede enthält ſowohl die männlichen, als weiblichen, zur Erzeugung nöthigen Werkzeuge; doch kann jede davon allein und für ſich ſelbſt ſich nicht fortpflanzen. Es paaren ſich allemal zwo Schnecken mit einander, beyde aber verrichten wechſelsweiſe die Pflicht eines Männchens und eines Weibchens, und jede einzelne Paarung iſt eine doppelte Befruchtung. Es iſt jedoch die Lage dieſer Theile nicht allemal zu beyden Verrichtungen geſchickt, und alsdenn kommt das dritte Thierchen zu Hülfe; daher man nicht ſelten eine große Menge Schnecken auf einem Haufen ſieht, die wie ein Roſenkranz auf einander angereihet ſind. Ehe dieſe Schnecken ſich gegenſeitig beſchwängern, kommen ſie einige Tage näher zu einander, und machen den Anfang mit einem beſondern Vorſpiele. Sobald ſie ſich einander nähern, kömmt der Venuspfeil aus der gemeinſchaftlichen Oeffnung herfür, und der Pfeil des einen ſticht das andere Thier, und bleibt entweder in ſelbigem ſtecken, oder fällt zu Boden. Die gereizte Schnecke zieht ſich zurück, nahet ſich aber bald wieder und ſchießt auf die andere gleichfalls einen Pfeil loß, worauf alsdenn die Begattung vor ſich geht. Dabey fügen ſie ihre Leiber zuſammen, wie man zwo flache Hände zuſammenleget, berühren einander mit ihren Fühlhörnern öfters, und machen wunderliche Bewegungen; jede füget ihr männliches Glied in die Schaam der andern, hangen einige Tage ſo bey einander, und laſſen endlich den Saamen von ſich gehen. Dergleichen Paarung geſchieht alle vierzehn Tage zu dreymalen hintereinander, und jedesmal geht dabey ein Pfeil verloren. Von den geſchalten Schnecken will der Däniſche Müller beobachtet haben, daß keine ſich eher zu begatten anfängt, bis ihr Gehäuſe vollkommen gebildet; weil die Materie, welche zuvor zur Bildung der Schale nöthig war, nunmehr auf die Bildung der Liebespfeile verwendet werden kann. Vielleicht gilt dieſes bey den nackenden von dem Schneckenſteinchen. Die Eyer, welche ganz rund, und wegen des anklebenden Schleimes glänzend ſind, legen ſie im Auguſt und ferner bis in den November und December, wenn die Erde ohne Froſt bleibt, auf verſchiedene Art auf und in die Erde, doch ſo, daß ſie durch die Sonne ausgebrütet werden können. Sie kleben ſolche mit ihrem Schleime feſt an und legen ſie gemeiniglich an feuchte Oerter. Man findet derſelben zuweilen funfzig, achtzig, ja hundert bey einander, zuweilen auch nur einzeln liegen. Die ausgebrüteten Schnecken

wachſen

wachsen in erstaunender Geschwindigkeit. Das Winterlager dieser Schnecken ist auch merkwürdig; der Gang hierzu fängt mit einer Oeffnung an, welche mit vielen Schleim umgeben ist, dann geht der Gang erst schief, hernach senkrecht, alsdenn wieder eine Strecke schief, bis er zuletzt senkrecht in eine kleine Höhle führet, welche mit dem Kleister ganz überzogen ist. Diese Wohnplätze findet man nur in der fetten und schwarzen Erde, niemals in sandigen Boden; daher auch die sandigen Gegenden nicht leicht von der Schneckenplage heimgesuchet werden. Sie liegen so lange in ihren Höhlen, als die Luft kalt ist, und leben, oder schlafen vielmehr darinnen, ohne Nahrung, doch sterben in dieser Zeit die meisten; vielleicht leben sie selten länger, als ein Jahr.

Zuletzt müssen wir noch derjenigen Versuche erwähnen, welche der Abt Spalanzini und nachher D. Schäfer veranstaltet, indem sie selbigen sowohl den Kopf, als Schwanz abgeschnitten, und neue ähnliche Theile hervorwachsen gesehen. Es wird dieser Versuch nicht leicht mislingen, wenn der Schnitt nur scharf und glatt geschieht. Stirbt die Schnecke, ist solches gewiß zufälligen Ursachen zuzuschreiben. Wenn man sie gerade in der Mitte durchschneidet, ist der Schnitt allemal tödtlich. Den Kopf von dem Anfange des Rumpfes zu unterscheiden, hält bey den Schnecken öfters sehr schwer. Es erstrecket sich solcher ein klein wenig über die Wurzeln der beyden obern Fühlhörner hinaus; geht der Schnitt nicht so weit, werden wenig sterben, und die meisten einen neuen Kopf bekommen. Es wird auch zur neuen Erzeugung dieser abgeschnittenen Theile ein ziemlicher Grad der Wärme erfodert, deswegen man solche nicht zu jeder Zeit vornehmen kann.

Diese Schnecken leben von Pflanzen. Sie suchen sich in den Gärten den weichesten Sallat, und auf den Aeckern genießen sie die zarten Keime des jungen Getraides; das Graß scheint vorzüglich zu ihrer Nahrung bestimmet zu seyn. Fehlet dieses und ihre Anzahl ist groß, machen sie sich an alles grüne, verzehren und verderben alles, und werden alsdenn eine allgemeine Landplage. Nur die Gerstensaat sollen sie verschonen. Was aber auch nicht abgefressen wird, verdirbet doch durch den zähen Schleim, welchen sie auf ihren Gängen auf den Saaten zurücklassen. Vornehmlich gehen sie des Abends auf den Raub aus, und fressen die ganze Nacht über. Ist die Witterung heiß und trocken, kriechen sie an feuchte Oerter und legen sich häufig in die Furchen und weichen Gleiße. Der Schneckenfraß ist gewiß

gewiß die Folge von naſſen Jahren, und man darf keine andere Urſachen ausfindig zu machen, bemühet ſeyn, warum dieſe Thierchen manchmal in mehrerer und zu anderer Zeit in weniger Anzahl zugegen ſind. Dem Schneckenſchaden vorzubauen, hat man vielerley Mittel angewendet; die meiſten aber, wo nicht alle, ſind fehlgeſchlagen, oder laſſen ſich nicht füglich anwenden. Die vornehmſten ſind: 1) das Feld mit Aſche, Kalk, Gyps oder Ofenruß zu beſtreuen, oder zu düngen; 2) eine Heerde Enten auf die Felder zu treiben; 3) durch eine gewiſſe Witterung ſolche zu verjagen; und 4) den Saamen mit ſtinkenden und ſalzigen Feuchtigkeiten einzuweichen. Man kann hierüber Schirachs natürliche Geſchichte der Erd-, Feld- und Ackerſchnecken nachleſen, welcher dieſe und viele andere Mittel wohl geprüfet und den Kalch vorzüglich empfohlen hat. Wenn man dieſe Schnecken mit Salz beſtreuet, werden ſie alsbald in einen Schleim aufgelöſet und vernichtet.

Es können dieſe Schnecken vielleicht auch nützlich ſeyn. Ob man ſolche ehedem geſpeiſet, iſt ungewiß, jetzo erwählet man hierzu nur diejenigen Arten, welche Gehäuſe haben, und die nackenden werden nicht geachtet, obgleich ſelbige von einerley Beſchaffenheit ſind; alle können wegen der vielen ſchleimichten Beſtandtheile wenig Nahrung geben. In der Arzneykunſt pfleget man das ſchleimichte Weſen in Milch abgekochet, den Kindern wider den Keichhuſten einzugeben. Es ſollen auch ſchwindſüchtige Kranke dadurch viele Linderung erhalten.

Die bekannten Arten von nackenden Schnecken ſind

1) Die ſchwarze Waldſchnecke, Limax ater L. Sie iſt oben ganz ſchwarz, am Bauche aber blaulicht; der Länge nach zeigen ſich tiefe ungleiche Runzeln, welche den Nacken und den Schwanz ungleich machen. Die Eyer ſind blaßblau, ſo groß wie ein Pfefferkorn. Liſter hat in dieſer Art keinen Schneckenſtein finden können. Man findet ſie außer den Wäldern auch in feuchten Kellern und Wieſen.

2) Die gelbgeränderte Erdſchnecke, Limax albus L. Sie iſt weiß, hat aber einen gelben Rand. Iſt bey uns ſelten anzutreffen.

3) Die kleine braune Bergſchnecke, Limax rufus L. Iſt kleiner als die erſte Art, ruſtfärbig röthlich, und am Fuße der Gebirge ſehr gemein.

4) Die große, gefleckte Buſchſchnecke, Limax maximus Linn. Iſt unter allen die größte, dunkel oder blaßaſchgrau, mit vielen braunen Flecken, ſonderlich auf dem Rückenſchilde bezeichnet; in

den Seiten sieht man wellenförmige Striche und am weißen Bauche zwo Reihen schwarzer Flecke. Sie hält sich mehrentheils in dicken Gebüschen auf.

5) Die durchsichtige, gestreifte Mooßschnecke, Limax hialinus L. Sie ist klein, fast glasartig, durchsichtig, und von den Fühlhörnern, welche kurz sind, bis an das Rückenschild mit einem braunen Striche bezeichnet. Sie hat viele Runzeln, die am Bauche abgebrochen sind. Hält sich gemeiniglich in den Gärten auf.

6) Die aschgraue, ungefleckte Ackerschnecke, Limax agrestris L. Sie ist klein, aschgrau, nicht gefleckt. Sie besuchet Felder, Gärten, Wiesen, und thut der Wintersaat öfters Schaden.

7) Die durchsichtige, gelbe Erdschnecke, Bernsteinschnecke, Limax flauus L. Sie ist von mittler Größe, gelb, durchsichtig wie Bernstein, und über und über gefleckt. Man findet sie zuweilen im Grase.

8) Die Warzenschnecke, Limax papillosus L. Ist nicht größer als ein Reißkorn, oberwärts mit spitzigen Wärzchen besetzet, unterwärts weiß. Diese findet man nur in dem Norwegischen Meere.

Herr Justizrath Müller geht bey Bestimmung dieser nackenden Schnecken so, wie in vielen andern, die Würmer und Schalthiere betreffenden, Umständen von Herrn Linné ab. Er beschreibt die glatte und die ganz weiße mit ihren Abänderungen, als 1) weiß mit gelben Saum, 2) mit orangenfärbigen Saum, und 3) mit schwarzen Fühlhörnern. Von der grauen hat derselbe 1) aschfarbige mit fünf weißen Strichen am Bauche, 2) mit abwechselnden weißen und aschfarbigen Runzeln, auch einer doppelten Reihe schwarzer Flecken am Bauche und 3) mit weißen Rande angemerket, auch verschiedene ganz neue Arten, als die umwundene, Limax cinctus, geränderte, grünliche u. s. f. beschrieben.

Erdschocken.

S. Artischocken.

Erdschwalbe.

Erdschwalbe ist die gemeine Sand- und Uferschwalbe, oben grau, unten weiß, bauet ihr Nest an steilen Ufern, und in Sandbergen, wo sie sich tiefe Löcher machet, und darinnen überwintert.

Erdschwamm.

S. Kugelschwamm.

Erdschwein.

Unter dieser Benennung pflegen einige Schriftsteller diejenigen vierfüßigen Thiere aus dem südlichen Amerika zu verstehen, welche

che ſonſt unter dem Namen Tamandua und Ameiſenfreſſer bekannt ſind, wie bereits im erſten Theile dieſes Werkes unter dem Artikel Ameiſenfreſſer S. 257. angemerket worden iſt.

Erdſpinne.

So nennen einige die hochrothe Erdmilbe, welche ſich im Frühlinge und Sommer auf den Aeckern und Feldern zeiget. Herr Röſel aber verſteht dadurch eine wirkliche Spinnenart, nämlich diejenigen Spinnen, welche ſich auf den Feldern aufhalten, und dieſelben mit ihrem Geſpinnſte überziehen. Andere Schriftſteller pflegen ſie gemeiniglich Feldſpinnen zu nennen. S. Spinne.

Erdſpinnenkraut.

Erdſpinnenkraut hat man gemeiniglich dasjenige Geſchlecht genennet, welches im lateiniſchen den Namen Phalangium erhalten. Obgleich nachher Linnäus ſolches Geſchlecht Bulbine und zuletzt Anthericum genennet, auch damit einige, von andern Schriftſtellern zu andern Geſchlechtern gebrachte, Arten vereiniget, und Herr Dietrich Zaunblume, Planer aber Spinnkraut, als den Geſchlechtsnamen angenommen haben, wollen wir doch den erſten behalten, und darunter die bekannteſten Arten des Antherici Linnaei anführen; doch erinnern wir, daß das Beinbrechgraß, welches auch zu dieſem gehöret, bereits unter dieſem Worte beſchrieben worden. Die Kennzeichen dieſes Geſchlechtes ſind ſchwer zu beſtimmen, und eben ſo ſchwer iſt der eigentliche Unterſchied zwiſchen dieſem und der Ackerzwiebel und der Meerzwiebel anzugeben, zumal da nach Herr von Linne einige Arten glatte, andere haarichte Staubfäden haben, auch ſonſt einigen Unterſchied in der Blume zeigen. Die Blume hat keinen Kelch, ſondern nur ſechs länglichte, ſtumpfe, ausgebreitete Blumenblätter; ſechs pfriemenartige, aufrechtſtehende Staubfäden umgeben den Fruchtkeim, deſſen Griffel mit einem dreyeckigen Staubwege geendiget iſt. Das trockne, eyförmige Saamenbehältniß zeiget äußerlich drey Furchen, innerlich drey Fächer, und öffnet ſich mit drey Klappen, die Saamen ſind eckicht. Herr von Haller eignet denjenigen Pflanzen, welche nach ihm Phalangia ſind, ausgebreitete Blumenblätter zu, und erinnert hierbey, daß ſich ſolche vornehmlich zur Mittagszeit in dieſem Zuſtande befinden, und zur Nachtzeit die Blume ſich ſchließe. Um die Arten deſto leichter zu unterſcheiden kann man ſolche in zwo Abtheilungen bringen.

a) Mit rinnenförmigen Blättern, und glatten Staubfäden.

1) Das

1) Das äſtige Erdſpinnenkraut, weißer Wiederthon, Sandlilien, Sandgraßgilgen, Phalangium ramoſum, Anthericum ramoſum L. wächſt in unfruchbaren Gegenden im Flugſande, blühet im May und Brachmonathe, erhält ſich in der länglichtrunden, knollenartigen Wurzel, aus welcher viele, lange, nach und nach ſpitziger zulaufende, völlig ganze, flache, aber in der Mitte mit einer vertieften Linie durchzogene Blätter, und ein dünner, äſtiger, ohngefähr zween Fuß hoher, und mit wenig kleinen Blättern beſetzter, oder nackender Stängel entſpringt. Die weißen Blumen ſtehen in einer lockern Aehre um die Enden des Stängels und der Aeſte. Die Blumenſtiele ſind in Aeſte abgetheilet, und die Blumenblätter ausgebreitet; der Griffel ſteht gerade. Herr Müller hat in den Schriften der Berner Geſellſchaft nach dem verſchiedenen Stande der Blumenblätter die Stunden beſtimmet, oder eine Pflanzenuhr angegeben.

2) Das großblümige Erdſpinnenkraut, Lilienzaunblume, Phalangium non ramoſum, Anthericum Liliago L. iſt der vorigen viel ähnlich, nur ſind die Stängel und Blumenſtiele nicht in Aeſte getheilet, die Blumen größer, und der Griffel unterwärts gebogen. Dieſe findet man ſeltener in hieſigen Gegenden, liebet aber ähnliche Oerter.

3) Das glockenförmige Erdſpinnenkraut, unächte Lilie, St. Brunolilie, Anthericum liliaſtrum Linn. Unter dem letztern Namen hat dieſe Pflanze Tournefort als ein beſonderes Geſchlecht beſchrieben; Herr von Haller und Böhmer haben ſolches Hemerocallis genannt, da zuvor Hr. von Linné dieſes mit der Affodillilie unter dieſem Namen angeführet. Die ſaftige, gelbe, aus vielen, bey einander ſtehenden, rübenförmigen Knollen zuſammengeſetzte Wurzel treibt viele lange, grasförmige, in der Mitte gefurchte, völlig ganze, ſpitzige Blätter, und einen nackenden, etwa einen Fuß hohen, einfachen Stängel, an deſſen obern Theile viele große, weiſſe, wohlriechende Blumen ſitzen, welche eine einſeitige Aehre vorſtellen. Die ſechs Blumenblätter machen unterwärts eine Röhre, und oben einen weiten glockenförmigen Rand. Die ſechs Staubfäden ſind unterwärts gekrümmet. Dieſe Pflanze wächſt auf den Schweitzeriſchen Alpen, kömt aber auch in unſern Gärten im freyen Lande gut fort, verlanget keine Wartung, und läßt ſich durch die Wurzel vermehren.

b) *Mit fleiſchichten oder ſaftigen Blättern und haarichten Staubfäden.*

4) Strauchartiges Erdſpinnenkraut, Zwiebelblätterichte Aloe, Phalangium capenſe foliis cepitiis Dill. Anthericum fruteſcens Linn. Die knollen- oder rübenförmige, gelblichte Wurzel treibt einen Stängel, ſo mit vielen, dicht an einander ſtehenden, fleiſchichten, rundlichen oder kegelförmigen, langen Blättern durchaus beſetzet, oder vielmehr bedecket iſt. Wenn die Pflanze älter geworden, vertrocknen die untern Blätter, und der Stängel wird nach und nach am untern Theile nackend, treibt aber immer, indem ſolcher fort wächſt, neue Blätter, ſo daß immer viele gegenwärtig ſind. Da die Blätter an dem Stängel feſt anſitzen, oder ſelbigen vielmehr umgeben, ſo bleiben häutichte Ringel an dem nackenden Theile deſſelben gegenwärtig; der Stängel ſelbſt verlängert ſich in einen ſchwachen langen Blumenſtängel, dergleichen auch zuweilen zwiſchen den obern Blättern hervortreibt, welcher untenher nackend, oben mit einer Blumenähre beſetzet iſt. Dieſe iſt anfangs kurz und die Blumen ſtehen dichte bey einander; wie ſolche aber aufblühen, entfernen ſie ſich von einander, und die Aehre wird locker, aber immer länger, und es vergehen viele Wochen, ehe alle Blumen aufblühen. Dieſe ſind gelblicht, die Staubfäden mit vielen Haaren beſetzet, und die Blätter enthalten einen gelblichten Saft. Die Pflanze wächſt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung; und ob ſolche gleich immer grün bleibt, verlanget ſie doch eben nicht viel Wärme, dauert im Winter in einem mäßigen Glashauſe, und den Sommer über im Scherbel in freyer Luft, treibt viele Wurzeln und zugleich neue Stängel, und kann durch die Zertheilung vermehret werden. Saamen haben wir niemals erhalten. Sie gedeihet in lockerer ſandiger Erde wohl, will im Sommer viel begoſſen und öfters verſetzet ſeyn.

5) Das Aloeartige Erdſpinnenkraut, Phalangium foliis aloeformibus Dill. Anthericum aloides Linn. hat mit der vorigen gleiches Vaterland und faſt einerley Anſehen. Die Blätter ſind nur pfriemenartig und etwas flach.

Erdſtern.

S. Mondkraut.

Erdweiſchel.

S. Kirſchbaum.

Erdweyrauch.

S. Bathengel und Schlagkraut.

Erdwinde.

S. Löwenmaul und Winde.

Erdwolf.

S. Maulwurfsgrille.

Erdwurm.
S. Regenwurm.

Eremit.

Eine Art von Krebskrabben, Cancer Bernhardus Linn. welche, wegen ihres nackten und zarten Schwanzes, die Gewohnheit haben, sich leere Schneckenhäuser nach ihrer Größe auszusuchen und ihren Hinterleib darinnen zu verbergen; daher sie auch Krebsschnecken und Schneckenkrebse genannt werden. S. Krebsschnecke.

Diejenige Art von Krebskrabben, welche der Ritter von Linné Eremit, wegen ihrer einsiedlerischen Lebensart, nennt, ist von der angeführten Art ganz verschieden, hat rauhe, mit sechs Spitzen versehene Scheeren und hält sich in einem runden, korkähnlichen Seegewächse auf. Man findet sie in dem Mittelländischen Meere und zwar gemeiniglich an der Italienischen Küste.

Der Name Eremit ist von dem Ritter von Linné auch noch einem andern Insecte, nämlich einem ungehörnten Käfer gegeben worden, welcher in den südlichen Gegenden von Europa auf den Weiden gefunden wird, weil er ebenfalls ein einsiedlerisches Leben führet. Das Kopfstück dieses Käfers ist viereckicht und mit einem erhabenen Rande versehen. Das Bruststück hat der Länge nach zwo erhabene Runzeln und die Schenkel sind mit Stacheln besetzet. Er giebt einen Geruch wie Juchtenleder von sich.

Eren.
S. Ahorn.

Eridanus. S. Flußgestirn.

Erle.

Alnus, ist zu allen Zeiten als ein besonderes Baumgeschlechte angenommen, und auch vom Hrn. von Linné ehedem beybehalten, zuletzt aber mit der Birke vereiniget worden. Ob nun zwar beyde in der Blüthe und Frucht viel ähnliches zeigen, so kann man doch der alten Gewohnheit noch weiter folgen und beyde für besondere Geschlechte annehmen, zumal sich doch einige Unterscheidungszeichen angeben lassen. Die Erle unterscheidet sich von der Birke durch die stärkern Blumenkätzchen, durch die rundlichen Saamenzapfen und deren Schuppen, welche sich nur öffnen, aber nicht abfallen, wie auch durch die dickern Blätterknospen und größern Blätter. Bey der Erle liegen unter jeder Schuppe zween, bey der Birke aber drey Saamen. Diese sind geflügelt, hingegen bey der Erle nur eckicht; doch behauptet Linnäus, daß dieser Unterschied nicht allemal anzutreffen sey.

Herr von Linné hält alle Erlen für eine Art; andere aber nehmen

men drey verschiedene Arten an, als:

1) Die gemeine Erle, Eller, Elder, Elsen, Elsterbaum, Urle, Aerle, Orlinbaum, Otten- oder Otterbaum, Alnus glutinosa, Betula Alnus Linn. Die Blätter dieses bekannten Baumes stehen wechselsweise an den Aesten, sind ziemlich rund und breit, mit runden Zähnen ausgezacket, schwarzgrünlicht, im jüngern Zustande klebricht anzufühlen, unterwärts mit vorragenden Adern, und, nach Herrn von Hallers Bemerkung, bey den Winkeln dieser Adern mit kleinen schwammartigen Drüsen besetzet, aber nicht rauch oder wollicht. Anstatt der Spitze zeigen sie öfters einen Ausschnitt. Die Blüthen erscheinen zu Ende des Märzes und Anfange des Aprils; der Saamen wird im September und October reif. Die Blätterknospen sind bläulicht, und öffnen sich im April, nachdem die männlichen Blüthen den Staub fallen lassen. Bey den jungen Erlen ist die Rinde bräunlicht, wird nach und nach schwärzlicher, bekömmt äußerlich Risse, und erhält auf der innern Seite eine rothe Farbe. Das frische Holz ist roth; je älter und trockner es wird, je weißlicher erscheint es. Sie wächst am liebsten auf nassen und sumpfichten Boden, in den Brüchen, doch kömmt sie auch im trockenen Grunde fort, wenn das Erdreich nicht zu sandicht ist, gedeihet aber daselbst niemals so gut, als auf nassen Stellen. Die Vermehrung geschieht durch den Saamen, junge bewurzelte Schößlinge, wie auch Stecklinge oder Aeste. Man kann den Saamen im Herbste und auch im Frühjahre aussäen; die erste Zeit ist die beste, wenn die Gegenden zur Herbst- und Winterzeit keiner Ueberschwemmung ausgesetzet sind. Hr. v. Brocke giebt den Rath im Juli und August sechs Fuß breite Graben, auf acht Fuß von einander entfernet, in gleicher Linie zu ziehen, und aus der ausgegrabenen Erde zwischen beyden Graben einen so hohen Damm aufzuwerfen, welcher nicht überschwemmet werden kann, und diesen im Herbste mit Saamen zu besäen. Die hier erwachsenen Stämmchen können in der Folge zu Bepflanzung eines nassen Platzes angewendet werden. Der Saame soll nicht über einen viertel Zoll tief in der Erde zu liegen kommen. Wie die Vermehrung durch die Aeste oder Setzlinge am füglichsten zu veranstalten hat Herr von Brocken gleichfalls gelehret. Man schneidet diese im März, ehe das Laub ausschlägt, von den Lohden, oder denen, an alten Stämmen ausgetriebenen Seitenästen, und zwar einen Zoll tief unter dem Ringe, den die Erle vor drey Jahren angesetzet hat, schräge, wie einen Rehfuß ab; das

über diesem dreyjährigen Ringe befindliche zweyjährige Holz behält man ganz, reiniget es von allen Seitenzweigen, und kürzet endlich den ganzen Setzling einen Zoll lang über dem einjährigen Ringe, so, daß noch ein Zoll lang jähriges Holz übrig bleibt. Das Einsetzen geschieht also, daß der dreyjährige Ring, mit dem Zoll langen, schräg abgeschnittenen, dreyjährigen Holze unter diesem Ringe in die Erde, hingegen der zweyjährige Ring, oder drey bis vier Zoll zweyjähriges und das, einen Zoll lange jährige, Holz außer der Erde zu stehen komme. Haben solche ein Jahr über gestanden, werden sie im Februar oder März einen Finger lang über der Erde abgehauen, damit sie mehrere Schüsse treiben und büschicht werden. Herr von Brocke versichert, daß auf keine andere Art diese Satzellern gedeihen wollen, (s. Forstmagaz. XI. Band, S. 116.) Da jeder Trieb eines Baumes, wo der Jahrwuchs zu Ende ist, einen merklichen Ring zurückläßt, wird man leichtlich finden können, wo dergleichen Aeste abzuschneiden. Die Vermehrung mit bewurzelten Schößlingen hat Herr Bertrand in der Berner Oecon. Gesellsch. 1762. empfohlen. Du Hamel giebt den Rath, abgehauene Stöcke mit Erde zu bedecken, da denn solche in zwey bis drey Jahren viele junge Brut hervortreiben. Man kann auch solche einen Mann hoch von der Erde abköpfen, da ein Stamm zehn und mehrere hervortreiben wird. Die Erle wächst zwar nicht sehr groß, aber geschwinde, und kann in zwanzig Jahren zu Brenn- und Nutzholze gehauen werden. Deswegen und weil solche an dergleichen Oertern fortkömmt, wo kein anderes Holz erbauet werden kann, ist dieser Baum hochzuschätzen. Das trockne Holz giebt eine helle Flamme und fast gar keinen Rauch, und ist dem Werthe nach das Mittel zwischen Birken und Küfern. Das Holz giebt gute Kohlen, welche sonderlich zu Verfertigung des Schießpulvers gesuchet, und dazu leichter gemachet werden. Man machet aus verschiedener Absicht harte und schwere Kohlen aus halb trockenem Holze, und weiche oder leichte, aus einem Holze, welches ein Jahr zuvor gehauen und recht trocken geworden. Die Erlenstangen dienen zu leichten Leitern, und werden häufig zu Hopfstangen gebrauchet. Wo hölzerne Schuhe Mode sind, pfleget man solche aus diesem Holze, wie auch die Absätze zu ledernen Schuhen und Leisten davon zu verfertigen. Das maßrige brauchen die Tischer zu ausgelegter Arbeit, indem sich solches schöne schwarz beitzen läßt. Sonderlich dienet die Eller beym Wasserbaue und zu Befestigung der Ufer. Die Wurzeln gehen im

lockern schwammichten Boden weit um sich, saugen das Wasser stark ein, wodurch auch Moräste nach und nach ausgetrocknet werden können. Es wird dadurch der Grund feste gemachet, und wenn man an den Ufern einige Reihen Ellern pflanzet, und solche alle zehn Jahre ordentlich behauet, können dadurch die Ufer der reissenden Flüsse ziemlich zusammengehalten, auch dergleichen, zumal die kleinen Wasser, krebsreich gemachet werden. Die daraus gefertigten Wasserröhren dauern ungemein lange, nur Schade, daß man nicht immer hierzu schickliche Stämme antrifft. Die Färber und Hutmacher gebrauchen die Rinde statt der Galläpfel und verfertigen daraus eine schwarze Farbe. Die Schuster vermischen die Rinde mit altem Eisen, und gebrauchen die Lauge, das Leder zu schwärzen. Die reifen Früchte mit etwas Kupferwasser vermischet, geben eine sehr schöne Dinte. Fettes und klebrichtes Laub in die Kammern ausgestreuet, soll die Flöhe an sich locken, daß man diese mit den Blättern auskehren kann. Das Holz wird wider die Wanzen gerühmet. Auch größere Thiere werden dadurch verjaget. Ehe das Getraide eingeführet wird, soll man auf dem Boden der Scheuer eine Schichte Erlenlaub legen, und darüber her wieder etwas Stroh breiten, und das Laub damit bedecken, hierauf das Getraide darauf legen, auch an den Seiten und Wänden herum Erlenbüsche stecken. Da nun Ratten und Mäuse den Geruch des Erlenlaubes nicht vertragen können, fliehen sie die Oerter, und bey Ausräumung des Getraides soll keine Aehre von diesen Thieren angefressen seyn.

In der Arzneykunst wird die Erle selten gebrauchet; man kann solche, in Ansehung der Kräfte, mit der Eiche vergleichen. Rinde und Früchte haben eine zusammenziehende Kraft; daher auch einige, wiewohl höchst unwahrscheinlich, selbige mit der Chinarinde vergleichen wollen. Die grünen Blätter sollen zertheilen, und äusserlich aufgeleget, Geschwulst und Entzündungen vertreiben. Die Einwohner auf den Alpen pflegen Säcke mit Erlenblättern zu füllen, solche in der Sonne oder am Ofen zu wärmen, gelähmte Personen darauf zu legen, und diese durch einen erregten häufigen Schweiß zu heilen. Ein Schwedischer Amerikaner hat Herrn Kalm erzählet, daß er sich in den Fuß bis auf den Knochen gehauen, und sich daselbst geronnenes Geblüte gesetzet, die Wunde hierauf mit dem abgekochten Tranke von der Erlenrinde fleißig gewaschen, und bald wieder einen gesunden Fuß erhalten, ob es gleich anfangs ziemlich gefährlich damit ausgesehen. Die

jungen

jungen Aeste und Blätter dienen auch zum Gerben und zum Futter für das Vieh, sonderlich für Schaafe und Ziegen. Wenn das Abstreifen zu früh, als es wegen der Knospen seyn soll, auch viele Jahre hinter einander geschieht, oder man die grünen Zweige zu oft, und zur unrechten Zeit abhauet, werden die Erlenbüsche großen Schaden leiden, und die Benutzung, so aus dergleichen Fütterung zu erlangen ist, dem Verluste nicht gleich zu schätzen seyn.

2) Die Nordische weiße Erle, Alnus incana. Diese hat Herr von Linné nur für eine Spielart, hingegen Herr von Haller, Gleditsch und nebst ihm andere neuere als eine besondere Art angenommen. Die Blumenkätzchen, Saamenzapfen, Rinde und das Holz zeigen einen merklichen Unterschied, welcher auch in den, aus Saamen erzogenen, Bäumen unveränderlich bleibt, wie du Roi bezeuget. Herr Hofrath Gleditsch hat auch bemerket, wie die Knospen zu jeder Zeit kleiner, als an der gemeinen Art sind. Der junge Trieb zeiget nichts klebrichtes und die Blätter sind eyförmig, jedoch am Ende spitziger, als an der gemeinen Art; der Rand hat auch spitzige, und größere, fein gezackte Einschnitte; die Oberfläche ist dunkelgrün und glatt, und, nach Hallers Wahrnehmung, mit einer weißen Wolle überzogen; die untere ist weißgrün, und wollicht, mit erhabenen weißlichten Adern versehen. Im März und April erscheint die Blüthe. Die männlichen Kätzchen sind auf drey Zoll lang, dicker als bey der gemeinen und dunkelgelb; die viel kleinern weiblichen haben ihre Schuppen dicht auf einander liegen, und die beyden Griffel ragen zurückgebogen aus jeder derselben hervor; der Zapfen selbst ist auch größer. Die Rinde des Stammes ist glatt und weiß; gleiche Farbe zeiget auch das Holz; doch nennt man sie in Norwegen die rothe Erle, da man die gemeine daselbst die schwarze zu nennen pfleget. Sie scheint mehr einen trocknen und sandichten, als nassen Boden zu lieben. Die Vermehrung kann, wie bey der ersten Art, angestellet werden. Am schnellen Wuchse übertrifft diese fast die unsrige. In Norwegen wird die Rinde zur schwarzen Farbe gebrauchet, und die Sprößlinge werden im Frühjahre den Schaafen als ein gesundes Futter vorgeworfen, um von ihnen das Wasser abzutreiben, welches sonst eine Art Wassersucht zu verursachen pfleget.

3) Die schmalblätterichte oder runzlichte Erle, Alnus rugosa americana. Herr du Roi hat solche nach Stämmen, so aus Nordamerikanischen Saamen erzogen, beschrieben. Die Blätter sind schmäler, als bey den beyden andern

andern Arten, eyförmig zugespitzet, scharf ausgezacket, auf beyden Seiten hellgrün, oben glatt; unterwärts läuft der Länge nach eine weißlichte Ader, welche in schräger Linie nach dem Rande zu etwas feinere Nebenäste paarweise einander gegen über treibt, und aus diesen letzten kleinen Adern kömmt ein Gewebe noch kleinerer Adern, die das Blatt etwas runzlicht bilden. Die Rinde ist an alten Aesten dunkelgrau, an jüngern aber grün. Ob diese sonst einige Vorzüge vor der gemeinen haben dürfte, muß die folgende Zeit lehren.

Erle, schwarze, S. Faulbaum.

Ermelblume.

Ermelblume übersetzt Hr. Planer Manulea Linn. Dieses neue Geschlecht besteht aus zwo Arten, welche ehedem zu andern Geschlechtern gerechnet worden, nämlich der Lobelia cheiranthus, und Selago tomentosa. Die Geschlechtskennzeichen sind ein fünffach getheilter Kelch, ein Blumenblatt mit fünf pfriemenartigen Einschnitten, von welchen die vier obern näher bey einander stehen, zween kurze und zween lange Staubfäden und ein Griffel. Die zweyfächerichte Frucht enthält viele Saamen. Beyde Arten sind in unsern Gärten unbekannt.

Ernrose.

S. Pappeln.

Erskruper.

Erskruper, nach dem Pontoppidan Erskraber, Tangsnore, Gasterosteus Spinachia, Linn. gen. 169. sp. 10. nach dem Müller der Dornfisch, unter seinen Stachelbärschen; nach dem Klein Steinpicker, Erßkruper, Spinochia, s. desselben Pickeniter, Centriscus I. und unsern Artikel Dornfisch, II. 366.

Erven.

Eruum. Ein bekanntes Schotengewächse mit schmetterlingsförmigen Blumen, und zehn Staubfäden, deren neune in eine Scheide verwachsen sind. Der Kelch ist fast so lang als die Blumenblätter, und in fünf zarte spitzige Einschnitte getheilet. Das größere, platte Helmblättchen ist etwas zurückgeschlagen, das kleine Kielblättchen zugespitzet, und die beyden Flügel sind stumpf und halb so groß als das Helmblättchen; der einfache Griffel ist in die Höhe gerichtet, und mit einem nackenden, oder nicht haarichten Staubwege geendiget; die länglichte, stumpfe Schote ist gleichsam wellenförmig, oder der Länge nach durch verschiedene Erhebungen und dazwischen befindlichen Vertiefungen abgetheilet, indem

die rundlichen Saamen die Schote selbst erheben und dadurch vorragen, zwischen selbigen aber niedrig und zusammengezogen bleibt. Es hat dieses Geschlecht mit einigen andern eine große Aehnlichkeit. Von der Wicke kann selbiges füglich durch den nackenden Staubweg unterschieden werden, als welcher bey der Wicke mit Haaren besetzet ist. Die Kücher erkennet man an der kurzen aufgeblasenen Schote. Die Linsen sind am schwersten zu unterscheiden, daher auch Herr von Linné diese bald mit den Erven, bald mit den Küchern vereiniget, und zuletzt abermals von diesem Geschlecht getrennet, und zu den Erven gerechnet. Die Saamen und Blätter könnten das beste Unterscheidungszeichen abgeben. Bey den Linsen sind sie mit Gäbelchen geendiget, welche bey den Küchern und Erven fehlen; und bey jenem sind die Saamen zwar auf beyden Seiten erhaben, jedoch mehr platt als kugelförmig, da hingegen selbige bey den Erven kugelförmig und bey den Küchern eckicht sind. Außer den gemeinen Erven wollen wir hier einige Arten bemerken, welche Herr von Linné unter diesem Geschlechte angeführet.

1) Die gemeine Erve, Eruum Eruilia Linn. Die dünne, fäßerichte Wurzel treibt viele, ohngefähr einen Fuß hohe, schwache, eckichte, ästige Stängel. Die gefiederten Blätter endigen sich nicht mit Gäbelchen, sondern mit einem ungepaarten Blättchen. Aus dem Winkel kommen die Blumenstiele, deren jeder gemeiniglich zwo purpurfärbige, oder auch weißliche, mit bläulichen Streifen durchzogene Blumen träget. Die herabhängenden, wellenförmig abgetheilten Schoten sind etwa einen Zoll lang, und die braunröthlichen Saamen kleinen Erbsen ähnlich, zuweilen etwas dreyeckicht. In Spanien und Italien wächst diese jährige Pflanze unter dem Getraide, blühet im May und Juni, und trägt auch bey uns häufig reifen Saamen. In Frankreich pfleget man die Erven zum Futter für das Vieh auf die Felder zu säen; bey uns bedienet man sich lieber der Wicken. Die Saamen hat man in den Apotheken eingeführet, und solchen eine zertheilende und eröffnende Wirkung zugeeignet. Man kann aber solche füglich entbehren. Man hat auch Brod daraus backen wollen, welches aber einen übeln Geschmack gehabt. Man könnte die Saamen dem Federvieh, sonderlich den Tauben überlassen, als welche selbige gern fressen und gut davon gedeyhen. Bey den Pferden aber sollen selbige zu einer epidemischen Krankheit Gelegenheit gegeben, und vorzüglich eine Schwachheit

in den Knieen verursachet haben; das Stroh ist ein gutes Futter für alles Vieh. Die Erve kann wie die gemeine Erbse gebauet werden; sie schüttet reichlich.

2) Die viersaamige Erve, kleine glatte Feldwicke, glatte Vogelwicke, Eruum tetrasper- mum L. wächst unter dem Ge- traide, und auf der Brach, auch auf hohen Triften. Diese jährige Pflanze blühet im Brachmonathe. Ihr Stängel ist viereckicht und zweyschneidig; die gefiederten Blätter bestehen gemeiniglich aus zehn wechselsweise gestellten Blättchen; der Blumenstiel ist ganz zart, und trägt eine, oder zwo kleine, rothe oder bläulichte Blumen; die Schote enthält gemeiniglich kugelförmige Saamen; die Pflanze ist, wie die folgende, ein nahrhaftes Futter für das Vieh.

3) Die rauche Erve, kleine rauche Feld- oder Vogelwicke, Eruum hirsutum L. hat mit der vorigen einerley Geburtsort und Nutzen, jeder Blumenstiel trägt viele Blumen, und die Schote zween kugelrunde Saamen.

Erven, S. auch Lathyrus und Phasanenkraut.

Ervenwürger.
S. Schuppenwurzel.

Erze.

Minerae. Hierunter versteht man erd- und steinartige Körper, welche mit veränderten oder unveränderten metallischen oder halbmetallischen Substanzen vermischet und vereiniget sind. Die Metalle und Halbmetalle leiden von Erden, Salzen, Arsenik und Schwefel mancherley Veränderungen, und bisweilen ist ein Metall gegen das andere selbst die Ursache der Veränderung. Ein Metall oder Halbmetall, das durch eine oder mehrere dieser Substanzen seines metallischen Glanzes, Klangs, Geschmeidigkeit und seiner Schmelzbarkeit beraubet wird, heißt ein vererztes Metall oder vererztes Halbmetall. Oft ist ein vererztes Metall oder Halbmetall mit unmetallischen Erden und Steinen vermischet, und mit selbigen mehr und weniger genau vereiniget; bisweilen aber sind die vererzten Metalle und Halbmetalle mit keinen Erden und Steinen vermischet, ob sie wohl in und zwischen denselben gefunden werden.

Die Lagerstätte der Metalle und Erze sind eigentlich unter der Erde, und werden Gänge, Flötze, Nester, Stockwerke und Geschütte genennet. Lehmann Mineral. S. 113. giebt von selbigen eine ganz deutliche Beschreibung; er sagt: „Gänge sind Adern, „welche mit einer von dem an- „dern Gestein des Gebirges un- „ter-

„terschiedenen Art von Steinen „oder Erzen ausgefüllet sind, und „das Gebirge bald perpendiculair, „bald diagonal durchschneiden. „Flötze sind Erdschichten, welche „entweder ganz horizontal über„einander liegen, oder wenigstens „einen sehr geringen Winkel von „wenigen Graden machen. Ne„ster sind mit Erz angefüllte „Klüfte, welche aber nicht als „Gänge in egaler Stunde, oder „in egaler Mächtigkeit fortsetzen, „sondern sich wieder verlieren, „und auch sich wieder anlegen. „Stockwerke sind viele Lachter „mächtige Gänge, welche weder „hangendes noch liegendes ha„ben. Geschütte sind, wenn „Erzte übereinander schichtweise „liegen, doch so, daß immer zwi„schen jeder Schicht sich ander „Gestein und dergleichen findet.„ Diejenigen Körper aber, welche bey Erzeugung der Metalle dieselben in sich nehmen, heißen Metallmütter von welchen Lehmann ebendaselbst folgendes saget: „die Metallmütter sind feste „mineralische Körper, welche „schon vor Erzeugung derer Me„talle in der Erde sich befinden, „bey der Erzeugung der Metalle „solche in sich nehmen, und als „Werkzeuge der Vollkommenma„chung derselben sich bezeigen. „Hierunter gehören nun Klüffte „und Gänge, die Saalbänder „der Erze, allerley Steine, „Erden, verbrennliche Mine„ralien u. s. f.„

Unter den verschiedenen Meynungen von Erzeugung der Metalle in und unter der Erde, scheint diejenige wohl die wahrscheinlichste zu seyn, wenn man saget, daß die Metalle durch die unterirdischen Dämpfe erzeuget werden. Ob nun gleich bey den meisten Erzen Schwefel und auch oft Arsenik gefunden werden, so folget doch hieraus noch nicht, daß diese beyden Materien zur Erzeugung der Metalle etwas beytragen; man kann vielmehr auf die Gedanken kommen, daß diese beyden Substanzen, und vorzüglich der Schwefel, vielleicht aus einer ganz andern Ursache mit den Metallen eine Vereinigung erhalten haben. Sie scheinen für die erzeugten metallischen Substanzen, ob diese gleich durch selbige aus ihrer metallischen Gestalt gesetzet werden, vielmehr ein Verwahrungsmittel zu seyn, damit die erzeugten metallischen Theile nicht so leicht von andern unterirdischen Dämpfen aus ihrer Verbindung gesetzet, und die Mischungen zerstöret werden, als wodurch, wenn die Mischung zerstöret wird, eine metallische Substanz aufhöret ein Metall zu seyn. Obgleich aber ein Metall durch die Vereinigung mit Schwefel und Arsenik oder auch mit einer salinischen Substanz sein metallisches Ansehn verliert,

liert, aus seiner metallischen Gestalt gesetzet und in ein Erz verwandelt wird, so ist doch hiermit nicht erwiesen, daß die Mischung eines Metalles zerstöret oder so verändert worden, daß es nie wieder zu Metall gebracht werden könne. Denn wofern nicht die Mischung der erdichten Grundtheile der Metalle zerstöret wird, so kann man noch nicht sagen, daß die Mischung einer metallischen Substanz, welche etwas von dem brennbaren Wesen verloren, zerstöret worden. Niemand aber wird durch die Erfahrung darthun können, daß die Mischung der erdichten Grundtheile eines Metalles, wenn es mit Schwefel oder einer andern vererzenden Substanz eine Vereinigung erhalten, und dadurch sein metallisches Ansehn verloren, auf diese Weise zerstöret worden; auch ist die Meynung, daß die Metalle durch die Vereinigung mit Schwefel ihr brennbares Wesen verloren, nicht von allen Zweifel frey, noch mit überzeugenden Gründen unterstützet. Denn die Erfahrung, daß die vererzten Metalle durch das Rösten ohne brennbares Wesen erhalten werden, ist wohl ohne Zweifel und gewiß, dienet aber zu keinem Beweiß, indem durch das Rösten nicht allein Schwefel und Arsenik, sondern auch brennbares Wesen von den Metallen losgerissen und in die Luft gejaget, folglich dadurch noch nicht bewiesen wird, daß die Metalle, bey welchen sich Schwefel und Arsenik befinden, ohne brennbares Wesen sind, dessen Gegenwart vielmehr bey einigen Metallen die Erfahrung ohne Widerspruch darthut. Gesetzt aber auch, daß die Metalle vermittelst der, durch Schwefel und Arsenik verursachten, Vererzung das brennbare Wesen verloren, so folget hieraus weiter nichts, als daß ein Metall seines metallischen Ansehns und der Eigenschaften, die es als ein wirkliches Metall hat, beraubet worden, ohne in der Mischung der erdichten Theile eine Veränderung zu leiden, als vermittelst welchen es durch die Vermischung mit einem brennbaren Wesen gar leicht wieder in Metall verwandelt werden kann. In diesem Fall würden Schwefel und Arsenik demohngeachtet noch als Verwahrungsmittel zu betrachten seyn, weil sie den von dem brennbaren Wesen entblößten erdichten Theilen, als beschützende Decken, dienen würden, daß andere zerstörende Dünste die Mischung der erdichten Theile nicht angreifen und zerstören, und folglich das Reduciren oder Wiederherstellen der Metalle unmöglich machen könnten. Kann man aber im Gegentheil darthun, wie denn ungezweifelte Erfahrungen vorhanden

handen sind, daß die durch Schwefel und Arsenik vererzten Metalle ihres brennbaren Wesens nicht beraubet worden, noch sonst eine dem Wesen eines Metalls nachtheilige Veränderung erlitten, so muß man alsdenn auf die Gedanken kommen, daß Schwefel und Arsenik den durch sie vererzten Metallen vielmehr Nutzen als Schaden bringen. Ob aber dieser Nutzen darinnen besteht, daß diese Materien, Schwefel und Arsenik, zur Erzeugung der Metalle etwas beytragen, oder zur Vollkommenmachung dienen, wird deswegen hierdurch nicht behauptet. Soviel aber scheint doch der Wahrscheinlichkeit gemäß zu seyn, daß Schwefel und Arsenik bey den vererzten Metallen viel eher Verwahrungsmittel, als zerstörende Körper abgeben, und auf diese Weise nützlich sind; wiewohl deswegen noch nicht folget, daß sie außer diesem Nutzen nicht noch einen andern leisten können.

Was die Eintheilung der Erze betrifft, so ergiebt sichs von selbst, daß man so viele Abtheilungen von Erzen machet, als es Metalle und Halbmetalle giebt, indem die Erfahrung nunmehr lehret, daß alle Metalle vererzt werden können. Es giebt demnach Erze von Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Bley, Zinn, Zink, Wißmuth, Spiesglas, Kobolt, Arsenik und Quecksilber.

1) Golderze; hierunter kann man sowohl mineralisirtes als solches Gold verstehen, welches ohne mineralisiret zu seyn, in andre Erze eingemischet ist. Zur erstern Art, so die eigentlichen Golderze ausmachet, gehöret das in Siebenbürgen bey dem Dorfe Nagiay brechende Golderz, welches ein durch Spießglas mineralisirtes Gold ist, ingleichen die in der Gegend von Salatna befindlichen Goldkiese, welche beyde der Bergrath Delius in seiner Abhandlung von dem Ursprunge der Gebirge und der darinnen befindlichen Erzadern. Leipzig 1770. 8. S. 120. und S. 126. deutlich beschrieben hat. Außer diesen kann man auch den in Ungarn befindlichen Göldischen Zinnober, und die bekannte Schemnitzer Blende, wie auch einige Zinkerze, die vieles güldisches Silber enthalten, zu den wirklichen Golderzen rechnen. Uneigentliche Golderze sind diejenigen, wo das Gold sichtbar eingesprenget ist, und diese machen den größten Theil des Goldes aus, das in der Welt gebrauchet wird.

2) Silbererze. Das Silber wird entweder auf Quarz, Spath, Hornstein, Schiefer und Kobolt in groben und zarten Dräten, wie auch in crystallinischer Gestalt gewachsen, und in Körnern und Blättchen eingemenget und angeflogen, oder als mineralisiret und

in Beschaffenheit eines Erzes gefunden. Man findet nämlich das Silber mineralisiret: 1) mit Schwefel allein, Glaserz; 2) mit Kochsalzsäure oder Arsenik, Hornerz; 3) mit Arsenik und etwas Schwefel, Rothgüldenerz; 4) mit Arsenik, Schwefel, Kupfer und etwas Bley, Weißgüldenerz; 5) mit Arsenik, Schwefel, Kupfer, Eisen und Bley, Schwarzerz oder Schwarzgüldenerz; 6) mit Arsenik, Schwefel, Kupfer und Eisen, vielleicht auch etwas Spießglas, Fahlerz, Grauerz; 7) mit Schwefel und Spießglas, Federerz. Außer diesen Erzen findet man das Silber in verschiedenen Erden und Steinen, wie die sogenannten silberhaltigen Gilben sind, ferner in den Silberschwärzen u. d. ingleichen in verschiedenen Bley, Kupfer, Eisen, Zink, Kobolt, Wißmuth und Spießglaserzen.

3) Kupfererze. Das Kupfer wird vererzt und vermischet gefunden: 1) mit Schwefel, bisweilen auch mit etwas Arsenik und Eisen, Kupferglaserz; 2) mit Arsenik und Eisen, Weißerz; 3) mit Schwefel und Eisen, Lebererz, Leberschlag, braun Kupfererz; 4) mit Schwefel, Arsenik, Eisen und etwas wenig Silber, Fahlkupfererz, Kupfer, Fahlerz, grau Kupfererz; 5) mit Schwefel und Eisen, Schwarzerz; 6) mit Schwefel und etwas Eisen, bisweilen auch mit etwas Arsenik, gelb Kupfererz, Kupfererz, Kupferkießerz, wohin auch die Kupferlosur, Losurerz gehöret; 7) mit Arsenik, Eisen und Farbenkobolt, Kupfernikel; 8) mit Kalcherde, Bergblau und Berggrün; 9) mit Kalchspat, Malachit; 10) mit Thonerde, Kupferschiefer; 11) mit einer nicht genug bekannten weichen Stein- oder Erdart, Kupfermulm, so auch ein in Erde verwandeltes und verwittertes Kupferz seyn kann. Ueber dieses wird auch das Kupfer in verschiedenen Silber, Bley, Zinn, Eisen und Koboltersen, ingleichen in Kiesen, Erden, Sanden und Steinen theils eingemischet, theils eingesprenget und angeflogen, oder als ein auf Eisen, Stein, Erden und Holz präcipitirtes Kupfer, so Cementkupfer genennet wird, oder als ein gediegenes und verschiedentlich figurirtes Kupfer gefunden.

4) Eisenerze. Das Eisen wird folgendermaaßen vererzt gefunden: 1) mit einer unmetallischen Erde, wie auch aufgelößter Eisenerde, Blutstein, Glaskopf, ingleichen der gemeine röthlichte, gelblichte, schwarzgraue und blaulichte Eisenstein, der Magnetstein, der Schmirgel, der Braunstein, der Eisenglimmer; 2) mit Kalcherde, Stahlstein; 3) mit selenitischen Spat, Weißeisenerz;

eisenerz, Eisenblüthe; 4) mit Schwefel und etwas Arsenik, grau Eisenerz; 5) mit Thonerde, See- oder Sumpferz; 6) mit einer unmetallischen Erde, Arsenik und mit etwas Zinn, Wolfram, Wolfarth. Außer diesen Erzen findet sich auch Eisen in den Atramensteinen, Schwefelkiesen, Mißpickel, und verschiedenen Zink, Zinn, Kupfer und Silbererzen und fast in allen Arten von Erden.

5) Bleyerze. Bley wird vermischet gefunden: 1) mit Schwefel und gemeiniglich mit etwas Silber, Bleyglanz; wohin auch das Schattenerz und Glanz- oder Wascherz zu rechnen, welches letztere ein mit Steinart vermischter Bleyglanz ist; 2) mit Schwefel, Eisen und Silber, eisenhaltiger Bleyglanz; 3) mit Schwefel, Spießglas und Silber, Striperz, Stripmalm; 4) mit Schwefel und Arsenik, Bleyschweif; 5) mit Arsenik, Bleyspath, weißes Bleyerz, ingleichen grünes Bleyerz, grüner Bleyspath; übrigens findet man auch das Bley mit Erden vermischet, so deshalben Bleyerde genennet wird.

6) Zinnerze. Zinn findet man vermischet: 1) mit Eisen und Arsenik, Zinngraupen, Zwitter oder Zinnzwitter, und Zinnstein, zu welchem letztern auch die sogenannten weißen Zinngraupen und Zinnspath gehören.

7) Zinkerze. Zink wird vermischet gefunden: 1) mit Schwefel und Eisen, zuweilen auch mit Bleyglanz, eigentlich sogenanntes Zinkerz; 2) mit Schwefel, Arsenik und Eisen, verschiedene Arten von Blenden, wovon einige bisweilen mit etwas Silber vermischet sind. Außerdem findet man Zinkocher mit Eisenocher vermischet, Gallmey.

8) Wißmutherze. Der meiste Wißmuth findet sich eigentlich gediegen in verschiedenen Steinarten, gemeiniglich in Hornstein und Spath, und diese Art wird uneigentlich Wißmutherz genannt. Die eigentlichen Wißmutherze sind, welche Wißmuth mit Arsenik und etwas Schwefel und Kobolt vermischet enthalten, dergleichen das graue Wißmutherz und die Wißmuthblüthe oder das taubenhälsige Wißmutherz ist.

9) Spießglaserze. Spießglas wird vermischet gefunden: a) mit Schwefel, strahlichtes Spießglaserz, Spießglasfedererz, stahlichtes Spießglaserz; b) mit Schwefel und Arsenik, rothes Spießglaserz.

10) Koboltererze. Man findet Kobolt vermischet: a) mit Kalcherde, schwarzer, mulmichter Kobolt; b) mit Hornstein oder auch Quarz, der dürre Kobolt; c) mit Arsenik und metallischen Sub-

Substanzen, derber speisiger Kobolt, Schlackenkobolt; d) mit eisenschüßiger Ochererde, gelber Kobolt; e) mit vielem Arsenik, gestrickter Kobolt; f) mit Arsenik, Wißmuth und Eisen, Glanzkobolt; g) mit Arsenik und einer nicht genug bekannten Erde, weißer Kobolt. Außer diesen findet man den Kobolt mit Silber- Kupfer- Eisen- Zinn- und Wißmutherzen, ingleichen mit Quarz, Spath, Letten u. d. vermischet.

11) Quecksilbererze. Von diesen ist zur Zeit nur ein einziges bekannt, nämlich der Bergzinnober, welcher ein mit Schwefel vermischtes Quecksilber ist. Sonst aber wird dasselbe meistentheils rein und gediegen in Erden und Steinen gefunden.

Von allen diesen Erzen ist noch überhaupt zu merken, daß sie auf gar mancherley Weise brechen, indem einige derb, reich oder arm, streichend oder fallend, andere nierenweise, würflicht, körnicht, angeflogen u. s. f. brechen, und beym Schmelzen zum Theil leichtflüßig, zum Theil strengflüßig sich beweisen.

Was endlich die Benennung der Erze betrifft, so wird man zwar die einmal eingeführte Gewohnheit aus mancherley Ursachen nicht ändern können, obgleich nicht zu läugnen, daß dadurch oft zu vielen Irrungen und unrichtigen Begriffen und Mißverstand Gelegenheit gegeben wird; unterdessen wird man es doch keinem Mineralogen und Chymisten für einen Fehler anrechnen, wenn dieselben den gewöhnlichen und gemeinen Benennungen bisweilen schicklichere, und der Beschaffenheit gemäßere Namen an die Seite setzen. Was denkt man z. E. bey Glaserz, Fahlerz, Röschgewächse, Gänsekötbigerz, u. s. f. Zu was Ende nutzen die gar zu häufigen und oft wundersamen Eintheilungen, welche mehr durch eine ausschweifende Einbildungskraft, als durch die Natur der Sache entstanden sind, und nicht selten zu Verwirrungen Gelegenheit geben?

Von jedem der obenbenannten Erze werden wir an seinem Orte die zu jedem Geschlechte gehörige Art genauer betrachten.

Erzgänge.

Venae metallicae, werden diejenigen Striche oder Adern in und zwischen den Steinen genannt, welche mineralisirtes Metall oder Erz enthalten. S. Gang.

Esche.

Eschbaum, Fraxinus. Unter diesem Namen vereiniget Herr von Linné einige Bäume, welche in der Blume einen merklichen Unterschied zeigen. Zwitter und weibliche Blumen findet man gemeiniglich auf verschiedenen Stämmen,

men, zuweilen auch auf dem weiblichen Stamme einige Zwitter, und umgekehret mit den Zwitterblumen zuweilen einige weibliche vermischet. Die Blumen selbst sind entweder ganz nackend, ohne Kelch und Blumenblätter, oder haben einen kleinen, vierfach getheilten Kelch, und vier schmale, lange, spitzige, gleichförmige Blumenblätter. In den Zwitterblumen sieht man zween Staubfäden mit viertheiligen, oder mit vier Furchen durchzogenen Staubbeuteln, und einen Griffel mit doppelten Staubwege. Die Frucht ist ein länglichter, zungenförmiger Saame. Die weiblichen Blumen sind diesen völlig ähnlich, nur daß selbige keine Staubfäden haben. Die Blätter an den Eschen stehen an den Aesten einander gegen über, sind gefiedert, bestehen aus vielen, paarweise gestellten, und endigen sich mit einem einzelnen Blättchen.

1) Die gemeine, nackend blühende **Esche, Asche,** der **Aeschbaum, Eschern, Steineschern, Aerschen, Langesper, Geisbaumäsche, Wundholzbaum,** Fraxinus apetala, Fraxinus excelsior Linn. Dieser, in Ansehung des Holzes, sehr nützliche Baum, wächst in vielen Gegenden Deutschlands wild, blühet im May und liefert im October häufig reife Saamen. Die äußere Rinde ist aschfarbig braun, und bleibt bis in das dreyßigste Jahr glatt, nachher fängt sie an Risse zu erhalten, welche von Jahren zu Jahren stärker werden. Das Holz ist weiß und feste, und wenn es verarbeitet wird, mit schönen Flammen versehen. Die Blätter bestehen aus sieben, neun, eilf, bis dreyzehn länglicht zugespitzten, ausgezackten Blättchen, welche auf beyden Flächen eine schöne grüne, jedoch unterwärts eine etwas hellere Farbe und daselbst eine weiße, der Länge nach hinlaufende, Ader zeigen. Junge Eschen zu erziehen, ist die Ausstreuung des Saamens das beste Mittel. Dieses soll gleich nach der Reife desselben im October geschehen; indem die Saamen lange in der Erde liegen, und gemeiniglich erst im zweyten Frühjahre hervorkeimen. Die Versuche, junge Bäume aus Zweigen zu erziehen, sind auch gelungen. Verlanget man starke und hohe Bäume, soll man den Saamen an solche Oerter ausstreuen, wo die Bäume immerfort sollen stehen bleiben, will man aber Alleen davon anlegen, kann man selbige in der Baumschule erziehen, und nach Belieben verpflanzen, wobey die Wurzeln sorgfältig zu schonen, und nur die Herzwurzel einige Zoll zu verkürzen ist. Es liebet dieser Baum eine leichte gute Erde, worinnen solcher in vierzig bis funfzig Jahren seine größte Vollkommenheit erreichen wird, in schlechten Boden geschieht

das Wachsthum sehr langsam. Im feuchten Lehme, welcher kalt und feste ist, gedeihet die Esche gar nicht; nassen lockern Grund kann sie ziemlich vertragen, erhält aber weniger festes und dauerhaftes Holz; auf weißen kreidichten Grunde, soll sie außerordentlich gut fortkommen. Sie wächst eben so gut in Wäldern, als wenn sie frey steht und auf allen Seiten Wind und Wetter ertragen muß, erreichet auch eine ansehnliche Höhe, wird von Insecten mehr und öfterer als andere Bäume beschädiget. Die Spanischen Fliegen kann man im Sommer in Menge davon einsammeln, und die Hornisse fressen die äußere Rinde an jungen Stämmen cirkelweise um die Zweige ab, wodurch selbige gar viel leiden. Die Esche kann zwar als Schlagholz genutzet werden, welches aber selten geschieht, auch ist bey uns die Benutzung des Laubes, welche im Hildesheimischen eingeführet worden, gar nicht gebräuchlich. Die Bäume werden daselbst als Satzweiden gezogen, und nach sechs bis sieben Jahren im August und September geköpfet, die abgeschnittenen Aeste in Bündel gebunden, im Schatten getrocknet, und dem Winter über dem Hornviehe, besonders den Ziegen und Schaafen vorgeleget. Das ganze Verfahren beschreibt du Roi I. Band 283. S. Miller behauptet, daß durch dieses Futter Milch und Butter stinkend und unbrauchbar gemachet würden. Bey uns pfleget man das Eschenholz zu Tischen, Schränken, Stühlen und solchen Geräthe zu verarbeiten, das im trocknen bleiben kann, indem es daselbst länger dauert, als wenn es der äußern Luft ausgesetzet ist. Nach dem Verarbeiten erhält dieses Holz ein feines, weißlicht gelbes, geflammtes Ansehen, und zuweilen schöne Adern, daß es zu den feinsten Arbeiten gebrauchet werden kann. Die Wagenachsen, Wagenbäume, Klötze zu Rollen und Griffe zu allerley Werkzeugen pfleget man auch daraus zu machen, weil es nicht leicht spaltet. Die Böttcher erhalten daraus die besten Reifen zu den großen Brauböttchen, weil das Holz sehr biegsam ist. Es soll auch das einzige Holz seyn, woraus gute Raqueten zum Ballschlagen gemachet werden können. Um dieses vielfachen Nutzens und des schnellen Wuchses wegen ist der Anbau der Esche zu empfehlen, nicht aber wegen der Arzneykräfte, obgleich viel übertriebenes davon angeführet wird. Die Blätter sollen ein Gegengift wider den Biß giftiger Thiere seyn, und D. Martin berichtet, s. Schwed. Akad. Abhandl. 27 Band 154 S. wie er auf zartes, zerstoßenes Eschenlaub Franzwein gegossen, und von dem ausgepreßten Safte alle halbe

Stunden

Stunden ein Spitzglas nehmen, zugleich aber auch einen Umschlag von ausgepreßten Blättern auf die Wunde legen lassen, überdieß Abends ein Theeköpfchen voll Baumöl, oder statt dessen einen gehäuften Theelöffel voll Theriak eingegeben; auf welche Art er verschiedene, welche von giftigen Nattern gebissen worden, in vier Tagen wieder hergestellet. Da Baumöl und Theriak allein gebrauchet, in dergleichen Fällen wenig bewirken können, könnte man dem Eschensafte alle Kraft zuschreiben. Auch der ausgepreßte Saft allein hat den Vipernbiß geheilet, wie man in Vandermonde Sammlung 6 Band 243 S. nachlesen kann. Das Holz soll sowohl zur Blutstillung bey Wunden dienlich, als auch dem Franzosenholze gleich zu schätzen seyn. Auch die innere weiche Rinde soll eine besondere Kraft wider den Schlangenbiß besitzen, wenn sie wie eine Binde schneckenförmig über den ganzen vergifteten Theil angeleget wird, man kann aber auch von einer leinewandenen Binde eben dergleichen Wirkung zuweilen erhalten. Auch haben einige diese Rinde wider die Wechselfieber angerühmet und der Chinarinde gleichgeschätzet, welches wir nicht zugeben können. Das davon abgekochte Wasser färbet die Auflösung des Vitriols schwarz. In England kochet der gemeine Mann den unreifen Saamen mit Essig und Salz, ißt solchen als Sallat, bedienet sich auch dieses Trankes zu Brühen. Es hat dieser einen gewürzhaften Geschmack. Daß der getrocknete Saame, welcher den Namen Vogelzunge erhalten, die Fettigkeit des Körpers verminderе, ist auch nicht erwiesen, und der daraus verfertigte Trank in der Wassersucht noch nicht genugsam geprüfet, obgleich van Swieten dieses Mittels erwähnet hat. Rupp will auch von dieser Esche Manna gesammelt haben; doch findet man hiervon bey andern Schriftstellern keine Nachricht. Diesen Saft liefert eigentlich die folgende Art. Daß die Esche in ältern Zeiten bey den Großen in Ansehen gestanden, und unter andern zu Spießen und Bogen im Kriege gebrauchet worden, kann man in Ehrhardts Oekon. Pflanzenhistorie IV. Band 63 S. nachlesen.

2) Die vollblüthige oder großblümige **Esche, Mannaesche,** Fraxinus Ornus. Sie wächst in Italien und andern wärmern, mehr südlichen Gegenden von Europa. Die Blätter bestehen aus sieben bis neun kleinern Blättchen, welche schmäler als bey der gemeinen Esche, dunkelgrün, am Rande ausgezahnet, und in ihren Zähnen wellenförmig erhaben sind. Im May und Juni kommen an den Enden der Aeste große, dicke, und

von Geruch gleichsam süße, unterwärts hangende Blumensträuße zum Vorscheine. Die Blumen selbst zeigen vier kleine, grüne Kelche und vier länglichte weiße Blumenblätter; die Staubbeutel übertreffen an Größe die Staubfäden und ragen aus der Blume heraus. Der Saame wird bey uns nicht reif. Ueberhaupt ist zu merken, daß dieser Baum unsere Winter zwar vertragen könne, aber bey dem frühen Ausbruche der Blumenbüschel von den spät einfallenden Nachtfrösten öfters der Verlust des ganzen Baumes zu befürchten sey. Die Fortpflanzung kann durch den Saamen geschehen, welchen man aber aus wärmern Ländern erhalten muß; leichter durch das Pfropfen der Reiser auf die Stämme der ersten Esche; doch ist alsdenn ihr Wachsthum langsamer. Es treibt der Baum eine schöne Krone, und bleibt von Insecten fast gänzlich verschonet; das Holz kömmt mit der gemeinen überein. Von dem Manna, so entweder von dieser oder der folgenden Art des Eschbaumes gesammelt wird, soll unter diesem Namen gehandelt werden.

3) Die rundblätterichte Esche, Mannaesche, Fraxinus rotundifolia Mill. Ihr Vaterland ist Calabrien. Die Blätter sind zwar ebenfalls aus sieben bis neun kleinern Blättchen zusammengesetzt, diese aber sind rundlicher und hellgrüner, auch in der Größe weit kleiner, auf beyden Flächen glätter und am Rande tiefer ausgezacket, als bey der zwoten Art, deswegen hat Miller solche besonders angeführet, obgleich Hr. von Linné davon gar nichts erwähnet. Die purpurfärbigen Blumen kommen vor dem Ausbruche der Blätter zum Vorscheine; der Stamm soll niedriger bleiben, und in Italien nicht über sechzehn Fuß hoch wachsen. Man kann diese Art durch Saamen und durch das Pfropfen auf die gemeine Esche fortpflanzen; doch wollen die Stämme im freyen Lande nicht wohl aushalten. In Italien fließt in den warmen Tagen des Juni und Juli aus den Zweigen und Blättern das Manna.

4) Die Nordamerikanische weiße Esche, Fraxinus Caroliniana Mill. Herr von Linné vereiniget diese und die folgende Art unter dem Namen Fraxinus americana. Die Blätter sind größer, als bey der unsrigen, an beyden Enden zugespitzet, unterwärts hängend, oder vielmehr in der Spitze unter sich gekrümmet, hellgrün und unterwärts etwas weißlicht. Auch der Saame ist größer. Die Vermehrung geschieht durch frisch erhaltenen Saamen, auch durch das Pfropfen auf die gemeine Esche. In Amerika wächst sie in niedrigen nassen Gegen-

Gegenden, hält auch bey uns den Winter gut aus, und zeiget einen schnellen Wuchs. Das Laub wird von den Insecten häufig angefallen, daher und überhaupt diese Amerikanische vor der gemeinen keinen Vorzug hat.

5) Nordamerikanische schwarze Esche, Fraxinus nouae Angliae Mill. Sie unterscheidet sich von der vorigen, daß die Blättchen in eine lange Spitze auslaufen und eine dunklere Farbe haben, daß der Saame kleiner ist, und die Rinde schwärzer scheint. Im übrigen kömmt diese mit der vorhergehenden in dem Wachsthume und der Wartung überein.

Esche, Asch, Aescher, Thymallus, Vmbra fluuiatilis, s. unsern Artikel Aesche, I. 115.

Esche, dornichte, S. Herkuleskeule.

Escheritzen.

S. Elsebeerbaum.

Eschern.

S. Esche.

Escherwurz.

S. Diptam.

Eschlauch.

S. Zwiebeln.

Eschrössel.

S. Elsebeerbaum.

Eschröslein.

S. Eberesch baum.

Esel.

Dieses bekannte vierfüßige Thier aus der Klasse der vollhufigen wird von dem Ritter von Linné unter das Geschlecht der Pferde gesetzet und von einigen Naturforschern für ein ausgeartetes Pferd gehalten, weil in den heißen Ländern, aus welchen die Esel ursprünglich herkommen, die Pferde sehr klein und unansehnlich sind und weil sich Pferde und Esel mit einander begatten. Doch ist es merkwürdig, daß die Thiere, welche aus einer solchen Begattung entstehen, nämlich die Maulesel, sich nicht weiter fortpflanzen. Daher der Graf von Büffon diese Meynung für unwahrscheinlich hält, zumal da sich eine so große Verschiedenheit in Ansehung des Naturells und der Sitten zwischen den Pferden und Eseln zeiget. Sollte auch, wie dieser Schriftsteller im zweyten Theile seiner allgemeinen Historie der Natur mit Recht erinnert, die Gattung des Esels von der Gattung des Pferdes wirklich herkommen; so hätte dieses nur nach und nach und durch unmerkliche Abänderung geschehen können. Es würde zwischen dem Pferde und dem Esel eine große Anzahl Mittelthiere gegeben haben, davon sich die erstern nach und nach von der Natur

des Pferdes entfernet, und die letztern sich nach und nach der Natur des Esels genähert hätten. Da wir aber heut zu Tage keine Nachkömmlinge von diesen Mittelgattungen, sondern nichts als die beyden äußersten Arten sehen; so ist es viel wahrscheinlicher, daß die Gattung der Esel eben so alt, wie die Gattung der Pferde sey.

Die Kennzeichen dieser Gattung sind, nach dem Ritter von Linné, ein kahler Schwanz, der nur am Ende einen Büschel Haare hat, lange Ohren, eine kurze Mähne, steife, rauche und etwas krause Haare, eine aschgraue und mausefahle Farbe und ein schwärzlichter Strich auf dem Rücken, mit einem dergleichen Querstriche, wodurch die Gestalt eines Kreuzes entsteht. Es giebt aber auch in manchen Gegenden weißlichte, schwarze, rothe und braune Esel. Sonst bemerket man unter ihnen keine große Verschiedenheit. In Arabien und Persien wird eine schöne Art gefunden, welche ein glattes Haar, einen hohen, aufgerichteten Kopf und leichte Füße hat, daher man sich derselben zum Reuten bedienet. Der Graf von Büffon ist der Meynung, daß die Esel überhaupt ursprünglich aus Arabien gekommen, von Arabien nach Egypten, von Egypten nach Griechenland, von Griechenland nach Italien, von Italien nach Frankreich, und von Frankreich nach England, Deutschland und in andere Gegenden gebracht worden sind. Die Größe der Esel hängt von dem Himmelsstriche ab. Je kälter der Himmelsstrich ist, desto schwächer und kleiner sind diese Thiere. In Asien und Afrika giebt es eine Menge wilder Esel, welche von den Griechen Onager und im Deutschen Waldesel genannt werden. In Amerika findet man ebenfalls hin und wieder wilde Esel; sie stammen aber von den zahmen Eseln ab, welche die Spanier aus Europa dahin gebracht haben. Denn vor der Ankunft der Europäer in Amerika waren die Esel eben so wenig als die Pferde in diesem Welttheile anzutreffen.

Die Größe der Esel ist bekannt. Sie wachsen, wie die Pferde, drey bis vier Jahre, und leben auch, wie diese, fünf und zwanzig bis dreyßig Jahre. Die Eselinnen aber sollen, wie einige vorgeben, gemeiniglich länger, als die Esel leben. Nach einem Alter von zwey Jahren sind diese Thiere, deren Zeugungsglieder verhältnißmäßig viel größer, als bey andern vierfüßigen Thieren sind, schon zum Zeugen geschickt. Die Eselinn ist zwölf Monate trächtig und bringt gemeiniglich nur ein Junges zur Welt. Sieben Tage nach der Geburt ist sie schon im Stande, den Esel wieder zuzulassen. Der Esel begattet sich auch mit der

Stute und die Eselinn mit dem Pferde. Die Maulesel aber, welche der Esel mit der Stute zeuget, sind viel größer und stärker, als diejenigen, welche aus der Vermischung des Hengstes mit der Eselinn entstehen.

Die Nahrung der Esel besteht gemeiniglich in schlechtem Grase, in Disteln und allerley Gesträuche; daher sie auch die Natur mit dicken und harten Lippen versehen hat, damit sie die Disteln vertragen können.

Diese Thiere sind übrigens zwar etwas träge und langsam, aber demohngeachtet verdienen sie die Verachtung nicht, womit sie überall beleget werden, da sie den Menschen mit sehr geringen Kosten viele Dienste thun. Unter allen Thieren, welche eben dieselbe Größe haben, findet man nicht ein einziges, welches eine so große Last tragen könnte, wie der Esel, der sich auch gut zum Reuten schicket, weil sein Gang sehr sanft ist, und weil er nicht so leicht wie das Pferd stolpert. Die Milch der Esel ist eine gute Arzney für die Schwindsüchtigen, und der Mist dieser Thiere ein vortrefflicher Dünger für schweres und feuchtes Erdreich. Aus dem Eselsleder, welches sehr hart und elastisch ist, verfertiget man den Chagrin, ingleichen auch eine Art von Pergament und noch verschiedene andere Dinge.

Esel, der gestreifte, S. Zebra.

Das Eselchen, Cypraea asellus Linn. ist eine einschalichte, kleine, etwan einen halben Zoll lange, und sehr schmale Porzelanschnecke, welche deswegen diesen Namen führet, weil auf dem weißen Grunde drey castanienbraune, bandartige, mit einem gelben Striche eingefaßte Flecke querüberlaufen; diese Querbinden vergleichet man mit Säcken, welche ein Esel trägt. Das blaue Eselchen ist nur eine Spielart, mit blaufahlen Grunde und dunkelblauen Querbinden. Inwendig ist die Schale violetblau. Man erhält dergleichen aus den Maldivischen Inseln.

Eselsfurz.
S. Wegdistel.

Eselsfuß.

Auch mit den Füßen der Esel hat man verschiedene zweyschalige Muscheln verglichen, und solche Eselsfuß oder Eselshuf genennet; jezo aber sind selbige mehr unter dem Namen Lazarusklappe bekannt; doch müssen wir hier einer andern, und zwar einschaligen Schnecke erwähnen, welche in der allgemeinen Historie der Reisen zu Wasser und Lande im IX. Theile beschrieben, und wegen der Gestalt der Schale, auch Eselsfuß genennet wird. Im König-

 reiche

reiche Chili in dem Bay der Empfängniß ist solche gefunden worden. Die Schale ist dicht und schwer, die Oeffnung cirkelrund, und hält im Durchschnitte gemeiniglich drey Zoll; sie ist der Gestalt nach gewölbet oder erhaben rund, und etwas länglicht, auf der Oberfläche dunkelgrau, rauh, und mit vielen kleinen Erhebungen besetzet, inwendig weiß, glatt und glänzend. Aus dieser unvollkommenen Beschreibung läßt sich nicht bestimmen, unter welches Geschlechte solche zu bringen seyn dürfte.

Eselsgurke.

S. Spritzgurke.

Eselshuf.

S. Huflattig und Lazarusklappe.

Eselskürbis.

S. Spritzgurke.

Eselskuh.

Das Amerikanische vierfüßige Thier, welches schon im ersten Theile dieses Werkes S. 330 unter dem Namen Anta beschrieben worden ist, wird von einigen Schriftstellern im deutschen die Brasilianische Eselskuh genannt, weil es sehr häufig in Brasilien gefunden wird und einige Aehnlichkeit mit unsern Kühen hat.

Eselsmilch.

S. Euphorbie.

Eselsohr.

S. Fechter.

Eselsteine.

Calculi asinini, sollen von wilden und auch von Mauleseln erhalten werden. Von diesen saget man, daß sie schalicht sind und in dem Magen oder Gedärmen der Maulesel gefunden werden; jene aber sollen eine weiße oder gelblichte Farbe haben, so groß wie Nüsse seyn, und sich im Kopfe oder in den Kinnladen der wilden Esel finden. S. Wallerius Mineral. S. 526. u. f.

Eselwicke.

S. Hahnenkammklee.

Esparcette.

S. Hahnenkammklee.

Espen.

S. Pappelbaum.

Esquilones.

Esquilones sind Fische zu Kongo an den Afrikanischen Küsten; Richter. — Die See längst der Küste von Kongo und Angola ist voll Fische. Dapper führet verschiedene Arten an, besonders Esquilones; 2c. S. A. R. B. V. S. 93.

Essaye.

Essaye ist eine Wurzel, mit der man in Ostindien auf Scharlach

färbet

färbet. Die beste findet man auf der Küste von Coromandel; sie soll innerlich dunkelroth seyn, wie Salpeter schmecken, und eine so lebhafte Farbe geben, daß man den Glanz durch Beymischung einer andern, die nicht so lebhaft ist, vermindern muß. Nähere Kenntniß haben wir davon nicht erhalten können.

Esserich.

S. Citrone.

Essigaale.

S. Infusionsthierchen.

Essigbaum.

S. Färberbaum.

Essigdorn.

S. Berberbeeren.

Esther.

Antacaeus stellatus; Ung. Iesetra, Richter. Acipenser Huso, Linn. gen. 134. sp. 3. Müllers Hausen, unter seinem Störgeschlechte, s. Kleins Stöhr, Acipenser, 6.

Estrich, italienischer.

S. Tiegerschnecke.

Ethulia.

Ethulia Linn. Stirnband nach dem Planer, ist ein Pflanzengeschlecht mit zusammengesetzten Blumen; der gemeinschaftliche Kelch besteht aus vielen schmalen, ausgebreiteten Blättchen; alle Blümchen sind trichterförmig, am Rande fünfmal eingekerbt, Zwitter und haben demnach einen verwachsenen, walzenförmigen Staubbeutel und einen Griffel mit zween krummen Staubwegen. Die gewundenen, fünfeckigen, und mit fünf Furchen durchzogenen Saamen haben, statt der Haarcrone, einen fast unmerklich vorragenden Rand, und sitzen auf dem nackenden, erhabenen, und mit Puncten vertieften Blumenbette. Herr von Linné führet fünf Arten an, welche aber alle selten, und weder schön, noch nützlich sind.

Ettalche.

S. Wachholder.

Euclea.

Euclea Linn. ein Geschlecht mit männlichen und weiblichen Blumen auf verschiedenen Pflanzen. Beyde haben einen fünffach eingekerbten Kelch und fünf Blumenblätter; die erstern funfzehn Staubfäden, die letztern zween Griffel, und diese tragen zweyfächerichte Beeren. Die Abbildung hat Herr Burmann unter andern afrikanischen Pflanzen Taf. 84. gegeben.

Eule.

Die Eulen, Vlulae, Noctuae, machen in Ordnung der Vögel ein eigenes Untergeschlecht der Raubvögel

vögel aus, welche Herr Klein in die vierte Zunft des ersten Geschlechts der vierten Familie, und also an die vierte Stelle der Raubvögel bringt. Diesemnach müssen die Eulen drey Zähen vorne und einen hinten, krummen Schnabel und stark gekrümmte Fangklauen haben. Es sind aber diese Zähen von der sonderbaren Beschaffenheit, daß der äusserste der drey vördern eher für einen Seiten- als einen eigentlichen Vörderzähe kann gehalten werden: eben so, wie es vorhin bereits beym Eisvogel ist angemerket worden. Sitzt die Eule ruhig an einem Orte, so leget sie diese Zähe neben die hintern, und solchergestalt scheinen zween Hinterzähen zu seyn. Steht sie aber auf und setzet die Füße in Bewegung oder ergreift einen Raub, so bringt sie diese Zähe wieder nach vorne zu den andern. Daher kömmts, daß unterschiedliche Systematiker die Eule unter die Vögel rechnen, welche zween Zähen vorn, und eben so viele hinten haben. Und diese Irrung hat viel zu sagen. Es ist aber ausgemachet, daß der eine bewegliche Zähe zu den vördern gehöre. Denn an allen todten Eulen findet man die drey Zähen nach vorne gestrecket. Wollte man diese Anomalie so hoch aufnehmen, so müßte man lieber den Eulen ungleichförmige Füße zueignen, als sie mit zween Zähen vorn, und eben so vielen hinten begaben. Außer diesem obern klassischen Kennzeichen unterscheiden sich nun die Eulen vornehmlich durch ihre äußerliche, wunderliche und fast lächerliche Gestalt. Einige scheinen Hörner zu haben, bald an den Ohren, bald an den Augen, bald auf der Nase; welches nichts, als lange, hörnerähnliche Federn sind. Einige scheinen einen Schleyer überm Gesichte zu haben, und noch andere haben ein Gesicht, fast wie eine alte Frau im Nachtkornetchen. Zu diesem Ansehen tragen die großen Augen viel bey, welche nicht zur Seite, wie bey andern Vögeln, sondern mehr vorwärts stehen, wie bey Menschen. Ihre vielen und dicken Federn vermehren diese sonderbare Bildung. Da die Eulen zu Nachtzeit am besten sehen, so hat man sie mit dem allgemeinen Namen der Nachtraubvögel beleget. Indessen sehen sie auch bey Tage etwas, welches neuerlich durch Erfahrungen außer allen Zweifel gesetzet ist. Ihre Augen sind jedoch von so großer Empfindlichkeit, daß sie das Tageslicht zu stark angreift, und sie folglich blendet. Dabey aber ist es auch gegentheils gewiß, daß sie ohne alles Licht, wenn nämlich die Nächte recht stockfinster sind, gar nicht sehen. Viele Eulen sehen immittelst bey Tage ziemlich gut, und auf einen beträchtlichen Abstand; andere aber besitzen ein schlech-

schlechteres Gesicht. Alle Eulen haben hiernächst ein sehr feines Gehör, vielleicht das feinste unter allen Thieren, wenigstens unter den Vögeln. Sie haben nach ihrer Art viel weitere Ohrhöhlungen, als andere Thiere, auch mehr Beweglichkeit und Geschicklichkeit darinnen, als sonst ein anderes Thier. Die Höhle, welche nach dem Gehörgange geht, nimmt im rechten Ohre den untersten, im linken den obersten Ort ein, daher die Eule mit den einem Ohre was unter ihr, mit dem andern, was über ihr vorgeht, hören kann. Es können auch alle einzelne Ohrfedern besonders, auch alle mit einmal zusammen, beweget werden, um den Schall nach Belieben, entweder scharf, oder mäßig aufzunehmen. Am Schnabel sind beyde Theile, der obere und untere beweglich, wie bey den Papagoyen. Es hat der obere von beyden Seiten starke Muskeln, die ihn aufheben und niederlassen. Dieserwegen können sie mit dem Schnabel stark klappern. Die Eulen rauben und fangen die ganze Nacht, wenn es nicht äußerst finster, oder gegentheils Mondlicht ist, und zwar allerley kleine Vögel, Krähen, Hasen, Kaninchen, Maulwürfe, Fledermäuse, Mäuse, Schlangen, Eidechsen, Frösche, u. s. w. dadurch kömmt ihnen der Name, nächtliche Raubvögel mit gutem Grunde zu. Es unterscheiden sich aber diese nächtlichen von den Tagesraubvögeln durch mancherley sehr merkliche Kennzeichen, welche Büffon nach der Reihe durchgeht: durch das Gesicht, welches bey diesen unsern nächtlichen sehr stumpf zu seyn scheint. Der Stern im Auge bleibt bey ihnen beständig rund, und verengert sich auch nach dieser Kreisrundung, wenn er bey andern Nachtthieren eine schmale und lange Form annimmt. Ferner durch das Gehör. Denn diese Nachtvögel hören sehr scharf, und dazu sind ihre Ohren auch besonders eingerichtet. Durch den Schnabel. Er ist vorwärts überall mit dicken Federn bewachsen, kurz, und an beyden Hälften beweglich. Dadurch können sie ihn weit aufsperren und große Beute fassen, zu deren Verschlingung auch ihr Schlund weit genug ist. Durch ihre Krallen. Daran haben sie eine bewegliche Vörderzähe, die sie zum festsitzen und festhalten, beliebig hinterwärts legen können. Durch ihren Flug. Dieser ist sehr leise, ohne das mindeste Geräusch, wozu ihnen die weichen Fahnen an den Federn vornehmlich zu dienen scheinen. Die Tages- und Nachtraubvögel, saget Büffon, haben fast nichts mit einander gemein, als ihre Waffen, ihre Begierde nach Fleisch, und ihren Geschmack am Rauben.

Die Arten der Eulen sind ziemlich zahlreich, und wir können

uns noch nicht rühmen, sie alle zu kennen. Mir gefällt beynahe die Eintheilung, welche Büffon von ihnen machet, noch vor der Erzählung, die Klein von ihren Arten anführet. Ersterer theilet sie nämlich in zwey Hauptgeschlechter ein, in die Ohr-oder Horneulen, und in glattköpfichte oder ungehörnte Eulen. Die Ohreulen haben insgesammt an jeder Seite des Kopfes einen ohrförmigen, gerade aufstehenden Haarbusch, den sie willkührlich bewegen können. Die glattköpfigen haben dergleichen nicht, ihr Kopf ist rund ohne Federbüsche, und ohne hervorstehende einzelne Federn. Die Ohreulen theilet Herr Büffon in drey Arten: die große, die mittlere und die kleine Ohreule. Die glattköpfige setzet er auf fünf Arten. Die gemeine Nachteule, oder große Baumeule, die graue Eule, die Kirch - oder Schleyereule, die große Buscheule und das Käutzchen. Diese Arten werden insgesammt in Europa angetroffen; und die meisten in fremden Welttheilen kommen mit diesen Arten überein. Wir wollen sie nach der Reihe mit wenigen durchgehen. Die große Ohreule, der Uhu, Schuhu, Vlula, ist die größte unter den Horneulen, etwas kleiner als der gemeine Adler, auch nach andern Verhältnissen gebauet, kürzere Beine, kürzern Körper, Flügel und Schwanz größer, und ungeheuren Kopf, dicke Figur und am Kopfe zween heraufstehende dritthalb Zoll lange Federbüsche. Der Schnabel kurz, schwarz, gekrümmet, starre und glänzende Augen, breite, schwarze, gelbgeringelte Augäpfel, kurzen Hals, krauses Gefieder, Farbe röthlicht, schwarz und gelb geflecket, der Bauch gelb, schwarz geflecket, die Füße stark mit Daunfedern bewachsen. Am Geschreye fürchterlich, um so viel mehr wenn bey Stille der Nacht keine Stimme eines andern Thieres gehöret wird. Der Uhu hält sich vornehmlich auf hohen Felsen und wüsten Thürmen, und oben auf den einsamsten Bergen auf, von wannen er selten auf das flache Land herunter kömmt. Er nistet gern in Klüften hoher alter Mauern, in Felsenhöhlen, selten in hohen alten Bäumen. Sein Nest ist etwa drey Schuh weit, aus Wurzeln und Reisern zusammengeflochten, inwendig mit Blättern gefüttert. Man findet darinn ein bis drey Eyer, von Farbe wie der Vogel. Der Uhu dienet, wie bekannt, den Jägern und andern, die kleinern Vögel herbey zu locken, und sie, mittelst seiner Aufstellung, in Haufen zu schießen, zu fangen und sonst zu berücken. Denn diese Vögel versammlen sich alle in großen Partheyen um einen Uhu, wenn sie einen erblicken, mit großem Geschrey und Lärmen.

Von

Von diesem Uhu hat Büffon einige Abänderungen: den schwarzgeflügelten Uhu, den kahlfüßigen Uhu, den weißen Lappländischen Uhu mit schwarzen Flecken, der aber seine Farbe vermuthlich von der nordländischen Kälte hat. Den Hudsonschen und Virginianischen Uhu, bey welchem letztern die Hörner dicht an der Wurzel des Schnabels stehen, da sie beym Europäischen neben den Ohren hinaufgehen. Diesen Unterschied bemerket Klein sorgfältig, und Büffon, der ihn darüber tadelt, wird vom Herrn D. Martini, dem berühmten Uebersetzer und Verbesserer der Büffonschen Werke, mit Grunde zurecht gewiesen, (Naturgesch. der Vögel III. B. S. 41.)

Die mittlere Ohreule, der kleine Schuhu, Vlula-asio, otus. Sie hat, wie der große Schuhu, zu beyden Seiten an den Ohren einen aus sechs vorwärts gerichteten Federn bestehenden kleinern, nicht über einen Zoll langen Busch. Der Vogel an sich ist auch kleiner, ungefähr so stark, als eine Krähe, und wiegt in allem nur zwanzig Loth. Die Länge dieser Eule beträgt von der Schnabelspitze bis zu den Klauen einen Fuß; die ausgespannten Flügel halten drey Fuß. Kopf, Hals, Rücken, Flügel sind grau, röthlicht und braun gestreifet. Brust und Bauch roth, mit braunen, unregelmäßigen Streifen. Der Schnabel kurz, schwarz, die Augen gelb, die Füße bis an die starken Klauen mit rothbraunen Federn bewachsen. Die Zunge ist fleischicht, vorn etwas getheilet, sehr spitzig. Sie wohnet gemeiniglich in alten verfallenen Gebäuden, Felsenhöhlen, hohlen Bäumen und dicken Waldungen auf Bergen. Sie bauen selten eigene Nester, sondern legen ihre Eyer in die Nester anderer Vögel, als der Aelstern, Raben, Weihen, u. s. w. Diese Art Eulen findet sich auch in Westindien, besonders in Canada, und in den Nordamerikanischen Provinzen. Auch in Südamerika trifft man sie. Diese Eule ist eigentlich diejenige, deren man sich am liebsten bedienet, um die Vögel zu dem Vogelheerde herbey zu locken. Die dritte und letzte Art der Ohreulen ist die kleinste Ohreule, Baumeule, Waldeule, scops, das gehörnte Käutzlein beym Klein, nicht größer als eine Drossel oder Amsel, und hat an den Ohren viel kürzere Federbüsche, die an jeder Seite nur aus einer kleinen Feder bestehen. Der Kopf ist, in Vergleichung des Körpers, viel kleiner, als an den andern, auch das Gefieder viel ordentlicher und deutlicher. Der Körper ist mit roth, grau, braun und schwarz artig abwechselnd. Diese Eulen gehen nun schon in ganzen Truppen, ziehen im Herbste in andere Gegenden, und kommen im Frühlinge wieder. Sie gehen

gern nach solchen Gegenden, wo es viel Feldmäuse giebt, auf welche sie am liebsten jagen.

Unter den ungehörnten Eulen kömmt zuerst die gemeine Eule, Nachteule, große Baumeule, vlula, strix; sie ist die größte von diesen Arten, vom Schnabel bis an die Klauen funfzehn Zoll lang, die Flügel ausgebreitet, drey Schuh, Kopf sehr dick rund, das Gesicht ganz in Federn, der Schnabel weißgelb oder grünlicht, der Körper dunkelstahlgrün, mit schwarz und weißen Flecken, am Leibe weiße Federn, an denen der Quere nach schwarze Streifen gehen. Den Sommer über hält sie sich beständig in Wäldern und hohlen Bäumen auf, aber den Winter zieht sie sich in die Wohnungen und Gebäude. Sie lebet von kleinen Vögeln, Feldmäusen; leget auch ihre Eyer in fremde Nester, und bringt gewöhnlichermaßen drey bis vier Junge aus. Ihr folget die graue Eule, Brandeule, Knarreule, strix stridula Linn. ist nur etwa zwölf Zoll lang, vom Schnabel bis auf die Zähen. Ihre graue Farbe ist heller, als an der Baumeule, das Männchen bräuner, als das Weibchen. Sie ist etwa so groß, als eine Taube, und hat blaulichte, lebhafte Augen. Frisch hält sie für eine Abänderung der großen Baumeule. Ihre Stimme soll auch nicht sowohl ein Knarren und Knirschen, als ein lauter, höhnischer Ruf seyn. Die Schleyereule, Kirch- oder Thurmeule, Vlula, Aluco, unterscheidet sich durch die Schönheit ihres Gefieders, ist etwas kleiner, als die Baumeule, bis dreyzehn Zoll lang, gelb auf dem Körper, mit grauen und braunen Wellen, weißen Flecken, unten weiß und schwarz punctiret. Der Regenbogen in den Augen angenehm gelb, Schnabel weiß, der krumme Hacken daran braun, die Füße mit weißen Federchen bedecket. An einigen dieser Art ändern die Farben etwas. Ihre Gattungen sind an sich zahlreich, und nicht nur in Europa, sondern auch in andern Welttheilen befindlich. Sie haben ein kreischendes, zischendes Geschrey, welches einem Blasen ganz ähnlich ist. Ihre Eyer legen sie zu Anfange des Frühlings nicht in Nester anderer Vögel, sondern in die Klüfte der Mauern, in hohlen Bäumen, und unter die Dachsparren, ohne alle Form eines zubereiteten Nestes, an der Zahl fünf bis sieben, und nähren die Jungen mit Insecten und dem Fleische von Mäusen; welche sie in den Kirchen und andern Gebäuden wegfangen. Im Sommer gehen sie in die benachbarten Wälder, und ziehen sich zu gleichen Morgen in ihren gewöhnlichen finstern Aufenthalt zurück. Sie fangen sich oft in den Schlingen und Sprenkeln der Schne-

pfen und Drosseln, wo sie nach den darinn hängenden Vögeln gehen und sie theils auf der Stelle wegfressen, theils mit sich wegnehmen. Die Steineule, Buscheule, strix capite laeui, corpore rufo, ist eine gemeine Eule, die am meisten in Steinbrüchen, Felsenklüften und andern zerfallenen Gebäuden in abgelegenen Oertern wohnet, und sich selten nach den Gebäuden, und Gehöften zieht. Man findet sie auch nicht in Wäldern und hohlen Bäumen. Ihre Augen sind vortrefflich gelb, ihr Körper viel brauner, mit viel größern flammenden Flecken bezeichnet, als bey der Schleyereule, von der man sie an sich schwer unterscheiden kann; sie ist kleiner als die graue Eule. Ohne Zweifel ist diese Eule keine andere, als die man im Deutschen großer Kautz zu nennen pfleget. Sie leget und brütet auch im Anfange des Märzes. Ist in Europa sowohl, als Amerika häufig. Das Käutzchen, oder der Todtenvogel ist eine fernere Art der ungehörnten Eulen, noctua parua aucuparia; beynahe so groß, als eine Amsel, vom Schnabel bis zu den Klauen sieben bis acht Zoll lang, von Farbe bunt, mit regelmäßigen weißen Flecken auf den Flügeln, Leibe und Schwanze; der letzte kurz wie bey den Rebhünern. Dies glattköpfige Käutzchen wohnet in abgelegenen, und verfallenen Gebäuden bewohnter Gegenden, in Steinbrüchen, niemals in hohlen Bäumen, und gleichet in seinen Gewohnheiten völlig der Steineule. Es fliegt mehrentheils auch bey Tage, wo es vor allen andern Nachtvögeln gut sehen kann, und den Schwalben und übrigen kleinen Vögeln, in ihrem Fluge nachjaget. Es leget fünf weißgefleckte Eyer, bauet ein flüchtiges Nest auf den alten Mauern. Man nennt dies Käutzchen den Todtenvogel, weil es um Häuser herumschwärmen soll, wo Leute auf den Tod liegen, auch sich in Kirchen und Begräbnißgewölben aufhält. Es ist aber falsch und dies gilt von der Schleyereule. Hinten in einem Anhange zu Büffons Eulen, (Vögelschichte III. B. S. 93.) stehen noch die bisher angeführten Unterscheidungsmerkmale dieser fünf angeführten glattköpfigen ungeohrten Eulen ins kurze gebracht, die man daselbst nebst andern merkwürdigen Umständen von diesen Vögeln nachlesen kann. Unter die ausländischen Vögel, welche den Ohreulen und ungehörnten Eulen am nächsten kommen, zählet Herr Büffon noch folgende: die Brasilische Ohreule, die kleine Falkeneule, die große weiße Eule, die Cagennische Eule, der große Canadensische Kautz, der große Kautz von St. Domingo.

Eulen nennt man auch eine gewisse Classe von Schmetterlingen aus dem Geschlechte der Nachtvögel. S. Nachtvogel.

Euphorbien.

Euphorbia Linn. ist ein weitläuftiges Geschlecht, nachdem die neuern Schriftsteller in selbigem Pflanzen vereiniget, welche in den Geschlechtskennzeichen mit einander nicht völlig übereinkommen. Der einblättrige, bauchichte, gefärbte und stehenbleibende Kelch ist am Rande vier- auch fünfmal eingekerbet. Auf diesem, und zwar zwischen den Zähnen des Kelches sitzen vier, auch fünf dicke, abgestutzte und gekrümmte Blumenblätter, welche in einigen Arten mit Drüsen besetzet, in andern mondförmig gestaltet, oder ausgezacket, in den wenigsten wie eine dünne Haut ausgedehnet sind; in den meisten sitzen sie gleichsam außer dem Kelche, und daher hat Tournefort den bauchichten Kelch für das Blumenblatt angenommen, auch Ludwig dieses Geschlecht unter die einblättrigen Blumen gesetzet, Rivinus aber vier Blumenblätter von ungleicher Gestalt angenommen. Auf dem Fruchtboden stehen zwölf, auch mehrere, über die Blumendecke hervorragende, und nach und nach zum Vorschein kommende Staubfäden und ein dreyeckichter Fruchtkeim, welcher auf einem besondern Säulchen ruhet, und drey Staubfäden zeiget, deren jeder wiederum zweyspaltig ist, das man also sechs stumpfe Staubwege zählet. Die rundliche, doch einigermaaßen dreyeckichte, glatte, oder rauche, oder mit Warzen besetzte Frucht, hängt an dem mehr verlängerten Säulchen, besteht gleichsam aus drey mit einander verwachsenen Saamenbehältnissen, oder ist dreyfächericht, öffnet sich mit einer Federkraft, und zeiget drey rundliche Saamen. Euphorbium nennten einige Schriftsteller diejenigen Arten, welche einen eckichten, fleischichten und nackenden Stängel hatten, deren Stängel aber mit Blättern besetzet war, hießen sie Tithymalus; diesen Namen hat auch Herr von Haller beybehalten. Den ersten Namen soll der Lybische König Juba seinem Leibarzte Euphorbo zu Ehren angenommen haben. Wo nicht alle, doch die meisten enthalten einen milchichten, mehr oder weniger scharfen Saft. Hr. von Linné hat vier und sechzig Arten angeführet, und selbige in sieben Ordnungen abgetheilet. In der ersten Ordnung stehen die Arten, welche einen staudigen und stachlichten, in der zwoten, welche einen staudigen und unbewehrten, in der dritten, welche einen zweytheiligen Stamm haben; die andern blühen doldenförmig; in der vierten Ordnung

ist

ist die Dolde dreyspaltig, in der fünften vierspaltig, in der sechsten fünfspaltig, in der siebenten vielspaltig. Von diesen allen erwähnen wir nur diejenigen, welche wegen ihres Nutzens oder sonst auf andere Art merkwürdig sind.

1) Die stachlichte, dreyeckichte Euphorbie, das wahre Euphorbium, Euphorbium verum, Euphorbia antiquorum L. wächst in Ostindien. Die weiße, fäserichte Wurzel treibt einen hohen, dicken, unterwärts holzigen, oberwärts grünen, weichen, mit Gelenken versehenen, drey- oder selten viereckichten Stamm, welcher sich in viele ähnliche Aeste vertheilet. Die Ränder der Ecken sind rundlich eingeschnitten, und an diesen knotigen Einschnitten sitzen allemal zween starke, steife, glänzende, und von einander abwärts gerichtete Stacheln. Man sieht an den alten Stämmen kein wahres Blatt, und diejenigen blättrichten Theile, welche aus den Vertiefungen der Ecken entstehen, sind die, in Aeste getheilten, und mit Gelenken an einander gesetzten, Blumenstiele. An den jungen Aesten aber erscheint an den Orten, wo die Stacheln entspringen, ein kleines Blättchen, welches aber zeitig abfällt. Die Blumen entstehen aus den Einschnitten der winklichten Ränder, zwischen den Stacheln; es stehen derselben gemeiniglich drey auf einem gemeinschaftlichen Stiele, davon die mittelste die größte ist. In der Blume erscheinen fünf gewundene, gebogene, weißröthlich oder grünlichtgelbe Blättchen.

2) Die stachlichte, viereckichte Euphorbie, das Canarische Euphorbium, Euphorbium Canariense L. wächst auf den Canarischen Inseln. Der hohe Stamm bey den alten Stöcken ist gemeiniglich holzig, sonst aber und bey den jungen grün, vollkommen viereckicht, fast überall gleich dicke; auf den Ecken sitzen viele Warzen, aus welchen zween rückwärts gebogene, gemeiniglich gekrümmte und von einander abstehende Dornen entstehen. In den alten Pflanzen sind diese öfters nicht mehr wahrzunehmen. Die Aeste sind dem Stamme völlig ähnlich, jedoch haben solche manchmal fünf Ecken. Die ganze Pflanze ist nackend und ohne Blätter.

3) Die vieleckichte, mit doppelten Dörnern besetzte Euphorbie, das Apotheken-Euphorbium, Euphorbia officinarum, wächst in Aethiopien, in dem heißen Afrika. Aus dem untern Theile des Stammes kommen in einer Rundung viele zarte, fäserige, ästige Würzelchen. Der Stamm wird drey bis vier Fuß hoch, ist dicke, und mit unordentlich gestellten Aesten besetzet, welche mit dem Stamme gemeiniglich

einen rechten Winkel machen, und im Anfange enge oder dünne sind, nach und nach dicker werden, und mit einer stumpfen Spitze sich endigen. Die ganze Pflanze hat eine grüne, glänzende Farbe; wenn sie aber alt ist, wird sie weißlich und holzicht. Der Stamm und die Aeste sind der Länge nach in viele erhabene Ecken getheilet, deren Anzahl aber nicht beständig einerley ist; meistentheils zählet man zehn, bisweilen acht, selten nur sechs Ecken. Sie laufen auch nicht allemal durch den ganzen Stamm oder Ast, sondern einige endigen sich schon in der Mitte, und andere nehmen daselbst wieder ihren Anfang. Auf den Ecken sitzen in kleinen Zwischenräumen steife und spitzige Dörner, deren allemal zween aus einem gemeinschaftlichen Puncte entspringen, mit den Spitzen aber von einander abstehen. Auf den Enden des Stammes und der Aeste kommen aus den Ecken zwischen den Dornen die platt ansitzenden Blumen.

4) Die vieleckichte, mit einzelnen Dornen besetzte Euphorbie, das fack'ldistelförmige Euphorbium, Euphorbia cereiformis L. wächst auch in Aethiopien, und ist, wie die vorherstehende Art, nackend, ohne Blätter, in viel Ecken der Länge nach abgetheilet; auf den Ecken aber sitzen in kleinen Zwischenräumen einzelne pfriemenförmige Stacheln.

5) Die vieleckichte, mit blühenden Stacheln besetzte Euphorbie, Euphorbia heptagona L. wächst in Aethiopien. Man sieht nicht allemal sieben, sondern auch nur fünf und sechs Ecken. Die schwarzen Stacheln kommen einzeln aus den Ecken hervor, und auf den Spitzen der Stacheln sitzen die Blumen; vielleicht das einzige Exempel in dieser Art. Der Stamm und die Aeste sind schwächer, als bey den übrigen Arten, die Pflanze ist aber auch in der Wartung zärtlicher, als die andern, und kann die freye Luft am wenigsten vertragen.

6) Die mit Stacheln und Blättern zugleich besetzte Euphorbie, das Oleanderblättrige Euphorbium, Euphorbia Neriifolia, wächst in Indien. Die Blätter fallen im Winter ab, und kommen auch aus dem nämlichen Orte keine neuen hervor, sondern der neue Trieb der Aeste bringt auch neue Blätter mit sich. Der Stamm ist mehr rundlich, als eckicht, doch überall mit höckerigen Erhebungen besetzet. Bey jedem lanzenförmigen Blatte sitzen zween Stacheln, welche auch stehen bleiben, obgleich die Blätter abfallen.

Die folgenden Arten alle haben keine Stacheln.

7) Die Schlangeneuphorbie, Medusenhaupt, Euphorbia Caput Medusae. Obgleich diese Art eine verschiedene Gestalt und Wachsthum zeiget, kann man selbige doch leichtlich durch die handförmigen, oder in einige Lappen zerschnittene Blumenblätter erkennen. Der unbewehrte, rundliche, höckerichte, schuppichte Stamm, treibt viele eben so gestalltete, schwache, unter einander verschlungene Aeste, an deren Spitzen kleine, schmale, saftige, abfallende Blätter sitzen. Da die Aeste schwach sind, muß man selbige an Stäbe binden. Es giebt hiervon eine besondere Abänderung mit einem kurzen dicken Stamme, aus welchem viele dünne, lange, herunterhängende Aeste entspringen.

8) Die kletternde nackende Euphorbie, Euphorbia viminalis L. wächst an den Seeküsten von Afrika. Der Stängel erreichet die Höhe von drey bis sechs Fuß, hat fast allenthalben einerley Stärke, nämlich die Dicke einer Schreibefeder, treibt viele Aeste, welche sich, wie der Stängel, um alles winden, was sie berühren. Man sieht nirgends Blätter, sondern nur einander gegen über gestellte Narben, als ob die Blätter daselbst abgefallen wären.

9) Die fadenförmige Euphorbie, Euphorbia Mauritanica L. hat mit voriger gleichen Geburtsort, auch einen dünnen, schwachen, in wenige Aeste verbreiteten Stamm, welcher sich aber nicht windet. An den obersten Aesten stehen wechselsweise lanzenförmige, platt aufsitzende Blätter.

10) Die mit herzförmigen Blättern besetzte Curassavische Euphorbie, Euphorbie mit Gelbholzblättern, Euphorbia cotinifolia L. hat einen staudigen Stamm, ausgeschnittene, beynahe herzförmige Blätter, welche auf Stielen einander gegen über stehen. Sie wächst auf dem Amerikanischen Eylande.

11) Die zweytheilige, mit Johanniskrautblättern besetzte Euphorbie, Euphorbia Hypericifolia L. wächst in Indien. Die Wurzel ist jährig; der Stängel niedrig, ästig, mit glatten, länglichten, eingekerbten Blättern und am Gipfel mit flachen Blumensträußern besetzet. Der Saame geht auf dem Mistbeete leichtlich auf, und säet sich häufig von selbst wieder aus.

12) Die zweytheilige haarichte Euphorbie, Euphorbia hirta L. ist auch in Indien zu Hause, und eine jährige Pflanze. Der Stängel ist haaricht; die eyförmigen Blätter sind spitzig und eingekerbet; aus den Winkeln treiben Blumenstiele, und die Blumen selbst stellen Köpfchen vor. Diese soll von den Amerikanern

gegessen werden, und unschädlich seyn.

13) Die rundblättrige, dreyspaltige Doldeneuphorbie, Euphorbia Peplus L. wächst bey uns in Krautgärten und ist eine Ejährige Pflanze. Der Stängel ist der Länge nach mit vielen gestielten, umgekehrt eyförmigen, völlig ganzen Blättern besetzet; der Stängel theilet sich am Ende in drey Aeste, und jeder davon theilet sich in zween kleinere, welche mit eyförmigen Blättern besetzet sind; zuweilen treibt der Stängel der Länge nach Aeste, da denn keine ordentliche Dolde erscheint. Die Blumenblätter sind mondförmig.

14) Die kleine dreyspaltige Doldeneuphorbie, Esula minima, Euphorbia exigua Linn. wächst hin und wieder auf den Aeckern, und ist der Cypresseneuphorbie ziemlich ähnlich. Die Blätter sind schmal, stumpf und gleichsam abgebissen. Der Stängel theilet sich in drey, auch wohl vier und fünf Aeste, und diese sind wieder zweyspaltig, und mit lanzenförmigen Blättern besetzet. Die Blumenblätter sind mondförmig; die Frucht ist glatt.

15) Die Springeuphorbie, oder besser die vierspaltige Doldeneuphorbie, Springkraut, Springkörner, Treibkörner, Cataputia minor, Euphorbia Lathyris Linn. wächst in Italien und Frankreich, blühet in unsern Gärten im freyen Lande, im May und Junius, und vermehret sich häufig durch den ausfallenden Saamen. Die Wurzel ist zweyjährig, der Stängel etwa einer Ellen hoch, und dieser, der ganzen Länge nach, mit gegen über stehenden und kreuzweis gestellten, lanzenförmigen, völlig ganzen, blau angelaufenen Blättern besetzt. Der Stängel theilet sich zuletzt in vier, selten fünf Aeste, bey deren Ursprunge vier oder fünf Blätter sitzen, welche den übrigen ähnlich sind. Jeder Ast ist wiederum zweyspaltig, und bey dieser Abtheilung sitzen zwey breite, herzförmige, zugespitzte Blätter. Wenn sich der Stängel nur in vier Aeste theilet, sitzt an dessen Ende, oder an dem Mittelpuncte, wo die Aeste entspringen, eine einzelne Blume; die Blumenblätter sind mondförmig, und die Frucht ist glatt. Bey dieser Art bemerket Herr von Haller, wie man die Blumenblätter für Honigbehältnisse annehmen könne, indem solche wirklich hohl, mit einem Safte erfüllet, und auf beyden Seiten mit einem Hörnchen besetzet sind. Der gemeine Mann pfleget die Saamen als ein Purgiermittel zu gebrauchen; solche wirken aber zu heftig und sind daher gar nicht anzurathen.

Bey den folgenden besteht die Dolde aus fünf oder mehrern Hauptästen.

16) Die rothblühende süße Euphorbie, Euphorbia dulcis Linn. An dem Stängel sitzen wenige, kurze, lanzenförmige, stumpfe, gemeiniglich völlig ganze, oder auch einigermaßen eingekerbte Blätter, und endiget sich mit vier oder fünf Aesten, deren jeder zweyspaltig, und mit kurzen herzförmigen Blättchen besetzet ist. Wo die Saamen vereiniget, und die Frucht äußerlich mit Furchen durchzogen ist, erscheinen einige Warzen; der übrige Umfang aber bleibt glatt. Wenn die Pflanze getrocknet wird, erhält sie eine schwarze Farbe, woran man diese Art leichtlich erkennen kann. Ihre Milch ist weniger scharf, oder gar süßlicht.

17) Die Sonneneuphorbie, Esula solisequa, Euphorbia helioscopia Linn. wächst in den Krautgärten wild und blühet im Heumonathe. Sie soll ihre Dolde beständig der Sonne entgegen kehren. Die jährige Wurzel treibt selten mehr als einen, etwa einen Fuß hohen, Stängel, welcher mit wenigen keilförmigen, und welches selten in diesem Geschlechte vorkömmt, sägeartig ausgezackten Blättern besetzet ist. Am Ende theilet sich selbiger in fünf Aeste, woselbst auch fünf Blätter in der Rundung stehen. Jeder Ast der allgemeinen Dolde ist dreyfach gespalten, und mit umgekehrten eyförmigen Blättern besetzet.

18) Die breitblätterichte Euphorbie, Euphorbia platyphyllos Linn. wächst auf den Aeckern in Deutschland. Die lanzenförmigen, eingekerbten Blätter umfassen einigermaßen den Stängel; dieser theilet sich in fünf Hauptäste, und jeder wieder in drey andere, und diese sind zweyspaltig. Die an den Aesten befindlichen Blätter sind ey- oder mehr herzförmig. Die Frucht ist über und über mit Warzen besetzet.

19) Die Eselsmilcheuphorbie, auch Eselsmilch, Teufelsmilch, Wolfsmilch genannt, Euphorbia Esula Linn. Diese wächst wild und blühet im May. Die Hauptdolde zeiget viele Aeste, deren jeder zweyspaltig ist; an diesen sitzen herzförmige Blätter. Die Blumenblätter sind mondförmig. Die Frucht ist glatt. Die ganze Pflanze enthält einen scharfen Milchsaft. Man hat ehedem die Rinde und Saamen als ein Purgiermittel gebrauchet.

20) Die Cypresseneuphorbie, Tithymalus Cyparissus, Euphorbia Cyparissias Linn. wächst auf trocknen Hügeln oder Wegen in Deutschland, auch auf dem trockenen Sande, welchen sie mit ihren kriechenden Wurzeln ziemlich bindet. Die dicke, fäserichte, zuweilen kriechende Wurzel, treibt

Stängel von einer Elle hoch, welche sich oberwärts in Aeste vertheilen. Die am Stängel häufig ansitzenden Blätter sind lanzenförmig, den Leinblättern ähnlich, die aber an den Aesten, sind schmäler und haaricht. Die Aeste, als die ersten Abtheilungen der Hauptdolde, sind wiederum zweyspaltig, und diese mit herzförmigen Blättern besetzet. Die Blumenblätter sind mondförmig gestaltet. Aus der nämlichen Wurzel treiben auch in einiger Entfernung andere Stängel, deren Blätter kürzer, fetter und auf der untersten Seite mit vielen rothbraunen staubichten Puncten beflecket sind. Diese tragen niemals Blumen, nnd vermuthlich sind solche ein Werk eines Insectes, welches die Blätter verderbet, und dadurch den fernern Wachsthum aufhält.

21) Die Sumpfeuphorbie, Tithymalus palustris, Euphorbia palustris Linn. wächst an Hecken und sumpfichten Orten wild. Die dauernde Wurzel treibt viele, drey bis vier Fuß hohe, röthliche Stängel, welche mit lanzenförmigen, glatten, wechselsweise gestellten Blättern bedeckt sind. Die allgemeine Dolde theilet sich in viele Aeste, welche mehrentheils dreyfach gespalten, und mit eyförmigen Blättern besetzet, die Aeste aber wiederum getheilet sind. Die zuerst hervorkommenden Blumen sind fünfblättericht und männlich, die darauf folgenden Zwitter und haben vier Blumenblätter. Die Frucht ist mit Warzen besetzt. Bisweilen endiget sich der Stängel in keine ordentliche Dolde, sondern aus den Winkeln der Blätter kommen einzelne Aeste hervor.

22) Die staudichte französische Euphorbie, Euphorbia Characias Linn. wächst in Frankreich, der Schweiz und England. Die röthlichen, fortdauernden Stängel sind wegen der abgefallenen Blätter am untern Theile mit vielen Narben, obenher mit länglichten, völlig ganzen Blättern besetzet; sie theilen sich in viele Aeste, davon jeder zweyspaltig ist. Die hier befindlichen Blätter sind gleichsam durchstochen und eingekerbet. Die Blumen zeigen fünf mondförmige, röthliche Blumenblätter. Man findet nebst den Zwitterblumen auch männliche.

Der milchichte Saft, welcher häufig aus diesen Pflanzen herauströpfelt, wenn man sie nur auf einige Weise verletzet, ist bey allen Arten, nur die zwölfte und sechzehnte ausgenommen, mehr und weniger scharf. Wenn solcher nur die Haut unsers Körpers berühret, erreget er einen Schmerz und rothen Fleck, und wenn solcher länger darauf liegen bleibt, frißt er unter sich und machet Geschwüre; daher die Aerzte desselben und der Pflanze selbst sich selten oder gar niemals zu innerlichen Curen bedienen.

dienen. Auch der äußerliche Gebrauch davon ist jetzo seltner geworden, obgleich die Alten sich dieses Saftes häufig zu bedienen pflegten. Sonderlich war bey den alten Aerzten das so genannte Euphorbium im Gebrauche, welches auch noch jetzo in den Apotheken befindlich ist. Es besteht dieses aus gelblichten, trocknen Stückchen von verschiedener Größe und Gestalt, und wird durch das Aufritzen einer, oder mehrerer, von den zuerst angeführten, stachlichten Arten der Euphorbien gesammlet. Einige wollen, daß dieses der Saft von der dreyeckichten sey, andere aber solches von der vieleckichten, mit doppelten Dornen besetzten Art herleiten, und Miller behauptet, daß selbiges von der Canarischen genommen werde. Alle stachlichte, eckichte Arten enthalten vielen, und gleich heftigen, scharfen Saft, und daher kann dergleichen aus verschiedenen gesammlet, und unter einerley Namen verkaufet werden. Es ist aber dieses Euphorbium ein harziges Gummi, und eben so scharf und brennend als der frische Saft dieser Pflanze. Und doch haben die neuern Griechen und Araber solches innerlich, als ein Purgiermittel, welches die wässerichten Feuchtigkeiten abführet, angerathen. Dieser Gebrauch aber ist gar nicht sicher, und sollte gänzlich unterbleiben; es besitzt dergleichen flüchtige und wirksame Theilchen, daß der bloße Geruch davon Niesen erreget, und wenn man etwas Pulver davon in die Nase zieht, entsteht leicht davon Nasenbluten und anderer Schaden. Aeußerlich soll es zertheilen und Herrmann lobet das Euphorbium, in Oel aufgelöset, um die scirrhösen Geschwülste zu zertheilen; aber auch dieses ist ungewiß, ja unsicher. Es verursachet Entzündungen und Geschwüre. Auch der, fast allgemein angenommene, Gebrauch wider die Fäulniß der Knochen ist nicht ferner anzurathen. So ist auch diejenige Pflanze, welche man in den Apotheken unter dem Namen Wolfsmilch, Esula, aufbewahret, nicht allenthalben die nämliche, und die Apotheker wählen diejenige Art, welche am leichtesten zu haben. Es ist auch immer einerley, indem solche einerley Saft und Wirkung besitzen. Diese ist von dem Euphorbio nicht viel unterschieden, und der innerliche Gebrauch gänzlich zu unterlassen. Auch sind die Verbesserungen, welche mit beygemischten Essige oder andern sauern Säften geschehen, nicht anzurathen. Und doch gebrauchen zuweilen die Bauern von der Springeuphorbie die Saamen zum Purgiren, nehmen davon, gemeiniglich in ungleicher Zahl, eilf bis funfzehn und mehrere, und obgleich selbige ganz verschlungen werden, erwecken sie doch

öfters Erbrechen, Bauchgrimmen und häufige Stuhlgänge. Aeußerlich pfleget man die Hüneraugen oder Leichdorne mit diesem milchichten Safte zu bestreichen, und zu vertilgen. Dieser Saft, mit Kühmilch vermischet, giebt selbiger eine rosenrothe Farbe, und wird alsdenn zur Schminke gebrauchet. Es kann aber diese Milch leicht die Haut aufziehen, anfressen und Geschwüre machen. Zu Reinigung der Geschwüre und Wegbeitzen des wilden Fleisches könnte der Saft dienen, wenn man nicht bessere ätzende Mittel hätte. Bey den Geschwüren an Pferden wird selbiger doch öfters gebrauchet. Daß dieser Saft in einem bleyernen Mörsel mit dem weißen und süßen Quecksilberpräcipitat und Bley abgerieben, äußerlich bey Krebsschäden empfohlen worden, kann man in Cranzens Mat. Med. nachlesen.

In wieferne der Genuß dieser Euphorbienarten den Thieren schädlich sey, läßt sich schwerlich bestimmen. Die Cypresseneuphorbie soll, nach Anzeige der Alten, den Bienen sehr schädlich seyn, und doch haben die Blumen einen ganz angenehmen Honiggeruch. Von der Sonneneuphorbie berichtet Hagström, S. Schwed. Abhandl. 12. Band 103. S. daß Kühe, Schaafe, Ziegen selbige begierig fressen, Fleisch und Milch aber von Kühen und Schaafen einen widrigen Geschmack erhalten, auch die Schaafe davon einen Durchfall bekommen. Ob bey den Ziegen gleiche Wirkung erfolge, hat derselbe noch nicht bemerken können.

Die zweytheilichte, haarichte Euphorbie No. 12. wird von den Indianern ohne Schaden gegessen, wie Rumpf versichert, wobey derselbe die besondere Anmerkung gemachet, wie die Milch aller derjenigen Pflanzen, welche runzlichte und haarichte Blätter haben, unschädlich sey, welches aller Aufmerksamkeit würdig, und zu genauer Bestimmung anzuwenden.

Die sieben ersten Arten haben ein besonderes und ganz fremdes Ansehen, sind durchaus saftige und weichliche Pflanzen, und verlangen daher auch eine besondere Wartung. Sie müssen das ganze Jahr über in dem Glashause behalten werden. Im Winter erfordern sie eine gemäßigte Wärme und kein Wasser; wenn sie jedoch sollten anfangen schrumpflicht zu werden, kann man ihnen mit Vorsicht einiges Wasser geben. Im Sommer kann man sie in luftigen Häusern etwas härter gewöhnen. Die Vermehrung geschieht im Sommer durch Zweige, die man einige Zeit in der Luft liegen läßt, damit sie, sonderlich an dem Orte, wo sie abgeschnitten worden, mehr austrocknen; sonst faulen sie leichtlich. Man

setzet

setzet selbige, wie auch die alten Stöcke, in kleine Töpfe, und diese erfüllet man mit zarter, gesiebter und gemischter Erde. Man vermischet leichte frische Gartenerde mit gleichen Theilen Mauersande, kann auch hierzu etwas Kalkschutt setzen. Die achte, neunte und zehnte Art sind zwar etwas härtere Pflanzen, müssen aber doch auf die nämliche Art behandelt werden.

Evaapfel.

S. Citrone.

Eversonfisch.

Evertxen, s. unsern Artikel Braßem, I. 949. und Sammlung aller Reis. B. V. S. 205.

Ewige Blume.

S. Rheinblume.

Ewiger Klaffer.

S. Pholade.

Ewischbaum.

S. Ebereschenbaum.

Exquima.

Unter diesem Namen wird von Marcgraven ein langgeschwänzter Affe angeführet, welcher bey dem Herrn von Linne Diana heißt, unter welchem Namen er von uns schon S. 320. beschrieben worden ist.

Ey.

Laich, Ouum, Ouulum. Die Fortpflanzung der Geschlechter in dem Thierreiche pfleget auf eine doppelte Art zu geschehen, indem einige derselben ihre Jungen lebendig zur Welt bringen, andere hingegen erst Eyer legen, und hieraus alsdenn die Nachwelt mit Thieren ihrer Art beschenken.

Hieher gehören die Vögel, die Amphibien, oder so genannten Zwitterthiere, welche ihren Aufenthalt sowohl im Wasser, als auf der Erde haben, die Fische, die mehresten Insecten, und die Gewürme. Es sind also die Eyer allemal die Behältnisse einer jungen Frucht, oder gleichsam die ersten rohen Abdrücke eines künftigen thierischen Körpers, deren nur erwähnte Arten, welche noch allerhand fernere Ausbildungen nöthig haben, die sie theils durch die Befruchtung, theils durch das Ausbrüten erhalten müssen, ehe sie zu ihrer Vollständigkeit gelangen, und das eigentlich vorstellen können, was diejenigen Geschöpfe, von denen sie entsprossen, sind, und deren ganze Aehnlichkeit und wesentliche Bildung man an ihnen wahrnehmen soll.

Die Bruteyer, welche wir hier abhandeln, und welche wir von den Eyern lebendig gebährender Thiere unterscheiden, befinden sich also ordentlicherweise zuerst in dem

dem Körper der weiblichen Thiere, und hängen vermittelst eines kleinen Stieles innerlich an dem Eyerstocke an, wodurch sie ernähret werden. Sie sondern sich erst nach der Befruchtung von dem Eyerstocke ab, kommen alsdenn in die Gebährmutter, und werden endlich nach einer gewissen Zeit, ausgebracht und geleget. Die eigentlichen Theile eines Eyes, aus welchen es besteht, sind die Schale, die Häute, die Feuchtigkeiten, der Hagel, die Narbe, und die Frucht. Die Schale, Cortex, Putamen, machet allezeit den äußerlichen Theil eines Eyes aus, ist hart, dünne, läßt sich zerreiben, ist voller Zwischenräume, und doch so fest und widerstehend, daß man ein Ey der Länge nach mit geballter Faust nicht entzweydrücken kann, ohnerachtet es übrigens den kleinsten Hauch der Brutwärme durchläßt. Zuweilen ist aber auch die Schale, besonders an den Eyern fetter und verschiedener kleiner Vögel, so dünne als ein Blattpapier; hingegen an manchen z. E. an Straußeyern, so hart und dicke, daß man sogar Trinkgeschirre daraus verfertigen kann. Sie entstehet aus dem weißen Bodensatze in dem Harne der Vögel, und bekommt ihr Wesen in dem Legedarme oder der Gebährmutter wenige Zeit vorher, ehe das Ey geleget wird; übrigens ist sie ein wahrer halbdurchsichtiger Firniß, welcher an der Luft hart wird, sich von der Nässe nicht auflösen läßt, und selbst von dem grösten Grade des Schmelzfeuers nicht zum Flusse kann gebracht werden. Hierauf folgen die Häute, Membranae, deren man ohngefähr viere zählen kann. Die erste ist ein dünnes Pergamenthäutchen, welches an der ganzen innerlichen Oberfläche der Schale um und um anliegt, und das Eyweiß mit von außen umgiebt. Auf diese folget eine andere noch dünnere Haut, welche sehr leicht zerreisset, und worinnen das Eyweiß noch besonders verschlossen ist. Die dritte Haut leget sich inwendig um das Eyweiß an, und die vierte enthält die Dotter. Ferner unterscheidet man an dem Ey die verschiedenen Feuchtigkeiten, Humores, nämlich das Eyweiß, Albumen, und die Dotter oder das gelbe des Eyes, Vitellum. Das Eyweiß selbst ist nicht durchgängig von einerley Art und Masse, sondern es besteht dasselbe wirklich aus einem doppelten Wesen. Das eine nimmt allemal die äußerliche Stelle ein, ist dünner und flüßiger, und unter dem Namen des Eyerklares bekannt; das andere, aber oder eigentliche Eyweiß, ist zäher, und dicker, und wird von dem erstern bedecket. Dieses umgiebt den Dotter von allen Seiten, und hat anfangs eine weißliche, nach der

Brütung

Brütung aber eine mehr gelbliche Farbe. Der Dotter, Vitellum, ist ein gelber, etwas zäher, dichterer, und feinerer Körper als das eigentliche Eyweiß, an welchem sich oben und unten gleichsam zwey Schwebebänder oder der sogenannte Hagel, Chalazae, befinden. Eines von diesen Hagelbändern ist gegen die stumpfe Eyspitze, das andere aber gegen das mehr spitzige Ende des Eyes zugekehret. Beyde sind länglichte, feste, knotige, durchsichtige, jedoch dichtere Körper, als das Eyweiß, und von weißer Farbe, und hängen etwas an der Seite des Dotters vermittelst eines fäserichten Wesens an, wodurch die Flüßigkeiten und Häute des Eyes in ihrer Richtung und natürlichen Stellung erhalten werden, ohne daß sie schwanken und in Unordnung gerathen können. Endlich kömmt noch an dem Dotter selbst ein kleiner weißer Kreiß, ohngefähr wie ein, in die Haut der Dotter eingebranntes, Zeichen oder Brandmal zum Vorschein, welches weiß, und beynahe so groß als eine Linse ist, und den Namen der Narbe, Cicatricula, führet. In der Mitte dieser Narbe liegt ein kleines, eyrundes und aschgraues Säckchen, in welchem sich das junge Thier entwickelt, und welches eben so, wie ohngefähr der Keim in dem Saamenkorne einer Pflanze, anzusehen ist. Dieses ist die Beschaffenheit der Theile, und der gewöhnliche Bau derjenigen Eyer, welche das Thiergeschlecht der Vögel liefert, und welche man allemal als mehr zusammengesetzte Eyer anzusehen hat, da sie hingegen bey andern eyerlegenden Thieren in gewissen zufälligen Dingen bisweilen anders ausfallen, ohnerachtet sie doch allemal in der Hauptsache mit jenen übereinkommen, und nämlich den Keim der künftigen Frucht in sich enthalten. Es ist selbst die äußerliche Gestalt der Eyer nicht bey allen Thieren einerley. Die Eyer der Vögel haben bald ein spitziges und rundes Ende, bald sind sie wirklich kugelrund, bald einfarbig, bald hier und da mit allerhand Flecken besprenget. Die Krokodileneyer sind beynahe kegelförmig, die Eyer der Frösche und Fische rund und kleiner, und einige Insecteneyer nicht nur ebenfalls kegelförmig, sondern auch noch darzu mit ausgeschweiften und gebogenen Hohlkehlen versehen. Einige haben eine harte, andere eine weiche und nur häutige Schale um sich, welches sich sogar manchmal bey den Hennen aus einem Bildungsfehler zuträgt, daß sie weichhäutige, klare, und helle Eyer zum Vorschein bringen, die man Windeyer, hypenemica, Subventanea, Zephyrica, zu nennen pfleget. Einige sind ferner mit dem doppel-

doppelten Eyweiß und Dotter angefüllet, andere hingegen, als z. E. die Froscheyer schwimmen in ihrem Eyweiß oder Laich, welches äußerlich um sie herumfließt. Einige legen ihre Eyer einzeln und besonders, andere aber ganze Klumpen derselben, und kettenweise mit einander verbunden. Aus den Eyern entstehen nun also durch das Brüten, oder durch die Mittheilung eines gehörigen und angemessenen Grades der Wärme die jungen Thiere, jedoch mit dem Unterschiede, daß unter den eyerlegenden Thieren dem Geschlechte der Vögel allein von der Natur der Vorzug zugestanden worden, ihre Jungen selbst auszubrüten; da hingegen die andern Thiere übrigens ganz unbekümmert und sorgenloß das Ausbrüten der gelegten Eyerchen der Natur und ihrer wärmenden Kraft selbst überlassen, und daher selbige bald in das Wasser, bald in den Sand, bald an einen andern freyen Ort absetzen, damit der Einfluß der wärmenden Natur verschiedentlich auf sie geschehen könne. Eigentlich aber werden durch Brutwärme sowohl das doppelte Eyweiß, als auch die Dotter oder Gelbe des Eyes flüßig und dünne erhalten, woraus der Nutzen erfolget, daß eben diese Feuchtigkeiten von der, in der Narbenblase enthaltenen, Frucht füglich eingesogen, und selbige auf solche Art eine Zeitlang ernähret werden, und endlich zu seiner völligen Reife und Wachsthum gelangen könne.

Der Name Ey kömmt auch bey den einschaligen Schnecken vor. Die weiße Eyerporzellane ist gleichsam das Mittel zwischen den Porzellanen und Blasen; bey den ersten ist die Mündung auf beyden Seiten gezähnelt, bey den letztern ganz glatt. Die Eyerporzellane aber zeiget eine glatte und eine gezähnelte Seite der Mündung. Es hat jedoch Herrn von Linné beliebet, solche mit den Blasen zu vereinigen und Bulla ouum zu nennen. Herr Müller nennt solche schlechtweg

Das Ey. Die Schale ist aufgetrieben, blasenartig rund, an der Seite, wo die Mündung befindlich, gleichsam der Länge nach abgeschnitten, und an jedem Ende mit einer vorragenden Schnauze versehen, öfters so groß als ein Gänseey, äußerlich glänzend, schneeweiß, die Mündung aber inwendig purpur- oder violetfärbig, jedoch bey einigen die dicke Seite der Mündung gelblicht oder schmutzig weiß. Eine mehr dünnschalige Art, mit einfacher, oder nicht so sehr umgerollter Mündung wird das Weibchen genannt. Der Einwohner des Eyes ist kohlschwarz und läßt sich in ei-

ne schwarze Dinte auflösen. Das Vaterland ist Indien.

2) Das Gestreifte Ey gehöret auch zu dem Geschlechte der Blasen. Die Schale ist schieflänglich-eyrund, der Quere nach gestreift und an der Spitze einigermaßen gemalet. Weil sie holzfärbig ist, nennt solche Herr von Linné Bulla lignaria.

3) Das Kiebitzey ist auch eine Art von Wasserblasen und Bulla ampulla L. Die bunte Zeichnung, die Größe und die leichte, runde, etwas länglichte Schale, hat den Holländern Gelegenheit gegeben, diesen Namen zu wählen. Es heißt solches auch die Meernuß, und das Bläßchen. Man erhält solche aus beyden Indien, auch aus Afrika. Ihre Gestalt, Farbe, und Zeichnung ist sehr verschieden. Man findet längliche, kugelrunde und geschobene, gefleckte, marmorirte, und bandirte, auch einfärbige, rothe, blaue, gelbe, weiße, braune, rosenfärbige, grünliche, purpur- und pomeranzenfärbige. Alle sind gleichsam in einander aufgerollet, mit wenigen Wendungen, und einer länglichten weiten Mündung, davon die äußere Lippe länger, als der Körper ist. Die größte Art hat eine dicke Schale, ist fast so groß als eine Pflaume und schwarz und braun gesprenkelt.

4) Das Taubeney, Bulla naucum Linn. Die Schale ist weiß, sehr dünne, und fast durchsichtig, und hat viele Aehnlichkeit mit einer Wasserblase, daher solche auch unter diesem Namen vorkömmt. Herr Müller aber hat eine andere Art mit dem Namen Wasserblase beleget. In Holland nennet man selbige auch das weiße Kiebitzey. Die Schale ist der Quere nach einigermaaßen gestreifet, das Gewinde gleichsam ganz eingerollet, die Mündung aber weitschweifig. Die beyden Enden sind mit einem Nabelloche eingedrücket.

5) Das rothe Ey ist hingegen eine wahre Porzellanschnecke, Cypraea succincta L. Die Schale ist eyförmig, kleiner als ein Taubeney, röthlich, und mit zwey schmalen weißen Bändern gezieret, sehr dünne und zerbrechlich, die Mündung auf beyden Seiten gezähnelt, und die innere Lippe an beyden Enden abgerändelt. Sie gehöret eigentlich zu denjenigen Porzellanen, welche einen eingedrückten, glatten Nabel haben.

Nicht allein aber sind die Eyer bey den einschaligen Schnecken Mode, sondern es haben auch einige zweyschalige diese Benennung erhalten; wir bemerken demnach

6) Die Eyertelline, Tellina albida L. Die Größe gleichet einem

einem Ey. Die plattovalen Schalen sind auswendig glatt, röthlichweiß, oder im Umfange mehr weiß und gegen das Schloß roth, daher nennen solche die Holländer die blaßrothe Telline. Vor und hinter dem Schlosse befindet sich eine Nath mit röthlichen Querstrichen. Das Schloß hat drey Zähne, und die eine Seite ist kaum etwas spitzig oder umgebogen. Die Lippen an dem Schlosse stehen etwas vor, und dadurch unterscheidet Herr von Linné diese Art von den übrigen Tellinen.

7) Das gelbe Ey nennt Herr Müller Cardium serratum L. Es ist dieses eine Art der Herzmuscheln, in die Quere eyförmig gestaltet, ganz glatt, aber durchscheinend, zart gestreifet, nach dem Schlosse zu bäuchig, am Rande inwendig fein gekerbet, auswendig gelb oder pomeranzenfärbig, inwendig weiß, doch scheint nach dem Schlosse zu die äußerliche Farbe mit einem großen Flecken durch. Man erhält selbige aus den Antillen und dem Mitelländischen Meere.

8) Das Osterey ist Cardium laevigatum L. gleichfalls eine Herzmuschel, und der gelben Erdbeere ziemlich ähnlich. Sie ist auch der Quere nach eyförmig gestaltet, und der Länge nach mit schwachen Strichen besetzet, röthlich und mit weißen Flecken, aber nicht gefurchet, wie die Erdbeere. Noch andere Schnecken aus dem Geschlechte der Schwimmschnecken, welche gleichfalls von dem Ey ihre Benennung erhalten, S. unter Dotter.

Eyder.

S. Brüste.

Eyder.

Meereyder, Lacertus peregrinus, vel rubri maris, ein Meerheydox, Saurus Graec. Gesn. Salmo Saurus Linn. gen. 178. sp. 14. Müllers Seeeydechse aus seinem Salmengeschlechte, the Sea-Sparrow-Hauk, Angl. s. Kleins, Trutten, Trutta dentata, 10. Catesby beschreibt und zeichnet ihn, pag. et tab. II. unter dem Namen: Saurus ex cinereo nigricans, die aschgraue, schwärzlichte Seeeydexe, folgendermaaßen: dies ist ein dünner langer Fisch, mit braunen Schuppen von mittelmäßiger Größe. Sein Auge ist schwarz, und der in selbigem befindliche Ring röthlich. Der Mund ist ziemlich weit, und die beyden Kiefer sind mit kleinen scharfen Zähnen von ungleicher Größe dick besetzet. Er hat sechs Floßen: zwo hinter den Ohren; eine unten am Bauche; eine hinter dem After, und eine in der Mitten des Rückens, nebst noch einer ziemlich kleinen zwischen dieser und dem Schwanze. Der Schwanz ist

ist gespalten. Es wurde dieser Fisch an der Küste von Carolina gefangen, auch ist er der einige, so mir jemalen zu Gesichte gekommen. Die Figur stellet ihn in natürlicher Größe, (d. i. vierzehn Zoll lang, und fast zween Zoll breit) vor.

Eydexe, S. auch Eidechse.

Eyerblume.
S. Löwenzahn.

Eyercremapfel.
S. Annonenbaum.

Eyerdotter.
S. Dotterschnecke.

Eyerigel.
S. Seeapfel.

Eyerkugel.
S. Kugelthier.

Eyerlingsbaum.
S. Elsebeerbaum.

Eyerschale.
S. Dotterschnecke.

Eyerschwamm.
S. Blätterschwamm.

Eyerstaude.

Eyerbaum, Tolläpfel, Melanzenapfel, Mala insana, Melongena, kann zwar zu dem Geschlechte des Nachtschatten gerechnet werden, doch haben wir solche hier besonders anführen wollen. Die fäserichte Wurzel treibt einen ästigen, ohngefähr einen Fuß hohen, und mit Wolle überzogenen Stängel. Die langgestielten Blätter stehen wechselsweise, sind breit und lang, eyförmig spitzig, am Rande nicht eingekerbet, jedoch gefalten, mit einem dünnen wollichten Wesen, als mit Mehl bedecket. Den Blättern gegen über entspringen die Blumenstiele, deren jeder gemeiniglich nur eine unterwärts hangende Blume trägt. Die Blumen sind groß. Der in fünf spitzige Einschnitte getheilte Kelch, ist mit kleinen röthlichen Stacheln besetzet. Das weißliche, oder purpurfärbige, radförmige Blumenblatt, ist in fünf gefaltene Spitzen abgetheilet, auf welchen die fünf, dicht an einander gestellten, Staubfäden sitzen, und den einzelnen Griffel umgeben. Die Frucht hat die Gestalt und Größe eines Hünereys, ist grünlicht, weiß, auch purpurfärbig, ganz glatt, und unter der harten Schale liegt viel saftiges Mark, und in diesem viele nierenförmige Saamen. Der vergrößerte Kelch umgiebt einen merklichen Theil dieser Frucht. Obgleich die Gestalt der Frucht zuweilen sich verändert, und auch in Ansehung der Stacheln sich einiger Unterschied äußert, so hat man doch nur eine Art, und hiervon einige

Abänderungen angenommen, und diese ist Solanum Melongena L. jetzo aber will man unter diesem Namen nur diejenige Art begreifen, welche an dem Kelche keine Stachel hat, hiervon aber diejenige absondern, welche sowohl an dem Kelche, als dem Stängel Stacheln zeiget. Es scheint uns aber dieser Unterschied nicht hinreichend zu seyn, da wir mehrmals aus einerley Saamen Pflanzen gezogen, an welchen die Blumenkelche bewehret und unbewehret gewesen. Ueberhaupt pflegen die Stacheln bey verschiedenen Arten des Nachtschattens öfters in Ansehung des Ortes zu spielen, und es kann zufälliger Weise geschehen, daß auch einige auf dem Stängel dieser Art zum Vorscheine kommen.

An der Frucht ist kein starker, aber doch etwas widerlicher Geruch zu spüren; sie soll schlecht, etwas bitter und süßlicht schmecken, und, wie Sloane berichtet, von den Englischen Juden und Arabern gekochet, auch gebraten, gegessen werden, jedoch Verstopfung und dickes Geblüte verursachen; und daher kann vielleicht zuweilen eine Tollheit verursachet, und zu dem Namen Gelegenheit gegeben worden seyn. Mit Wein und Pfeffer gekochet, soll sie wie Artischocken schmecken, und den Urin treiben. Sie werden auch mit Essig, Honig, und Salzlacke eingeleget. Obgleich aber diese Frucht in ihrem Vaterlande, auch in Italien und Spanien, woselbst sie in den Gärten erzogen wird, ohne Schaden gegessen wird, so ist doch bey uns solcher Gebrauch zu widerrathen, indem daselbst die Früchte besser von der Hitze gekochet, und reif werden, als bey uns geschehen mag. Man will solche äußerlich in schmerzstillenden und zertheilenden Umschlägen, bey der güldenen Ader, dem Krebs und andern Schäden anrathen. Da sie aber nur kurze Zeit frisch zu erlangen, wird man sie auch selten nutzen können. Die Pflanze wächst, außer Europa, in allen Theilen der Welt, ist jährig, wird bey uns aus den Saamen auf dem Mistbeete erzogen, blühet im Sommer, und wenn die Pflanzen in gute Erden und einen geräumlichen Scherbel gepflanzet, öfters begossen, und der Sonne ausgesetzet werden, erhält man auch im Herbste reife Früchte. Ohne diese Wartung wird man wohl im Sommer Blumen sehen, die Früchte aber werden unreif verwelken.

Eyerstock.

S. Mutter.

Eyfisch.

Eggfisch, nennen die Engländer einen Fisch nach seiner äußerlichen Gestalt, dessen wahren Namen man noch nicht ausfinden können. Dieser eyförmige Leib läuft an

beyden

beyden Enden etwas zugespitzet ab, und auf dem Rücken laufen nach der Länge, wie Rippchen, erhabene Linien. Er ist von brauner, fast schwärzlicher, an den Seiten etwas blässerer, Farbe. Es fehlet ihm an allen äußerlichen Hülfsmitteln zur Bewegung; er hat weder Floßen, noch Füße, noch sonst ein dem etwas ähnliches Maschinchen. Aus dem Wasser gezogen, verlohr er nichts von seiner Breite, und sein Kopf ragete etwas spitzig hervor, den er aber, nach ausgenommener Angel, in sich zurück zog, so daß an diesem Orte eine Höhlung entstand, die eine Fingerspitze aufnehmen konnte. Nach seiner Eröffnung fand sich eine gleiche Menge von Gedärmen, Wasser, und einem gelblichten Safte erfüllten Gefäßen, aber nicht das geringste Merkmal von einem Herzen und anderer Eingeweide. An der innern Fläche der Haut liefen, ein drittel eines Zolles oder Daumens dicke, rothe Fleischfasern; die Haut selbst war ziemlich stark, zog sich aber doch, nach Wegräumung dieser Fasern, in einige, nachmals schwer wieder auszustreichende, Falten zusammen. Seine ganze äußerliche Fläche war mit einem, immerfort nachquellenden, Schleime überzogen, dadurch er, nach des Beschreibers Meynung, im Stande seyn dürfte, sich an den Felsen und Gesteinen fest zu erhalten, s. the Gentleman's Magazine for 1752. and 1753.

Eyternessel.

S. Nessel.

F.

Faber und Gallus.

Ein Brasilianischer Fisch des Marcgravs, Abacatuaia genannt; Faber, Meerschmid, St. Petersfisch des Gesners; Zeus Faber, Linn. gen. 162. sp. 3. Müllers St. Petersfisch, s. Spiegelfische. Kleins Flünderaff, Tetragonoptrus 9. s. unsern Artikel Abacatuaia, I. Theil S. 47.

Fackeldistel.

Obgleich der lateinische Name Cereus fast allgemein bekannt ist, wollen wir doch dieses Geschlecht unter dem deutschen anführen, welcher daher seinen Ursprung genommen, weil man in Amerika die trockenen Stängel in Oel eintauchet, und als Fackeln gebrauchet. Von einigen wird es gestirnt Rohr auch Sonnenfeind genañt.

Herr von Linne' hat zwar die Fackeldistel mit der Melonendistel, der Indianischen Feige und der Pereskia in einem Geschlechte vereiniget, und dieses Cactus genant, man kann aber wohl füglich Hr. Ludwigen folgen, und wegen des besondern verschiedenen äußerlichen Ansehens diese Geschlechter beybehalten, obgleich solche in der Blume und der Frucht wenig unterschieden sind. Der einblätterichte, röhrenförmig ausgehöhlte Kelch ist äußerlich mit blätterichten Schuppen, und innerlich mit sehr vielen breiten und stumpfen, nach innen zu vergrößerten, mit den Enden gegen einander gerichteten Blumenblättern besetzet. Da diese in der Röhre des Kelches sich mit einander vereinigen und verbinden, haben einige Schriftsteller dieses Geschlecht zu denjenigen gerechnet, welche nur ein Blumenblatt haben. Der Kelch läßt sich von diesem vielfach zerschnittenen Blumenblatte bey verschiedenen Arten füglich unterscheiden, doch findet man einige, woselbst die Farbe und Gestalt der Kelcheinschnitte mit den Einschnitten des Blumenblattes übereinkommen. Auch die vielen pfriemenartigen Staubfäden hängen an dem Kelche. Der einfache Griffel ist gemeiniglich gekrümmet, und endiget sich mit einem köpfichten, vielfach getheilten Staubwege. Die Frucht ist eine lange Beere, welche viel kleine Saamen enthält. Von den verschiedenen, zu dem eigentlichen Fackeldistelgeschlechte gehörigen, und wegen des sonderlichen prächtigen Ansehens, indem sie einen nackenden, nicht mit Blättern, sondern mit Stacheln besetzten, eckichten Stamm mit dergleichen Aesten darstellen, auch wegen der schönen Blumen merkwürdigen Arten, bemerken wir vorzüglich diejenigen, welche in unsern Gärten vorzukommen pflegen.

1) Die sechseckichte Surinamische Fackeldistel, Cereus Surinamensis, Cactus hexagonus Linn. Der einfache, fast durchgehends grüne, Stamm erreichet nach dem Alter eine verschiedene Höhe, man sieht dergleichen von sechs, acht und mehrern Ellen. Wegen der Höhe des Glashauses muß man solchen endlich abstutzen, wodurch denn auch geschieht, daß derselbe, sonderlich am untern Theile, einige Aeste hervortreibt. Diese, wie auch der Stamm, haben nicht überall gleiche Stärke, richten sich aber gerade in die Höhe, und stehen von selbst aufrechts; der Länge nach sieht man vertiefte Furchen, und weit vorragende Ecken, deren Anzahl und Größe nicht immer einerley ist. Die Ecken laufen auch nicht alle von unten bis oben in einem fort; einige fangen unten an, und hören in der Mitte, oder sonst unbestimmt auf, da hingegen andere erst in

der Mitte ihren Anfang nehmen. Gemeiniglich zählet man sechs, selten über acht Ecken. Die Ecken sind der Länge nach mit vielen, nicht weit von einander entfernten, kleinen Erhebungen bezeichnet, auf welchen zarte, aber steife, wie ein Stern ausgebreitete Stacheln, und zwischen diesen kleine wollichte Haare sitzen. Die Stacheln sind anfangs grünlicht, werden nachher braun und endlich schwarz. Und solchergestalt zeiget sich die Pflanze viele Jahre. Wenn die Blume erscheinen soll, läßt sich nicht bestimmen. Es kömmt von ohngefähr. Aus einer Ecke über dem stachlichten Sterne erscheint zuerst ein rundliches Knöpfchen, welches ohngefähr binnen zwanzig Tagen solchergestalt wächst, daß es sich in die Blume selbst ausbreiten kann. Die Oeffnung der Blume geschieht niemals am Tage, sondern wenn die Sonne untergegangen ist. Sie ist in der Nacht in dem vollkommensten Zustande, zieht sich gegen den Morgen schon wieder zusammen, öffnet sich auch nicht wieder, sondern verwelket in kurzer Zeit. Sie dauert also nur wenige Stunden, hat einen starken, aber nicht sonderlich angenehmen Geruch. Der Kelch sitzt platt auf, die Röhre desselben ist wohl drey Finger lang, gelblicht grün und glatt. Diese theilet sich in mehr als vierzig blätterichte Einschnitte, welche in sechs Reihen gestellet, und der Größe, auch Farbe nach verschieden, theils grünlicht, theils weiß mit röthlich, theils ganz weiß sind. Alle sind länglicht, die äußerlichen am Ende stumpf, die übrigen mehr spitzig, und die innersten fast am ganzen Umfange zart eingekerbet. Der Griffel ist an der Spitze gleichfalls ausgehöhlet, und in zwölf, auch mehrere Staubwege getheilet; die innerliche Höhle der Blume aber mit einer fast unzählbaren Menge Staubfäden angefüllet, welche alle gelbe Staubbeutel tragen. Auch diese sind gleichsam reihenweise gestellet, die äußerlichen sind viel höher, alle aber mit ihren Spitzen gegen den Griffel gebogen.

2) Die siebeneckichte Fackeldistel, Cereus, oder Cactus heptagonus Linn. wächst in Amerika, und ist von der vorigen vielleicht nicht wirklich unterschieden, wenigstens sind beyde einander im Wachsthume völlig ähnlich.

3) Die fünfeckichte Fackeldistel, Cereus oder Cactus pentagonus Linn. wächst in Amerika, ist den vorigen Arten im Wachsthume auch ähnlich, lang, aufgerichtet, hat aber gemeiniglich nur fünf Ecken, und ist gleichsam durch Gelenke abgetheilet.

4) Die viereckichte Fackeldistel, Cereus oder Cactus tetragonus Linn. wächst in Curacao und dem wärmern Amerika, hat mit der vorigen gleiche Gestalt, ist lang

und aufgerichtet, aber im Umfange viel dünner, und mit vier zusammengedrückten Ecken versehen.

5) Die achteckichte ausgeschweifte Fackeldistel, Cereus oder Cactus repandus Linn. wächst aufrecht und lang, ist im Umfange dünne, und in acht zusammengedrückte, wellenförmig erhabene Ecken abgetheilet, und diese sind mit Stacheln besetzet, welche die dabey sitzende Wolle an Länge übertreffen. Die Frucht ist auswendig gelb, innerlich schneeweiß, mit vielen schwarzen Saamen erfüllet. Das wärmere Amerika ist ihr Vaterland.

6) Die achteckichte, stumpfe Fackeldistel, die Peruvianische Fackeldistel, Cereus oder Cactus Peruuianus Linn. wächst in den dürren Gegenden am Meerstrande in Jamaika und Peru, erreichet eine große Höhe, und ist gemeiniglich in acht stumpfe Ecken abgetheilet.

7) Die neuneckichte wollichte Fackeldistel, Cereus oder Cactus lanuginosus Linn. ist in Caracao zu Hause, wächst aufrecht und lang, hat gemeiniglich neun kleine unmerkliche Ecken, deren Stacheln kürzer, als die dabey befindliche Wolle, sind.

8) Die kriechende, sechseckichte Fackeldistel, großblümichte Fackeldistel, Cereus, Cactus grandiflorus Linn. wächst in Amerika, und Veracrux. Der schwache, dünne, etwa einen Finger dicke, und in viele Aeste verbreitete Stängel muß an der Wand oder einem Geländer in die Höhe gezogen werden, ist überall der Länge nach mit fünf oder sechs Furchen und eben so viel kleinen Ecken besetzet, und auf diesen sitzen in regelmäßiger Entfernung kleine sternförmig ausgebreitete Stacheln. Die Aeste treiben öfters in der Luft Wurzeln. Das Ansehen der Pflanze ist schlecht, aber desto schöner die Blume. Diese übertrifft alle Arten dieses Geschlechtes, hat einen starken angenehmen Geruch; die innerlichen Abtheilungen des Kelches sind goldfarbig, die Einschnitte des Blumenblattes aber schneeweiß. Die Blume öffnet sich Abends, und dauert wenige Stunden.

9) Die kriechende, zehneckichte, rothblühende Fackeldistel, rankenförmige Fackeldistel, Cereus, Cactus flagelliformis L. wächst im wärmern Amerika. Aus der fäserichten Wurzel entspringen viele Stängel, welche wieder Aeste treiben; alle sind nach dem Alter von verschiedener Länge, zuweilen wohl zwo Ellen lang. Sie haben ohngefähr die Dicke des kleinen Fingers, sind jedoch hin und wieder enger zusammengezogen, und niemals durchaus von einerley Stärke; die ganze Oberfläche ist mit kleinen Erhebungen, regelmäßig und dichte besetzet, so,

daß

daß man die eigentlichen Furchen und Ecken kaum wahrnehmen kann, sondern da diese Erhebungen der Länge nach gestellet sind, scheinen selbige die Ecken selbst abzubilden; dergleichen kleine, fast unmerkliche Ecken kann man gemeiniglich zwölfe zählen. Auf den Erhebungen sitzen viele kleine, ungleiche, weißlichte Stacheln, aber zwischen selbige kein wollichtes Wesen. Sie blühet bey uns jährlich und häufig. Die Blume ist zwar in Ansehung der übrigen Arten klein, aber schön hochroth durchaus gefärbet, bleibt Tag und Nacht über geöffnet, und verwelket erst nach einigen Tagen.

10) Die kriechende dreyeckichte Fackeldistel, Cereus oder Cactus triangularis Linn. Die Frucht wird nach Millern die wahre Stachelbirne genannt, wächst in Brasilien und Jamaika, öfters viele Ellen lang, und besteht aus lauter dreyeckichten, ohngefähr einer Spannen langen Gliedern, welche durch Gelenke von einander unterschieden sind. An den Ecken sitzen sternförmige ausgebreitete Stacheln. Gemeiniglich ist die Pflanze grün, doch erscheint auch selbige zuweilen weißröthlicht oder scheckicht; sie blühet selten. Die Blume ist von ansehnlicher Größe, und kömmt fast durchgehends mit der, bey der ersten Art beschriebenen, überein. Sie öffnet sich auch nur des Abends, und dauert wenig Stunden. Man kann selbige am besten an der Wand in die Höhe ziehen, und an einem Geländer befestigen.

Die Fackeldistel mit Hirschzungenblättern, Cereus, scolopendriae folio, könnte füglich zu den Arten der Opuntien gerechnet werden. Einige Arten, welche von Jacquin und andern ganz neuerlich beschrieben worden, übergehen wir, da selbige zur Zeit in unsern Gärten nicht vorkommen.

So hoch auch diese Arten alle von den Gartenliebhabern geschätzet werden, so haben selbige doch weiter keinen Nutzen. Alle kommen aus den wärmern Gegenden, und müssen daher bey uns in dem Glashause verwahret werden. Die neunte Art ist am wenigsten zärtlich, und kann im Sommer mit ihrem Scherbel in die freye Luft gesetzet werden, welches zwar auch die erste und einige andere Arten vertragen, doch leiden selbige gar leicht, theils von der Nässe, theils von den kalten Winden. Doch verlangen auch die zärtesten nicht allzustarke Wärme; die Nässe ist ihr größter Feind. Im Winter soll man selbige gar nicht, im Sommer aber sparsam begießen. Sie brauchen überhaupt nicht viel Nahrung, man setzet solche daher in kleine Töpfe, und in magere, sandichte Erde.

Sie werden auch alle durch abgeschnittene Zweige fortgepflanzet; man kann auch, wenn keine Zweige zugegen sind, den Stamm selbst zerschneiden, und die Stücke einsetzen. Dergleichen Stücke und abgestutzte Stämme treiben hernach lauter Aeste. Man leget solche einige Tage an einen trockenen Ort, damit der abgeschnittene Theil recht austrocknet, und nicht leicht faulet, wenn er in die Erde kömmt. Diese Ableger kann man mit ihren Scherbeln in ein Mistbeet setzen, damit sie desto eher Wurzeln treiben.

Fackelholz.

S. Schwelgenbaum.

Fackelkraut.

S. Königskerze.

Fadengras.

Fadengras wird von Herr Planern das neue Geschlecht Manisuris Linn. genannt. Zwitter und männliche Blumen sitzen auf einer Aehre; die männlichen, welche den untern Theil einnehmen, ragen mehr vor, als die übrigen. Bey allen besteht der Kelch aus zwey Bälglein, davon das äußerliche, sowohl an der Spitze als den Seiten eingekerbet ist. Die zwey Blumenblättchen oder Spelzen sind kürzer als die Bälglein, und umgeben die drey Staubfäden mit dem gespaltenen Griffel.

Fadenkraut.

S. Ruhrkraut.

Fadenwurm.

Diese Benennung zeiget die ganze Gestalt des Wurmes, welcher einen fadenförmigen, ganz glatten Körper vorstellet, an dem man keine Erhöhungen oder Glieder wahrnehmen kann. Beym Herrn von Linné heißt solcher Gordius. Der Aufenthalt dieser Würmer ist verschieden, und sie selbst zeigen sich auf verschiedene Art. Herr von Linné hat daher fünf Arten angegeben, von welchen der Hautwurm am merkwürdigsten ist. Von diesem wollen wir besonders handeln, hier aber der vier übrigen Arten erwähnen.

1) Der Wasserfadenwurm, Gordius aquaticus Linn. hält sich in dem Wasser auf, ist lang, glatt, allenthalben gleichförmig und von einerley Dicke, nicht dicker, als ein Pferdehaar und öfters in sich selbst verwickelt. Diese Art nennen andere Schriftsteller auch den Haarwurm, Zwirnwurm, Borsten- oder Bürstenwurm. Herr Hanow will solchen Pferdehaarwurm, oder weil er der Quinte auf der Violine gleicht, Quintwurm nennen. Bey den ältern kömmt er unter dem Namen Wasserkalb vor, weil solcher den Kälbern schädlich ist, wenn sie ihn mit dem Wasser einsaufen. Die Farbe mag wohl unterschieden

ausfallen. Hr. Müller heißt solchen unbestimmt blaßfarbig, andere beschreiben weiße, auch schwärzliche; derjenige, welchen Herr Hanow untersuchet, war castanienbraun oder fast schwärzlich, und unterwärts mit einer weißen Linie bezeichnet, welche Seite der Wurm selten nach oben richtet, wenn er sich im Wasser beweget. Man eignet diesem Wurme ein theilbares Leben zu. Wenn solcher in Stücke zerschnitten wird, lebet jedes für sich, und wächst, bis es die Länge eines ganzen Wurmes erhalten. Es muß aber diese Vermehrung nicht so leicht seyn, indem bey Herr Hanows Versuchen der verstümmelte Wurm zwar einige Zeit gelebet, aber, ohne neuen Ersatz des verlohrenen, eben so, wie die einzelnen Stückchen, gestorben. Daß dergleichen Würmer, entweder wenn sie noch ganz klein sind, oder in ihren unsichtbaren Eyern mit dem Wasser von Menschen und Thieren können eingeschlucket, und dadurch mancherley Zufälle erreget werden, wird niemand zweifeln, und daher ist die Vorsorge derjenigen, welche das Wasser durchseigen, nicht unnütze, und diese zuträglicher, als wenn man das Wassertrinken ganz widerrathen wollte. Es ist auch das Wasser nicht in allen Gegenden mit diesem Wurme besetzet, und die davon zu befürchtende Gefahr gar nicht allgemein. Es soll dieser Wurm sich auch in der Thonerde aufhalten, und solchen wie der folgende durchbohren. Doch erhält ein anderer den Namen

2) Thonfadenwurm, Gordius argillaceus, welcher dem vorigen gleich, aber etwas größer, gelblicht, am Schwanze etwas spitziger und an beyden Enden schwarz ist; dieser hat seine Wohnung allein in dem Thone, durchbohret solchen, und soll daher zu neuen Quellen Gelegenheit geben.

3) Der Seefadenwurm, Gordius marinus Linn. ist von diesen beyden Arten merklich unterschieden. Man hat dergleichen nur in den Eingeweiden der Seefische in Norwegen gefunden. Sie erscheinen als kleine Wärzchen, aus welchen man aber einen platten, spiralgewundenen, einen halben Zoll langen, und nicht spitzigen weißen Wurm ziehen kann. Wenn der Mensch viel dergleichen Fische ißt, soll davon ein Ausschlag auf der Haut entstehen.

4) Der Sumpffadenwurm, Gordius lacustris Linn. ist der vorigen Art ziemlich ähnlich, platt, spiral gewunden, an beyden Seiten spitzig, weiß, glatt, aber noch einmal so lang. Er soll in der Leber der Hechte sich aufhalten. Vielleicht sind nur die in Sümpfen wohnenden Hechte damit angestecket.

Fäderkopf.

Hippurus, Lampugo, des Gesners. Coryphaena Hippurus, Linn. gen. 158. sp. 1. Müllers Goldfisch des Geschlechts seiner Stutzköpfe, s. Schwänzel, Hippurus I. des Kleins.

Färberbaum.

Zween verschiedene Bäume sind mit diesem Namen beleget, auch ehedem zu zwey verschiedenen Geschlechtern gerechnet worden. Man kann aber selbige billig als zwo Arten eines Geschlechtes betrachten, und dieses mit Herrn v. Linné Rhus nennen. Da aber außer diesen noch einige andere Pflanzen unter dieses Geschlecht gebracht worden, so hat man im Deutschen noch keinen schicklichen Geschlechtsnamen; daher wir zwar hier die allgemeinen Kennzeichen dieses Geschlechtes angeben, aber davon nur einige Arten unter obigem Namen anführen, die andern aber unter andern Namen, als Copalbaum und Giftbaum beybringen wollen. Herr Dietrich giebt diesem Geschlechte den Namen Sumach, welcher sich aber auch nicht zu allen Arten schicket. Der fünffach getheilte, stehenbleibende Kelch umgiebt fünf eyförmige, ähnliche Blumenblätter, fünf kurze Staubfäden und einen rundlichen Fruchtkeim mit drey kleinen herzförmigen Staubwegen. Die Frucht ist eine rundliche glatte, oder wollichte Beere, welche einen einzigen steinartigen Saamen enthält.

1) Der Färberbaum mit einfachen Blättern, Gerberbaum, Gelbholz, Fußel. Dü Roi hat solchen den Parückenbaum genannt, weil die Stiele der abgefallenen Blumen, welche vorher glatt waren, mit feinen röthlichen Haaren besetzet sind, Cotinus, Coriaria, Rhus Cotinus Linn. wächst in der Levante, Spanien und Kärnthen. Dieses niedrige Bäumchen hat an den Aesten wechselsweise gestellte, langgestielte, dicke und feste, eyförmige, stumpfe, ungekerbte, glatte Blätter mit röthlichten Nerven. Die kleinen gelblichten Blumen kommen im Junius und Julius in kleinen Büscheln an den Enden der Aeste hervor. Die kleine Frucht ist platt zusammengedrücket. Da bey uns die Saamen nicht reif werden, muß man diesen Strauch durch Ableger fortzupflanzen suchen. Nach dü Hamels Erfahrungen sollen diese erst im dritten Jahre Wurzeln schlagen. Dü Roi hat in einem Jahre neun Stöcke gezogen. Der Strauch ist nicht zärtlich, leidet bey unsern Wintern im freyen Lande selten, nimmt auch fast mit jedem Boden vorlieb. Das harte, grüngelblichte, braun und schön gestreifte Holz, welches auch unter dem Namen Fustet bekannt ist, soll in Servien, wie Herr Cramer

mer versichert, statt der Chinarinde gebrauchet werden. Es hat, wie die Blätter, eine zusammenziehende Kraft, und daher können alle Theile zum Ledergerben gebrauchet werden. In Spanien und andern Ländern bedienet man sich der Rinde und des Holzes zum Gelbfärben, besonders zu der so genannten feuille morte. Wenn dieses Holz mit Wasser abgekochet und zum Färben gebrauchet werden soll, muß man dieses nicht eher veranstalten, als bis man sich dessen bedienen will, weil der abgekochte Saft sich in kurzer Zeit verändert. Er wird schleimicht, seine Farbe verschießt, und nimmt eine Olivenfarbe an. Jedoch kann man alten und verdorbenen Saft verbessern, wenn man ihn wieder heiß machet.

3) Färberbaum mit gefiederten rauchen Blättern, Hirschhornbaum, Schlingbaum, Schmack, Essigbaum, Gerberbaum, Sumach, Rhus coriaria L. wächst in dem mittägigen Europa, und wird in Portugall, Spanien und Italien häufig gebauet; wird eben kein hoher Baum, breitet sich aber mit seinen Aesten weit aus. Jedes Blatt besteht aus eilf, auch mehrern Blättchen, welche ohne merkliche Stiele paarweise einander gegen über sitzen, und wovon ein einziges das ganze Blatt endiget. Diese Blättchen sind eyförmig, stumpf eingekerbet, auf der untern Fläche rauch und weißlicht, auf der obern mehr glatt und hellgrün; auch die jungen Aeste sind mit einem wollichten Wesen überzogen, die ältern aber haben dieses nicht. Die grüngelblichten Blumen erscheinen in aufgerichteten Büscheln, an den Spitzen der Aeste; sie haben einen süßen Geruch. Die Früchte stellen gleichfalls aufgerichtete, dichte Büschel vor, sind über und über mit rothen Haaren besetzet, klebricht, und von einem sauren, scharfen Geschmack. Die Blättr werden, ehe sie abfallen, ganz röthlich.

Man hat ehedem nur diese Art gekannt, in neuern Zeiten aber hat Herr von Linné, und mit ihm andere Schriftsteller, noch einige angemerket, welche aber merklich unter sich verschieden sind. Die eine nennt er 1) Rhus typhinum und du Roi giebt ihr den Namen Virginischer großer Sumach, die andere 2) Rhus Iauanicum. Bey dieser sind die Blättchen eyförmig, zugespitzet, eingekerbet, und unterwärts wollicht, bey der ersten aber lanzenförmig, scharf eingekerbet, und gleichfalls unterwärts wollicht. Ob nun dieser Unterschied beständig und hinreichend sey, verschiedene Arten dadurch zu bestimmen, und ob bey dem No. 2. beschriebenen Baume allemal die Blättchen eyförmig und stumpf eingekerbet erscheinen,

könuen wir zwar nicht bestimmen. Da jedoch alle drey Arten auf der untern Fläche der Blättchen filzig oder wollicht sind, würde man nicht viel irren, wenn man solche lieber für Abänderungen, als wahre Arten ausgeben wollte. Herr du Roi erinnert auch, daß der große Virginische Sumach im Wuchse und den Blättern dem eigentlichen Färberbaume sehr nahe komme, auch mit selbigem gleichen Nutzen hätte. Hat ein beständiger Unterschied statt, so sind die in Deutschland, auch zuweilen in Bauergärten angepflanzten Bäume, so bey uns unter dem Namen Essigbaum bekannt sind, für den großen Virginischen anzunehmen. Besondere Wartung erfodert dieser Baum nicht, wächst fast in jedem Erdreiche, erhält keinen hohen und selten einen geraden Stamm, treibt aus der Wurzel viele Schößlinge, und es hält schwer einen Platz davon zu reinigen. Blumen und Saamen haben eine zusammenziehende und kühlende Kraft, doch ist deren innerliche Gebrauch verdächtig, wie denn auch aus den abgeschnittenen Aesten ein klebrichter, milchichter Saft herausquillt. Rinde und Blätter färben die Vitriolauflösung schwarz, und können zum Gerben des Leders gebrauchet werden. In Spanien werden ganze Aecker damit bepflanzet, die jährigen Schößlinge abgehauen, getrocknet, zu Pulver gestoßen, und der Corduan damit zubereitet, auch damit grün gefärbet, und statt der Galläpfel zu allen den Farben gebrauchet, die man dunkler machen will. Ein mehreres kann man in des Herrn de la Lande Kunst, Saffianleder zu bereiten, nachlesen. Die Alten bedienten sich der Früchte statt eines Gewürzes, und es ist auch bey uns gewöhnlich, aus den frühzeitig gesammleten Fruchtbüscheln einen Essig zu verfertigen. Das Holz nimmt sich fourniret zu kleinen Kästchen wohl aus. Die Beeren und Saamen werden wider die Fäulniß und das Ablösen des Zahnfleisches gelobet; wozu sich aber fast alle zusammenziehende Mittel schicken.

3) Färberbaum mit gefiederten glatten Blättern, *Nordamerikanischer Sumach*, Rhus glabrum L. Dieser Baum wächst in Nordamerika auf den Aeckern. Die Blätter sind aus vielen, gemeiniglich mehr als zwanzig länglicht zugespitzten, scharf eingekerbten, auf beyden Flächen glatten, doch auf der obern dunkel- auf der untern weißgrünen Blättchen zusammengesetzet, welche paarweise, jedoch einander nicht gerade, sondern mehr schrege über gestellet sind. Das letzte am ganzen Blatte ist einzeln. Die grünlichtgelben kleinen Blumen brechen in lockern aufgerichteten

Büscheln an den Spitzen der Aeste im Julius und August hervor. Die Blumenstiele glänzen, als ob sie mit Firniß überzogen wären. Die Frucht ist hochroth, aber nicht mit Haaren besetzet, sondern nur mit einem gefärbten Staube überzogen. Die Aeste haben eine violetfarbige weiche Rinde, und eine stärkere Markröhre, als der vorige. Das Holz ist dunkler und brauner. Der Saame wird bey uns nicht reif, die Wurzel treibt aber häufige Schößlinge, zumal wenn sie in einem guten Boden steht. Im freyen Lande will der Baum Schutz haben, indem leichtlich die jungen Triebe im Winter wieder absterben. Es verdienet dieser vor den vorigen keinen Vorzug. In Amerika werden die Beeren von den Kindern ohne Schaden gegessen; sie schmecken sehr sauer. Die Indianer sollen die Blätter ein wenig am Feuer dörren, und statt des Tabacks gebrauchen. Die Beeren können zum Rothfärben gebrauchet werden, und wenn sie mit Vitriol gekochet worden, geben sie gleichfalls eine schwarze Farbe.

4) Der Canadensische Färberbaum, der Canadensische Sumach, Rhus Canadense, wird von Millern und dü Roi angeführet, und von den vorherstehenden unterschieden. Jedes Blatt ist gemeiniglich aus eilf eyförmig zugespitzten, ein wenig eingekerbten, glatten, oberwärts hellgrünen, unterwärts weißlichen, paarweise gestellten Blättchen zusammengesetzet. Auf der untern Fläche laufen sowohl durch die Mitte, als nach den Seiten große und kleine rothgefärbte Adern, wodurch dieser niedrige Baum leichtlich kenntlich wird. Er dauert dem Winter über im freyen Lande, und kann durch Ableger und Schößlinge vermehret werden.

Färberbaum, Zeylanischer, S. Baumbohne.

Färberblume, gelbe.
S. Genster.

Färbergraß.
S. Gilbkraut.

Färberkraut.
S. Ochsenzunge, rothe.

Färberkraut, gelbes, S. Zweyzahn.

Färberlappen.
S. Tournesol.

Färberpfrieme.
S. Genster.

Färberröthe.
S. Röthe.

Färberscharte.
S. Schartenkraut.

Fäschen.

Fäschen ist eine Art Mondschnecken oder vielmehr Schrauben, welche auch den Namen Bienenkörbchen erhalten. Diejenige Mondschnecke, welche Hr. Müller das Bienenkörbchen genannt, wird unter Wickelkind vorkommen, und damit wegen einerley Namen in den Arten um destoweniger keine Verwechselung statt finde, haben wir auch hier statt Bienenkörbchen das Wort Fäschen wählen wollen, zumal die beynahe walzenförmige Gestalt einem Fäschen und die Windungen den Reifen gleichen. Herr Geoffroi beschreibt drey Arten.

1) Das große Fäschen, oder große Bienenkörbchen, Turbo maior. Die Schnecke ist zwo und eine halbe Linie lang, rothfahl, und ein wenig durchsichtig; sie endiget sich nicht mit einer Spitze, sondern ist oben stumpf und abgerunzelt; die Mündung ist eyförmig, und mit einem weißen Rande versehen; mitten in der Mündung zeiget sich ein blattförmiger weißer Anhang. Man zählet acht oder beynahe neun Windungen. Man findet solche in Frankreich unter dem feuchten Moos und den Steinen.

2) Das kleine Fäschen, oder kleine Bienenkörbchen, Turbo minor. Ist der vorigen Art völlig ähnlich, nur um die Hälfte kleiner, und zeiget nur sechs Windungen. Diese findet man auch bey uns an bemerkten Oertern. Diese Art ist Turbo muscorum L. und von Herr Müllern die Moosschraube genannt worden. Dieser erinnert auch, wie die Schnecke kaum halb so groß als ein Gerstenkorn und von Farbe grünlichtgelb sey. Geoffroi giebt die Länge von einer Linie an.

3) Das linksgewundene Fäschen, Turbo obtusus peruersus. Diese ist in Frankreich nicht selten, und wird im Moose, am Grunde der Mauern und alten Bäumen angetroffen. Die Schnecke ist drey und eine halbe Linie lang, und kaum über eine Linie breit, gelblich, glatt, walzenförmig, stumpf geendiget, und überhaupt der ersten Art sehr ähnlich. Ihre Windungen aber gehen in gegenseitiger Richtung, oder von der rechten nach der linken, und die eyförmige Mündung ist etwas zusammengedrücket, hat einen weißen dicken Rand, und in der Oeffnung vier weiße Zähne. Wegen der verkehrten Windung könnte man diese Art mit der Linkschale des Müllers Turbo peruersus L. oder mit der Zahnschraube, Turbo bidens L. verwechseln; beyde sind gleichfalls links gewundene; die erste aber hat in der Mündung keine, und die andere zwey Zähnchen. Beyde werden unter den Schrauben vorkommen.

Fäsergewächse.
S. Aftermoos.

Fagonia.

Tournefort hat dieses Geschlecht zum Andenken des D. Fagons, Oberaufsehers der Königlichen Gärten zu Paris also genennet. Der Kelch besteht aus fünf kleinen, abfallenden, lanzenförmigen, aufrechtstehenden Blättchen, auf welchen die fünf herzförmigen, ausgebreiteten einander ähnlichen Blumenblätter mit ihren langen und zarten Nägeln aufsitzen. Zehn Staubfäden umgeben den fünfeckichten Fruchtkeim, dessen Griffel sich mit einem einfachen Staubwege endiget. Das trockne, rundlich zugespitzte, fünffächerichte Saamenbehältniß enthält fünf Saamen und öffnet sich mit zehn Klappen. Herr von Linné führet drey Arten an. Wir erwähnen nur

Die stachlichte cretische Fagonie, dornichtes Dreyblatt aus Candien, Fagonia cretica, wächst in Creta; hat eine jährige Wurzel und einen niedrigen fünfeckichten, ästigen Stängel; die Blätter stehen einander gegen über, haben vier stachlichte zurückgebogene Ansätze, und bestehen aus drey lanzenförmigen, flachen und glatten Blättchen. Die einzelnen purpurfärbigen Blumen sitzen auf kurzen Stielen. Man erzieht solche bey uns aus den Saamen, in dem Mistbeete zur Zierde der Gärten, und hat sonst keinen Nutzen. Bringt bey uns selten reifen Saamen; kann auch das Versetzen nicht wohl leiden.

Fahlerz.

Minera argenti grisea, ist ein derbes, festes, schweres und graues Silbererz, welches aus Silber, Kupfer, Eisen, Arsenik und Schwefel besteht. Das Dalische Fahlerz, wie Cronstedt Mineral. S. 169. meldet, soll außer dem Silber, Kupfer, Eisen und Schwefel auch Spießglas enthalten. Dieses letztere enthält bis sechs und zwanzig Loth Silber auf jedem Centner, und der Eisengehalt ist vier und zwanzig. Das Fahlerz aus den Sächsischen Gebirgen, wie auch von der Dorothea zum Claußthal, enthält auf vierzehn Loth Silber. Andere Arten von Fahlerzen, so kaum sechs oder acht Loth Silber geben, gehören unter die Kupfererze. Waller. Mineral. S. 400. nennt diese Erzart überhaupt graues Silbererz; er saget, daß es dem Weißgülden fast gleich, doch dunkler, von graulichter Farbe, los und mürbe sey, und zuweilen zwey bis drey Mark Silber, zugleich Kupfer und Eisen halte. Er machet von selbigem zwo Unterabtheilungen, nämlich 1) Fahlerz. 2) Grauerz. Vom erstern

saget er, daß man es für eine graue Steinart, vielleicht ein in Fahlkupferglas eingesprengtes und eingemengtes Weisgüldenerz halte; und von dem letztern glaubet er, daß es vielleicht auch von Weißgülden und einigen lichtern Stein oder Erze zusammengesetzet sey. Lehmann Mineral. S. 121. will nur diejenige Art von Fahlerzen für Silbererze erkennen, welche in etliche Mark Gehalt an Silber kommen. Der eigentlichen Beschaffenheit nach könnte man die Fahlerze, da sie ärmer an Silber und reicher an Kupfer sind, eher unter die Kupfer- als Silbererze zählen, doch mit dem Unterschied, daß man sie in die Classe der silberhaltigen Kupfererze setze, so wie auch einige von den Weißgüldenerzen dahin zu setzen seyn würden, weil selbige oft mehr Kupfer als Silber enthalten.

Fahlkupfererz.

Minera Cupri grisea, ist ein silberhaltiges Kupfererz, welches eine schwarzgraue oder graubraune Farbe hat. Der Centner von selbigem enthält dreyßig bis vierzig Pfund Kupfer, aber nur etliche Loth Silber; und außer diesen Schwefel, Arsenik und Eisen. Waller. Mineral. S. 364. betrachtet es unter dem Weißerz, wovon er zwo Arten angiebt: 1) Weißerz; 2) Fahlkupfererz.

Fahne.

S. Blumenblatt.

Fahrküttel.

S. Schiffsboot.

Fahrten.

Scalae, werden bey den Bergleuten dasjenige genannt, was im gemeinen Leben Leitern heißen, welchen Namen aber die Bergleute, nach ihrer eigensinnigen Gewohnheit, durchaus nicht leiden wollen. Sie werden gemeiniglich in ganze und halbe eingetheilet, davon jene zwölf Ellen lang sind, und vier und zwanzig Sprossen haben; letztere aber betragen sechs Ellen und haben zwölf Sprossen. Man bedienet sich der Fahrten um in den Gruben hinab und heraus zu steigen.

Falbersaft.

S. Amberbaum.

Falke.

Diese Vögel machen beym Klein die dritte Zunft unter den Raubvögeln aus, die drey Zehen vorne und einen hinten haben. Den Namen Falk, lat. Falco, sollen sie von den krummen, sichelförmigen Klauen, ich wollte fast lieber von dem sichelichten Schnabel, haben, womit die mehresten Falkenarten ganz sichtlich versehen sind. Der Falk ist an sich ein bekannter Raub- oder Stoßvogel; aber er wird

wird gleichwohl von vielen mit den kleinern Geyern verwechselt, und andere geben einigen dersel- ben den Namen Habicht, ein Na- me, der eigentlich kein besonderes Vögelgeschlecht, oder Vögelart anzeiget, sondern ein oberer Ge- schlechtsname für alle Raub- und Fangvögel ist. Gleichergestalt ist es schwer, die wahren Falken von den Adlern und Geyern zu unterscheiden; denn Herr Linnä- us dehnet den Namen der Falken auch auf die andern Raubvögel aus. Herr Klein bringt in der Kürze die Kennzeichen bey, wie sich die Falken von den Adlern, Geyern, und Eulen unterscheiden. Ihr Hals ist viel kürzer, als der gedachten Vögel ihrer; ihr Schna- bel ist ebenfalls ganz kurz, wird von der Wurzel an so fort gekrüm- met, und hat einen spitzigen Ha- cken; ihre Schenkel sind zwar be- fiedert, aber mit sehr kurzen Fe- dern, daß sie daher fast glatt und dünne scheinen, und unter den Knieen haben sie gemeiniglich kei- ne Federn weiter; ihre Füße und Schenkel sind in Vergleichung ihres Körpers höher, als an an- dern Raubvögeln; unter den Ze- hen haben sie Knötchen. Was ihre Größe anlanget, so gehen sie darinn sehr von einander ab, auch haben einige längere, über den Schwanz wegragende Flügel, als andere. Die Naturgeschichte des Falken hat Herr Büffon über- aus angenehm entworfen, dar- aus wir nur die vornehmsten Um- stände entlehnen wollen. Der Falk ist an sich ein wilder Vogel und eben so schwer zu fangen, als zahm, oder vielmehr gelehrig zu machen; denn wirklich zahm wird er niemals. Er hält sich in den steilsten Klippen der höchsten Ber- ge auf, und hier suchet er sich noch die unzugänglichsten Löcher und Klüfte zu seinem Aufenthalte aus. Gemeiniglich soll er vier Junge im Winter ausbrüten. Sobald die Jungen fliegen kön- nen, werden sie von den Alten aus dem Horste getrieben, und müssen für sich selbst sorgen. Un- ter den Stoßvögeln ist er der al- lerherzhafteste. Er stößt senkrecht mit einer Geschwindigkeit, die alles übertrifft, und wobey er kaum ge- sehen werden kann, auf seinen Raub, auf Fasanen, als seine liebste Beute, auf andere Vögel, sogar auf größere, als auf ver- schiedene Geyern und Weihen. Daß man sie so häufig auf den hohen Inseln findet, das scheint daher zu kommen, weil die Inseln nichts anders, als Klippen und hohe Spitzen des Erdreiches sind, das aus dem Meere hervorraget; vermuthlich aber auch, weil die Inseln verhältnißmäßig, lange nicht so häufig bewohnet, nicht den vielen menschlichen Geschäf- ten so ausgesetzet sind, als das feste Land, und weil manche un-

ihnen noch dazu hohe Berge und Felsklippen haben. Der gemeine Falk ist etwa so groß als eine Henne, das Männchen jedoch kleiner. Da der Falk immer in seiner einsamen Freyheit lebet, so sind seine Abänderungen nicht so mannigfaltig, als man sich vorstellet. Die Schriftsteller von der Falknerey, denen auch Hr. Büffon geneigt ist, theilen die Falkenzunft nur in zwo Hauptgattungen, in den edlen oder deutschen, und in den fremden oder Wanderfalken. Alle übrige Abänderungen sollen zu einer von diesen Arten gehören. Dabey verbessert Herr Büffon die neunzehn Gattungen der Falken des Brissons, und bringt sie auf viere, nämlich den gemeinen, den Wander- den brittischen Falken, und die rostfarbige Weihe. Und auch unter diesen finden sich nur zwo wirkliche Falkengattungen. Der edle Falke muß jung aus dem Neste genommen und aufgezogen werden; fängt man sie später, z. E. im neunten oder zehnten Monath ihres Alters, so sind sie schon zu sehr an ihre Freyheit gewöhnet, und werden niemals recht folgsam. Die Wanderfalken hergegen werden auf ihrer Reise und Zuge, vornehmlich auf Inseln oder steilen Ufern des Meeres gefangen, und sind viel folgsamer, gelehriger, und geschickter, als die erstern. Die Falken haben insgesammt ein sehr scharfes Gesicht. Ihr Körper hat wenig Fleisch, aber desto mehr Sehnen und Nerven. Ihr ganzer Bau ist hiernächst so beschaffen, daß sie sich in der Höhe aufhalten, ihren Raub von weiten erkennen, senkrecht mit entsetzlicher Schnelligkeit auf ihn herabstoßen, und mit sich fortführen können. Die Kunst, sie abzurichten und sich ihrer bey der Baize mit mancherley Vögeln zu bedienen, hat viel annehmliches; ist aber nicht für gegenwärtigen Endzweck. Die Abarten der Falken werden bey den Systematikern sonder Zweifel zur Unzeit gehäufet; worinn wir dem Herrn Büffon allerdings beypflichten. Klein führet ihrer fünf und dreyßig an, und zählet dahin die Würger, die Sperber, nebst andern Stoßvögeln, deren etliche dem Anscheine nach unter verschiedenen Namen doppelt vorkommen. Die vornehmsten sollen hier angeführet werden, und andere berühren wir unter ihren gewöhnlichen Namen. 1) Der Geierfalk, Gyrfalk, Falco vulturinus. Der Schnabel stark, dick und kurz, Rücken und Flügel braun, bey andern aschgrau ins weiße fallend, mit schwarzen Flecken gezieret, die Füße hellblau. Er ist der vornehmste unter allen Falken, und der größte; hat die Größe des Taubengeiers. Die Flügel reichen fast bis an die Spitze des Schwanzes. Er ist in Island sehr gemein; doch auch in allen kalten nördlichen

lichen Gegenden Europens und Asiens zu Hause. Nach dem Adler ist er der stärkste unter allen Raubvögeln, und stößt mit gutem Erfolge auf den Storch, Reiger, Kranich und auf die Hasen. Büffon will ihrer drey Arten annehmen, den Isländischen, den Norwegischen und den weißen Geyerfalken. 2) Der Sackerfalk, heiliger Falk, Falco sacer, den Herr Büffon nicht gern zu den Falken, sondern gleich zu, oder gleich nach den Würgern, gesetzet haben will. Er nennt ihn den brittischen Falken. Er kömmt dem Geyerfalken am nächsten, ist etwas kleiner, aber stark und schnell. Der Kopf aschgrau, der Leib rothbraun und rauchfarbig, die Füße blau, der Schwanz mit krummen Streifen gezieret, und etwas länger als beym Geyerfalken. Diese zwo Arten werden sonderlich bey der Kranich- und Reigerbaize gebrauchet. Er läßt sich auch gewöhnen auf Trappen, Fasanen, Rebhühner, Hasen und allerley Wildpret zu stoßen. 3) Edler Falk, deutscher Falk, Wanderfalk, Falco gentilis, Falco migrator. Er ist eigentlich nichts anders als der gemeine Falke, und nur alsdenn edel, wenn er abgerichtet ist. Diejenigen, welche hierinn genau unterrichtet seyn wollen, geben von diesem Falken folgende Abänderungen an, woraus sich in den nachstehenden Arten manches erklären läßt: den eigentlichen gemeinen Falken, den weißen, den gefleckten, den Isländischen, den Brittischen, den Pilgrims- und den Bergfalken. 4) Der Barbarfalke, Falco tunetanus, punicus, weiß und geflecket, schwarzer Schnabel und gelbe Füße. Ursprünglich aus Afrika und der Barbarey um Tunis. Er ist nicht groß, aber stark und verfolget tapfer seinen Raub. 5) Weißer Falk, Falco albus, gelb geflecket, kömmt aus Rußland und Island. 6) Lerchenfalk, Baumfalk, Schwimmer, Falco varius, alaudarum. Ist unter allen Falken am schönsten gezeichnet, insonderheit am Kopfe und Halse, mit schwarzen, gelben, röthlichten, weißen und grauen Farben. Schnabel blau, die Füße gelb. Die Flügel kürzer als der Schwanz. Er fliegt in der Luft, als wenn er schwämme, so still und unbeweglich erhält er sich. 7) Der Sperber, Falco Aesalon. 8) Taubenfalk, Falco palumbarius. Lang und gestrecket, hat einen dunkelblauen Schnabel, gelbe Füße, Brust und Bauch weiß, mit schwarzen wellenförmigen Querstreifen, Flügel kürzer als der Schwanz. Die Engländer nennen ihn Gänsehabicht. Hieher auch Edwards gefleckter Falk. Ist nur klein, aber muthig. Kömmt aus Carolina. 9) Bußhart, Mausefalk, Buteo, so groß als ein Fasan,

hat lange Schenkel, kürzere, doch starke Beine, und ist etwas unter den Knieen befedert, Zähen sind gelb; der hintere Fänger der größte. Tauget nicht zur Jagd. 9) Scheerschwänzel, Falco cauda forcipata. Ist ein Wasserfalk. Hat einen gabelförmigen Schwanz, woran er unter andern Falken zu erkennen ist. 11) Bergfalk, Falco montanus, aschfarbig, mit etwas schwarz gemischet, starke Beine, knotichte Fänger und schwarze Nägel. Er ist eine wilde Art, lebet und nistet nur auf einsamen Felsen. Außer diesen vornehmsten Arten, denen wir noch den schwarzen Falken beyfügen, hat Herr Klein noch unterschiedliche Abänderungen, die wir bloß dem Namen nach hersetzen: großer Schlachter, Falco lanarius. Wannenweher, Graukopf, Tinnunculus. Mauerfalk, Falco murorum. Schwalbenfalk, Falco Peruuianus. Buntrostiger Falk, Falco aeruginosus. Kalotchenfalk, Accipiter minor. Buntschwänzel, Carolinischer Taubenfalk, Falco Caroliniensis. Blaufuß, aschfarbener Bergfalk, Falco Cyanopus. Weißköpfichter Blaufuß, Falco piscator cyanopus. Bleyfalk; Finkenfalk; Goldfuß mit schwarzem Schnabel, Falco manibus aureis. Indianischer Sperber. Verschiedene Neuntödter, Lanius maior, minor, minimus; und verschiedene Würger. Vom Auslernen der Falken, und von der Art sich ihrer bey der Jagd und bey der Baize zu bedienen, muß man die Schriftsteller hierüber nachsehen. Man wird auch in Herrn Büffons Vögelhistorie nach der Martinischen Uebersetzung bereits vielen Unterricht hiervon findem.

Falke, Falcone in Sicilien, ein fliegender Fisch, eine Meerschwalbe, Hirundo des Gesners, bey andern Miluus, Miluipira oder Pirapebe, des Marcgravs; Trigla volitans, Linn. gen. 172. sp. 9. Müllers fliegender Fisch unter seinen Seehähnen, s. Kleins Kürassirer, Cataphractus II.

Fallkraut.

Arnica L. Da dieser deutsche Name, eben sowohl als Wollverley, welchen Dietrich angenommen, nur der einen, in der Arzneykunst gebräuchlichen, Art zukommt, haben wir solchen lieber zum Geschlechtsnamen machen wollen. Der gemeinschaftliche Kelch besteht aus vielen lanzenförmigen, in zwo Reihen übereinander liegenden Blättchen. Die zungenförmigen, langen, am Ende dreyfach eingekerbten Randblümchen sind zwar weiblich, sitzen auf dem länglichten Fruchtkeim, und haben einen einfachen Griffel mit einem doppelten Staubwege, zugleich aber auch fünf Staubfä-

den, woran aber keine Staubbeutel befindlich sind. Die dicht bey einander gestellten Blümchen der Scheibe sind röhrenförmig, fünffach, zuweilen auch nur dreyfach eingekerbet, und Zwitter; der verwachsene, walzenförmige Staubbeutel ruhet auf fünf kurzen Staubfäden, und umgiebt den Griffel mit doppelten Staubwege. Alle Blümchen lassen einen länglichten Saamen zurück, welcher auf dem nackenden Blumenbette sitzt und mit einer langen Haarkrone besetzet ist. Herr von Linné hat sieben Arten; wir bemerken davon

1) Das glatte ganzblättrige Fallkraut, Wollverley, Engelstrankwurzel, Johannisblume, Mutterwurz, Bergwegebreit, Laugenkraut, Marienkraut, Schmeerblume, Waldblume, Luciankraut, Alisma Matth. Arnica officin. Arnica montana L. wächst auf den Alpen, aber auch bey uns hin und wieder auf erhabenen Wiesen, und blühet im Juli. Aus einer etwas dicken, fäßrichten Wurzel erwachsen einige Blätter und ein runder, wenig haarichter, einen bis anderthalb Schuh hoher Stängel, welcher sich mit einer einzigen goldgelben, ansehnlichen, gestrahlten Blume endiget. Gemeiniglich bleibt selbiger ohne Aeste, und ist nur mit zweyen, einander gegenüber gestellten Blättern besetzet. Die Wurzel- und Stängelblätter sind einander völlig ähnlich, dicht und gleichsam hart, blaßgelblicht grün, eyförmig, und am Rande völlig ganz, und mit drey oder fünf Adern der Länge nach bezeichnet. Auf den Staubfäden der Randblümchen haben wir zuweilen wahre Staubbeutel wahrgenommen. Man hat ehedem verschiedene andere Pflanzen für das wahre Fallkraut ausgegeben, auch geglaubet, daß diese nur in Böhmen und bey Plauen im Voigtlande anzutreffen sey. Sie wächst aber auch hier um Wittenberg häufig, und in mehrern Orten Deutschlands. Die vortrefflichen Eigenschaften derselben hat man erst in diesem Jahrhunderte, sonderlich durch die Berlinischen und Breßlauischen Aerzte kennen lernen. Wurzel, Blume und Blätter sind von einerley Wirkung, doch werden gemeiniglich nur die beyden letzten gebrauchet. Daß das Erbrechen, welches zuweilen bey dem Gebrauche erfolget, von dem wollichten Wesen der Fruchtkeime entstehe, ist ungegründet. Auch die Blätter können diese Wirkung erregen. Die Pflanze hat keinen, oder doch nur sehr schwachen Geruch, aber einen desto schärfern Geschmack; wie denn auch das Pulver von getrockneten Blumen und Blättern leichtlich Niesen erreget. Im Journal Oeconomique 1755. wird sie daher Tabac de Voges

genannt; da sie auch leicht Eckel, Bangigkeit, und Erbrechen erwecket, ist der Gebrauch, sonderlich bey zärtlichen Personen, vorsichtig einzurichten. Sie löset die stockenden Säfte auf, und zertheilet das, aus seinen Gefäßen gebrachte und stockende, Geblüthe kräftig. Und da dieses sonderlich nach Stoßen, Schlagen, und Fallen geschieht, hat sie auch den Nämen Fallkraut mit recht erhalten. Nicht allein aber in diesen Fällen, sondern bey verschiedenen andern Krankheiten kann sie nützlich verordnet werden; als bey Verhaltung der monathlichen Reinigung und überhaupt, wo das Geblüthe stocket, und in den Gefäßen nicht gehörig beweget wird, sie treibt auch Urin und Schweiß, wird auch bey der reißenden Gicht und der Lähmung gelobet. Sie wirket, so zu reden, auf eine augenscheinliche Weise, indem nicht selten dadurch an dem leidenden Orte starke Schmerzen erreget werden. Man bedienet sich der Blätter und Blumen als einen Thee, oder auch in Wasser oder Bier gekochet, trinket hiervon wenig auf einmal, und wiederholet den Gebrauch öfters, damit nicht Beängstigung und Erbrechen entstehe. In vielen Apotheken wird statt dieser Pflanze der Kuhralant verkaufet, welcher aber dem wahren Fallkraute gar nicht gleich zu schätzen. Die Kühe sollen dieses nicht berühren, die Ziegen aber gern fressen.

2) Das Scorpionartige Fallkraut, Doronicum radice Scorpii, Arnica scorpioides L. Die daurende, dicke Wurzel besteht aus verschiedenen Gelenken und treibt viele fleischichte, gewundene Nebenschößlinge. Die Wurzelblätter ruhen auf langen Stielen, die am einblümigen Stängel aber befindlichen sitzen platt auf, und sind wechselsweise gestellet. Alle sind eyförmig, mehr oder weniger eingekerbet, dunkelgrün, weiß, und haaricht anzufühlen, die große Blume ist gelb. Man soll diese nicht mit der Gemsenwurzel, Doronicum, verwechseln. Wächst in der Schweitz, Oesterreich und Böhmen, und kann ohne alle Wartung in unsern Gärten erzogen werden. Die übrigen Arten werden bey uns selten vorkommen.

Das nahverwandte Geschlecht, die Gemsenwurzel, unterscheidet sich vornehmlich durch die Saamen, indem diejenigen, welche nach den Randblümchen folgen, keine Haarkrone haben, sondern nur diejenigen, so auf der Scheibe sitzen, mit dergleichen versehen sind.

Fallkraut, wasser, S. Alant.

Faltenblume.

S. Winde.

Faltenklappe.

S. Lazarusklappe.

Faltenschwamm.

Eluela oder Heluela L. unterscheidet sich von andern Geschlechtern der Schwämme, durch einen unregelmäßigen, aufgestülpten, zugespitzten, und oben und unten glatten Hut. Herr von Linné hat nur zwo Arten, als

1) Den gestielten Faltenschwamm. Dieser hat die Gestalt einer Bischoffshaube, und daher auch den Namen Bischoffsmütze erhalten, Heluela mitra Linn. Einige nennen solche auch Morchelschwamm, falsche Morchel, und pflegen solche frisch und getrocknet zu essen. Er schmecket aber viel schlechter als die wahre Morchel. Er wächst auf faulen Baumstämmen.

2) Den ungestielten Faltenschwamm, Heluela Pineti Linn. Wächst gemeiniglich auf der Tanne und Fichte. Herr Hofrath Gleditsch vereiniget in dem Geschlechte Eluela alle diejenigen gewundenen, oder ausgehöhlten Schwämme, welche auf der ganzen Oberfläche, nur den Stiel, wenn dergleichen zugegen ist, ausgenommen, mit den Fruchttheilen besetzet sind, und sieht dabey gar nicht auf die verschiedene Gestalt der Schwämme, daher derselbe hierunter verschiedene begreift, welche die Herrn Linné und Haller zu andern Geschlechtern gerechnet haben. Den gestielten Faltenschwamm nennet derselbe einen morchelartigen Schwamm, dessen herunterwärts gezogene und krausfalticht zerschnittene Haut ein Hütlein vorstellet, mit einem hohlen, gestreiften und rissichten Stiele, und bemerket davon fünf Sorten oder Spielarten, als 1) mit dunkelgelben Hute und gleichfärbigen Stiele; 2) mit schwarzen Hute und weißlichen Stiele; 3) mit braunen Hute und glatten dünnen Stiele; 4) mit dunkelbraunen Hütchen, fast ohne Stiel, und 5) einen kleinen morchelartigen Schwamm, dessen getheilte und herunterwärts zusammengefaltene Haut ein doppelt zugespitztes Hütlein vorstellet, unterscheidet aber davon als eine wahre Art eine gemeine Morchel oder Maurachen, welche zwar der ersten Art ziemlich ähnlich, dadurch aber verschieden ist, daß die gewundene Haut sich unterwärts breit und gefranzet zeiget, und ein ungleiches Hütchen vorstellet. Auch diese Art wird frisch und getrocknet verkaufet und verspeiset, soll aber nicht mit den wahren Morcheln verwechselt werden.

Falx.

Meerhaube, Taenia, s. Kleins Aalbastart, Enchelyopus, 9 und unsern Artiel I. 36.

Falzblume.

Falzblume ist nach dem Nomenclator Micropus L. Dieses Geschlecht hat mit der Rheinblume oder Ruhrkraut viel ähnliches, daher auch den Namen unächtes Ruhrkraut erhalten. Es gehöret also zu den zusammengesetzten Blumen. Der gemeinschaftliche Kelch ist doppelt; der untere besteht aus fünf kleinen Blättchen, der innere aber aus fünf großen, der Länge nach zusammengefalteten Blättern. Am Rande stehen fünf nackende weibliche Blümchen, welche von den gefaltenen Kelchblättchen umschlossen sind, und aus dem Fruchtkeime bestehen, an dessen innern Seite der Griffel mit seinem zarten getheilten Staubwege ansitzet; wie denn auch der darauf folgende Saame von diesen Kelchblättchen eingewickelt ist. Auf der Scheibe sieht man ohngefähr zehn trichterförmige Zwitterblümchen mit ihrem verwachsenen walzenförmigen Staubbeutel und einen Griffel, bey welchen aber der Fruchtkeim unvollkommen ist, und welche auch keinen Saamen nach sich lassen. Das kleine Blumenbette ist am Rande mit kleinen Spelzen besetzet, welche aber nur zu den weiblichen Blümchen gehören.

1) Die gestreckte Falzblume, supinus L. wächst in Portugall an der See; die jährige Wurzel treibt kriechende Stängel, welche mit kleinen, eyförmigen, silberfärbigen Blättern besetzet sind. Die kleinen, weißen Blumen kommen aus dem Winkel der Aeste traubenförmig hervor. Man erzieht dieses Pflänzchen auf dem Mistbeete, erhält aber selten reifen Saamen.

2) Die aufrechtstehende Falzblume, erectus Linn. wird bey uns nicht gebauet.

Farbe.

S. Licht.

Farben, mineralische.

Colores minerales. Mineralische Farben sind diejenigen färbenden Körper, welche aus dem Mineralreiche erhalten und zur Malerey oder von verschiedenen andern Künstlern und Arbeitern zum äußerlichen Anstrich der Körper und zu vielen andern Arbeiten gebrauchet werden. Diese Farben bestehen entweder aus bloß aufgelößten metallischen Theilen, oder aus diesen und mit andern unmetallischen erdichten Theilen vermischet.

Die bekanntesten und gebräuchlichsten Erdarten, sind 1) Röthelerde, Englischeerde, welches eine rothe eisenhaltige thonichte Stauberde ist; 2) Umber, oder Umbraerde, wohin auch die schwarzbraune Cöllnische Erde gehöret; diese ist eine dunkelbraune fette Erde, welche aus einem, mit Erde und fet-

fettichten Theilen vermischten, Eisenocher besteht; 3) Braunröthe, Englisch Braunroth ist eine braune mit aufgelößten Eisentheilen vermischte Kreidenerde; 4) Veronererde, Terreverde, grüne Kreide, scheint eine mit aufgelößten Kupfertheilen vermischte Kreide oder Kalcherde zu seyn; 5) verschiedene gelblicht, bräunlicht, röthlicht und grünlicht gefärbte Thon- und Bolusarten, so größtentheils aus Thonerde mit aufgelößten Eisen oder auch Kupfer vermischet bestehen; 6) Ultramarin; diese kostbare blaue Farbe ist zwar keine eigentliche Erdfarbe zu nennen, muß aber doch wegen der vielen bey sich habenden unmetallischen Erdtheile, so mit Kupfer genau gemischet sind, eher zu den Erdfarben als metallischen Farben gezählet werden; es wird dieselbe aus dem feinen pulverisirten Lasursteine bereitet; 7) das aus dem armenischen Steine bereitete Bergblau gehöret auf gleiche Weise, wie das Ultramarin zu den Erdfarben, indem der Stein, woraus es bereitet wird, größtentheils aus einer alkalischen Erde oder Spat besteht, so mit aufgelößtem Kupfer vermischet ist. Dieses ächte und kostbare Bergblau oder Asurblau ist von dem gemeinen Bergblau unterschieden, indem dieses letztere eine mit aufgelößtem Kupfer vermischte Kalcherde ist. Dieses Bergblau ist die gewöhnlichste Art, und auch von einer andern Art Bergblau unterschieden, welches fast nichts anders als ein aufgelößtes niedergeschlagenes Kupfer ist, so mit etwas wenig Kalcherde vermischet ist.

Unter den metallischen Farben, welche aus einer metallischen Erde bestehen, und nur bisweilen etwas weniges von einer unmetallischen Erde bey sich führen, sind die bekanntesten folgende: 1) das jetzt erwähnte Bergblau, so größtentheils aus aufgelößten und niedergeschlagenen Kupfer besteht, und bisweilen nur etwas weniges von einer Kalcherde bey sich hat; 2) Berggrün, so durch das Verwaschen derer mit Kupfergrün beschlagenen Kupfererze in Ungarn gesammelt wird; 3) Bergzinnober, welcher aus Schwefel und Queckſilber besteht, und durch das Reiben vorzüglich mit Wasser eine schöne rothe Farbe giebt; 4) verschiedene gelbe und rothe oder braunrothe Ochers, welche aus bloßen aufgelößten Eisen bestehen, und fast nichts von einer unmetallischen Erde bey sich führen; diese Ochers sind von den gemeinen etwas unterschieden und kommen nicht so häufig vor; 5) Blaue Eisenerde, natürliches Berlinerblau, ist ein aufgelößtes und niedergeschlagenes und mit brennbaren Theilen vereinigtes Eisen. 6) Operment, Auripigment, ist eine grünlichtgelbe Farbe, welche aus

Schwefel und Arsenik besteht; 7) Rauschgelb, rother Arsenik, ist eine gelbrothe Farbe, so wie die vorhergehende aus Schwefel und Arsenik besteht, doch etwas mehr Schwefel, als das Operment, hat.

Außer diesen metallischen Farben, zu deren Erzeugung oder Erhaltung die Kunst, außer dem Reiben und Schlemmen, nichts beyträgt, giebt es noch viele andere metallische Farben, welche nicht anders als vermittelst der Kunst aus den metallischen Substanzen erhalten werden. Die bekanntesten sind; 1) Purpur, welcher aus dem Golde gemachet wird, so man in Goldscheidewasser auflöset, und mit dem gleichfalls im Goldscheidewasser aufgelößten Zinn niederschlägt. Dieser niedergeschlagne Goldkalch hat, wenn er getrocknet worden, eine dunkle röthlichtbraune Farbe. Er wird vorzüglich beym Emailiren gebrauchet, woselbst er eine schöne rothe Farbe giebt. 2) Mennige, ist ein hellrother Bleykalch; das Bley wird erst zu Asche gebrañt, welche bey einem stärkern Calcinirfeuer gelb, und endlich bey einem starken Reverberirfeuer roth wird. Sie wird beym Malen, Emailiren und Glasmachen gebrauchet. 3) Bleyweiß, ist auch ein Bleykalch von einer weißen Farbe. Das Bley wird zu dünnen Platten gegossen, alsdenn über Essig geleget, und vermittelst desselben Dampfes in einen weißen Rost zerfressen. Das Schieferweiß ist eigentlich mit dem Bleyweiß einerley, und nichts anders als die calcinirte Bleyplatte, welche in größere oder kleinere Stücke zerbrochen ist. Wird dasselbe zerstoßen, mit Wasser zu einer Masse gemachet und getrocknet, so heißt dasselbe Bleyweiß. Ein anderes Schieferweiß wird, wie das Bleyweiß, vermittelst des Essigs aus Zinn gemachet. 4) Bleygelb, Maßicot, ist ebenfalls ein Bleykalch, und wird erhalten, wenn zu Asche verbranntes Bley so lange in einem Calcinirfeuer erhalten wird, bis es eine gelbe Farbe erhalten. 5) Künstlicher Zinnober, giebt, wie der Bergzinnober, mit dem er, den Bestandtheilen nach, übereinkomt, eine helle rothe Farbe, und wird aus Quecksilber und Schwefel durch die Sublimation gemachet, und alsdenn mit Wasser zu einem zarten rothen Pulver gerieben. 6) Blaue Farbe, blaue Stärke, wird aus calcinirtem Kobolt, Sand und Pottasche bereitet, welche mit einander geschmolzen ein dunkelblaues Glas geben, das man zu einem feinen Pulver reibt. 7) Verschiedene rothe, rothbraune, braune und braungelbe Farben aus Eisen und Eisenvitriol. Die Mannichfaltigkeit dieser Farben beruht auf der Verschiedenheit der Calcination des Eisenvitriols, wie

auch auf der Verschiedenheit der Auflösung, des Niederschlagens und Calcinirung des Eisens. 7) Grünspan und andere grüne Farben aus Kupfer und Kupfervitriol; den Grünspan erhält man, wenn Kupferplatten mit ausgetretenen Weinbeeren feucht bedecket, und so lange ruhig bleiben, bis das Kupfer in einen grünen Rost zerfressen ist. Andere grüne Farben erhält man aus Kupfer, wenn es in verschiedenen, vornehmlich mineralischen Sauren aufgelöset und mit Pottasche oder einem Alkali niedergeschlagen wird, ingleichen wenn man Kupfervitriol im Wasser auflöset und mit einem Alkali oder einer alkalischen Erde niederschlägt, welche letztern, nämlich die aus Kupfervitriol erhaltenen grünen Farben, dauerhafter als der Grünspan sind. 9) Saffranfarbiger Spießglaskalch, wird durch das Verpuffen aus gleichen Theilen Spießglas und Salpeter erhalten. Die ausgelaugte, getrocknete und klar geriebene Masse giebt eine safrangelbe Farbe, welche, nachdem sie verschiedentlich behandelt wird, sowohl hoch als licht gelbe Farben giebt. 10) Muschelgold wird aus den Flittern gemachet, welche bey Bereitung des Blattgoldes abfallen. Auf eben die Art wird auch das unächte Muschelgold gemachet, welches man bey der Bereitung des aus Messing bereiteten Metallgoldes oder unächten Blattgoldes erhält. 11) Muschelsilber, wird, wie das Muschelgold, aus den Flittern gemachet, welche bey Bereitung des Blattsilbers abfallen. Von dem Muschelgolde und Muschelsilber ist 12) das Malergold und Malersilber unterschieden; indem jenes aus einer Vermischung von Zinn, Quecksilber, Salmiak und Schwefel bereitet wird, welche man der Sublimation unterwirft, da denn dasjenige, was auf dem Boden des Gefäßes liegen bleibt, Malergold genannt wird. Das Malersilber wird aus einer Vermischung von Zinn, Wißmuth und Quecksilber bereitet.

Alle diese Farben werden theils von den Oel- theils auch von den Email- und andern Malern gebrauchet. Es bedienen sich aber auch derselben zum Theil die Töpfer und andere Künstler und Handwerker, wovon bey jeder Farbe unter dem gehörigen Artikel ausführlicher gehandelt wird.

Faren.

Cyprinus Farenus, Linn. gen. 189. sp. 30. nach dem Artedi eine Gattung von Karpfen, die besonders in dem großen Schwedischen See, dem Meler, gefunden werden, s. Karpfen.

Farnkraut.

Filix. Unter diesem Namen be-

greifen die neuern Schriftsteller nicht nur einige Arten, oder ein einziges Geschlecht, sondern vielmehr eine ganze Familie von Pflanzen, welche in verschiedenen Stücken eine große Aehnlichkeit unter sich haben, von andern aber gänzlich unterschieden sind. Sie gehören zwar zu denjenigen, deren Blumen unvollkommen, oder deren Geschlechter unkenntlich und verborgen sind, cryptogamiae plantae, haben aber doch schon einige Verwandschaft mit den vollkommnen, indem selbige wirklich Saamen tragen, und dadurch fortgepflanzet werden können. Die meisten Farnkräuter haben folgende Eigenschaften mit einander gemein. Sie wachsen meistentheils an schattichten, feuchten Oertern der Wälder, und auf alten Mauern. Aus der Wurzel treibt ein oder mehrere Stiele, welche Blätter von verschiedener Gestalt tragen. Der Stiel hat bey diesen Pflanzen den Namen Stipes erhalten, und könnte im Deutschen Strunk genannt werden. Es ist selbiger bey vielen dreyeckicht, auf der innerlichen Seite ausgefurchet, und am untern Theile, sonderlich bey jungen Pflanzen, mit einigen dürren Schuppen besetzet. Das darauf ruhende Blatt wird Frons genannt, und ist öfters einfach, ganz oder zerschnitten, öfters auch zusammengesetzet. Wenn diese Blätter mit ihren Stielen aus der Erde hervorbrechen, sind sie schneckenweise in einen Knaul gewunden, und dehnen sich nach und nach aus. Sie sind mehr trocken als saftig, und daher mag es wohl geschehen, daß sich diese häufiger, als andere Pflanzenblätter in Schiefer abdrucken. Die Befruchtungstheile, oder die Früchte selbst bestehen aus vielen Köpfchen, welche entweder unter sich eine besondere Aehre abbilden, oder, wie bey den meisten geschieht, auf der hintern Fläche der Blätter sitzen, und daher sind diese Pflanzen dorsiferae oder epiphyllospermae genannt worden. Verschiedene darunter, sonderlich diejenigen, welche zarte Stiele haben, werden Haarpflanzen, plantae capillares genannt. Diese Köpfchen stehen entweder einzeln, oder verschiedene derselben stellen eine Linie vor, oder selbige bedecken auch die ganze Fläche des Blattes. Betrachtet man diese Fruchtknöpfchen durch das Vergrößerungsglas, so erscheinen sie rundlich, gestielet, und öfters mit einer besondern Einwickelung bedecket, und mit einem Ringe genau umgeben. Dieser Ring zeiget viele Gelenke, und besteht aus kleinen, mit einander vereinigten Kügelchen, daher man selbigen mit einem Rosenkranze oder Paternoster zu vergleichen pfleget. Dieser Ring äußert eine Federkraft, und wenn das Fruchtköpfchen zu vertrocknen anfängt,

anfängt, sondert sich selbiger von diesem ab, und äußert seine Kraft, sich aus einem Cirkel in die Länge auszudehnen, worauf das Fruchtknöpfchen entweder der Länge oder Breite nach zerspringt, und durch die wechselsweise Zusammenziehung und Ausdehnung des Ringes ausgeleret wird. Nach der Auslerung zieht sich der Ring wiederum etwas zusammen, und das Fruchtknöpfchen erhält seine vorige Gestalt. In diesem liegen entweder einzelne, oder mehrere Saamen, welche aber nur einem Staube ähnlich sind. Die ganze Einrichtung dieser Fruchtknöpfchen ist noch unbekannt. Daß dieser Staub ein wirklicher Saame sey, ist gar nicht mehr zu zweifeln, doch geht solcher nur im feuchten Mooße, nicht aber in der gröbern Erde auf; ob aber etwas, den Staubbeuteln und Staubwegen ähnliches hier vorkomme, ist gar nicht zu bestimmen. Herr Oeder leget den Naturforschern eine besondere Frage vor, S. Einleitung S. 360. Wie, schreibt er, wenn in den Arten, wo das Köpfchen mit dem paternosterförmigen Ringe, oder Reifen umgeben ist, die Kügelchen des Ringes die Stelle der Staubbeutel verträten, in den Köpfchen selbst aber der Saame enthalten wäre, und die Befruchtung geschähe, indem die Schale des Köpfchens aufspringt? und wie, wenn in den andern, wo kein Ring vorhanden ist, der befruchtende Staub neben den Saamen in dem nämlichen Köpfchen läge? Vielleicht könnte man diese Köpfchen mit den Feigen vergleichen, bey welchen die Werkzeuge von beyderley Geschlechte beysammen in einem Behältnisse eingeschlossen liegen, und die Befruchtung im verborgenen geschieht. Geruch, Geschmack und Wirkung sind bey verschiedenen Gattungen merklich verschieden, fast alle aber geben, wenn sie verbrannt werden, viel feuerbeständiges Laugensalz. Außer dem Kannenkraute, welches Herr von Linne unter die Farnkräuter gesetzet, obgleich dieses mit seinen Arten von jenen merklich unterschieden ist, gehören hieher verschiedene Geschlechter, welche man besser nach der Lage und Ordnung der Fruchtköpfchen, als nach der Gestalt der Blätter, wie ehedem geschehen, von einander unterscheidet. Wir wollen diese kürzlich hier anführen, von den bekanntesten aber an seinem Orte auch besonders handeln. Bey den vier ersten Geschlechtern sitzen die Fruchttheile nicht auf den Blättern, sondern auf besondern Stielen, und bilden

1) bey dem Kannenkraute eine einfache Aehre.

2) bey dem Fühlfarn einen zweyzeiligen Büschel, oder büschelförmige, zweyzeilige Aehre.

3) bey

3) bey dem Natterzünglein eine einfache, zweyzeilige, mit Gelenken versehene Aehre.

4) bey dem Traubenfarn eine in Aeste getheilte Aehre.

Bey den folgenden sitzen diese auf der hintern Fläche des Blattes, nämlich

5) bey dem vollblühenden Farn nehmen sie das ganze Blatt ein, und bedecken solches fast gänzlich.

6) beym Saumfarn sitzen sie linienweise an dem Rande.

7) bey dem Ribbenfarn sitzen selbige linienweise an der Ribbe des Blattes, und haben mit dieser gleiche Richtung.

8) bey dem Gitterfarn laufen die Linien unter einander, durchkreuzen sich, und erscheinen gleichsam ästig.

9) Buchtenfarn zeiget auch Linien, welche unter den Buchten des Blattes liegen; da hingegen

10) beym Milzkraute selbige in der Mitte des Blattes sich in verschiedenen Richtungen zeigen.

11) Engelsüß, zeiget auf den Blättern nur rundliche Puncte.

12) Frauenhaar nur kleine Flecke, welche am Ende des Blattes unter dem eingeschlagenen Rande desselben sitzen.

13) Knöpfchenfarn treibt aus dem Rande des Blattes seine Köpfchen.

Die drey letzten Geschlechter haben, wie das Kannenkraut, ein anderes Ansehn, unterscheiden sich auch durch eine andere Beschaffenheit der Befruchtungswerkzeuge. Man nimmt männliche und weibliche Blüthen an.

14) Bey dem Marsilischen Farnkraute sitzen die männlichen Blüthen oben auf dem Blatte, und die weiblichen an der Wurzel.

15) Bey dem Pillenfarn, sitzen die männlichen an der Seite des Blattes, und die weiblichen gleichfalls auf der Wurzel.

16) Bey dem Brachsenfarn, sitzt die männliche Blüthe innerhalb am untern Theile der innern Blätter, so wie hingegen die weiblichen an den äußerlich gestellten Blättern der nämlichen Pflanze sich zeigen.

Wir wollen hier noch einige Arten der Farnkräuter beschreiben, welche unter diesem allgemeinen Deutschen Namen überall bekannt sind, auch in den Apotheken Filix genannt werden.

1) Das große Farnkraut, Jesus Christ Wurzel, Adlerkraut, Filix foemina, Filix ramosa, gehöret zu dem Geschlechte, welches Herr von Linné Pteris, Herr von Haller Filix, und Herr Gleditsch Pteridium, Dietrich aber Flügelfarn, und Planer Saumfarn genannt, und ist vielleicht die einzige Art desselben, welche bey uns anzutreffen ist, indem

dem die übrigen, welche Herr von Linne' angeführet, in America und andern Ländern wachsen, und nirgends in Gärten gefunden werden. Man könnte also diese Art den gemeinen ästigen Flügelfarn nennen. Wenn man die Wurzel schief der Quere nach durchschneidet, erscheint gleichsam ein Creutz, oder wie sich andere vorstellen, das Bild eines Kayserlichen Adlers, oder auch die Buchstaben J. C. Es wächst dieser überall in den Wäldern, zeiget seine Blüthe im Heumonathe, und ist unter den Farnkräutern, welche bey uns wachsen, das größte. Die dauerhafte, dicke, kriechende Wurzel treibt viele Stängel oder Stiele, welche ein, zween, bis vier Fuß Höhe erreichen, und auf welchen ein, in Aeste getheiltes, doppelt gefiedertes Blatt sitzt. Die untersten Aeste des Blattes sind beynahe einen Fuß lang, werden aber nach und nach in einem gewissen Verhältnisse kleiner. Die Theile der Blätteräste nehmen gleicher Gestalt an Größe ab, und stellen gleichsam ein besonderes federartiges Blatt vor. Die kleinern Blättchen desselben sind am Rande vollkommen ganz, vereinigen sich unterwärts mit einander, und bedecken die Ribbe; diejenigen, welche an den äußern Spitzen sitzen, sind nur mit kleinen Einschnitten versehen, und machen gegen den Boden alle nur ein Blättchen aus.

Die andern gehören zu dem Geschlechte Polypodium L. wovon bereits unter dem Namen Engelsüß gehandelt worden. Hr. von Linne' hat zwar fünf und sechzig Arten angegeben, davon aber nur wenige bey uns vorkommen, sonderlich sind die beyden bekannt, welche, obzwar ganz falsch, durch Männlein und Weiblein unterschieden werden.

1) Das Farnkrautmännlein, rundgekerbtblätterichtes Engelsüß, Filix mas offic., Polypodium Filix mas L. wächst in den Wäldern, und blühet im August. Die dauerhafte, dichte, aus vielen saftigen, mit einander verbundenen Häuten zusammengesetzte, fäserichte Wurzel treibt, wie viele andere Arten, zusammengerollte Stiele, welche sich nach und nach in die Höhe richten, und in ein doppeltes gefiedertes Blatt ausbreiten. Die Blättchen sind stumpf eingekerbet, und ganz ordentlich gestellet, so daß sie an Größe nach und nach abnehmen, und alle zusammengenommen gleichsam eine Pyramide vorstellen. Die Blätterstiele sind mit Spreu, oder mit vielen kleinen braunen Schuppen besetzet. Nach dem verschiedenen Alter hat diese Pflanze öfters ein verschiedenes Ansehn. Man findet junge, ganz niedrige, welche nur ein einfaches

faches gefiedertes Blatt vorstellen, dessen Blättchen breit, eingekerbet, und mit dem Stiele selbst verwachsen sind. Die Einschnitte der Blättchen sind bisweilen stumpf, gleichsam abgestutzet, und drey- oder vierfach ausgezacket.

2) Farnkraut Weiblein, schmalblättrig spitzgekerbtes Engelsüß, Polypodium Filix foemina L. wächst häufig in feuchten Gegenden; ist dem vorigen sogenannten Männlein ziemlich ähnlich; der Stiel aber ist gemeiniglich gebogen, und die kleinen Blättchen des doppelt gefiederten Blattes sind lanzenförmig, und spitzig eingekerbet.

Diese Farnkräuter könnte man zu dem Unkraute rechnen, und da ihre Wurzeln tief gehen, sind sie um desto schwerer auszurotten. Mortimer versichert, daß er Wurzeln gefunden, welche acht Fuß tief in die Erde gegangen. Das öftere Abschneiden soll doch endlich die Wurzel tödten, und wenn man die Oerter, wo solches wächst, durch den Pflug aufreißt, soll eine reichliche Düngung und Asche solche vertilgen. Frisches, noch grünes Farnkraut abgehauen, und auf den Erdboden geleget, soll diesen ungemein verbessern. Wenn es verbrannt wird, giebt die Asche doppelt so viel Salz, als viele andere Kräuter, und solches wird vorzüglich zum Glasmachen gesuchet. An verschiedenen Orten in Norden wird das grüne Farnkraut zu Asche verbrannt, und aus dieser mit Wasser Kugeln gemachet, diese an der Sonne getrocknet, und zum Waschen der Leinewand gebrauchet; es soll dadurch die Wäsche so gut als durch die Seife gereiniget werden. Die Blätter mit den Stielen im Julius gesammlet, wenn sie noch nicht vom Brande verdorben sind, können beym Gerben der feinen Häute im nassen Wege gebrauchet werden. Man pfleget auch das frische Kraut dem Viehe unterzustreuen, um den Mist zu vermehren, wenn es am Strohe fehlet. Die erste Art dauert in dem allerschlimmsten Flugsande, und möchte auch wohl um deßwillen mehrere Aufmerksamkeit verdienen. Der Bischoff Gunner meldet, wie in Norwegen und Finnland die Bauern von verschiedenen Farnkräutern, sonderlich auch von dem sogenannten Männlein, zur Herbstzeit die Wurzeln einsammleten, und mit solchen, zumal wenn das Heu mangelt, ihr Vieh, Kühe, Schafe und Ziegen fütterten, auch der getrockneten Blätter statt des Heues sich bedienten. Die Wurzel von allen diesen, doch sonderlich von der ersten Art, hat einen bitterlichen, schleimichten, unangenehmen Geschmack, und wird als ein Arzneymittel wider verschiedene Krankheiten gelobet,

sonderlich

sonderlich wider die Verstopfung der Eingeweide, der Leber und des Milzes, die Würmer und die Gicht. In Norwegen pfleget man die Wurzel mit Bier abzukochen, und dieses wider den Stein zu gebrauchen. Der Frau Noufre in der Schweitz geheimes Mittel wider den Bandwurm ist nunmehr bekannt geworden, und besteht solches in der Radice Polypodii, Filix mas L. davon drey Quentchen auf einmal gegeben, zwey Stunden darauf ein starkes Purgiermittel, als Scammonium und Mercurius dulcis jedes zwölf Gran, und fünf Gran Gummi Guttae mit der Confect. de Hyacintho. Eine große Aufmunterung für die Aerzte, die gemeinen Pflanzen und die von den ältern Schriftstellern angemerkten Tugenden derselben mit allen Fleiße zu untersuchen. Diese Wurzel haben schon Tragus, Spigel, auch nachher Andry wider den Bandwurm empfohlen.

Der schleimichte Saft der Wurzel soll bey verbrannten Gliedern nützlich seyn. Die frischen Blätter pflegen einige den Kindern unterzulegen, welche die Englische Krankheit an sich haben. Die jungen aus der Wurzel treibenden Schößlinge kann man kochen und essen, um den Leib zu erweichen.

Ueberhaupt aber kann man behaupten, daß die Arzneykräfte dieser Pflanzen geringer sind, als die meisten Schriftsteller angegeben. Daß die Weiber durch den Gebrauch der Wurzel unfruchtbar gemachet würden, ist auch ungegründet, obgleich das Farnkrautmännlein deßwegen den Namen Hurenkraut erhalten. Es ist auch nicht bewiesen, daß das Farnkrautmännlein den übrigen Arten in der Arzneykunst und sonst vorzuziehen sey; wie denn auch des Herrn Bischoffs Gunners Anmerkung einige Ausnahme leiden dürfte, da derselbe vorgiebt, wie die nützlichen Arten gleichsam ein freudiges Ansehen, und an den kleinen Blättchen einen völlig ganzen Rand zeigeten, da hingegen bey den schädlichen, wie auch bey dem Farnkrautweiblein ein mehr rauhes und verdächtiges Ansehen, und die kleinen Blättchen einen eingekerbten Rand darstellen. Das letzte Merkmal ist gewiß sehr veränderlich und betrüglich.

Man trieb ehedem mit dem Farnkraute und dessen Wurzeln mancherley Aberglauben, und Hr. Gleditsch hat angemerket, wie die Landstreicher aus den Wurzeln, wenn sie mit den jungen Blättersprossen bedecket sind, die so genannten Johannishändchen verfertigten, und sich theuer bezahlen ließen.

Wir erwähnen hier noch zwey andere Geschlechter von Farnkräutern, nämlich

1)

1) Den Fühlfarn, Onoclea L. ist dem Traubenfarn ziemlich ähnlich. Die Blüthe stellet eine zwozeilige Aehre vor; die einzeln kugelförmigen Körperchen öffnen sich mit fünf spitzigen Klappen, an deren Boden ein besonderes Säulchen sitzt, welches mit dem zarten Saamenstaube bedecket ist. Herr von Linné bestimmet zwo Arten, wir haben keine gesehen.

2) Vollblühender Farn, Acrostichum L. Die Befruchtungstheile stehen dicht bey einander, und bedecken die hintere Oberfläche ganz und gar. Herr von Linné hat dreyßig Arten angegeben, davon die meisten außer Europa wachsen, und überhaupt alle selten sind.

Farnsaamen.

S. Erdrauch.

Fasan.

Fasan machet beym Klein die vierte Zunft des Hühnergeschlechts aus, das sich außer den Zähen vornehmlich durch den Schnabel unterscheidet, der eher kurz als lang, aber stark, in beyden Kinnladen etwas gekrümmet, und mit Hacken gleichsam versehen ist. Von diesem Hühnergeschlechte gehöret nun der Fasan unter die wilden Hühner. Er wird aber vielmals in den Gärten und Gehegen ziemlich zahm. In Böhmen und andern Ländern fliegen die gemeine Fasane noch in großer Menge wild herum. Bey dem Fasan sind die Backen mit einer nackten glatten Haut bedecket; der Schnabel formiret einen krummen Kegel. Die Füße sind bey den mehresten nacket, der Schwanz lang mit spitzig auslaufenden Ruderfedern. Der Hahn vom gemeinen Fasan hat überaus schöne Farben, besonders am Halse und Kopfe; an den Augen finden sich noch rothe Streifen, die ihn schön auszeichnen. Am Halse und Rücken hat er hochbraune glänzende Federn, die auch über den ganzen Rücken weglaufen. An der Brust sind sie etwas dunkelröther mit untermengten blauen. Der Schwanz sehr lang, die mittlern Federn darinn am längsten und zugespitzet. Diese Federn sind braun mit dunkeln Querstreifen. Die Henne ist durchaus braun, oder vielmehr hell und dunkelbraun untermischet, wie das Rebhuhn. Der Hahn hält es mit mehrern Hennen. Der Fasan frißt allerley Körner, und das grüne auf den Feldern. Er nimmt auf den Bäumen sein Nachtlager. An den Zehen hat er kurze doch scharfe Spornen. Die Arten sind folgende: 1) gemeiner Fasan; bunt und weiß; die mehresten Hähne davon sind rothbraun, doch finden sich zuweilen scheckichte darunter. 2) Brasilianischer, braun, sonst dem gemeinen gleich, aber dunkelbraun und

weißlich untermischet. 3) Blutrother Fasan, kömmt aus China, hat einen Schopf, und ist überall mit den schönsten Farben von goldgelb, citrongelb, hochroth, grün, blau u. s. w. gezieret. 4) Weißer Fasan mit abhangenden Kopffedern, hat einen goldenen Ring um die Augen, der Oberleib weiß, gleichsam schuppicht, der Unterleib schwarzblau, Schnabel gelblicht, Füße roth, mit scharfen Sporn, aus China. 5) Fasan mit blauen Flecken; Pfaufasan. Der obere Kiefer des Schnabels roth; die blauen Flecken, wie Augen an den Pfauschwänzen, dergleichen auch auf dem Schwanze sind. Aus China. 6) Japanischer Fasan. 7) Gehörnter Fasan. Ueber den Augen hat er zwey rückwärts gebogene blaue abgerundete Hörner. Unterm Kinne einen langen häutichten Bart, bis an die Brust lang, der mit goldgelben und einigen schwarzen Federn bedecket ist. Bey dem gemeinen Fasan führet Boddaert wohl noch achtzehn Abänderungen aus allerley Ländern an. Und denn bringt er noch vier bis fünf Arten der Fasane bey, die Linnäus und auch Klein nicht angeführet haben. Es sind solches rothe, grüne, blaue und braune. Die Anlegung der Fasanengehege, und die Lust, welche große Herren damit haben, findet man in den Büchern vom Jagdwesen und vom Vögelfange.

Fasanenauge.

S. Adonisröslein.

Fasanenkraut.

S. Blasenbaum, Erven und Phasanenkraut.

Faseln.

S. Bohnen.

Faser.

Faser oder Fäserchen, Fibra und Fibrilla, hat bey den Pflanzen eine doppelte Bedeutung. Man versteht darunter einen mehr einfachen, oder mehr zusammengesetzten Theil. Im letzten Verstande kömmt solches Wort sonderlich bey den Wurzeln vor, und entweder die ganze Wurzel besteht aus Fasern, oder es hängen doch dergleichen an dem übrigen Theile derselben; daher man auch die Faser als den vornehmsten und eigentlichen Theil der Wurzel ansieht. Von diesen zarten, kegel- oder walzenförmigen, einfachen oder in Aeste verbreiteten, den Haaren nicht unähnlichen Fäden werden wir bey Abhandlung der Wurzel und deren Unterschiede weitläuftiger handeln; hier betrachten wir nur die Faser als einen mehr einfachen Theil, welcher andern und größern Theilen der Pflanzen gleichsam die Grundlage giebt, und aus welchen die übrigen zusammengesetzet werden. Alle Theile der Pflanzen lassen sich

in zarte Fäden auflösen oder zertheilen, oder die mehresten Theile der Pflanzen bestehen aus solchen Fäden, welche man Fasern zu nennen pfleget; diese haben durchgehends die Eigenschaft, sich durch eine fremde Gewalt ausdehnen zu lassen, jedoch dergestalt, daß sie die Ausdehnung zwar verstatten, jedoch dabey immer derselben einen mehr oder wenigern Widerstand leisten, nachdem sie härter oder weicher, steifer oder biegsamer sind, und endlich, wenn die ausdehnende Kraft diesen Widerstand überwindet, ganz zerreißen; da hingegen, wenn die Kraft, ehe solche aufs höchste steigt, und dadurch die Verbindung der Theile, welche die Faser ausmachet, getrennet wird, nachläßt, sich die entgegengesetzte Kraft, nämlich die zusammenziehende, äußert, und dadurch die Faser wieder in ihre vorige Größe oder Länge versetzet wird. Die Faser kann also wechselsweise sich ausdehnen und wieder zusammenziehen, da denn in dem letzten Falle die Theilchen derselben sich genauer und stärker vereinigen, und einander berühren, im ersten aber zwar mehr und weiter von einander getrennet werden, jedoch, so lange die völlige Trennung noch nicht erfolget, derselben Neigung, sich selbst unter einander vereiniget zu halten, vermehret und dadurch der stärkern Ausdehnung und völligen Trennung heftiger Widerstand geleistet wird. Aus dergleichen Fäserchen bestehen alle Theile der Pflanzen, und alle Theile derselben lassen sich auch in selbige wiederum zergliedern, so, daß endlich das erste und letzte, woraus ein Theil der Pflanze besteht, eine Faser ist, welche aus erdichten oder andern einfachen Theilchen, durch Hülfe eines gallertartigen Wesen, entstanden, und sich der Länge nach ausgedehnet hat. Wenn viele dergleichen Fasern mit einander verbunden werden, entstehen daraus Häute und Gefäße. Dergleichen einfache Fasern, Häute und Gefäße lassen sich nirgends in den Pflanzen erkennen, indem auch die kleinste Faser, so man allein und besonders betrachtet, aus vielen andern feinern Fäserchen zusammengesetzet ist. Da wir von den zusammengesetzten Theilen, als der Schale, dem Holze und den Gefäßen, besonders handeln, wird die Verschiedenheit der Fasern sich deutlicher zeigen lassen. Die Fasern, woraus die ersten Theile der Thiere bestehen, sind im genauen Verstande von den Fasern der Pflanzen nicht verschieden, und zeigen gleiche Eigenschaften.

Fastenblume.

S. Primeln.

Das Faß.

S. Schellenschnecke.

Fatisch-Fetisch-Fische.

Fatisch-Fetisch-Fische sind den Götzen in Asien und Afrika gewidmete Fische von unterschiedener Größe und Gattungen, daher von Heiden zu essen verbothen; Richter. Besonders gebrauchen die Negern und Einwohner von Guinea, anstatt der Götzen, Dinge, die Fetische heißen, und Fetißo wird hauptsächlich in Religionssachen gebrauchet, und sie nennen alles so, was der Ehre ihres Gottes geweihet ist. Der Schwerdfisch und der Bonito sind solche heilige Fische; s. unsern Artikel Bonito I. 907. In den S. A. R. B. IV. S. 284. wird ein solcher Schwerd- oder Degenfisch folgendermaßen beschrieben, und auf der 22. Kupfertafel gezeichnet: der Fetisch-Fisch wird wegen der Verehrung, die ihm die Schwarzen bezeigen, so genannt. Er ist sehr schön. Seine Haut ist auf dem Rücken braun und schwärzlicht; sie wird aber nach dem Magen und Bauche zu heller und lichter. Er hat eine gerade Schnauze, mit einer Art von Horne am Ende derselben, das hart und scharf zugespitzet, auch etwa drey Spannen lang ist. Ein anderes kleines gerades Horn befindet sich oben in seinem Munde, (vielleicht unten, nach der Zeichnung.) Die Augen sind groß und hell, und auf jeder Seite des Leibes, von den Fischohren an, gehen vier lange Einschnitte oder Oeffnungen. Derjenige, von welchem Barbot den Abriß genommen, war sieben Fuß lang; aber die Schwarzen wollten ihn um keinen Preis verkaufen, ob sie gleich, ihn abzuzeichnen, erlaubeten. Mit der Kleinischen Zeichnung der zwoten Gattung, seines Xiphias, Schwerdträgers, Tab. I. Fig. 2. Miss. IV. und mit der Müllerischen des Xiphias Gladius, Linn. Tom. IV. Tab. IV. Fig. 5. kömmt der Barbotische Abriß ziemlich überein; doch unterscheidet er sich hauptsächlich, durch drey kleine Stacheln oder Häckchen, auf der Wurzel des degenförmigen Oberkiefers, durch die vier mondförmigen Einschnitte oder Oeffnungen hinter den Ohren bis in die Hälfte des Bauches, durch die deutlich gezeichneten lanzettenförmigen Bauchfloßen, und durch drey erhabene, den Häckchen der Schnauze ähnliche, Floßspitzen auf dem Rücken nahe am Schwanze, der Afterfloße gegen über.

Faufel.

S. Areca.

Faulbaum.

Faulbaum oder Faulbeere, Alnus nigra, oder Frangula hat im deutschen viele andere Namen erhalten, als Pinnholz, Grundholz, Zapfholz, Beerenholz, Wiedebaum,

baum, Hundsbaum, Lausbaum, Spillbaum, Spargelbeerbaum, Pulverholz, Elsebaum, Spöricken, Sprecken, Sprickker, Sprätzer, Knitschelbeeren, Bechner, Stinkbaum, Grindholz, schwarze Erle, Schießbeere. Verschiedene dieser Namen sind auch andern Bäumen beygeleget, und daher gar öfters die Bäume selbst mit einander verwechselt worden, sonderlich sind die Namen Schießbeere und Faulbaum solche, welche zu mancherley Verwirrungen Anlaß gegeben; daher bey den Schriftstellern, welche Bäume unter diesen Namen anführen, sorgfältig zu untersuchen, welchen sie eigentlich darunter verstehen möchten. Tournefort und nachher Herr von Haller und Ludwig haben den Faulbaum als ein besonderes Geschlecht angenommen, Herr von Linné aber, auch Herr von Haller in der neuen Ausgabe der Schweizerischen Pflanzengeschichte, nebst andern Bäumen mit dem Creuzdorne vereiniget; und obgleich nicht zu läugnen, daß beyde viel Aehnlichkeit in den Befruchtungstheilen zeigen, so könnte man doch den erstern folgen, zumal die Anzahl der Saamen in dem Faulbaume und Creuzdorne wirklich verschieden ist. Bey dem ersten enthält jede Beere zween, bey dem letzten aber vier Saamen. Diese zween Saamen bey dem Faulbaume sind herzförmig, auf der einen Seite platt, auf der andern erhaben, und durch einen Strich getheilet. Die kleine saftige Beere ist anfangs grün, wird hernach roth, und im September schwarz. Die Beschaffenheit der Blume kann man bey dem Creuzdorne nachsehen. Es wächst dieser Baum in vielen Orten Deutschlands an schattichten feuchten Stellen, zuweilen mit der Erle vermischet auf einem Platze, er erreichet selten die Höhe über zehn bis zwölf Fuß, wird auch nicht dicke, selten über vier Zoll stark. Die Blätter sind eyförmig, länglicht, völlig ganz, grasgrün gefärbet, und auf der untern Fläche mit einem starken, in viele kleine Nebenäste verbreiteten Nerven besetzet; sie stehen auf halbzölligen Stielen wechselsweise an den Aesten. Die kleinen weißgrünlichten Blumen brechen zwischen den Blättern theils paarweise, theils in Büscheln im May hervor. Die Staubbeutel sind ausgezacket. Die Rinde ist aschfärbig schwarz mit kleinen weißlichten Puncten beflecket, welche, nebst der, bey jungen Zweigen besonders merklichen, orangenfärbigen Markröhre, diesen Baum leicht kenntlich machen. Die innerliche Rinde ist gelb gefärbet. Das Holz ist in seinem Kerne röthlich, weich, und bey alten Stämmen hellroth, und ist dieses vielleicht der einzige einheimische Baum, welcher keine Knospen im Winter

zeiget,

zeiget, obgleich selbiger im Herbste die Blätter fallen läßt. Und hierdurch kann man sicher den wahren Faulbaum von andern dafür angenommenen Bäumen unterscheiden. Durch die Beeren säet sich dieser Baum von selbst häufig aus. Es verdienet dieser Baum aus mancherley Ursachen häufiger angebauet zu werden. Er ist den Bienen sehr nützlich, und die Blumen geben reichlichen Saft zum Honig. Er blühet lange, zuweilen auch noch späte im Herbste und zeiget dabey reife und unreife Beeren zugleich. Das Laub ist von allen Zeiten her ein bekanntes Futter für das Vieh, es vermehret die Milch, reiniget die Säfte, und befördert den Urin. Die von dem Holze gebrannten Kohlen werden, wegen ihrer Leichtigkeit, zu Verfertigung des Schießpulvers allen andern Kohlen vorgezogen. Es giebt aber wenig. Ein Centner Holz soll, nach dü Hamels Berichte, nur zwölf Pfund Kohlen geben; wobey aber dü Roi mit Rechte erinnert, daß die Art und Weise, welche dü Hamel bey dieser Verkohlung angegeben, wohl die Ursache dieses geringen Gewichtes seyn dürfte, indem derselbe solche mit hellem Feuer veranstaltet. Es kann auch das hellrothe Holz zum Fourniren gebrauchet werden; es wird aber mit der Zeit die helle Farbe in eine dunkle ausarten. In Schweden brauchet man die frische Rinde zum gelb färben, wenn sie nur mit Wasser, ohne Salz und Lauge, gekochet wird; mit Lauge, oder trocken giebt sie eine braune Farbe. Die innere Rinde der Wurzel wird in den Apotheken als ein Purgiermittel aufbewahret; da sie aber heftig wirket, pfleget man selbige selten zu gebrauchen. Herr Ehrhardt lobet diese Rinde und Blätter gebraten äußerlich wider die Raude der Hunde. Die Beeren purgieren ebenfalls, werden aber auch selten gebrauchet. Besser bedienet man sich derselben wollene und andere Zeuge grün zu färben, wenn sie zuvor durch Birkenlaub eine grüngelbe Farbe erhalten haben. Aus den Saamenkörnern kann man, nach dem Hrn. von Haller, S. Bomare Diction. ein Oel zum Brennen erhalten, welches aber wohl zu kostbar fallen möchte.

Faulbaum, S. auch Rheinweide und Traubenkirsche bey den Kirschen.

Faulthier.

Bradypus Linn. Diesen Namen giebt man einem Geschlechte vierfüßiger Thiere wegen der ausserordentlichen Langsamkeit, womit sie sich bewegen. Die Kennzeichen dieses Geschlechtes, welches nur zwo Arten enthält, sind, nach dem Ritter von Linné, der Mangel an

an Schneidezähnen, stumpfe, schlefe und einzeln stehende Hundszähne, fünf stumpfe Backenzähne und ein mit langen Haaren besetzter Körper. Die beyden Arten sind: das dreyfingerichte Faulthier, oder der Ai, Bradypus tridactylus Linn. und das zweyfingerichte Faulthier, oder Unau, Bradypus didactylus Linn. S. Ai und Unau.

Faulthieraffe.

S. Gespensterthier.

Faunus.

S. Malbruck.

Feberkraut.

S. Helmkraut und Mutterkraut.

Fechdistel.

S. Distel.

Fecher.

S. Compasmuschel.

Fecherschwamm.

S. Meerschwamm.

Fechtelpalme.

S. Palme.

Fechter.

Fechter, Weiser, Zeiger, Hahnenkamm oder Kämpfhahn, hat man diejenigen Flügelschnecken genannt, welche vorne am breiten Flügel einen mehr oder weniger langen vorragenden Fortsatz, wie einen Finger oder Zeiger, haben, und deren Einwohner ein schwerdförmiges Beinchen besitzt, womit er sich wehret, und andere Schnecken, die man mit ihm lebendig in eine Schüssel leget, gleichsam durch Fechten herausjaget. Herr von Linné hat zwo Arten unterschieden. Die eine nennt Herr Müller den Zeiger, die andere den Fechter.

Bey dem Zeiger, Strombus gallus Linn. ist der, mit dem Wirbel parallel laufende, Fortsatz oder Finger gemeiniglich viel länger als bey dem Fechter, doch findet man solchen auch zuweilen kürzer, und bey einigen scheint solcher ganz zu fehlen. Die Schale ist braungelb und dunkelbraun marmoriret, manchmal mit dem Zeiger eine Spanne lang, und am breitesten Ende bey vier Zoll breit; die Mündung ist gelblicht weiß. Die Gewinde treten in eine hohe, scharfe Spitze hervor und hinten geht die Schale in einen, krumm in die Höhe gebogenen, Schwanz aus.

Bey dem Fechter, Strombus auris Dianae Linn. welcher auch das Fechthähnchen, das bucklichte oder geknobbelte Caphorn, und vom d' Argenville Eselsohr genannt wird, ist der vortretende Finger glätter, schärfer und kürzer. Die Schnecke ist auch überhaupt kleiner, der Rücken scharf, warzicht oder grau gesprenkelt, und

Schwanz gerade in die Höhe umgebogen; die Mündung blutroth, und die Lippen dicke, weiß. Sie kommen aus Ostindien. Das Fleisch wird von den Indianern gegessen; sie bekommen aber darauf einen Schweiß, welcher häßlich stinkt. Von der ersten Art erhält man die schönsten Stücke aus Amerika.

Feder.

Da die Federn einen der vornehmsten äußern Theile an den Vögeln ausmachen, und zu ihrer Bedeckung und dem Fluge nöthig sind; auch überdieß eine so künstliche, von der Weisheit des Schöpfers zeugende, Einrichtung haben: so scheint eine etwas ausführliche Betrachtung derselben in diesem Schauplatze der Natur ganz am rechten Orte zu stehen. Man wird schon den Begriff der Federn haben, wenn man darunter diejenigen äußern Theile an dem Körper eines Vogels versteht, wodurch sowohl der Leib bedecket, als insbesondere das willkührliche Schweben in der Luft vornehmlich verrichtet wird. An den Federn unterscheiden sich von selbst zwey Stücke: der Kiel und die Fahne. Jener ist der längste und stärkste Theil der Feder, welcher durch die Fahne hindurchgeht; diese aber ist das breite Gewebe, welches zu beyden Seiten des Kiels angewachsen ist. Der größte und vornehmste Theil der Feder ist folglich das Mittelstück oder der Kiel, daran wiederum das Untertheil und das befahnte Obertheil zu merken sind. Das Untertheil ist durchsichtig und fast auf die Hälfte in Fleisch und Haut eingewachsen. Man nennt es die Spule; und diese besteht aus einer pergamentartigen, harten, zähen, dünnen, leichten, und doch sehr festen und starken Röhre. Am Ende, wo sie zu innerst im Fleische stecket, hat sie eine kleine Oeffnung, wodurch die Nahrung zu ihrem Wachsthum hineintreten kann. Von dieser Oeffnung hebet sich ein durchsichtiges Mark an, welches die Oeffnung füllet, und mitten durch die Spule bis an den obern Kiel geht. Betrachtet man diese Spulen in ihrer Vollkommenheit, so sieht man daran ein unnachahmliches Meisterstück der Natur. Sie sind unentbehrlich zum Fluge der Vögel, und befördern denselben auf die beste Art. Denn sie sind zugleich leicht, und doch vermöge ihrer Verbindung und Figur so stark, als zu ihrer Bewegung nöthig ist. Die Figur der Spule ist ziemlich rund, und die Materie so fest, daß sie sich nicht leichtlich zusammendrücken läßt. In der Spule liegt das Mark; es ist so stark, daß es den Kiel inwendig am Flügel fest halten kann, und doch ist es dabey ungemein leicht. Es besteht aus

einer Menge häutiger Trichterchen, und enthält den Nahrungssaft, der in diesen Trichterchen zubereitet, verdünnet und vertheilet wird, wodurch die Feder zu ihrer Vollkommenheit kömmt. Denn sobald die Federn am Vogel wachsen, so ist die Spule an ihnen das erste, was in der Haut des jungen Vogels zum Vorscheine kömmt. Betrachten wir den Schaft, so ist er fürs erste weit länger als die Spule, in großen Federn wohl drey- bis fünfmal, in kleinen fast zehnmal so lang, als diese. Nach dem äußersten Ende wird er immer kleiner, bis er sich endlich ganz verliert. Er ist undurchsichtig, viereckicht, besteht ringsherum nicht aus einerley Materie, sondern ist zu beyden Seiten mit einer Fahne besetzet. Der Rücken oder die Oberseite des Schaftes ist von gleicher Materie und Stärcke, von rundlichter Gestalt, wie die Spule. Aber die Unterseite, die im Fliegen nach der Erde zu gekehret ist, hat nur zween Streife von eben der starken festen Materie. Die mittlere Vertiefung oder Rinne fällt nicht so stark, viel weniger die beyden übrigen Seiten. Das Mark inwendig im Schafte ist von einer weißen, leichten und elastischen Materie zusammengesetzet, welche das innere ganz ausfüllet, und die Seiten dermaaßen von einander hält, daß sie kaum mit den Fingern einzudrücken sind. Solang die Federn wachsen, ist dies die Vorrathskammer des Nahrungssaftes, der dadurch geseiget und so zubereitet wird, wie ihn die übrigen Theile umher erfodern. Ohne diesen Schaft würde nun keine Fahne seyn; denn dieser muß er Ursprung, Nahrung, Festigkeit und Nutzbarkeit geben. Selbst die Spule muß dem Schafte die Nahrung vorbereiten, und ihm Festigkeit, Stärke und Elasticität verschaffen. Die Härte, die Glätte und die gewölbte Figur der Oberseite dienet vortrefflich, den Druck der obern Luft zu vermindern, und die Bewegung der Schwungfedern nach aufwärts zu erleichtern. Die Unterseite, mit ihren starken erhabenen Rändern, dienet zuweilen zur Wehr, oder zum Schlagen mit den Flügeln; denn dazu ragen diese Ränder um die Gegend, wo ihre Stärke am größten ist, unter der Fahne gar merklich hervor, damit die Fahne beym Schlagen gleich berühret und verletzet werde. Mehrentheils muß diese Seite den Widerstand der untern Luft im Fluge überwinden, und dieselbe sowohl in der mittlern Vertiefung in die Enge bringen, als zu den Seiten an die Fahne vertheilen. Im übrigen ist der Schaft nach den Grundregeln der Werkzeuge des Fluges weislich eingerichtet; er ist so leicht, als es, der erforderlichen

Stärke unbeschadet, immer möglich gewesen. An der Fahne erblicken wir zwo Seiten: die vördere und hintere. Jene ist die, welche im Fluge nach dem Kopfe zugekehret wird, und immer schmäler oder kleiner bleibt, als die andere hintere, welche im Fluge nach dem Schwanze gerichtet ist, und die stets breiter und größer, als die erste ausfällt. Die Bildung hat in beyden viel ähnliches; denn sie bestehen nicht aus einem Stücke, oder aus einer einzigen Haut, sondern aus vielen, an einander gefügten Blättchen, welche dünne, steif, und dem Wesen nach kleine Federn sind. Sie wachsen zu beyden Nebenseiten des Schaftes nahe an einander, sind am Schafte etwas breiter, aber gegen das Ende immer schmäler und spitziger. Sie sind beyderseits so wohl geschlossen, daß weder die Luft durchwehen, noch man auch durchsehen kann. Hält man die Fahne gegen die Sonne, so wird sie kaum dadurch, und zwar unter Regenbogenfarben, zu sehen seyn. Bläst man dagegen, so wird sie sich gleichsam wellenweise bewegen; sie wird also die Luft, so stark selbige auch beweget wird, aufhalten und zurück treiben. Wodurch aber hängen denn die Blättchen der Fahne so fest an einander? Das entdecken vornehmlich die Vergrößerungsgläser, und man kann es zum Theil mit bloßen Augen sehen. An der untern Seite, mit welcher die Fahne im Fluge gegen die Erde gekehret ist, sind diese Blättchen dünne, glatt, und liegen sehr dicht an einander; doch aber bedecket ein feines Häutchen des einen Blättchens immer das nächst vorhergehende, von unten auf zu rechnen. Dieß läßt sich mit bloßen Augen erkennen, wenn man von dem äußersten Ende der Feder nach der Spule zu mit einem Messer gelinde darüberfährt, so daß die Blättchen am Rande ein wenig von einander gebogen, nicht aber getrennet werden. Fährt man aber von der Spule an nach der Spitze zu, so findet man dergleichen nicht, wenn anders nicht die Blättchen ziemlich weit von einander gedehnet werden. Alsdenn nämlich kömmt auch das sehr dünne Häutchen, welches auf dem folgenden Blättchen gelegen hatte, zum Vorschein, und ist so klar und durchsichtig, als die Materie, woraus die Spule besteht. Die Spule selbst splittert auch oftmals, und es läßt sich eine dünne Haut davon abschaben und abziehen; zum offenbaren Beweise, daß sie aus dergleichen Häutchen zusammengewachsen sey. Die obere Seite der Fahnblättchen ist breiter, und theilet sich in zween rauche Ränder; das kann man gleichfalls mit bloßen Augen sehen, wenn man ein paar derselben recht langsam von einander zieht. Den einen,

nen, im Fluge nach des Vogels Leib gekehrten, Rand, kann man den innern; den vom Leibe abwärts gekehrten, zum Unterschiede den äußern nennen. Jeder Rand hat seine eigene besondere Art von Haaren. Die am äußern Rande sind unten breit und glatt, die am innern schmal und rauch. Diese Haare, welche wiederum kleine Federn vorstellen, haben Bärtchen oder Spitzen, die am innern Rande des Blättchens ganz gerade, am äußern aber gebogen und voll Hacken sind. Mittelst dieser Härchen und Häckchen schließen sich die Häckchen oben dicht in einander; und mittelst des feinen Häutchens schließen sie unten dicht über einander, daß keine Luft dazwischen durch kann. Wenn man also ein Blättchen vom andern abbeuget, und von den Spitzen der Blättchen nach ihrer Wurzel am Schafte hinuntersieht, so erblicket man an der äußern Seite eine runde Rinne, die nach dem Schafte zu immer breiter wird, und fast einen halben Zirkel vorstellet. An der innern aber ist der darein passende, bauchichte halbe Kegel nicht so sichtbar. Weiter sind beyde Seiten der Fahne sehr ordentlich gebildet. Die Blättchen stehen in einerley Weite von einander, nach Beschaffenheit ihrer Größe, und endigen sich auf einerley Art in ein angenehmes Spitzchen. Die Länge der Blättchen hat auch ein geschicktes Verhältniß gegen einander. Sie stellen eine, ihrer Absicht gemäße, nette Figur vor, die beynahe aussieht, als wenn sie immer unter der Scheere eines Künstlers wäre gehalten worden. So leicht diese Blättchen zur Beförderung der Bewegung sind: so stark sind sie auch, zumal in ihrem Zusammenhange, der Luft zu widerstehen; sie haben überdieß eine elastische Kraft, der größern Gewalt auszuweichen, und sich in die vorige Lage wieder herzustellen. Da, wo sie sich an der Spule anfangen, sind sie von beyden Seiten, auch in der Mitte, wo sie den Schaft bedecken, von anderer Art, als weiter auswärts. Nämlich sie bestehen entweder ganz und gar, oder doch zur Hälfte, zuletzt gar nur an der Spitze, aus Flaumfederchen, die voll der feinsten Härchen sind, und keinen steifen Schaft noch Blättchen haben; daher sind sie ganz weich anzufühlen, und zur Bedeckung, auch zur Wärme des Leibes, beym Vogel eingerichtet. Zu äußerst enden sich beyde Seiten der Fahne in kleine, kurze, und fast beyderseits gleiche Blättchen. Anderer Aehnlichkeiten itzt nicht zu gedenken. So ähnlich inzwischen beyde Seiten sind, so leuchtet doch auch gewissermaßen eine große Unähnlichkeit in ihnen hervor. Die Blättchen der vördern Seite sind ein Drittel kürzer, als die an der hintern; hergegen

sind sie auch etwas steifer und stärker als die langen. Ihre Spitzen richten sich alle niederwärts, und machen daher mit der untern Seite des Schaftes eine ziemliche Höhlung, bis an die Spitze des Schaftes herunter. Die längern haben im Gegentheil eine andere Richtung. Denn an der untern Seite machen sie zwar auch einige, aber fast unmerkliche, Höhle mit dem Schafte, bis etwa auf den dritten Theil ihrer Länge. Die zween übrigen Theile aber lenken sich aufwärts, und machen auf der obern Seite eine ziemlich tiefe Höhlung. Die Schwungfedern der Flügel müssen im Fliegen also unter einander greifen, daß die Luft zwischen den zwoen nächsten nicht hindurch kann. Deswegen muß die schmale Seite der Schwungfeder unter die breite Seite der andern zu liegen kommen. Dieses kann man gar eigends bemerken, wenn man den untern breiten Theil der Fahne herabsieht; alsdenn wird man längst herunter einen weißlichten Strich daran finden, der ungefähr so breit ist, als die schmale Fahne. Dieser Streifen kömmt daher, weil die schmale Fahne der nächsten Schwungfeder im Fluge gemeiniglich so weit unter sie hinreichet. Aus eben dieser Ursache ist auch das vorher beschriebene innere Deckhäutchen am Untertheile der Blättchen eben so weit am breitesten und klärsten. Dadurch bekömmt nun dieser Strich ein weißlicheres und glänzenderes Ansehen, als die zween übrigen Drittheile der breitern Fahne. Hieraus erhellet, daß um deswillen die Spitzen der schmalen Fahne niederwärts gebogen, und gegentheils die Spitzen der breiten Seite darum in die Höhe gerichtet seyn müssen, daß jene bequem unter diese können gebracht werden, ohne den Zusammenhang des Gewebes zu trennen; und daß der Widerstand der Luft durch die Pressung in der Höhle so viel verstärket würde, damit er von unten, wie der Druck der Luft durch die Verstärkung in der obern Höhle von oben, die Federn so genau an einander hielte, daß keine Luft durchstreichen könnte. Solchergestalt sind die Flügelfedern geschickt, bequem über einander geleget zu werden, und den Leib desto besser zu bedecken, wenn sie der Vogel nicht zum Fliegen gebrauchet. Nunmehr läßt sichs erklären, wie die Bildung des ganzen Federkieles zum Fluge dienlich sey. Denn, sieht man den ganzen Kiel aufmerksam an, so wird sich aus dem angeführten ergeben, daß alle seine Theile das ihrige zum Fluge mit beytragen. Man wird alsdenn noch mehr Dinge an ihm bemerken, die der Flug ebenfalls erfordert. Sieht man an der inwendigen Seite von der Oeffnung der Spule nach dem

Schafte herunter, so wird sichs finden, daß der Schaft nicht nach eben der Richtung fortgeht, in welcher die Spule steht, sondern er weichet um ein ziemliches von der Seite ab; der Federschaft aus dem rechten Flügel weichet nach der linken Seite ab, welches man gleich sieht, wenn man die untere Seite nach unten, und die kleine Fahnseite nach vorne hält. Sieht man von oben ein Ende des Federkiels nach dem andern in gerader Linie hin, oder hält ein Lineal daran, so machet eine solche Linie die Sehne eines Bogens, den der Schaft und die Spule vorstellen, daran die Höhe des Bogens beynahe ein Drittel der breiten Fahne beträgt. Nachgehends wird man auch finden, daß der mittlere Theil des Schaftes sehr merklich gebogen ist, wenn man nämlich von einem Ende nach dem andern hinsieht. Und diese Biegung ist größer, als die vorige. Denn die Höhe des Bogens oder der Pfeil zwischen der Sehne und dem Bogen, dürfte hier wohl die Hälfte der breiten Fahnenseite ausmachen. Alle beyde Krümmungen dienen aber zur Beförderung des Fluges, weil mittelst der letztern die Luft unterm hohlen Flügel desto besser kann gespannet, und mittelst der erstern nach hinterwärts getrieben werden. Leget man ferner die Feder dergestalt auf den Finger, daß sie ins Gleichgewichte kömmt, so fällt der Mittelpunct ihrer Schwere gerade dahin, wo die Fahne am breitesten ist; welches an einer Schwungfeder außer dem Flügel ungefähr den vierten Theil ihrer Länge beträgt. Betrachtet man die Feder als einen Degen oder Gewehr, das so weit in der Hand gehalten wird, als sie im Flügel stecket: so ist in der Gegend, wo der Mittelpunct ihrer Schwere hinfällt, ihre größte Stärke. Dieses kann man selbst finden, wenn man die Feder gedachtermaßen mit einer Hand hält, und mit dem Finger der andern von unten aufwärts, oder auch von oben niederwärts drücket. Eben um diese Gegend ist auch die größte Krümmung der Feder, und hier hat sie der Luft den stärksten Widerstand zu thun. Ja wenn sich der Flügel sonst hier wehren soll, so raget an diesem Orte der Schaft am meisten hervor, und verrichtet auch allda seine stärksten Schläge. Und gleichwie übrigens ein langes Werkzeug, wenn mans leicht bewegen soll, nach vorne zu immer so viel dünner und leichter seyn muß, so viel weiter es vom Ruhepuncte abgeht: so ist auch die Feder, nach eben dieser Regel, vorn mit großer Weisheit ganz dünn und leicht gestaltet, damit sie zur schnellen Bewegung im Fluge desto geschickter sey. Dabey ist aber auch die andere Regel bey dieser obern Verdünnung beobachtet:

tet: daß ihr nämlich an der erforderlichen Stärke zu ihrer Absicht nichts abgeht. Dieses wird man abermals inne, wenn man sie auf alle Weise biegt, und dabey findet, daß sie, so viel nöthig, widersteht, und in ihre Lage sogleich wieder zurückspringt, wenn sie durch eine äußere Kraft aus derselben ist gebracht worden. Eine gleiche Elasticität findet man auch an den Blättchen, die zu dem Ende von einander gesondert sind, damit der Vogel, wenn er durchs Rohr oder durch Zweige wegfliegt, nicht etwa seine Flügel zerreissen, oder unbrauchbar machen möge. Denn diese Blättchen lassen sich in gedachtem Falle leicht vertheilen, springen auch durch eigene Kraft und durch die schnelle Bewegung in der Luft wieder zurück, damit der Flug ungehindert fortgesetzet werden könne. Und wenn etwas davon noch nicht völlig in seine Lage gebracht ist, das kann durch den Schnabel des Vogels leichtlich wieder eingerichtet werden. Denn wenn man ein paar Blättchen an irgend einer Seite der Fahne von einander reißt, alsdenn aber sie mit den Fingern wieder zusammendrücket und herunterstreifet, so thut man dasselbe, was die Vögel mit dem Schnabel verrichten, wenn sie die Federn putzen und in Ordnung legen. Und wenn dieses nicht mehr zulänglich ist, die Federn tüchtig und stark genug zu erhalten, so kömmt ihnen die Natur durchs Naudeln zu statten, da sie die alten unbrauchbaren Federn verlieren, und an deren Stelle neue bekommen. Uebrigens bestehen die Federn aus einer fetten Materie, die nicht nur sehr leicht Feuer fängt, brennt, und einen öhlichten, schwefelichten, übeln Geruch giebt; sondern die auch geschickt ist, das Wasser abzuhalten, damit sie nicht leicht naß werden. Nun haben die Vögel gewöhnlichermaaßen in der Luft vom Feuer nichts zu besorgen, und sie scheuen auch von Natur das Feuer; aber destomehr sind sie gegen die Nässe in der Luft und im Wasser zu verwahren gewesen; und dies ist durch die Federn geschehen. Wenn daher gleich Regentropfen auf den Vogel fallen, so kann er sie abschütteln, solchergestalt trocken bleiben, und zur Noth im Regen fortfliegen. Die Tropfen hängen sich indessen zum Theil dennoch an die Härchen des Gewebes an, beschweren die Flügel, und machen ihm den Flug etwas sauer. Daher geschiehts, daß sich die Vögel gern dem Regen zu entkommen, an trockne Oerter, oder in Höhlen und unter die Zweige begeben, auch diesen trocknen Aufenthalt während des Regens nicht leicht verlassen. Die Schwungfedern der Flügel machen aber den Flug allein nicht aus. Denn wenn

wenn man dem Vogel diese allein ließe, und die andern Deckfedern der Flügel ausrupfet, so kann er nicht mit Fliegen fortkommen. Daher sind ihm die übrigen Federn sowohl zur Bedeckung, zur Bekleidung und zur Festigkeit, als auch zum Fluge nöthig. Und dahin gehören zuförderst alle Federn, die auf dem Flügel über den Schwungfedern in drey oder mehr Reihen liegen. Durch diese werden die Zusammenfügungen der Fahnen in der Mitte bedecket; als über welche sie weislich hinreichen, und dadurch hindern, daß an den Orten des Flügels, wo die Luft mit den Flügeln zum Fortkommen des Vogels am meisten geschlagen wird, selbige am wenigsten hindurch kann. Die folgenden Reihen bedecken wiederum diese erste Reihe in gleichmäßig weiser Stellung; und so geht es mit den folgenden Reihen. Dadurch werden denn auch alle Lücken, und Zwischenräume, und Blößen bedecket, welche zwischen den außerhalb der Haut hervorstehenden Spulen befindlich sind. Die Flügel sind demnach inwendig und auswendig, oberwärts und unterwärts, schön bekleidet, und dadurch zur Bewegung der Luft und des Vogelkörpers in derselben aufs beste geschicket. Die Federn am Schwanze oder die Schwanz- und Steuerfedern sind dem Vogel zur Richtung des Fluges nöthig, damit er sich aufs kürzeste und leichteste dahin bringen könne, wohin er will. Der Schwanz der Vögel liegt horizontal, oder nach dem Wasserpasse, und seine Bewegung geht vornehmlich von oben nach unten. Man sieht auch nicht, daß die Vögel, wenn sie den Flug nach irgend einer Seite lenken, ihn etwa sehr seitwärts richten, sondern sie scheinen ihn mehrentheils gerade zu halten. Aber darum ist es gleichwohl gewiß, daß derselbe zur Richtung des Fluges bey den Vögeln nöthig sey. Denn er dienet besonders diesen Flug nach oben, nach unten, und nach der wagerechten Ebene zu richten. Will der Vogel in die Höhe fliegen, so hebet er den Schwanz in die Höhe, und breitet ihn dazu aus; will er niederwärts, so drücket er seinen ausgebreiteten Schwanz herunter. Will er aber gerade zu in einer wagrechten Ebene fliegen, so hält er Hals, Leib und Schwanz in einer geraden Linie. Wenn der Vogel den ausgebreiteten Schwanz, als einen Wedel, aufwärts in die Höhe schlägt, so widersteht ihm die Luft und will ihn wieder niederzurücktreiben. Dieweil aber der Schwanz stärker wirket, als der Druck der Luft, so bleibt er in die Höhe gerichtet, und die Luft drücket den in ihr schwimmenden Vogel hinten auf dem Rücken nieder-

derwärts; darum geht das Vörderthheil des Leibes, und selbst der Flug des Vogels aufwärts, wenn er den Kopf ebenfalls dahin strecket. Schlägt aber der Vogel den ausgebreiteten Schwanz niederwärts, so drücket er damit viele Luft unter sich, die ihm, mittelst ihrer Elasticität, wie einem Wedel oder Fächer widersteht, und ihn oberwärts zurückstößt. Da nun der Schwanz wiederum stärker als die Luft wirket, so weicht er ihr nicht; es wird folglich der Widerstand der Luft gegen den Körper des Vogels an dem Orte am stärksten, wo der Schwanz sich bieget. Derowegen drücket sie den schwimmenden Vogel daselbst aufwärts, und also kömmt sein Vörderleib niederwärts; dahin richtet denn auch der Vogel den Hals, und fliegt solchergestalt niederwärts. Diese Erklärung findet man durch die Erfahrung bestätiget, wenn man auf den Vögelflug genau Achtung giebt. Fliegen die Vögel nach dem Wasserpasse, so halten sie den Schwanz scheinbar gerade und breiten ihn auch nicht sehr aus. Fliegen sie in die Höhe, so breiten sie den Schwanz mehr aus, heben ihn aufwärts, und zwar um so viel mehr, je steiler ihr Flug in die Höhe geht; auch richten sie alsdenn den Hals gar merklich in die Höhe. Fliegen sie aber nieder, so breiten sie den Schwanz ebenfalls aus, halten ihn aber nebst dem Halse niederwärts, und zwar wieder um so viel mehr, so viel steiler ihr Flug herunter geht. Hierdurch senken sie sich gemächlich herab, ohne auf den Kopf zu stürtzen, und können sich auch bequem niedersetzen. Schneidet man dem Vogel den Schwanz ab, so kann er nicht unterwärts fliegen, sondern fällt, gleichsam herunter; er wird furchtsam und fliegt ohne Schwanz nicht leicht von seinem Sitze. Dies ist ein Mittel, wie man die Tauben der Nachbarn von seinen Höfen und Aeckern abhält, wenn man sie fängt, und ihnen die Schwänze abschneidet. Was die übrigen Federn an dem Vogelkörper insgesammt betrifft, so sind sie gewissermaaßen auch zum Fluge, aber weit mehr zur Bedeckung und Erhaltung des Vogels nöthig: denn einmal könnte er gar nicht fliegen, wenn er nicht die nöthigen Mittel zu seiner Bekleidung und Wärme in der obern kältern Luft, folglich die Mittel zu Erhaltung seiner Kräfte und seines Lebens, guten theils in den Federn fände. Nachgehends ist die Lage aller Federn so eingerichtet, wie sie der Flug erfodert. Die am Halse und Leibe liegen alle von vorne nach hinten zu, und schließen dicht über einander, weil der Flug jederzeit vorwärts geht. Diejenigen aber, welche nach den

Flügeln

Flügeln gehen, liegen nach auswärts, zur Verstärkung der Schwung- und Flugfedern, welche sie decken. Denn jede Feder hat ihre eigene Elasticität; und wenn sie solche mit den übrigen vereiniget, so wird der gesammte Trieb und gemeinschaftliche Bewegung desto stärker. Dieses war auch um so viel schicklicher, weil die Flügel, zur Zeit, da der Vogel ruhet, an die Seiten zusammengeleget werden, und alsdenn alle Federn ihre Richtung einförmig nach hinten zu haben. Stünden die Federn anders, wären sie z. E. nach vorwärts gerichtet, so würde solches den Vogel im Fluge durchaus hindern. Dieses ersieht man schon aus dem Fluge selbst, der, so viel möglich, nach dem Winde gerichtet ist; und der Vogel sich bald umwendet, wenn ihn der Wind von hinten zu die Federn aufsträubet. Er sitzet sogar allemal gegen den Wind, daher man, bey mäßigem Winde, aus dem Sitzen der Vögel schon abnehmen kann, woher er kömmt. Endlich so sind auch die Federn beydes so leicht und so stark, daß keine bequemere und zum Fluge dienlichere Kleidung für die Vögel zu finden gewesen ist. Diese Federn können sich daher auch im mittelmäßigen Winde gut zusammenhalten, und verhindern, daß derselbe nicht zwischen sie eindringe. Wenn demnach die Vögel in der Luft kreuzen, oder auch mit dem Winde fliegen, so sträuben sich doch die Federn, wegen ihrer Dichtigkeit auf einander, nicht leichtlich. Säßen sie aber dem Fluge zuwider, so würden sie desto mehr durch den Wind gesträubet werden, jemehr die Flügel selbst durch ihr Schlagen schon eine starke Bewegung in der Luft machen. Auch gereichen die Federn den Vögeln zur besondern Zierde und zum Unterschiede. Wie mancherley sind nicht ihre Farben, und welcher Maler kann sie so schön mischen, daß er eine völlige Aehnlichkeit mit dem erreiche, was sich bewundernswürdiges in ihrem Anblicke äußert. Wie vortreffliche und mancherley rothe, grüne, weiße, schwarze, blaue, gelbe, gemischte, bunte und glänzende Farben giebt es nicht bey vielen Vögeln, wenn sie in ihrem vollkommenen Schmucke erscheinen? Es stecken darinn so viel Meisterstücke der Weisheit und Kunst, daß ein Maler das Lob eines recht großen Künstlers verdienet, wenn er nur das meiste davon ausdrücken und nachahmen kann; unerachtet er niemals die wahre natürliche Schönheit, die eigentliche Zierde und den natürlichen Glanz erreichet. Und was ist denn das Schattenwerk des Künstlers, gegen diese Schönheit der Natur? Aber weit bewundernswerther ist das prächtige, lebendige

Urbild

Urbild vor der mangelhaften, leblosen Copey, und dem unvollständigen Abrisse? Mannichfaltigkeit, Vervielfältigung, Mischung und Veränderung der Farben an den Vögelfedern zeugen von einem Urheber, der alle Kunst unendlich übertrifft, und auch durch diesen Unterschied die Kenntniß der Geschlechter und Arten der Vögel dem Menschen hat erleichtern wollen. Selbst in vielen Arten derselben ist die Pracht und der Vorzug der Federn bey dem Männchen weit ausfallender, als bey dem Weibchen. Eben diese Schönheit der Farben in den Federn helfen das Künstliche und Weise in ihrer Einrichtung und Substanz mit bestätigen. Es ist bekannt, daß die verschiedene Zurückwerfung und Brechung des Lichtes, als die Quelle der Farben, von der verschiedenen Art und Fügung der Theile eines Körpers herrühret. Wie besonders mannichfaltig muß denn nicht die Beschaffenheit und innere Verfassung der Federn seyn, da sie sich durch so gar merklichen Unterschied in den Farben empfindlich machet; wenn gleich, dem genauen Ansehen nach, auch mittelst der besten Vergrößerungsgläser, die Materie und Fügung der Federn, die Beschaffenheit ihrer Theile und Lage einerley zu seyn scheinen? Wie groß muß nicht die Einsicht, die Güte, die Macht, die Weisheit des herrlichen Meisters seyn, der hierinnen unverbesserliche und unergründliche Proben seiner Vollkommenheit in unzähliger Menge, allenthalben vor Augen leget? Ich sage, die Einsicht: denn, wem ist es bekannt, was eigentlich für Materie zu den Federn zu nehmen, wie viel davon in der Natur möglich und vorhanden, wie vielfältig deren Versetzung, Verbindung und Einrichtung seyn könne? Gehöret dazu weniger, als ein unendlicher Verstand? Die Güte, welche dem Geschöpfe, ohne Verdienst, so viel von Schönheit und Vortrefflichkeit, als es immer fähig ist, zu seinem und anderer vielfachem Nutzen mittheilet. Ich meyne, die Federn schmücken, decken, kleiden, erhalten nicht nur die Vögel, sondern sie kommen auch den Menschen zu mancherley Bequemlichkeit zu Gute. Die Macht, als welcher alles, was möglich ist, und was die Weisheit ihrer Absicht gemäß befunden, gleichsam auf den ersten Wink von selbst zu Gebothe steht. Die Weisheit, welche zu Ausführung ihrer Absichten die besten Mittel zu wählen, und unverbesserlich, unerforschlich auszuführen weis. Denn wo ist jemand, der sich rühmen könnte, das Wesen und die Substanz der Federn einzusehen? wo ist ein Künstler, der nur eine Art derselben völlig natürlich nachzumachen wüßte? Endlich so ist der Nutzen der Federn, außer den Vögeln, auch

den Menschen sehr erheblich. Anfänglich ist der gemeine Gebrauch davon schon sehr groß, den man in Betten, Polstern, Mützen u. s. w. machet, und der mit nichts ähnlichem, gleich leichten, lockern, warmen, elastischen, reinlichen, dauerhaften, auch gleich wohlfeilen ersetzet werden kann. Darneben gebrauchet man ja die größern Schwungfedern zum Schreiben, zum Zeichnen, an deren statt man abermals nichts so bequemes, leichtes und so wohlfeiles hat. Und nächst diesem nützet man sie zu vielen andern geringen Absichten im menschlichen Leben, zu Pinseln, Zahnstochern, zu Härtung des Stahles, Federballen, Pfeilen u. s. w. Der Landmann machet davon Arten von Wedeln und Fegen, das Getraide damit zu reinigen und von der Spreu abzusondern, auch die Sensenspieße zu befiedern. Zu geschweigen anderer Benutzungen derselben, in den Clavieren, in den Zierrathen an Köpfen der Manns- und Frauenspersonen, der Müffe u. s. w. Mehr will ich anitzt von den Federn nicht anführen. Denn die Lage, die Stellung, die Anzahl, der Unterschied der Federn in den Flügeln und im Schwanze, so fern sie zur Charakteristik des Vogels gehören, setze ich hier gänzlich bey Seite, und werde ihrer im Artikel Vogel, so viel nöthig ist, Erwähnung thun. Hier hatte ich nur das physikalische und das absichtsmäßige der Federn bey den Vögeln, und in der Natur, zu entwerfen.

Feder. Dieser Name kömmt auch bey den Schnecken vor, und die Bischoffsmütze wird wegen der, auf dem weißen Grunde befindlichen, rothen oder pomeranzenfärbigen, viereckigen Flecken, die Orangenfeder oder Straußfeder, auch Federbusch genannt; diese wird bey der Mönchskappe vorkommen. Hier beschreiben wir

Den Federbuschträger, oder die mit Federn gezierte Nerite, welche Herr Geoffroi zuerst entdecket, genau beschrieben, und mit diesem Namen beleget hat, le Porte-Plumet. Die Schale ist etwas erhaben, eine Linie lang und anderthalb Linien breit, von dunkler durchsichtiger Farbe, sie machet drey Wendungen und unten ist sie, gegen die Mitte, von einem kleinen Nabel durchbohret, und die etwas weite Mündung durch einen gewundenen Deckel verschlossen. Der Einwohner ist besonders beschaffen; wenn dieser in einem Glase Wasser herumschwimmt, sieht man am Kopfe, außer den zwey Fühlhörnern, ein drittes Fühlhorn an der einen Seite, welches viel länger und zärter als die beyden andern, aber gleichfalls sehr beweglich ist. Ueberdieß

berdieß sitzt an der rechten Seite des Kopfes ein großer Federbusch, der noch länger ist als die Fühlhörner und welcher von beyden Seiten wellenförmige Zäserchen zeiget. Diesen Federbusch kann das Thier ausstrecken und zurückziehen. Es stellet dieser die Fischohren vor, welche bey vielen andern Schnecken unter dem Mantel verstecket liegen. In den Teichen und kleinern Flüssen Frankreichs hat Herr Geoffroi diese Schnecke gefunden.

Feder, eine Thierpflanze.

S. Seefeder.

Federalaun.

Alumen natiuum plumosum, ist ein gediegener Alaun, welcher wie Wolle wachsend gefunden wird. Es ist derselbe nicht mit dem Federweiß zu verwechseln, welches bisweilen auch, obwohl falsch, Federalaun, und vornehmlich in den Apotheken Alumen plumosum genannt wird. S. Federweiß.

Federball.

S. Säusamkraut.

Federbinsen.

S. Wollengraß.

Federbusch.

S. Löwenschwanz.

Federerz.

Minera argenti plumosa, ist ein Silbererz, welches aus Silber, Arsenik, Schwefel und Spießglaß besteht. Es fällt dasselbe nicht oft vor; wird in Sachsen bey Freyberg gefunden, und soll auf jeden Centner vier bis acht Loth Silber, selten aber mehr halten. Es hat eine weißgraue oder schwärzlichte Farbe, und ist strahlicht und faſericht gewachsen, und besteht aus kleinen Spitzen, daher vermuthlich der Name Federerz entstanden.

Federgraß.

Stipa L. Es wird dieses Geschlecht auch Pfriemengraß und Spartograß genannt. Die zwey Bälglein, welche den Kelch ausmachen, umgeben nur eine Blume; die zwo Spelzen sind zwar von einerley Länge, die innerliche aber ist stumpf, und die äußerliche mit einer sehr langen, gewundenen, unterwärts mit einem Gelenke versehenen Granne geendiget, wodurch sich dieses Geschlecht gar leicht von andern Gräßern unterscheiden läßt. Die drey zarten Staubfäden, und die zween haarichten, mit wollichten Staubwegen geendigte Griffel, hat dieses mit vielen andern gemein. Der Saame ist länglicht. Herr von Linne hat sieben Arten, wir bemerken davon

1) Das zähe Federgraß, Stipa tenacissima L. trägt fadenförmige Blätter, eine ährenför-

mige Blüthrispe, und am untern Theile haarichte Grannen. Es ist dieses Graß das wirkliche Spartum der Lateiner, und wird auch, wie Löfling meldet, in Spanien Sparto genannt. Die erste Nachricht davon hat Herr Clusius gegeben, und neuerlich Herr Löfling solches umständlich beschrieben; in dem Schauplatze der Künste und Handwerke ist im IX. Bande ein Kupfer befindlich, welches aber schlecht gerathen, und Clusii Abbildung demselben billig vorzuziehen. Es soll dieses Graß aus Syrien nach Spanien gekommen seyn, und sich daselbst sehr vermehret haben. Es wächst daselbst nunmehr auf sandigen Heiden und Hügeln, vornehmlich um Granada und Carthagena, das beste um Valenzia. Es ist sonderlich deswegen merkwürdig, weil die Geistlichen und andere Einwohner in den Gebirgen von Spanien ehedem Schuhe getragen haben, auch noch jetzo dergleichen sich bedienen sollen, welche Calcei Spartei genannt worden, an welchen die Sohle ganz und gar aus Schnuren oder Fäden bestehen, so von diesem Graße gesponnen werden. Man behandelt solches ohngefähr wie den Hanf, trocknet das Graß und spinnet solches; aus diesen Schnüren oder Fäden werden nicht allein die Sohlen zu den Spartillen, womit auch, da solche für die Einwohner warmer Länder, welche sandige und steinige Wege zu gehen haben, sehr bequem sind, ein Handel nach Indien und andern Ländern getrieben, sondern auch in Spanien Matten, Körbe, Seile und Taue verfertiget.

2) Das langgrannichte Federgraß, Straußfedergraß, Reyhergraß, Sandfeder, Marienflachs, Stipa pennata L. Es wächst dieses schöne Graß auf hohen Bergen, wo Steinklippen sind, hin und wieder in Deutschland, auch in den allerunfruchtbarsten Heiden, es schlägt tiefe Wurzeln und machet feste Rasenbüsche. Die Granuen sind weiß, wohl anderthalb Spannen lang, und durchaus haaricht, oder gleichsam gefiedert, welche dieses Graß leicht kenntlich machen. Bey einer abwechselnden schwachen, oder stärkern Bewegung der Luft geben diese Grannen im May und Juni ein schönes glänzendes silberhaftes Ansehn von sich. Der Saame wird durch Hülfe seiner Federn weit fortgetrieben, und ist des baldigen Einwurzelns halber merkwürdig.

3) Das Nadelfedergraß, Nadelhafer, Sandpfriemenhaber, Nadeltwalch, Stipa iuncea L. machet überaus ansehnliche Rasenstöcke, mit tief eingreifenden Wurzeln; die Pflanze hat ein feines Ansehn, zieret die Sandhügel, und hat außer dem langen

und glatten Saamen, mit der vorherstehenden Art gar nichts gemein; die Grannen sind ganz nackend. Im guten Grunde will es nicht wohl ausdauern. Es stünde zu versuchen, ob diese beyden Arten, welche bey uns häufig genug wachsen, nicht eben zu dergleichen Nutzen, wie die erste Art, angewendet werden könnten.

Federhyacinth.

S. Hyacinth.

Federknopf.

S. Ammey.

Federkraft.

S. Schnellkraft.

Federkraut.

S. Säusamkraut.

Federn.

S. Haare.

Federträger.

S. Pteronie.

Feigbohnen.

S. Lupinen.

Feigen.

Feigenbaum, Ficus. Die Früchte dieser Pflanze haben eine ganz besondere und wunderbare Beschaffenheit. Sie sind wirklich nicht dasjenige, für was man sie ausgiebt. Dieser birnenförmige, große, fleischichte, oberwärts durch einige Schuppen zugeschlossene Körper, welcher gleich anfangs zum Vorschein kömmt, und nach und nach wächst und saftiger wird, ist das allgemeine Blumen- und Saamenbehältniß, und man könnte es für den gemeinschaftlichen Kelch, oder besser für das allgemeine Blumenbette halten; indem an den Seiten der innerlichen Aushöhlung desselben allenthalben die Blümchen ansitzen, und davon gänzlich eingeschlossen sind. Die Blümchen selbst sind niemals Zwitter, sondern man sieht männliche und weibliche, jedoch mit dem Unterschied, daß ein solches gemeinschaftliches Behältniß entweder lauter männliche, oder lauter weibliche Blümchen, oder auch beyde Arten zugleich enthält. In dem letzten Falle nehmen die männlichen, deren eine geringe Anzahl ist, den obern, die vielen weiblichen aber den untern Theil dieses Behältnisses ein. Jedes Blümchen sitzt auf einem Stielchen. Bey den männlichen sind drey Staubfäden und ein unvollkommener Griffel, von drey aufgerichteten, lanzenförmigen Blättchen umgeben, welche man lieber für den besondern Kelch als Blumenblätter anzunehmen pfleget. Bey den weiblichen ist dieser Kelch in fünf zugespitzte, aufrechtstehende Einschnitte getheilet, und umgiebt einen eyförmigen Fruchtkeim, auf dessen Spitze seit-

wärts ein gekrümmter Griffel mit zween auswärts gebogenen Staubwegen von ungleicher Länge erscheint, und welcher in einen rundlichen, zusammengedrückten Saamen verwandelt wird. Obgleich diese verschiedenen Blumen verschiedentlich an den Bäumen vertheilet sind, soll man doch daraus keine Unterscheidungszeichen nehmen, noch viel weniger aber mit Pontedera verschiedene Geschlechte machen, und denjenigen Feigenbaum, welcher lauter weibliche Blümchen trägt Ficum, den mit männlichen begabten Caprificum, und welcher männliche und weibliche zugleich in einem Behältniß darstellet, Erinosycen nennen; indem aus einerley Saamen Stämme erwachsen, welche bald diese, bald jene Art Blumen vereiniget oder getrennet hervorbringen. Wo weibliche und männliche in einem Behältnisse vereiniget sind, kann die Befruchtung der erstern durch die letztern leichtlich geschehen; wenn sie aber in eigene Behältnisse abgesondert und eingeschlossen sind, kann dieses nicht füglich statt finden; indessen kann doch das äußerliche Behältniß der weiblichen wachsen und gleichsam reif werden, obgleich die darinnen befindlichen Saamen unreif oder unfruchtbar bleiben. Da aber die weiblichen und männlichen Blümchen gar öfters in besondern Behältnissen angetroffen werden, und der Blumenstaub von den männlichen aus seinem Behältnisse nicht herausgehen, und in dasjenige eingehen kann, welches die weiblichen einschließt, hat der weiße Schöpfer, damit solches dennoch geschehe, und die Fruchtkeime von dem Blumenstaube des männlichen geschwängert werden möchte, eine ganz besondere und wunderbare Verfügung getroffen. Ein gewisses Insect, welches zu den Galläpfelwürmern, Cynips, gehöret, und welches die Alten Psenes genennt haben, bringt die Früchte des zahmen Feigenbaums zu einer mehrern Größe, und trägt, wie einige glauben, den männlichen Feigenstaub von den wilden, zu den weiblichen Blumen des zahmen und befruchtet diese mit jenem. Dieses Verfahren wird die Caprification genannt, und auf den Inseln des Archipelagus jährlich von den Einwohnern mit vielem Fleiß veranstaltet; zumal hierdurch nicht allein die Frucht oder vielmehr die Saamen zu ihrer Vollkommenheit gelangen, sondern auch die Früchte ungemein vermehret werden. Ein Baum, der sonst kaum fünf und zwanzig Pfund reife und zum trocknen taugliche Feigen geben würde, giebt durch diese Beyhülfe mehr als zweyhundert und achtzig Pfund. Die Caprification war schon dem Aristoteles bekannt,

bekannt, und in neuern Zeiten haben Tournefort S. dessen Reisebeschreibung, Saint Laurent S. Allgemeines Magazin 9 Theil, du Hamel und andere davon geschrieben; so daß jetzo diese Sache in ein völliges Licht gesetzet worden. Man unterscheidet im Archipelago zwo Sorten von Feigenbäumen, die eine ist zahm und bringt Früchte, die andere aber wächst wild; die letztere wird Caprificus, und in dem Lande selbst Ornos genannt. Auf diesem wohnen die Insecten, welche den Früchten des zahmen Feigenbaumes ihre gehörige Reife geben. Der wilde trägt in einem Jahr dreymal Früchte, welche von den Einwohnern mit verschiedenen Namen beleget werden. Die ersten, fornites genannt, zeigen sich im August und fallen im folgenden Monathe, ohne reif zu werden, wieder ab; die zwote, cratitires, erscheinen zu Ende des Septembers, und bleiben auf dem Baume bis zum Maymonath, alsdenn kommt die dritte Art zum Vorschein, so orni heißen, und die vorigen an Größe übertrifft. Keine von diesen Früchten werden reif, es erzeugen sich aber in allen zarte kleine Maden, die von dem Stiche gewisser Mücken entstehen, die ihre Eyer in dieselben legen, und die nur allein um diese wilden Feigenbäume herumzufliegen pflegen; da zu der Zeit im May und Juni, wenn der zahme Feigenbaum zu blühen anfängt, auch die Orni auf den wilden erscheinen, oder vielmehr schon einige Zeit gestanden haben, und die Mücken aus den Ornis herauskriechen wollen, sammlen die Bauern selbige, und tragen sie auf die zahmen Feigenbäume; wodurch, als das vornehmste Geschäfte der Caprification, die Früchte des zahmen Feigenbaums vollkommener gemachet werden, wird solches unterlassen, bleiben solche größtentheils geringe und schlecht. Die Mücken von den Ornis kriechen am obern Theile in die zahmen Feigen, welche zu der Zeit etwa die Größe einer Nuß haben. Wenn zu verschiedenen Zeiten dergleichen Feigen geöffnet werden, kann man die Mücken darinnen herumkriechen sehen, und nachher wahrnehmen, daß selbige die Saamenkörner anfressen, und sich darinn verbergen; wenn diese, bald zur Reife gelangten, Feigen geöffnet werden, kriechen die Mücken aus den Körnern hervor, und nachdem sie ihre Flügel abgetrocknet haben, fliegen sie davon. Herr Godehen, welcher auf der Insel Maltha Beobachtungen angestellet, S. du Hamels Abhandlungen von Bäumen, hat bemerket: 1) daß es zahme Feigenbäume gebe, welche, wie auch bey uns geschieht, in einem Jahre zweymal Früchte

 tragen,

tragen, bey welchen auch die erstern, ohne Beyhülfe der Caprification, zur Reife gelangen, die andern aber selbiger nicht entbehren könnten; 2) daß es Bäume gebe, die er wilde nennet, die nur zu einer gewissen Jahreszeit Früchte tragen, und die Caprification nothwendig erfoderten, und 3) daß die Caprification die Bäume schwäche, und selbige im folgenden Jahre weniger Früchte trügen. Ob die Orni lauter männliche Blumen tragen, und die daraus kriechenden Mücken den männlichen Blumenstaub mit sich nehmen, hingegen die zahmen Bäume lauter weibliche Blumen tragen, und diese durch den männlichen Blumenstaub, welchen die Mücken zu und in selbigen bringen, befruchtet werden, ist wohl noch nicht gänzlich erwiesen. Vielleicht ist die Muthmaßung, welche schon Tournefort, und neuerlich dü Hamel geäußert, nicht ungegründet, da sie die caprificirten Feigen, mit andern von Würmern gestochenen Früchten, vergleichen. Birnen, so von Insecten gestochen werden, und wo die Würmer, so aus den Eyern hervorkriechen, in der Frucht wohnen und sich davon nähren, werden viel geschwinder groß, als andere, und fallen ab. Es fraget dü Hamel: kömmt etwa die Vermehrung der Größe daher, weil nunmehr die Nahrungssäfte häufiger in das Fleisch der Frucht bringen, wenn der Wurm den Kern oder die Theile, die zu solchen gehen, zerstöret hat? Wenn anders wahr ist, daß man, statt des Insectes von dem wilden Feigenbaume, auch das nämliche Insect von dem Scolymo Caesalpini samlen, auf die zahme Feigen bringen, und dadurch diese vollkommen machen könne, so scheint die letztere Meynung mehrere Wahrscheinlichkeit zu erhalten, indem kaum zu glauben, daß etwa durch den Blumenstaub des scolymi, welcher diesen Fliegen ankleben könnte, die Befruchtung der weiblichen Feigenbäume bewerkstelliget werden dürfte. Die caprificirten Feigen schmecken zwar gut, wenn sie frisch sind; die Sonnenhitze allein aber kann solche nicht gehörig austrocknen, um sie einige Zeit gut zu erhalten; daher, vielleicht aber auch deswegen, damit die Eyer der Mücken zum Ausbrüten untüchtig gemachet, und die Früchte nicht weiter dadurch angefressen werden, pfleget man sie in den Backofen zu bringen, dadurch aber erhalten solche einen unangenehmen Geschmack. Ueberhaupt sind dergleichen Feigen niemals so gut, als diejenigen, so in der Provence, Italien und Spanien, ja in unsern Gärten ohne Caprification erzeuget worden; wie denn diese, wenn anders dadurch die Befruchtung der weiblichen Blümchen geschehe,

schehe, bey uns gar nicht nöthig ist, da der gemeinschaftliche Kelch zugleich männliche und weibliche Blümchen umschließt.

Von den verschiedenen Arten des Feigenbaumes, welche Hr. v. Linne' und Miller anführen, bemerken wir nur fünfe, als:

1) den gemeinen Feigenbaum, Carica offic. Ficus Carica Linn. wächst in Asien, auch in verschiedenen Theilen des mittägigen Europens. Die zähe, gelbe, fäserichte, ästichte Wurzel treibt einen schwachen Stamm drey bis vier Ellen hoch, dessen Rinde nicht glatt, sondern, wenn er alt ist, rauh anzufühlen, das Holz aber weich, weißlicht und markicht ist. Die Aeste sind ausgebreitet, grün, mit vielen weißlichten Puncten beflecket, und über dem Orte, wo die Blätter ansitzen, mit einer ringförmigen Linie bezeichnet. Die Blätter sitzen auf rundlichen, rauhen Stielen, fallen bey uns im Herbste ab, bleiben aber unter dem warmen Himmelsstriche auch im Winter stehen, sie sind auf beyden Flächen grün, rauh anzufühlen, und am Rande stumpf eingekerbet, die untern herzförmig und ungetheilet, die mittlern aber in drey, und die obern gemeiniglich in fünf Lappen, nach Art der handförmigen, zerschnitten. Den Blattstiel umgeben zween spitzige Blattansätze, welche aber zeitig abfallen. In dem Blätterwinkel sitzen auf kurzen Stielen die birnenförmigen so genannten Feigen, oder gemeinschaftliche Blumen- und Fruchtkelche, welche bey uns sowohl im Frühjahre als Herbste hervor brechen. Sie sind anfangs klein und grün, werden nach und nach größer, weicher, und entweder weiß, oder röthlich, oder violet gefärbet. Der Baum enthält in allen seinen Theilen, auch in den unreifen Früchten einen milchichten Saft. Man schätzet selbigen sonderlich wegen der Früchte, welche man sowohl frisch, als getrocknet zu gebrauchen pfleget. Die Trocknung geschieht also: wenn sie bald reif sind, werden sie mit den Aesten abgeschnitten und aufgehängt, wenn sie solchergestalt an der Sonne gehörig getrocknet, werden sie entweder in Körbe von Binsen und Palmblättern mit untergelegten Roßmarie oder Lorbeerblätter, oder in Küsten und Fässern versendet; daher man selbige auch in Kork- Roßmarin- Laub- und Faßfeigen einzutheilen pfleget. Korbfeigen werden aus Italien, Spanien und Frankreich zu uns gebracht, davon die letztern die besten sind, und am längsten dauern, von welchen aber diejenigen wieder den Vorzug behalten, welche über Marseille kommen. Die Faßfeigen kommen aus Spanien, auch häufig aus Cypern, daher man sie auch trockne Cyprische Feigen zu nennen pfleget. Es werden

 auch

auch die getrockneten in weiße und violet blaue eingetheilet. Außer diesen Sorten unterscheidet man noch viele andere Sorten, als:

1) Die weiße runde ist die beste von allen, sie setzet häufig an, hat süßes Fleisch, und den angenehmsten Geschmack.

2) Die weiße lange ist der vorigen fast gleich zu schätzen, nur setzet sie weniger im Frühjahre, desto häufiger aber im Herbste an. Die Gestalt der Frucht ist länglicht.

3) Die lange Violette ist schlechter als jene, sie trägt selten im Frühjahre und im Herbste werden die Früchte nicht leicht reif. Sie ist sonst nicht so zärtlich als die weiße, und hier zu Lande die gewöhnlichste.

4) Die braune oder castanienfärbige Ischiafeige ist sehr groß, kurz und rund, äußerlich castanienbraun, inwendig purpurroth, hat große Körner und ein süßes, wohlschmeckendes Mark.

5) Die schwarze Genuesische Feige ist lang, oben sehr dicke, unten sehr zart, dunkelpurpurroth oder beynahe schwarz, mit einem purpurrothen Mehle bestäubet, inwendig hellroth und das Fleisch hochgelb, ist von einem herben Geschmacke und reifet zeitig.

6) Die Maltheserfeige ist klein, blaßbraun, oben sehr zusammengepresset, und, besonders wenn sie lange auf dem Baume stehen bleibt, bis ihre Haut runzlicht wird, von einem süßen, wohlschmeckenden Fleische.

Viele andere dergleichen angenommene Sorten übergehen wir.

In den Ländern, wo die Feigen häufig wachsen, wird von den abgefallenen ein guter Essig bereitet; auch wird, sonderlich in Indien, aus den besten Früchten mit Mandeln und Gewürze der so genannte Feigenkäse verfertiget und als ein herrliches Confect zu Stärkung des Magens angepriesen. Der frischen und getrockneten Feigen bedienen sich die Einwohner auf den Inseln des Archipelagus als ein Nahrungsmittel. Die frischen verderben zwar leicht den Magen, machen Blähungen und geben zu Durchfällen Gelegenheit. Vielleicht aber geschieht dieses nur bey uns, die wir dergleichen Speisen nicht gewohnt sind. Galen versichert, daß er sich alles Obstes enthalten, reife Feigen und Rosinen aber ohne Nachtheil gegessen habe. Wir bedienen uns öfterer der getrockneten als frischen. Sie sind bey den Beschwerungen der Brust und der Lunge, dem kurzen Athen und dem Husten zuträglich; sie eröffnen, vermittelst ihres Honigsaftes, den Leib, führen die dicken zähen Feuchtigkeiten aus der Brust ab, befreyen die Nieren vom Grieß, und lindern die Schmerzen der Blase. Milch oder Wasser mit Feigen abgekochet, zeitiget

die Geschwülste und Geschwüre in dem Munde und Halse, wenn man sich oft damit gurgelt; die trockenen Feigen entweder gebraten oder in Milch gekochet, und äußerlich auf harte Geschwülste geleget, zeitigen und öffnen die Eytergeschwüre. Außer den Früchten hat der Feigenbaum in seinen übrigen Theilen wenig Nutzen. Der milchichte Saft ist zwar seifenartig, aber scharf. Wenn man damit auf Papier schreibt, sind zwar die Buchstaben unsichtbar, werden aber sichtbar und schwarz, wenn man das Papier über das Feuer hält. Bestreicht man damit die Haut, und wäscht den Saft wieder ab, wird solche von aller Unsauberkeit gereiniget. Diese Milch auf Baumwolle getröpfelt, reiniget die faulen Zähne, lindert die Schmerzen derselben, heilet auch die Geschwüre.

Die Wartung dieses Feigenbaumes erfordert nicht viel besonderes. Man pfleget solche auf Rabatten und an Geländer zu pflanzen, im Herbste die Wurzel etwas locker zu machen, den Stamm nieder zu biegen, umher mit Erde und langen Miste zu bedecken; auf solche Weise werden sie nicht leicht erfrieren. Doch ist am sichersten, solche entweder gegen den Herbst in Kästen zu setzen, oder beständig in solchen zu erhalten, öfters zu versetzen, und den Winter über im Keller oder einer Kammer zu verwahren. Es ist besser diesen Baum als einen Zwergbuschbaum zu ziehen, als an Geländern anzulegen; man erhält mehrere und bessere Früchte. Man muß alle Schößlinge an der Wurzel fleißig abnehmen, und diese im Sommer fleißig und stark begießen; wird das letztere versäumet, so treiben nur magere Zweige, und setzen keine Früchte an, oder sie bleiben klein und trocken. Der Baum treibt zweyerley Aeste; einige haben kleine, platte, weit von einander abstehende Knospen, und diese tragen nicht und müssen abgeschnitten werden; andere sind selbst größer, und tragen größere Knospen, welche man sorgfältig schonet. Er verträgt das Beschneiden nicht gut, indem er wenig sperhafte Aeste machet, und viel Mark hat, sich auch leicht nach dem Beschneiden verblutet; im Herbste tröpfelt am wenigsten Saft heraus; alsdenn kann man das schlechte Holz wegschneiden, und an den guten Reisern nur die obersten Knospen wegbrechen, indem aus dem jungen Holze die Früchte kommen, und wenn die Spitzen abgebrochen werden, mehrere Nebenzweige treiben; das nach Johannis getriebene Holz setzet kleine Früchte an, welche zu Anfange des künftigen Sommers reif werden. Die im Frühjahre getriebenen Reiser treiben Früchte, welche noch in dem nämlichen Herbste zur Reife kommen.

men. Wenn diese Früchte zu spät hervortreiben und im Herbste erst halbwachsend sind, soll man sie abbrechen, weil sie doch im Winter oder folgenden Frühjahre von selbst abfallen, unterdessen aber dem Baume viele Nahrung entziehen. Die Reife der Feigen zu beschleunigen, giebt dü Hamel den Rath, die Frucht oben an dem geschlossenen Kelche mit einem Tröpfchen Baumöl zu beschmieren. Sand oder Laugenasche an die Wurzel geleget, soll auch, wie Hr. Dyck versichert, die Zeitigung der Frucht befördern. Die Vermehrung geschieht leicht durch die, von der Wurzel auslaufende, Nebenschößlinge, da aber diese gern wieder dergleichen austreiben, und dadurch dem Stamme viel Kraft entzogen wird, erwählet man lieber die Absenker. Man kann stärkere Zweige in die Erde biegen, oder um solche einen Spalttopf hängen; der eingelegte Zweig, wenn er gehörig eingeschnitten, wird im folgenden Frühjahre Wurzel haben.

2) Der Pharaonische Feigenbaum, Aegyptische Feige, Adamsfeige, Sycomorus, Ficus Pharaonis, Ficus Sycomorus Linn. wächst in Egypten, der Stamm wird hoch und alt, theilet sich in viele Aeste, an welchen herzförmige, rundliche, völlig ganze, große Blätter sitzen. Die Früchte stehen an dem Stamme und den größern Aesten. Die Milch, welche aus dem geritzten Baume fließt, wird innerlich und äußerlich wider den Schlangenbiß gerühmet. Das Holz widersteht der Fäulniß viele Jahrhunderte, deswegen die alten Egyptier zu ihren Mumien Behältnisse daraus verfertigten. Die Früchte sind kleiner, als bey den übrigen Arten, aber von gutem Geschmacke. Auch bey dieser soll die Caprification statt finden. In unsern Gärten wird man selten dergleichen antreffen.

3) Der heilige Feigenbaum, religiöse Feige, Indianischer Gottesbaum, die Gärtner pflegen solchen auch den Teufelsbaum zu nennen, Ficus religiosa Linn. Ostindien ist sein Vaterland. Der hohe, holzichte Stamm treibt viele zarte Aeste. Die immergrünenden, langgestielten, hellgrünen, herzförmigen, länglichten, völlig ganzen und mit einer langen Spitze geendigten Blätter machen diese Art leichtlich kenntbar. Die Früchte sind klein und rund. Die Indianer träumen von diesem Baume, daß ihr Götze, Visten genannt, unter selbigem gebohren sey, und denselben seiner Blume beraubet habe, daher sie um selben eine Mauer bauen und ihn anbeten. Dieser ist zuweilen in Gärten anzutreffen. Man kann ihn aus Zweigen vermehren. Verträgt nicht füglich die freye Luft, und muß im Winter an einem

warmen Orte aufbehalten werden.

4) Der Benghalische Feigenbaum, Ficus benghalensis Linn. Dieser immergrünende Baum wächst auch in Ostindien, wird zehn bis zwölf Fuß hoch, treibt am untern Theile des Stängels viele Wurzeln aus der Erde; die Blätter sind steif, hart, eyförmig, stumpf, völlig ganz; die Frucht ist rund und klein. Wird durch Ableger und Zweige vermehret, und in den Glashäusern erhalten. Im Sommer kann man selbigen eine kurze Zeit und bey recht warmen Wetter an die freye Luft setzen. Er will fleißig in gute frische Erde versetzet seyn.

5) Indianischer Feigenbaum, Ficus Indica Linn. ist in beyden Indien zu Hause. Der Stamm wird bis dreyßig Schuh hoch; die Aeste breiten sich weit aus, biegen sich gegen die Erde, treiben überall Wurzeln und werden zu neuen Stämmen, so daß ein einziger Baum gleichsam einen kleinen Wald vorstellet. Die gestielten Blätter sind oberwärts glatt und dunkel, unterwärts hellgrün und adericht, lanzenförmig, völlig ganz. Die kleinen Früchte sitzen bey einander. Einige wollen glauben, daß unsere ersten Eltern nach dem Falle sich unter diesem Baume verborgen. Es ist auch wahrscheinlich derjenige, welchen Tavernier unter dem Namen Banjanbaum erwähnet, und unter welchem die Banjanen zu kochen, und ihre Andacht darunter zu halten pflegen. Die Persianer nennen solchen Lul.

Auch einige Schnecken haben von den Feigen ihre Benennung erhalten: die eigentliche Feigenschnecke, welche Herr Müller ohne Zunamen die Feige, die Holländer aber die Spanische Feige, auch die Birnschnecke, andere die Retorte, Seeflasche und Laute nennen, hat Herr von Linné ehedem unter den Stachelschnecken, zuletzt aber unter den Blasen angeführet, und ist Murex oder Bulla ficus L. Die Schale ist eyförmig rund, schief, keulförmig geendiget, dünne, netzförmig gestreifet, und etwa zween Zoll lang, die Mündung läuft unten in eine länglicht gedrehte Rinne aus. Es giebt aschgraue, gelbe und schöne gesprenkelte, einige sind glatt, bandiret, und marmoriret. Man erhält dergleichen aus Amboina. Alle von Herrn Lessern angeführte Arten scheinen nur Spielarten zu seyn. Man findet aber noch zwo andere, von dieser ganz verschiedene, Schnecken, welche auch den Namen Feige führen; beyde sind wahre Spindel- oder Stachelschnecken. Eine heißt

Die gezackte Feige, sonst das Aruanische Kinkhorn, oder Trompete genannt. Murex aruanus L. Die Gestalt ist von der vorigen

Feige gänzlich unterschieden. Man erhält solche aus Aru in Ostindien. Die Schale ist sehr dicke, schwer und groß. Rumph setzet die Länge über einen halben Schuh, und die Höhe auf eine Spanne; Herr Müller giebt die Länge anderthalb Schuh an. Sie ist trichterförmig, langgeschwänzt, in der Mitte sehr bäuchig, am Wirbel kräuselartig, zugespitzt, mit kielförmigen Gewinden, welche nach oben zu den kielförmigen Schnirkel mit Knöthchen oder Zacken besetzet haben. Die Farbe ist verschieden weiß, gelblichtbraun, oder pomeranzenfärbig, auch wohl gestreifet. Der Deckel ist dünne, länglicht, schwarzbraun, und wird von den Maleyer hochgeschätzet und zu Salben und Räucherpulver gebrauchet. Die andere heißt

Die Linkische Feige, Murex peruersus L. Die Schale ist trichterförmig, mit einer weitklaffenden Mündung geschwänzt, am Wirbel ganz platt, doch einigermaaßen gekrönet, und links gewunden. Herr D' Argenville nennt selbige l' Vnique, die einzige. Sollte derselbe keine andere linksgewundene Schnecke gesehen haben? Man erhält diese Art aus Amerika.

Feigen, afrikanische und hottentottische.

S. Ficoiden.

Feigen, indianische.

S. Feigendistel.

Feigenbaum, falscher.

S. Azedarach.

Feigendistel.

Indianische Feigen, Stachelfeigen, Wurzelbaum, Ficus indica, Opuntia Tourn. Daß dieses Geschlecht der Blume und Frucht nach mit der Fackeldistel übereinkomme, haben wir bereits angemerket, durch das äußerliche Ansehn lassen sich jedoch beyde leichtlich unterscheiden. Die Feigendistel besteht nur allein aus dicken, saftigen, mehr oder weniger breiten Blättern; das erste und älteste davon machet so zu reden den Stamm, treibt unterwärts fäßrichte Wurzeln, und aus dem Rande, niemals aus der Oberfläche, neue Blätter, aus deren Rande nach und nach mehrere hervorkommen. Diese Blätter sind an beyden Enden viel schmäler als an dem übrigen Umfange, und wo das eine aufhöret und das andere anfängt, zeiget sich eine vertiefte Cirkellinie, solchergestalt, daß man sagen kann, die Blätter werden unter einander durch Gelenke verbunden. Die Blätter sind gemeiniglich der Länge nach gestellet, und man kann an solchen nicht sowohl die obere und untere, als vielmehr die vordere und hintere Seite unterscheiden.

den. Die Frucht hat einige Aehnlichkeit mit den Feigen, ist aber mit vielen kleinen Stacheln besetzet. Die Gestalt dieser Blätter, welche jedoch auch veränderlich ist, und die darauf befindlichen Stacheln bestimmen die Arten; die vier erstern sind zwar unterschieden, lassen sich aber schwerlich durch deutliche Kennzeichen bestimmen, desto leichter kann man die zwo letztern erkennen.

1) Die gemeine Feigendistel, Opuntia herbariorum, Cactus Opuntia L. hat, wie die folgenden, Amerika zu ihrem Vaterlande, wächst aber auch in Spanien und Portugall, besteht in Vergleichung mit den folgenden aus kleinern Blättern, welche fast rundlich oder eyförmig, und allenthalben mit borstigen Stacheln besetzet sind. Die Verbindung der Blätter ist ganz locker; daher selbige nicht von selbst aufrechtstehen, sondern sich mehr über der Erde ausbreiten, oder durch eine Stütze aufgerichtet werden müssen.

2) Die Indianische Feigendistel, Cactus Ficus indica L. besteht aus größern, eyförmig länglichen und mit borstenartigen Stacheln besetzten Blättern.

3) Die Tuna Feigendistel, Cactus Tuna L. besteht auch aus größern, eyförmig länglichen Blättern, welche aber mit pfriemenartigen Stacheln besetzet sind.

4) Die Cochenilltragende Feigendistel, Cactus cochinillifer L. besteht auch aus eyförmig länglichten Blättern, welche entweder mit gar keinen, oder nur wenigen und weichen Stacheln besetzet sind. Denn man kann die kleinen Erhebungen der Blätter nicht für ganz nackend halten, indem ein weiches wollichtes Wesen, oder zarte Haare daselbst sitzen, welche leicht abgehen, und auf der Haut ein Jucken erregen.

5) Die Curassavische Feigendistel, Opuntia curassavica minima, Cactus curassavicus L. wächst in Curacao. Die Blätter sind überhaupt viel kleiner als bey den vorigen Arten, auch viel länger als breiter, fast walzenförmig, jedoch auf beyden Seiten etwas platt gedrücket, und am mittlern Theile dicker als an den Enden, überall mit kleinen, aber festen, spitzigen Stacheln dicht besetzet.

6) Die ausgeschweifte Feigendistel, Cereus Scolopendrii fol. Cactus phyllanthus L. hat gar keine Stacheln, jedoch mehr ähnliches mit diesem Geschlechte, als der Fackeldistel, zumal auch bey dieser alle Arten mit Stacheln besetzet sind. Sie wächst in Brasilien und Surinam; besteht aus weniger saftigen, plattgedrückten, schwerdförmigen und sägeartig ausgeschweiften Blättern, und treibt ihre Blumen zwischen den Ein-

Einschnitten dieser Blätter hervor.

Die Frucht dieser Feigendisteln ist innerlich blutroth, voll süßen, jedoch eben nicht angenehmen Fleisches, und gehöret eigentlich nicht unter das eßbare Obst. Es ist auch wegen der kleinen, kaum merklichen Stacheln etwas gefährlich diese Frucht zu kosten; denn wenn man selbige nicht sorgfältig abwischet, so setzen sich selbige eben so leicht, wie die kleinen Stächelchen, welche neben den größern auf den Blättern stehen, an die Zunge und Finger, und dringen dergestalt durch die Haut, daß solche mit vieler Mühe kaum wieder herauszubringen. Wenn man diese Früchte ißt, wird dadurch der Urin roth gefärbet und gleichsam blutig. Von der Cochenill, welche allein von der vierten Art gesammlet wird, ist an seinem Orte gehandelt worden.

Alle diese Arten werden ohngefähr wie die Fackeldisteln gewartet. Die erste ist die dauerhafteste, kann auch ziemliche Kälte, aber keine Nässe vertragen; die Curassavische hingegen die zärteste, daher selbige auch im Sommer in dem Glashauße bleiben soll. Die Vermehrung geschieht durch die Blätter selbst, welche man an den Gelenken abschneidet, und einige Tage an einem trocknen Orte liegen läßt, damit der verwundete Theil heile und in der Erde nicht faule.

Vielleicht ist die Frucht, welche in Chomels Uebersetzung 7 Band 56. S. unter dem Namen Nuchtli beschrieben worden, keine andere, als diese Feigendistel.

Feigenmooß.

Herr von Linne' hat diese Seepflanze Corallina opuntia genennet, indem die Blätterchen derselben, und ihre Verbindung untereinander einige Aehnlichkeit mit der Feigendistel haben. Es ist dieses Corallenmooß aus flachen, nierenförmigen, oder vielmehr runden fecherförmigen, durch viele Fasern mit einander verbundenen Gliedern, von der Größe einer Linse, zusammengesetzet, und diese Glieder gehen von unten an bis oben hinaus, und verbreiten sich in viele Aeste, wodurch die Pflanze eine ganz ansehnliche Größe, aber gleichsam verwirrte Gestalt erhält; denn wollte man solche auf Papier auflegen, so finden die Aeste keinen Platz, sondern legen sich übereinander, und lassen sich nicht neben einander ausbreiten. Die Aeste halten jedoch allemal die dreyfache Stellung, und die erste Reihe solcher Glieder geht in drey Reihen aus, und jede davon wieder in drey andere und so ferner. Die Pflanze ist kalchartig weiß, auch wohl grün angelaufen.

Feigwarzenkraut.

S. Braunwurz, Frauenflachs und Schöllkraut, kleines.

Feile.

Feile, oder Terpuk, ist ein Kamtschatkaischer Fisch, wird von seinen ungleichen Schuppen, welche sich oben in kleine sehr scharfe Zähne endigen, also genennet. Nach Stellers Beschreibung gleichet er unsern Parschen. Sein Rücken ist schwärzlich, und seine Seiten fallen ins Rothe, mit untermischten, runden, ovalen und viereckichten Silberflecken. S. A. R. B. XX. S. 279.

Feile.

S. Venusherz.

Feitamadoublet.

S. Carthagodoublet.

Fekra.

Fekra nennen die Russen zu Astracan und Tambul den Caviare, den sie aus dem Stöhr oder Belluga machen, die in Sibirien zu einer ungeheuren Größe anwachsen, und zu hundert und funfzig bis zweyhundert Pfund Roggen geben, s. unsern Artikel II. 79. Caviar.

Felber.

S. Weide.

Felbinger.

S. Weide.

Felch, Felchen.

S. unsern Artikel Baal, I. 465.

Feldbacillen.

S. Sichelkraut.

Feldcypresse.

S. Schlagkraut.

Feldhopfen.

S. Johanniskraut.

Feldhuhn.

Unter diesem Namen kömmt das gemeine Rebhuhn, perdix cinerea, zu stehen, davon unter diesem Artikel ein mehreres angebracht werden soll.

Feldkätzlein.

S. Ruhrkraut.

Feldkausch.

S. Baldrian.

Feldkerze.

S. Königskerze.

Feldkropp.

S. Baldrian.

Feldkümmel.

S. Quendel.

Feldlattich.

S. Baldrian.

Feldlauch.

S. Knoblauch.

Feldmarder.

S. Marder.

Feldmaus.

Mus terrestris Linn. Diese Maus, welche auch von einigen die kleine Feldratte und von dem Grafen Büffon Campagnol genannt wird, unterscheidet sich von der gemeinen Hausmaus, welcher sie sonst an Größe gleich kömmt, durch einen dickern, haarichtern Kopf, kürzere Ohren und einen kleinen, selten über einen Zoll langen, und mit einigen Haaren besetzten Schwanz. Der Rücken ist bräunlicht, der Unterleib etwas blässer. Man findet aber auch Mäuse dieser Art, welche eine aschgraue und gelblichte Farbe haben. Die Nahrung dieser Thiere, welche sich nicht nur auf den Feldern, sondern auch in den Wäldern und Gärten aufhalten, besteht in Getraide, Eicheln und Haselnüssen, womit sie die Löcher, welche sie sich in die Erde graben, anzufüllen pflegen; daher sie den Feldern sehr schädlich sind, wenn sie in großer Menge zum Vorschein kommen. Fehlt es ihnen an Nahrung, so fressen sie einander selbst auf.

Feldmaus, die große, S. Hamster.

Feldnarden.

S. Bacchuspflanze.

Feldpfau.

So nennen einige den gemeinen Kybitz, Gauia, pauo syluestris, wegen des Schopfes den er auf dem Kopfe hat.

Feldquendel.

S. Quendel.

Feldspat.

Spatum scintillans, ist ein Felsstein, so eine weiße, graue oder röthlichte Farbe hat, mit Stahl Feuer schlägt, mit Scheidewasser nicht brauset und meistentheils in glatte geradseitige Würfel bricht.

Feldsperling.

Der Name des gemeinen Sperlings, worunter die ganze Zunft der Sperlinge zu stehen kömmt. Einige belegen auch den Rothsperling mit dieser Benennung. Das Nöthige hievon kömmt unten unter dem Artikel Sperling vor.

Feldsteine.

Saxa frustulacea, Frusta lapidum compositorum, sind die auf den Feldern liegenden losen Steine, welches Stücken von Felssteinen sind, so durch allerley Zufälle losgerissen und überall herumgestreuet sind. Sie haben gemeiniglich eine röthlichtgraue, schwärzlichtgraue und graue Farbe, sind von unbestimmter Figur und Größe, und fast überall auf der Oberfläche glatt. Diese glatte Beschaf-

Beschaffenheit scheinen sie durch das Herumwälzen, welches durch die Wasserfluthen und andere Zufälle verursachet wird, zu erhalten. Die eigentlichen Pflastersteine bestehen gemeiniglich aus Feldspat, Quarz und Glimmer, und haben eine ziemliche Härte. Die nicht gar zu großen werden vorzüglich zum Pflastern der Wege und Straßen gebrauchet; sonst aber können sie auch zu Mauren, und die großen vorzüglich zu Gründen der Häuser angewendet werden. Andere Arten von Feldsteinen, so nicht so zusammengesetzet sind, und gemeiniglich kleiner, als die gemeinen Pflastersteine zum Vorschein kommen, sind ebenfalls loßgerissene Stücken von andern Steinen, welche durch Wasser und andere Zufälle herumgeführet werden.

Fellriß.

S. Siegmarskraut.

Fels.

Saxum, Petra, nennt man diejenigen Gebirge, welche aus bloßen Gestein bestehen, so von verschiedener Art zu seyn pfleget. S. Felsstein.

Felsagath.

Unreifer Agath, Petrosilex semipellucidus, ist nach des Wallerius Mineral. S. 127. eine Art von Felskies, welche, wenigstens in dünnern Stücken, einigermaßen halbdurchscheinend ist; sieht etwas schuppicht, beynahe wie eine Kalchart aus; bricht in ungewisse Figuren, und spaltet sich ungleich; läßt sich zu einem angenehmen Glanze poliren. Man findet weißlichten, röthlichten, bräunlichten, aderichten und buntgefärbten Felsagath. S. Felskies.

Felsendoublet.

Felsendoublet gehöret unter die Gienmuschel und ist Chama gryphoides Linn. Die Schale ist sehr dicke, rund, stachlicht, die eine platt, die andere mehr bäuchicht, und diese läuft am Schlosse in einen krummen Angel aus. Der untere schließt mit einem dicken Zahne in das Grübchen der obern. Man findet solches gemeiniglich auf andern Conchylien und den Felsen an der afrikanischen Küste und am Senegallischen Ufer angewachsen. Es giebt dergleichen, die statt der Stacheln nur Runzeln haben, und der Farbe nach sind sie sehr verschieden. roth, gelb, pomeranzenfärbig und violet. Das Thier sieht einer gespannten, gelbgesprenkelten Haut ähnlich.

Felsenkräutchen.

S. Orseille.

Felsenkriecher.

Felsenkriecher aus dem Lippfischgeschlechte des Müllers, Labrus

Rupestris,

Rupestris, Linn. gen. 166. sp. 27. wird also genannt, weil er sich an den felsichten Stranden in Norwegen aufhält. Besonders hat er an dem obern Rande des Schwanzes einen braunen Fleck.

Felsennessel.

S. Seenessel.

Felsenrosen.

S. Cistenrößlein.

Felsenschwalbe.

Felsenschwalbe aus China, Hirundo Sinensis, nido eduli, ist eine kleine zweyfarbicht bunte Schwalbe, die ihr Nest aus einer festen klebrichten Materie, gleich der Hausenblase, an die Felsen um Coromandel bauet, in der Größe eines der Länge nach gespaltenen Hühnereyes. Diese Nester werden nach Europa gebracht, und in allerhand Fischbrühen als eine gute Nahrung verspeiset. Sie sollen diese Nester aus dem Seeschaume, den sie mit einer zähen Feuchtigkeit zu vermengen, und wie einen Leim zu machen wissen, zubereiten und geschickt an den Stein ankleben. Klein hält dieses Vögelchen, das so klein ist, um in der Hand verborgen zu werden, für das vom Rumpf beschriebene Vögelchen, Sarougburong, welches allerdings zu den Schwalbenarten gehöret.

Felsenstrauch.

S. Beerheid und Mayblumenbusch.

Felskies.

Bergkiesel, Petrosilex. Mit diesem Namen bezeichnet Wallerius Mineral. S. 124. eine ganze Geschlechtsart. Die Eigenschaften und Kennzeichen von dieser Art werden von ihm folgendermaßen angegeben: 1) dem äußerlichen Ansehen nach sind diese Steine eben so, wie man sie inwendig findet; 2) die kleinern Theile dieser Steinarten sind mehrentheils sichtlich, und sehen die Steine entweder schuppicht oder körnicht, niemals aber glatt aus; 3) im Bruche sind diese selten oder niemals gleich und glänzend, spalten sich auch nicht in erhabene und vertiefte, sondern viel leichter in ungewiß bestimmte Stücke; 4) sie sind auch so hart nicht, wie der Kiesel und dessen Arten: sie schlagen auch nicht gerne am Stahle Feuer; doch sind diese Felskiesarten in Ansehung der Härte von großer Verschiedenheit. Sie nehmen auch eine Politur, aber keinen starken Glanz an; 5) sie werden im Feuer zu Glase, erfordern wohl ein stark Feuer, zerspringen aber nicht gerne; 6) man findet sie entweder in festen Klüften oder Gängen, oder sie machen auch wohl Felsenbrüche. Einzeln findet man sie nicht auf dem Felde; es möchte

denn durch einen Zufall geschehen; 7) in der Luft verwittern sie nicht, sondern behalten allezeit auch unter dem bloßen Himmel ihre Farbe; 8) ihre eigenthümliche Schwere ist sehr veränderlich.

Wallerius giebt von selbigen zwo Hauptarten an: A) grobe Felskiese, welche insonderheit Felskiese, Petrosilex, silex gregarius, heißen. Diese Art ist von einer groben und dicken Farbe und besteht aus groben Theilen, läßt sich auch nicht zu einigen vollkommenen Glanze poliren. Als Unterarten werden angegeben: 1) Felskies, Horngestein, Petrosilex opacus; 2) Felsagath, unreifer Agath, Petrosilex semipellucidus; 3) Sandartiger Porphyr, Petrosilex arenaceus.

B) Hochgefärbte Felskiese, welche eigentlich Jaspis, Iaspis, Petrosilex iaspideus, genannt werden. Diese Art ist von hoher und lieblicher Farbe, obgleich ganz undurchsichtig, und läßt sich zu einem vollkommenen schönen Glanze poliren. Als Unterarten werden angeführet: 1) Einfärbichter Jaspis, Iaspis vnicolor; 2) Grüner Jaspis, Iaspis viridis; 3) Lasurstein, Lapis Lazuli; 4) Sprenklichter Jaspis, Iaspis variegata; 5) Jasponyx, Iasponyx; 6) Porphyr, Porphyr.

Die Felskiese sind nach unserer Meynung als zusammengesetzte Steine zu betrachten, welche durch eine bindende Materie mit einander genau vereiniget sind. Diese Materie scheint bald eine Thonerde, bald eine Eisenerde, bald ein Sand, und zum Theil auch eine nicht genug bekannte Erde zu seyn. Die meisten derselben können zu Zierrathen verarbeitet werden, wiewohl die Bearbeitung schwer und kostbar ist.

Felssteine.

Saxa, Petrae, werden diejenigen Steine genannt, welche aus allerley Arten von Erden und Steinen zusammengesetzet sind, und aus welchen gemeiniglich die Gebirge und Felsen bestehen. Man nennt sie auch Wacken; bey den Maurern heißen sie Bruchsteine, und von den Bergleuten werden sie Knauer genannt. Lehmann Mineral. S. 96. saget nicht ohne Grund, daß es unmöglich sey, die Felssteine in gewisse Klassen einzutheilen, weil sie wegen der überaus mannichfaltigen Zusammensetzung sich so häufen würden, daß man fast zu jedem dieser Art Steine eine besondere Klasse machen müßte. Diese Steine bestehen meistentheils aus Spat, Quarz, Glimmer, metallischen Theilen, Thonerden, Mergel, u. s. f. wovon einige aus zwo oder drey Arten von selbigen, andere aus mehrern zusammengesetzet sind. Nachdem die Art der Zusammensetzung ist, nachdem ist auch die Festigkeit derselben beschaffen;

schaffen; daher einige bald här-ter, andere bald weicher gefunden werden. Von diesen Felssteinen kommen die meisten auf den Feldern liegenden losen Steine her, welche gemeiniglich Feldsteine und auch Pflastersteine genaũt werden.

Wallerius Mineral. S. 196. setzet vier Ordnungen von Felssteinen: 1) Einfacher ganzer Felsstein; 2) grauer Fels; 3) dunkelgrauer Fels; 4) zusammengekitteter klarer Fels.

1) Einfacher grauer Felsstein, Saxum simplex, Petra simplex. Die Arten desselben sind: a) Spathvermischter Kalchberg, Saxum simplex calcareo spathosum, besteht aus Spat und Kalch; b) mit Quarz vermischter Spathfelsstein, Saxum simplex spataceum, besteht aus Feldspat mit eingemengten Quarzkörnern; c) mit Glimmer vermischter Schieferfelsstein, Saxum simplex fissili micaceum, besteht größtentheils aus einem schiefe-richten Steine mit eingemengten Glimmer; d) mit Glimmer vermischter Sandfelsstein, Saxum simplex coraceum, besteht aus Sandsteine mit eingemengten Glimmertheilchen; e) mit Glimmer vermischter Quarzfelsstein, Saxum simplex quarzosum, besteht aus Quarz oder einer Kieselart, mit eingemischten Glimmertheilchen; f) mit Quarz vermischte Hornart, Saxum simplex apyrum, besteht aus einem feuerfesten Steine mit eingemengten Sand- oder Quarzkörnern.

2) Grauer Felsstein, grober grauer Stein, Saxum mixtum, Petra mixta, diese Art besteht aus dreyerley Steintheilen, aus Feldspat, Quarz und Glimmer. Es werden zu selbiger folgende gezählet: a) Feldspatartiger grauer Fels, Saxum mistum spatosum, bey diesem hat der Feldspat die Oberhand; b) Quarzartiger grauer Fels, Saxum mixtum quarzosum, in diesem machet der Quarz den mehresten Theil aus; c) Glimmerartiger grauer Fels, Saxum mixtum micaceum, hier haben die Glimmertheilchen den Vorzug; d) gleichvermischter grauer Fels, Saxum mixtum anaticum, dieser enthält vom Feldspat, Quarz und Glimmer fast gleiche Theile.

3) Dunkelgrauer Fels, Saxum griseum. Diese Felsart besteht aus eben den Steintheilen, wie die vorhergehende, von welcher sie aber darinne unterschieden ist, daß die Theile so fein zusammen vermischet sind, daß sie mechanisch nicht getrennet werden können. Die hieher gehörigen Arten sind folgende: a) Feldspatartiger dunkelgrauer Fels, Saxum griseum spatosum; b) Quarzartiger dunkelgrauer Fels, Saxum griseum quarzosum; c) Glimmerartiger dunkelgrauer Fels, Saxum griseum

griseum micaceum; d) gleichgemischter dunkelgrauer Fels, Saxum griseum aequaliter mixtum. Die Benennung jeder von dieser Art zeiget zugleich an, was für eine Art der erwähnten Steintheile die Oberhand hat, oder ob dieselben gleich gemischet sind.

4) Zusammengekitteter klarer Fels, Saxum petrosum, Saxum concretum; diese Felsart wird also beschrieben, daß sie aus einfachem Felsstein, grauen und dunkelgrauen Fels, und andern zusammengekittet seyn, und daher in einander verwachsen aussehen soll. Die hieher gehörigen Arten heißen: a) Feldsteinstücken, Saxum petrosum frustulaceum, ist ein Felsstein, so aus großen Steinen zusammengekittet, und zusammengewachsen ist; b) Kieselstein, Saxum petrosum siliceum, besteht aus Kieselsteine und kleinen Hornschieferstücken; c) Kieseläugichter Sandstein, Saxum petrosum arenaceum, besteht aus Sandstein, in dem kleine Kieselsteine eingemischet sind; d) Steinvermischung, Saxum concretum, ist ein aus verschiedenen Steinen zusammengekitteter Felsstein. Cronstedt Mineral. S. 234. theilet die Felssteine in zwo Hauptarten ein; 1) in zusammengesetzte Felssteinarten; 2) zusammengeleimte Felssteinarten.

1) Zusammengesetzte Felssteinarten, Saxa composita, sind, deren Theile, die ungleicher Natur sind, so genau in einander passen, daß keine Zwischenräume oder die bindende Materie in denselben gesehen werden können. Als Unterarten von selbigen werden folgende angegeben: 1) Ophit, besteht aus kalchichten und thonichten Theilen; 2) Gestellstein, aus quarzichten und glimmerichten Theilen; 3) Murkstein, aus Glimmer, Quarz und Granat; 4) Wetzstein, aus Glimmer, Quarz und vielleicht auch in einigen Arten aus eisenhaltigen Thon; die feinste Art von selbigen ist der Levantische Schleifstein; 5) Schneidestein, aus Speckstein und Glimmer; 6) Porphyr, aus Jaspis und Feldspat, bisweilen aus Glimmer und Basalt; 7) Trapp, aus weichem eisenhaltigen Jaspis mit weißem eingestreueten Feldspat; 8) Mandelstein, aus eisenhaltigem Jaspis, welcher elliptische Drüsen von Kalchspat und Serpentin hat; 9) Grünstein, aus Glimmer und Hornblende; 10) Granit, aus Feldspat, Quarz und Glimmer.

2) Zusammengeleimte Felssteine, Saxa conglutinata, sind, deren Theile durch eine bindende Materie, die selten sichtbar, und oft die Zwischenräume aller Theile nicht ausgefüllet hat, abgenutzt und ohne bestimmte Figur gewesen zu seyn scheinen. Als Unterarten von diesen Felssteinen werden

 folgende

folgende angeführet. 1) Breccia, besteht aus größern oder abgebrochenen Stücken bloßer Bergarten, und zwar aus a) Kalchstein durch Kalch, Breccia calcarea; b) aus Jaspisdrüsen durch Jaspiserde, Breccia Iaspidea; c) aus Kieseln durch Jaspiserde, Breccia silicea, Puddingstone Anglorum; d) aus Quarzdrüsen durch eine unbekannte bindende Materie, Breccia quarzosa; e) aus allerley Felssteindrüsen, Breccia saxosa; 2) Sandstein, Lapis arenaceus, aus den Körnern allerhand Felssteine und aus Sand, wovon die bindende Materie ist. a) Thon; b) Kalch; c) ein unbekannter Leim; d) Eisenrost. 3) Sanderz, Minerae arenaceae, besteht aus Bergarten und Erzen, und zwar sind dieselben zusammengesetzet aus großen Stücken, grobes Sanderz, ferner aus kleinen Stücken, feines Sanderz.

Diese, von Wallerius und Cronstedt gegebenen, Beschreibungen der in Norden befindlichen und bekannten Felssteine sind auf eine der Absicht dieser berühmten Mineralogen gemäße Art, unterscheidend genug abgefasset, dergestalt, daß auch wir in unsern Sächsischen Gegenden einen Gebrauch davon machen können; es will aber demohngeachtet aus diesen sonst richtig abgefaßten Beschreibungen noch immer schwer fallen, eine vollkommene und überall geltende Eintheilung der Felssteine in gewisse Classen fest zusetzen, weil selbst in unsern Gegenden die Mannigfaltigkeit der Zusammensetzungen dergestalt beschaffen ist, daß einige Arten von den Felssteinen nicht wohl in eine von den angeführten Classen gesetzet werden können. So befinden sich z. E. ohnweit Meißen, in dem sogenannten Tribischer Thale ganze Felsen von dem seit einigen Jahren bekannt gewordenen Pechstein, welcher von allen bisher beschriebenen und bekannten Steinarten, sowohl seinem äußerlichen wie Pech glänzenden Ansehn nach, als der Festigkeit, und anderer Eigenschaften wegen, verschieden ist, obwohl die mit ihm angestellten Versuche darthun, daß derselbe, der Mischung nach, dem mit einem zart aufgelößten Eisen genau gemischten Feldspat ähnlich ist.

Femel.

S. Hanf.

Fenchel.

Fönchel, Foeniculum, ist nach Tournefort und Ludwigen ein eigenes Doldengeschlecht, welches bey der Hauptdolde niemals und nur zuweilen bey den kleinen eine Einwickelung zeiget. Die fünf Blumenblätter sind ungespalten und einander völlig gleich, die

Griffel

Griffel kurz, und die länglichten Saamen gestreifet und gekrümmet. Herr von Linné hat dieses Geschlecht gänzlich ausgerottet, und die Arten desselben theils unter die Dille, theils unter das Seselkraut vertheilet. Unser gemeiner Fenchel läßt sich von der Dille, wohin solche Herr von Linné gerechnet, leichtlich den Saamen nach unterscheiden; es ist selbiger mit keinem vorragenden, häutigen Rande besetzet, dergleichen man an dem Dillsaamen wahrnimmt. Die mit dem Schellkraute vereinigten Arten kommen in unsern Gärten selten vor, daher erwähnen wir nur

Den gemeinen Fenchel, Foeniculum officin. Anethum Foeniculum L. Die langgeschwänzte, dauerhafte Wurzel treibt einen starken, gestreiften, zwo bis drey Ellen hohen, und in viele Aeste verbreiteten Stängel. Der Blattstiel verbreitet sich am untern Ende in eine bunte Haut, welche den Stängel umgiebt, und trägt große, in etliche gepaarte Flügel getheilte Blätter, deren Blättchen schmal und haarförmig sind. Die Dolden sitzen an den Spitzen der Aeste, sind groß, und die Blümchen gelb. In Frankreich und der Schweitz wächst derselbe wild, bey uns wird er auf den Feldern und in den Gärten erzogen. Der in Italien gebauete, trägt größere, auch süßere Saamen, und er wird für den besten gehalten. Dieser soll, wie Miller anführet, aus den Azorischen Inseln abstammen, und ist auch von demselben Foeniculum azorium genannt worden. Der wahre Italienische zeiget kurze, fleischichte, weiche Stängel, welche vier bis fünf Zoll breit sind, und schmale, gekrümmte, hellgelbe Saamen von einem starken Geruche und süßen Geschmack. Dieser Unterschied aber kömmt nur von der verschiedenen Himmelsgegend und bleibt nicht beständig, daher man nur eine Art Fenchel annehmen kann. Wer Fenchel bauen will, soll frischen, nicht über ein Jahr alten Saamen erwählen, und wer guten Italienischen erziehen will, soll öfters frischen Saamen aus Italien kommen lassen, weil derjenige, so von den selbst erzogenen Pflanzen gesammlet wird, gar leicht ausartet. Das Erdreich, so zu Küchengewächsen dienet, schicket sich auch für den Fenchel. Man säet solchen im Frühjahre, versetzet die jungen Pflanzen in Reihen etwan eine halbe Elle weit von einander, hält selbige von Unkraut rein, lockert die Erde zuweilen auf, und leget solche an die Stängel, welches sonderlich alsdenn nöthig ist, wenn man diese zur Speise anwenden will, als wodurch selbige mürber und weißer werden. Der Saame wird nicht auf einmal reif;

man kann schon um Jacobi welchen einsammlen, und von Zeit zu Zeit damit fortfahren; wenn er völlig reif geworden, fällt er leicht ab. Die abgeschnittenen Dolden kann man auf ein Tuch in der Sonne vollends abtrocknen. Eine Saat kann vier bis fünf Jahr dauern. Der Italienische wird mehr der jungen Stängel und Blätter, als Saamen wegen gebauet. Die Blätter werden unter den Sallat gemischet, und die gelblichten Stängel roh, mit Salz und Pfeffer oder Essig gespeiset. Sie sollen angenehm schmecken. Die Dolden mit den halbreifen Saamen werden an einigen Orten mit Essig und Pfeffer eingemachet, auch zum Einmachen der kleinen Gurken erwählet. Wurzel und Saamen findet man in der Apotheke. Da aber diese viel kräftiger sind als jene, werden die Saamen vorzüglich gebrauchet. Sie waren in vorigen Zeiten ein gewöhnlich Gewürze, und wurden bey mancherley Speisen gebrauchet, jetzo bedienen sich selbiger fast allein die Aerzte. Man hat außer den getrockneten Saamen in den Apotheken ein abgezogenes kräftiges Wasser und Oel, welches in der Kälte gerinnet. Diese zubereiteten Mittel sowohl, als der ganze Saame mit Zucker überzogen, oder mit Wasser gelinde abgekochet, werden in vielerley Krankheiten gerühmet. Es kann davon sonderlich der Magen gestärket, die Blähungen abgeführet, die Schärfe der Säfte verbessert, und der Auswurf der schleimichten Feuchtigkeiten durch die Brust befördert werden. Der Fenchel soll auch sonderlich die Augen stärken; man pfleget deswegen den Saamen zu kauen, um den Hauch aus dem Munde in die Augen zu blasen, oder mit dem abgezogenen Wasser angefeuchte Leinwandläppchen auf die Augen zu legen, oder ein besonder Augenwasser aus den Stängeln des Fenchels zu verfertigen. Die markichten Stängel werden ausgehöhlet, mit gestoßenen Zuckercandis angefüllet, die Oeffnung wieder mit Wachs verschlossen, und in den Keller aufgehänget, da denn nach und nach einige Feuchtigkeit herauströpfelt, und mit solcher entweder allein, oder mit Rosenwasser vermischet pfleget man die Augen zu benetzen. Daß durch die Blätter und Saamen die Milch bey den Säugenden vermehret, der Stein in den Nieren aufgelöset, und der Biß von tollen Hunden geheilet werde, ist wohl eben so ungewiß, als daß die ganze Pflanze in Suppen oder Brühen abgekochet die fetten Körper mager machen könne. Der Fenchel ist den Bienen ein überaus angenehmes Gewächse.

Fenchel, moscowitischer, S. Anis.

Fenchelbacillen.
S. Bacillenkraut.

Fenchelholz.
S. Sassafraßbaum.

Fenchgraß.

Fenchgraß oder Fennich, Panicum. Dieweil Herr von Linné unter diesem Geschlecht verschiedene Arten, auch zugleich damit den gemeinen Hirse vereiniget, und die meisten davon im Deutschen eigene Namen bekommen, haben wir diesen zum Geschlechtsnamen erwählen wollen. Herr Dietrich hat den Namen Schwaden erwählet, welcher aber nur einer Art eigen ist, oder vielmehr auch andern zu diesem Geschlechte nicht gehörigen, beygeleget worden, S. Schmielen. Andere nennen dieses Geschlecht Hirsegraß. Der Kelch besteht aus drey Bälglein, davon zwey größer, gemeiniglich aber von ungleicher Größe sind, das dritte aber ganz klein, und zuweilen mit bloßen Augen kaum sichtbar ist; von den zwo Spelzen oder Blumenblättern ist die eine kleiner und platter, als die andere. Sonst hat die Blume drey Staubfäden und zween Griffel mit haarichten Staubwegen; der Saame wird von den verhärteten Spelzen genau eingeschlossen, ist rundlicht und zusammengedrücket. Die Blumen stellen nach der Linnäischen Eintheilung entweder eine Aehre, oder Rispe vor; zu den ersten gehöret:

1) Das blutige fingerartige Fenchgras, Blutgras, Bluthirse, wilder Hirse, wild Mannagras, wild Schwadengras, Fingergras, Krähenfuß, Ischaemum, Gramen dactylon, Panicum sanguinale L. Die zaserige Wurzel dauert ein Jahr, und treibt viele, nach Verschiedenheit des Bodens kürzere oder längere, auf der Erde liegende, oder unter einem schiefen Winkel sich aufrichtende Halme. Die breiten und zugespitzten Blätter sind öfters am Rande und beyden Seiten glatt, mehrentheils aber mit langen Haaren besetzet, und die Blattscheide ist mit erhabenen Puncten, deren jeder ein Haar trägt, gezieret. Jeder Halm trägt fünf bis sieben Aehren, die anfangs dicht an einander liegen, und sich nach und nach von einander entfernen, jede davon sitzt auf einem Knorpel, oder Knoten, der insonderheit auf der innern Seite merklich ist. Die zwey Bälglein sind von ungleicher Größe, und auf dem innern oder größern von diesen liegt noch das dritte, viel kleinere, welches Herr von Haller nicht bemerket. Die zwo Spelzen sind fast so lang, als das größere Bälglein. Jeder Griffel endiget

diget sich mit einem schön rothen, feinen haarichten Büschel, oder Staubwege. Der Saame ist länglicht, zusammengedrückt, glatt, gelblicht und fast durchsichtig. Es ist dieses ein sehr gemeines Unkraut in Weinbergen, Lust- und Küchengärten, seltener auf Ackerfeldern, in verschiedenen Theilen Deutschlands, auch in andern wärmern Ländern, es blühet den Sommer über bis in den späten Herbst. Der verschiedene Boden bringt allerley Veränderungen in Gestalt und Farbe hervor, welche Herr D. Schreber sorgfältig angemerket. Auch merket man einige Veränderung, wenn dieses Blutgras in einen dazu zubereiteten Boden ausgesäet wird, um einen zum Speisen tauglichen Saamen davon zu ziehen. Der Boden muß fett seyn, und eben so als zum gemeinen Hirsen behandelt, die Aussaat aber zeitig vorgenommen werden, damit auch die Aehren der späten Nebenäste zeitig, und der Saame geschwind genug reif werde. Wenn nun eine vortheilhafte Witterung dazu kömmt, und das Gewächse nicht durch anhaltende Nässe zurückgehalten wird, so hat man davon eine, wenigstens fünfhundertfältige Erndte zu erwarten. Wenn die meisten Aehren reif sind, werden die Stöcke ausgeraufet, in Tüchern eingetragen, auf einem luftigen Boden zum trocknen hingeleget, und sodann abgeklopfet. Weil aber der Saame noch in den Spelzen eingeschlossen bleibt, so muß er auf eben die Art, wie der Schwadenmanna, Festuca fluitans, S. Schmielengras, gestampfet werden, wodurch man einen sehr kleinkörnichten, gelblichten Grütze davon erhält. Dieser Grütze schmecket angenehm, wenn er an Fleisch oder auf andere Art gekochet wird. Matthiolus zieht ihn dem Reiße vor, und saget, das Gewächs werde in Deutschland hin und wieder auf dem Felde erbauet, und der Saame unter dem Namen Himmelthau oder Manna häufig gespeiset; man kann auch Brod davon backen. Zu unsern Zeiten ist dieses durch die besser schmeckende Schwadenmanna verdränget worden. Das durch den Anbau veredelte blutige Fenchgras ist von den ältern Schriftstellern für eine besondere Gattung angenommen, und Gramen Dactylon esculentum genannt worden, und in neuern Zeiten hat Herr von Linné gleichfalls zwo Arten, welche er sonst vereiniget hatte, besonders angenommen, und bestimmet. Bey der einen, welche das jetzt beschriebene blutige Fenchgras ist, sitzen die, in Finger getheilten Blüthähren auf einem kleinen Knorpel, der insonderheit auf der innern Seite merklich ist. Von den unbewehrten Blumen stehen je-

derzeit

derzelt zwo bey einander, und die Blattscheiden sind getüpfelt. Bey der andern, Panicum Dactylon, auch zahmes Mannagras, und fingerförmiger Schwaden genannt, stehen die gefingerten Blutähren mehr von einander, und sind an der innerlichen Seite ihres Knorpels rauch. Die Blüthen erscheinen einzeln, und aus der Wurzel treiben kriechende Ranken. Ob dieser Unterschied beständig sey, wollen wir nicht bestimmen. Der Anbau ist wohl nicht sonderlich zu rathen, da es leicht viel Unkraut zurücklassen dürfte. Doch wäre es in dürrem brennenden Flugsande zu versuchen, welchen es durch seine ausgebreiteten, platt aufliegenden Halme dämpfen könnte. Den Namen Blutgras soll es deswegen erhalten haben, weil man mit den steifen und spitzigen Blumen ein Nasenbluten zuwege bringen kann, wenn man die Aehren zusammengedrehet in die Nase stecket.

2) Das Pensilvanische fingerartige Fenchgras, Panicum filiforme L. ist eine von Herr Kalm im Nördlichen Amerika entdeckte Grasart, und mit unserm blutigen Fenchgras so nahe verwandt, daß sich die Grenzen zwischen beyden schwerlich bestimmen lassen. Die Halme wachsen gerade aufrecht; sie sind nebst den Blättern und Blattscheiden kahl; das oberste Glied des Halmes, welches die Aehren trägt, ist überaus lang und nur mit einem Blatte versehen; die Aehren stehen wechselsweise; der Hauptstiel ist hin und her gebogen, und mit gepaarten Blumen einzeln besetzet. Alles dieses findet man auch zuweilen bey der ersten Art. Nur das überaus lange Halmende mit einem Blatte scheint dieser ausländischen Gattung eigen zu seyn. Nach Herr Gleditschens Muthmaßung ist dieses das rechte Englische Raygras, welches von dem gemeinen Englischen und Französischen Auena pratensi und Lolio perenni gänzlich unterschieden ist, und diese beyde an Güte viel übertrifft. Es ist aus dem mitternächtlichen Amerika in die Englischen Colonien gebracht, und in England unter den Klee gesäet worden, um dessen blähende Eigenschaft bey der frischen Fütterung zu verbessern.

3) Das grannichte, mit getheilten Aehren versehene Fenchgras, Hahnenfuß, grannichte Hirsegras, Panicum, Crus galli Linn. wächst auf Reinen und fetten Aeckern, und läßt sich leichtlich von den andern Arten unterscheiden. Die wechselsweise stehenden und gepaarten Aehren sind aus kleinen abgetheilten Aehrchen zusammengesetzet, die Spelzen mit langen rauchen Grannen besetzet, und die Spindel ist fünfeckicht.

4) Das grüne, mit einfachen Aehren besetzte Fenchgras, grünes Hirsegras, gemeiner Schwaden, Fönich, Penich, Bitzweitze, Fuchsschwanzgras, Panicum viride L. wächst im mittägigen Europa auf den Aeckern und in den Gärten, hat eine einfache, runde Blüthähre, zweyblüthichte, haarichte Einwickelungen und gestreifte Saamen. Es unterscheidet sich leichtlich durch seine rauchen Aehren, welche verursachen, daß es überall anhängt. Es ist ein schlechtes Viehfutter, und wegen seiner Rauhigkeit nicht gut zu kauen und zu verdauen.

5) Das Italienische großähvige Fenchgras, Panicum Italicum L. Die lange, dicke Aehre ist aus kleinern knaulförmigen Aehrchen und dazwischen stehenden Borsten zusammengesetzet. Die Blumenstiele sind rauh. Es wächst in Indien, und wird zuweilen in den Gärten angebauet. Den Saamen stellen die Vögel häufig nach, daher meistentheils die Erndte schlecht ausfällt. In Ansehung des Gebrauchs kömmt es mit der ersten Art überein.

Ob das deutsche Fenchgras, welches auch mit dem andern, bey der vierten Art angeführten, Namen beleget, und von C. Bauhin Panicum germanicum, seu panicula minore, genannt worden, eine wirklich verschiedene Art sey, läßt sich nicht bestimmen. Viele neuere Schriftsteller haben selbige nicht angeführet, und diejenigen, welche solche erwähnet, haben doch keine hinlängliche Unterscheidungszeichen angegeben. Vielleicht ist es eine Abänderung der vierten Art, und daraus durch den Anbau entstanden, und gleichsam verbessert worden, wie es mit vielen andern Grasarten zu geschehen pfleget. In der Murrayischen Ausgabe hat Herr von Linné solches bey der fünften Art erwähnet, und als eine Abweichung derselben angenommen. Der Halm ist ohngefähr zwo Ellen lang, mit hellgrünen, rauch anzufühlenden, grasartigen Blättern besetzet, und mit einer dichten, handlangen Kolbe geendiget; diese besteht aus einer großen Anzahl Blüthen, deren etliche einen gemeinschaftlichen Stiel haben, unter jedem Blüthchen stehen viele haarichte rauhe Borsten, welche über selbige vorragen. Der kleine gelbe, auch zuweilen röthliche Saame wird im Herbste reif.

Die Arten des Fenchgrases, welche in Respen blühen, sind alle, außer dem Hirse, ausländische, und in hiesigen Gärten unbekañt. Von dem Hirse wird unter diesem Worte gehandelt werden.

Fennbeere.

S. Mooßbeere.

Fenster-

Fensterscheibe, chinesische.

S. Transparant.

Fensterschwalbe.

Fensterschwalbe ist die gewöhnliche Haus- und Giebelschwalbe, hirundo domestica.

Ferge.

S. Fichte.

Ferkelkaninichen.

S. Aguti.

Ferkleinskraut.

Es wäre wohl zu wünschen, daß dieser, und alle übrige Namen, so von Schweinen oder Ferkeln den Pflanzen beygeleget worden, gänzlich ausgerottet werden möchten. Da aber auch die neuesten Schriftsteller dergleichen noch immerfort beybehalten haben, wir aber nicht gern neue machen, und die Pflanzen unter unbekannten Namen in diesem Werke anführen wollen, müssen wir solche schon zuweilen gelten lassen. Unter obigem Namen begreifen wir zwey Geschlechter, davon das eine Saukraut, das andere Schweinesallat genannt werden. Da aber beyde, obgleich nahe verwandt, dennoch wirklich unterschieden sind, wollen wir eines das große, das andere das kleine Ferkleinskraut benennen.

Das große Ferkleinskraut, sonst Saukraut, von Planern Ferkelkraut genannt, ist Hypochaeris Linn. Die Blume gehöret zu den zusammengesetzten; der gemeinschaftliche, unterwärts bauchichte Kelch besteht aus vielen spitzigen, über einander liegenden Schuppen; alle Blümchen sind zungenförmig, fünffach ausgezacket und Zwitter; der walzenförmige, verwachsene Staubbeutel ruhet auf fünf kurzen Staubfäden; der Griffel endiget sich mit zween auswärts gebogenen Staubwegen; das Blumenbette ist mit Spelzen besetzet, und der zusammengezogene Kelch umgiebt die länglichte, mit einer gestielten, gefiederten Haarkrone besetzten Saamen. Herr von Linné hat vier Arten, wir bemerken davon

1) Das gefleckte große Ferkleinskraut, geflecktes Saukraut, Wullhabichtkraut, Costkraut, Herba Costae offic. Hypochaeris maculata Linn. wächst auf grasichten Triften und fruchtbaren Hügeln, die mit Gesträuchern abwechseln, woselbst es im May, Junius, auch wohl Julius, schöne, große, gelbe, wohlriechende Blumen trägt. Die dauernde, fäserichte Wurzel treibt viele Blätter, und einen fast nackenden Stängel. Die Blätter sind rauch, eyförmig, länglicht, ungetheilet und eingekerbet, bisweilen auch völlig ganz und ganz schmal, mit und ohne Flecken. Der Stängel treibt selten mehr als einen Ast. Die Saamen

men sind runzlicht. Es kann durch Saamen und Wurzeln fortgepflanzet werden. Die Schmoländer essen die Blätter als Kohl. Ehedem war es unter dem Namen Costkraut in den Apotheken gebräuchlich, jetzo ist es den Aerzten fast gänzlich unbekannt, und es verdienet auch nicht wieder eingeführet zu werden. Aus den Blumen sammlen die Bienen Wachs und Honig.

2) Das knollichte große Ferkleinskraut, großes Wiesenhabichtkraut, knollichtes Saukraut, gewurzeltes Saukraut, Hypochaeris radicata Linn. wird auf Triften, Wiesen und erhabenen Orten den ganzen Sommer über blühend gefunden. Sehr lange, dauernde Wurzeln, welche zuweilen den Wurzeln des Affodils gleichen, treiben viele schrotsägenartig ausgezahnte, stumpfe, rauhe Blätter, und einen platten, ästichten, nackenden Stängel; die gleichfalls in Aeste getheilten Blumenstiele aber sind mit Schuppen besetzet. Die Kelchschuppen zeigen eine kielförmige scharfe Erhebung; die großen Blumen sind gelb und werden von den Bienen fleißig besuchet.

3) Das glatte große Ferkleinskraut, glattes Saukraut, Schweinecichorie, Hypochaeris glabra Linn. wächst auf hohen dürren Sandbergen und Feldern. Die jährige Wurzel treibt ästichte, nackende, glatte Stängel und gezahnte, ausgehöhlte, glatte Blätter; der Blumenstiel wird nach oben zu dicker; der Blumenkelch ist länglicht und völlig glatt. Die im Heumonath hervorkommenden kleinen Blumen sind gelb; die äußerlichen Saamen haben eine platt aufsitzende, die mittelste aber eine gestielte Haarkrone.

Das kleine Ferkleinskraut, Hyoseris, heißt bey Herr Planern Krannichkraut, nach Herr Dietrich Schweinsallat. Die Gränzen dieses Geschlechts sind nicht allgemein bestimmt, und nachdem die Saamen, in Ansehung der Haarkrone verschieden, zuweilen alle in einer Blume nackend, oder nur einige davon also beschaffen, die übrigen aber mit kleinen Borsten besetzet, oder hingegen alle mit dergleichen Krönchen gezieret sind, hat man mehr oder wenigere Arten vereiniget, oder auch als besondere Geschlechte von einander getrennet, zumal wenn man den Ackerkohl, das Warzenkraut, und den Rhagadiolum damit vergleichen, und nach der Verschiedenheit der Saamen die Geschlechter bestimmen will. Da es zu weitläuftig seyn möchte, aus den verschiedenen Schriftstellern, als Herr von Linné und Hallern, ingleichen Herr Ludwigen und Hr. Zinn die besondere Vertheilung oder Vereinigung der untern Geschlechter anzuführen, überdieß auch

auch bey jeden an seinem Orte angemerket zu finden, wohin selbiges gebracht worden, wollen wir nur die Geschlechtskennzeichen des Hyoseris nach dem Herrn von Linné wiederholen und einige darunter gebrachte Arten anführen. Der gemeinschaftliche Kelch besteht aus zehn, aufrechtstehenden, spitzigen, einander ähnlichen Schuppen, welche unterwärts mit einigen andern, viel kleinern umgeben sind. Alle Blümchen sind Zwitter, zungenförmig, schmal, am Ende fünffach eingezackt; der verwachsene Staubbeutel ruhet auf fünf kurzen Staubfäden; der Griffel endiget sich mit zween gekrümmten Staubwegen. Nach jedem Blümchen folget ein länglichter, zusammengedrückter Saame, dessen Spitze mit einem kleinen drey- oder fünfzackichten Rande und einigen Härchen besetzt ist. Alle sitzen auf dem nackenden Blumenbette, und sind von dem unveränderten Kelche umschlossen.

1) Das kleine Ferkleinskraut des Tabernämontans, Sandendivien, Hyoseris minima Linn. wächst bey uns auf Brachäckern häufig wild, hat eine zarte jährige Wurzel, einen niedrigen, nackenden, getheilten Stängel, welcher dünne anfängt, nach und nach dicker wird, und am Ende, woselbst, das kleine gelbe Blümchen aufsitzet, am dicksten, und hohl ist; die auf der Erde liegenden Wurzelblätter sind länglicht, stumpf, haaricht, und die Saamen gestreifet. Herr Ludwig bringt dieses zu den Arten des Ackerkohles.

Herr von Linné hat auch nunmehr das Geschlecht Hedypnois, welches Tournefort bestimmet, und auch Herr Ludwig beybehalten, hieher gerechnet, und von dem Ackerkohle, mit welchem er es ehedem vereiniget, getrennet, daher wir auch bemerken

2) Das glatte kleine Ferkleinskraut, Hyoseris hedypnois L. wächst im mittägigen Europa. Die jährige, fäserichte Wurzel treibt einen ästichten, etwa einer Ellen hohen, und mit Blättern besetzten, etwas haarichten Stängel; die Blätter sitzen platt auf, sind haaricht, länglicht eingekerbet, die obersten aber lanzenförmig und völlig ganz. Die Blumenstiele sind glatt, werden nach oben zu dicker, und endigen sich mit einer kleinen gelben Blume. Die Kelchschuppen sind glatt und der Länge nach ausgehöhlet, und in dieser Vertiefung liegt der Saame eingeschlossen; sowohl diese am Rande befindliche, als auch die, in der Mitte gestellten Saamen sind mit einem zart eingekerbten Rande gekrönet; doch haben letztere noch ein besonderes Haarkrönchen; viele von den mittelsten Saamen gelangen nicht zur Reife. Wenn die Saamen trocken geworden, fällt das Haarkrönchen

krönchen und auch der eingekerbte Rand ab.

3) Das haarichte kleine Ferkleinskraut, Hyoſeris Rhagadioloides Linn. iſt dem vorigen gänzlich ähnlich, nur ſind die Kelchblättchen mit Haaren beſetzet.

4) Das Cretiſche kleine Ferkleinskraut, Hyoſeris cretica, unterſcheidet ſich von den zwey vorherſtehenden gleichfalls nur in Anſehung der Kelchblättchen, als welche, nicht ſowohl bey der Blüthe, als wenn die Saamen zu reifen anfangen, mit ſcharfen rauhen Erhebungen beſetzet ſind.

Die zwote und vierte Art ſind beſtändig von einander unterſchieden geblieben, bey der dritten möchte vielleicht eher eine Ausartung ſtatt finden. Alle haben kein beſonderes Anſehen, werden auch von den Aerzten nicht geachtet, ſondern nur wegen der Mannichfaltigkeit in den Kräutergärten ohne alle Kunſt erzogen.

Fernabuc.

S. Braſilienholz.

Feronche.

S. Klee.

Ferrarie.

Sterniris, Ferraria Linn. Dieſes Pflanzengeſchlecht hat den Namen von Joh. Bapt. Ferrarius, einem Jeſuiten von Sina, erhalten, welcher in ſeinem Buche von der Wartung der Blumen, dieſe Pflanze beſchrieben und abgebildet hat. Sie iſt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu Hauſe, hat eine knollichte, dauernde Wurzel, einen, ohngefähr anderthalb Schuh hohen, durchaus mit nachenförmigen, geſtreiften, breit anſitzenden Blättern beſetzten, und oberwärts in zween oder drey Aeſte getheilten Stängel; Zwo nachenförmige Blumenſcheiden ſitzen zwar bey einander, doch umgiebt jede eine beſondere Blume. Von den ſechs länglichten, ſpitzigen, auswärts gebogenen, am Rande wellenförmig gekräuſelten, äußerlich blaßgrünen, inwendig gelblicht purpurfärbigen Blumenblättern ſind drey größere und drey kleinere, abwechſelnd neben einander geſtellet. Die drey Staubfäden ſitzen, nach Hrn. von Linné Lehrgebäude, auf dem Griffel, welcher ſich in zween, wiederum zweyfach getheilte, gefranzte, krauſe Staubwege verbreitet. Der Fruchtkeim ſitzt unter den Blumenblättern und verwandelt ſich in ein trockenes, länglichtes, dreyeckichtes, dreyfächerichtes, und mit drey Klappen ſich öffnendes Saamenbehältniß, welches viele rundliche Saamen enthält. Zur Zeit findet man ſelbige ſelten in hieſigen Gärten, kann durch die Wurzel vermehret, den Sommer über in freyer Luft, zur Winterszeit aber in einem warmen Glashauſe aufbehalten werden. Herr v. Linné

nennt

nennt diese Pflanze die wellenförmige Ferrarie. Ob aber selbige von der schwerdförmigen wirklich unterschieden sey, scheint noch zweifelhaft, indem diese mit der erstern fast gänzlich übereinkömmt, nur kleinere Wurzeln und weniger getheilte Stängel, auch kleinere Blumen und am Rande weniger krause Blumenblätter zeiget. Die Blätter sind länger, mehr schwerdförmig, und mit tiefen Adern gezieret.

Ferresbeeren.

S. Berberbeeren.

Ferse.

Hacke, Calx. Man versteht hierunter die hinterste, unterste, und äußerste Gegend des Fußes, welche etwas platt ist, und auf welcher im Gehen und Stehen sich die größte Last des ganzen Körpers stützet. Ohnerachtet den übrigen vierfüßigen und andern Thieren der Knochen, von welchem eigentlich die Hacke entsteht, auch nicht fehlet, so ist sie doch bey denselben weiter in die Höhe gezogen, und daher bey ihnen eigentlich keine Ferse anzunehmen, weil sie, wegen der ganz besondern Richtung ihres Körpers genöthiget sind, mehr auf die Zähen zu treten.

Die Festung.

Die, von den Holländern unter dem Namen Fortres erwähnte, Patelle, gehöret unter die Klippkleber, und soll Patella granularis Linn. seyn. Die einzelne, kegelförmige Schale ist gezähnelt, und mit erhabenen eckichten, wie Ziegel über einander geschobenen, Strichen bezeichnet, am Boden inwendig, und oben an den Wirbel braun geflecket. Die eckichten Striche sind schön dunkelbraun, und stellen gleichsam die Zeichnung einer Festung mit ihren Werken vor. Man erhält solche aus dem südlichen Europa.

Fettammer.

Fettammer, eine Abänderung der Ammer oder Aemmerlinge, sonst auch unterm Namen Ortolen, bekannt. Ist in der Lombardey sehr häufig und kömmt auf die Tafeln großer Herren.

Fettgans.

Pinguin, anser magellanicus, ist eine Art der Patschfüße mit drey vorn verbundenen Zähen, und hinten keinem. Sie machen beym Klein die siebente Zunft dieser Vögel aus. Unsere Fettgans hat einen langen, vorn gekrümmten Schnabel, großen Rachen, am untern Kiefer eine Erhöhung, neben den Augen einen weißen Fleck, um den Hals einen weißen Ring. Auf dem Kopfe und Rücken schwarze, sehr weiche Federn, weiß am Bauche, kurze Flügel, die wie ein Stück Leder herabhängen, und mit

borstichten kurzen Haaren besetzet sind, ohne Federn. Sie wohnen an den Ufern in unterirdischen Höhlen. Es giebt eine Art mit rothen, die andere mit schwarzen Füßen. Man findet sie häufig auf den Inseln der Südsee und um Amerika. Sie sollen daselbst wie Kaninchen in Höhlen brüten; sie können nicht fliegen, und nähren sich ganz von Fischen.

Fette Henne.

Ob wir gleich mit diesem Namen nicht das Geschlecht Sedum, wie Herr Dietrich gethan, belegen, sondern solches lieber, zumal das andere, ähnliche Semperuiuum genannt, ehe damit zu vereinigen, als davon zu trennen ist, Hauslaub nennen wollen, so wird es doch nicht unschicklich seyn, diejenige Art des Hauslaubes, welche ehedem Fabaria, oder Faba crassa oder Telephium, oder Anacampserós genannt worden, hier besonders anzuführen. Es hat selbige mehrere Namen erhalten, als Knabenkraut, Wundkraut, Schmeerwurzel, Donnerkraut, Bruchwurzel, Geschwulstwurzel, Jungenkraut, Wolfskraut, der gewöhnlichste ist fette Henne. Ob es mehr als eine Art gebe, scheint ungewiß zu seyn, indem nicht allein weiße und rothe Pflanzen vorkommen, sondern auch Hr. von Haller in Ansehung des Blumenstandes einen Unterschied bemerket, und deswegen zwo Arten angenommen, welche wir doch, wie auch die übrigen Abarten, lieber mit Herrn von Linné vereinigen wollen. Wir verstehen also unter dem Namen fette Henne, Sedum Telephium Linn. Diese saftige Pflanze wächst in Fichten- und Eichenwäldern an trockenen grasichten Orten, in Gesträuchen und Hecken, blühet im Juli und August. Die fäserichte, dauernde Wurzel treibt nicht, wie bey den meisten Arten des Hauslaubes geschieht, einen Büschel Blätter, sondern einen oder mehrere Stängel, welche mit wechselsweise gestellten Blättern besetzet sind; wo die Stängel entspringen, sitzen an der Wurzel kleine Knöllchen. Der Stängel ist etwa einen Fuß hoch, bisweilen ganz aufgerichtet, bisweilen auch mit dem untern Theilen gegen die Erde gebogen, selten in Zweige verbreitet, sondern nur an der Spitze in Blumenstiele vertheilet. Die Blätter sind dicke, saftig, aber platt, glänzend, eyförmig und eingekerbet. Die Blumen bilden einen doldenförmigen Strauß ab; sie bestehen aus einem kleinen, fünfblätterichten Kelche, fünf kleinen ausgebreiteten, spitzigen Blumenblättern, zehn Staubfäden, doch haben wir zuweilen auch nur fünfe gefunden, und fünf Fruchtkeimchen, um welche fünf Honigschuppen sitzen, und sich in eben so viel dünne

Griffel mit stumpfen Staubwegen verlängern. Die Frucht besteht aus fünf abgesonderten, kurzen, breitgedrückten, spitzigen, inwärts der Länge nach sich öffnenden Schötchen, worinnen viele kleine Saamen liegen. Die Blätter und Stängel sind gemeiniglich grünlicht, und dergleichen Pflanzen tragen auch weißlichte Blumen, da hingegen bey denjenigen, welche röthlichte Blumen zeigen, auch Stängel und Blätter dergleichen Farbe annehmen. Die weiße, Telephium album, scheint die Stammpflanze zu seyn, welche in die purpurfärbige, Telephium purpureum, ausartet.

Die Pflanze ist sehr dauerhaft, grünet beständig, behält auch unter dem Schnee ihre Blätter, und kann durch abgeschnittene Zweiglein leicht fortgepflanzet werden, welche auch nach dem Abschneiden viele Wochen außer der Erde frisch und saftig bleiben. Sie hat eine säuerliche, kühlende, etwas schleimichte, und sehr gelinde anziehende Kraft, jedoch bedienet man sich der Blätter und Wurzeln selten innerlich, zum äußerlichen Gebrauche aber sind selbige verschiedentlich angerathen worden. Der frisch ausgepreßte Saft, oder auch entweder aus der ganzen Pflanze ein Umschlag gemachet, oder solche in warmer Asche geröstet, und mit Schweinefett vermischet, soll die Geschwüre reinigen, die Eyterbeulen eröffnen, und die Schmerzen, sonderlich bey der güldenen Ader, lindern, und diese Kräfte kann man der fetten Henne nicht absprechen. Sonst aber findet man in den ältern Schriftstellern noch viele Mährlein von ihr aufgezeichnet; dahin gehöret, daß damit der Leistenbruch könne geheilet werden, daß selbige zwischen die Schultern geleget, die Schmerzen, so von der blinden güldenen Ader herkommen, gänzlich vertreiben würde. In den Zeiten des Aberglaubens pflegete man an dem Abende vor dem Johannisfeste so viel Stängel an eine Wand, oder unter das Dach zu stecken, als Personen in dem Hause wohneten, und jeder einen Stängel zuzueignen, und glaubte, daß so viele Stängel am Johannistage unterwärts gebogen, und gleichsam verwelket waren, auch so viele Personen, und eben diejenigen, in deren Namen jeder gestecket worden, in diesem Jahre sterben würden; welches auch, wie Herr von Linné meldet, in Schonen gebräuchlich ist. Andere Pflanzen, welche auch den lateinischen Namen Anacampseros erhalten, werden unter Rosenwurzel und Hauslaub vorkommen.

Fettel.

Da diese unter den Venusmuscheln ein schlechtes Ansehen zeiget, haben sie die Holländer mit obigem Namen beleget. Beym

Herrn von Linne' heißt sie auch Venus exoleta. Die Schale ist rund, linsenartig, gedruckt, blaß, der Quere nach gestreifet und mit schwachen Strahlen besetzet; sie hat einen rostfärbigen, herzförmigen After, und inwendig ist die Schale mit einer dicken, weißen Rinde gefüttert. Sie hält sich im Canal und an der Norwegischen Küste auf.

Fettes Saure.

Acidum pingue, causticum, ist eine sehr subtile Materie, welche aus den Elementen unmittelbar entstanden zu seyn, und aus einem sehr feinen Sauern und der reinsten Feuer- oder Lichtmaterie zu bestehen scheint.

Da viele an der Gegenwart des fetten Sauern zweifeln, wir aber gewiß von dem Daseyn desselben überzeuget sind, und in der Hauptsache von dem Wesen des fetten Sauren der Meynung des vortrefflichen und geschickten Meyers, welcher dasselbe zuerst am deutlichsten beschrieben, beypflichten, so wollen wir auch, ehe wir unsere Gedanken mittheilen, das vorzüglichste, was dieser gründliche Chymist in seinen chymischen Versuchen zur nähern Erkenntniß des Kalchs 2c. von dem fetten Sauren gesaget, anführen. Es hält derselbe S. 194. dafür, „daß das „Causticum, so wird auch von „ihm das fette Saure genannt, „als eine Mischung von der ersten „Art, ein subtiles flüchtiges Salz „gewesen sey, welches aus einem „acido besteht, so mit dem aller„reinsten Feuerwesen aufs innig„ste vereiniget ist. Ich halte es, „fährt er fort, für eine solche schwe„felähnliche Mischung, die von al„len andern Körpern in der Welt „unterschieden ist, die unzertrenn„lich und unzerstörlich ist, und „welche man in völliger Bedeu„tung des Wortes ein acidum „pingue nennen kann.„

Von der Entstehung oder dem Ursprunge des fetten Sauren saget Meyer, daß es vom Anfange, da die Welt erschaffen worden, gleich da gewesen, und daß folglich die beyden Bestandtheile desselben, nämlich das Saure und die Materie des Lichtes, als nöthige Grundmaterien, gleich anfangs erschaffen worden. Es tritt also, nach seiner Meynung, schon fertig und zusammengesetzet in die Körper ein, und geht bey ihrer gänzlichen Zerstörung auch ungeschieden und ungeändert wieder heraus, und dahin, wo es hergekommen ist. Es wird wieder zu Erzeugung neuer Körper angewendet, und hält also in der Natur seinen beständigen Zirkel.

Das acidum pingue oder fette Saure ist eine sehr subtile Materie, deren Gegenwart aber in die äußerlichen Sinne fällt. Wenn

Wenn es glühet, hat es eine rothe Farbe. Man sieht dieselbe an dem im Feuer fließenden Sale caustico, und mit einiger Verwunderung giebt sich diese Feuerfarbe auch bey gelinderer Hitze zu erkennen, wenn caustische Laugen in einem eisernen Kessel eingekochet werden, da zuletzt das leichtflüßige Salz feuerroth erscheint, ob man gleich nicht sieht, daß der Kessel glühet. Man sieht es auch an den rothen Dämpfen des rauchenden Salpetersauren. Man kann das fette Saure schmecken, wenn es reichlich genug an bloßes Wasser gebracht ist. Es schmecket anfangs weichlich, fetticht, süßlicht, zuletzt aber machet es an den innerlichen Theilen des Mundes eine schrumpfende Empfindung. Wenn es mit der Kalcherde und mit den fixen oder flüchtigen alkalischen Salzen verbunden ist, so fühlet man, daß es wie Feuer auf die Zunge sticht. Man fühlet auch, wenn es mit den fixen und flüchtigen alkalischen Salzen verbunden worden, an diesen beyden salzigen Verbindungen eine große Schlüpfrigkeit an den Händen. Man höret endlich seine Wirkung bey der Entzündung des Knall- und Schießpulvers, des Schlaggoldes, beym Elektrisiren und vermuthlich auch bey dem Donner. Sanfter aber höret man es an allen hellklingenden Körpern.

Das fette Saure hat eine Schwere oder Gewicht; denn es ist ein Körper. Es ist ferner unzerstörlich; es geht aus dem Feuer unversehret und ungetrennet in die Luft. Wir untersuchen es so, wie es aus dem Feuer gekommen ist, und also kann es durch Feuer nicht zerstöret werden. Es kann im Sale caustico, im Kalch und mit den Metallen aufs neue glühen, und bleibt doch, was es ist.

Es ist elastisch und flüchtig. Wenn es in dem ungelöschten Kalch durch aufgegossenes Wasser in Bewegung gesetzet wird, so sieht man augenscheinlich, wie es die Kalchtheilchen aus einander treibt und mit dem erhitzten Wasser in die Luft tritt. Ja dieses Wesen, das in der Luft und Wasser und in allen Körpern gegenwärtig ist, ist vielleicht der Grund aller Elasticität bey den Thermometern und Barometern, bey den klingenden und schallenden Körpern, und bey allen ausdehnbaren und wieder in ihre vorige Stellung zurücktretenden Körpern.

Es läßt sich auch in die Enge bringen oder concentriren. Es ist mehr oder weniger concentriret vorhanden, in der todten oder glühenden Holzkohle, in dem ungelöschten Kalch, in der frischen Holzasche, in calcinirten Knochen, in calcinirter Magnesia alba, in calcinirter Alaunerde, in dem Sale caustico fixo und vola-

tili, an den durch die Calcination und Präcipitation bereiteten Kalchen der Metalle, in den Ziegeln, irdenen Gefäßen, Porcellain, Gläsern und Metallen, in dem rauchenden Vitriolöl u. s. f.

Das fette Saure dehnet sich wieder aus, und erhitzet sich mit Wasser. Diese Eigenschaft zeiget es nur an solchen Körpern, worinnen es nicht tief eingeschlossen, sondern, so zu reden, nur von außen anhängt. Z. E. ungelöschter Kalch, frische calcinirte Metallkalche, calcinirter Vitriol, trockne Pottasche, Sal causticum, concentrirte mineralische Säuren u. s. f. erhitzen sich mit Wasser, wenn dasselbe auf einmal darauf gegossen wird, nicht aber, wenn es solches nach und nach aus der Luft annimmt. Hingegen Ruß, Kohlen, Glas, Metalle und alle andere ungeöffnete Körper erhitzen sich mit Wasser nicht.

Das fette Saure hat eine zusammenziehende Kraft. Glühende Kohlen schrumpfen unsre Haut, wenn wir ihnen damit zu nahe kommen, und das Kalchwasser zieht den Mund und die Haut zusammen; vornehmlich wenn das destillirte Kalchwasser durch den Frost concentriret ist.

Das fette Saure verbindet sich in und außer dem Feuer mit den mehresten Körpern. Es verbindet sich mit Luft, Wasser, sauren und alkalischen Salzen, mit Erden und Metallen, Schwefel, ätherischen, harzigen und fetten Oelen und mit Weingeist. Doch verbindet sich dasselbe nicht mit allen Körpern. Außer dem Feuer scheinen es die mineralischen Mittelsalze, der vitriolisirte Weinstein, das Kochsalz, der Salpeter u. s. f. gar nicht anzunehmen, außer in der allerstärksten Glut. Im Feuer scheint es mit der bloßen kieselichten und thonichten Erde nicht viel zu thun zu haben. Sonst ist wohl kein Körper vorhanden, der so starkes Feuer aushalten kann, dessen Zwischenräumchen nicht wenigstens von dem Acido pingui im Feuer ausgefüllet werden, wenn Luft und Wasser daraus vertrieben sind.

Das fette Saure läßt sich von einem Körper an den andern versetzen. Aus dem Feuer tritt es an die Kalcherde, und läßt sich von dieser an ein fixes oder flüchtiges alkalisches Salz versetzen. Wenn dem Salmiac Sal causticum zugesetzet wird, so verläßt das acidum pingue das fixe alkalische Salz, und verbindet sich mit dem flüchtigen Salze des Salmiacs. Ist es mit metallischen Kalchen im Feuer verbunden worden, und kömmt ein alkalisch Salz hinzu, so verläßt es das Metall, tritt an das alkalische Salz und machet es caustisch. Wenn Salzsaures mit einer Kalcherde gesättiget wird, und man eine caustische Lauge hinzugießt;

zugießt; so verbindet sich das alkalische Salz der Lauge mit dem Salzsauren, das acidum pingue aber tritt an die Kalcherde und machet sie zu wahrem Kalch.

Das fette Saure bringet durch seine Verbindung mit andern Körpern neue Concreta hervor, und verändert die vorigen Eigenschaften der Körper, z. E. es stellet an dem Sale caustico fixo und volatili besondere Mittelsalze dar, welche von allen andern Mittelsalzen sehr unterschieden sind. Flüchtigen Dingen giebt es einen größern Grad der Flüchtigkeit, wie wir bey dem Salmiacspiritus mit Kalch, bey denen mit Kalch behandelten destillirten Oelen, u. a. m. erkennen. Es benimmt dem flüchtigen alkalischen Salze seine trockene Gestalt.

Das fette Saure ist in allen Körpern vorhanden. Da es allenthalben zugegen ist, so kömmt es mit Luft und Wasser, mit Dünsten und Regen nebst andern subtilen Materien in die Gewächse; durch das Odemholen, und durch Speise und Trank kömmt es in die thierischen Körper; und da es mit Luft und Wasser nicht allein auf die Oberfläche der Erdkugel, sondern auch in die Tiefe des Meeres und der Erde hinkommen kann, so muß es auch bey der Erzeugung mineralischer Körper gegenwärtig seyn, und sich als ein darzu sehr geschicktes höchstsubtiles Wesen in alles als ein Bestandtheil einmengen.

Wenn die Frage entsteht: Ob und in wieferne das acidum pingue für die Materie des Feuers anzunehmen? so ist nach Mayers Meynung das Feuerwesen auf eine dreyfache Art zu betrachten und einzutheilen: 1) in das allerreinste zündende Feuerwesen, welches alle brennbare Körper entzündet; 2) in die nächste Materie dieses reinsten Feuerwesens, oder unser acidum pingue; 3) in die entzündliche brennbare Materie, welche man das Phlogiston nennet. Die erste Materie des Feuers ist also die zündende Materie; die zwote, welche zwar bey dem Küchenfeuer vorhanden ist, aber eigentlich nicht zündet; die dritte aber die entzündliche brennbare Materie.

Durch die erste reinste zündende Materie des Feuers wird demnach die Materie des Lichts oder der Sonnenstrahlen verstanden, so wie sie, ohne mit einem andern Wesen verbunden zu seyn, bey ihrer Concentration leuchtet, erhitzet und zündet, so wie wir diese ihre Eigenschaften und Wirkungen in dem Brennpuncte des Brennglases erblicken, wenn durch dasselbe die Sonnenstralen oder die Materie des Lichts auf einem brennbaren Körper dichter und näher an einander gebracht und concentriret wird.

Hier ist das allerreinste Feuer, welches mit keiner andern Materie vermenget und in keinem andern Körper eingeschlossen ist. Diese Materie des Lichts, diese leuchtende, hitzende, brennbare Materie ist nur die eine in der Welt, und kann wesentlich nicht zweyerley, sondern nur einerley Licht oder Feuermaterie in der ganzen Natur vorhanden seyn, so wie nur einerley Wasser darinnen befindlich ist; obwohl beyde nach dem Grad ihrer Reinigkeit unterschieden seyn können. Eben diejenige Materie, die in dem Brennpunct des Brennglases leuchtet, erhitzet und zündet, muß eben dieselbe seyn, die es in den Körpern thut; und wo vom Feuer die Rede ist, da muß diese Materie vorhanden seyn.

Die zwote und nächste Materie des Feuerwesens, so in dem gemeinen oder Küchenfeuer vorhanden, ist das fette Saure oder acidum pingue. Es besteht dasselbe aus dem reinsten Feuerwesen oder der Materie des Lichts und einem subtilen Sauren. Diese Materie für sich betrachtet, zündet nicht und ist für die eigentliche Materie des Feuers nicht anzusehen. Sie ist aber, zu nicht weniger großen Absichten und Wirkungen, wie die Materie des Lichts, bestimmet. Sie ist zur Hervorbringung und Zusammensetzung eines brennbaren Körpers nothwendig. Die bloße Lichtmaterie verbindet sich mit Wasser und Erde nicht genau, und es kann, wenn sie gleich in selbige tritt, daraus noch kein brennbarer Körper werden. Wenn aber in den organischen Geschöpfen zu Erde, Wasser und Licht das fette Saure hinzutritt, welches sich an der einen Seite mit der Materie des Lichts, als woraus es schon halb besteht, an der andern sauren Seite aber sich auch mit der Kalcherde und Wasser verbinden kann; so kann die Zusammensetzung und Hervorbringung eines brennbaren Körpers deutlich begriffen, und die Nothwendigkeit der Existenz des acidi pinguis in einem jeden brennbaren Körper eingesehen werden. Denn da sich dasselbe mit den Lichttheilchen, mit Erde und Wasser verbindet, und ein brennbares Körperchen zusammengesetzet wird; so können sich viel dergleichen zusammenhäufen, enge zusammensetzen, und es kann also endlich eine große Masse eines brennbaren Körpers dadurch erzeuget werden, aus welchem, wenn er hernach erhitzet, und durch die Ausdehnung des fetten Sauren und der Lichttheilchen geöffnet wird, die Materie des Lichts und das fette Saure wieder in den Dunstkreis treten, woher sie gekommen sind. Dieses ist der eigentliche Begriff, den Meyer von

dem Feuerwesen eines brennbaren Körpers giebt.

Was das brennbare Wesen oder Phlogiston betrifft, unter welchem Ausdruck Bocher und nach ihm andere Chymisten ein gewisses körperliches, solides, trocknes, erdichtes, feuerfähiges Wesen verstehen, welches in allen Dingen des Gewächs- und Thierreiches aufs innigste eingemischet sey, welches aus einem Reich der Natur in das andere übergehe, und in allen von gleicher Beschaffenheit sey, und welches für die Substanz oder das Principium ignescens, für die einzige Materie des Feuers zu halten, welche nichts mehr brauche, um Feuer werden zu können, als daß sie in eine geschwinde Bewegung gesetzet würde; so scheint Meyer mit dieser Meynung nicht viel zu thun zu haben, vornehmlich wenn der Ruß eines aromatischen Oels für die nächste Materie des reinen Feuerwesens und für ein Principium angesehen wird; er pflichtet dieser Meynung deswegen nicht bey, weil er an der Materie des Lichts und an dem fetten Sauren reinere und einfachere Principia des Feuers erkannt, und aufs höchste durch das brennbare Wesen nichts anders versteht, als ein einzelnes brennbares Stäubchen, so wie es sich anfänglich bey seiner Erzeugung aus Licht, fetten Sauren, Erde und Wasser zusammengesetzet hat. Das fette Saure wird von ihm wie die Materie des Lichts, die Erde und das Wasser, als ein Element oder Principium betrachtet, worunter er diejenige Materie versteht, die weder durch das Feuer, noch durch einige menschliche Kunst weiter geschieden und zerstöret werden kann, sondern allezeit bleibt, was sie ist, so, daß sie, wenn sie aus einem verbrennenden und sich zerstörenden Körper austritt, sich nicht vernichtiget, sondern ihr Wesen und ihre Eigenschaften ungeändert behält, und nach ihrem Austritt zur Erzeugung und Zusammensetzung neuer Körper wieder angewendet wird. Das fette Saure kann also ein Element genannt werden, weil es, nach diesem Begriff, wie die andern elementarischen Grundmaterien, nicht zerstöret werden kann. Das fette Saure muß auch nach Meyers Meynung gleich anfangs bey der Schöpfung da gewesen seyn, und es muß die erschaffene, salinische Materie, das Saure, sich gleich mit einem Theil der Materie des Lichts aufs innigste und genaueste vereiniget haben, und auf diese Weise das fette Saure, oder die elastische Materie entstanden seyn. Diese Materie mußte nothwendig daseyn, wenn sich Körper aus den übrigen Elementen erzeugen und zusammensetzen sollten; denn dazu

zu ist sie das erste und einzige Verbindungsmittel. Es mußte eine Materie vorhanden seyn, welche die Materie des Lichts mit Erde und Wasser zusammensetzen und verbinden könnte: eine Materie, welche sich mit Wasser vermengen konnte, solches, wenn sie erwärmet würde, mit sich ausdehnen, und also die Erzeugung mancherley Säfte, durch die Circulation derselben, in Millionen Maschinen organischer Körper befördern könnte; eine Materie, die vielerley erzeugte subtile Zusätze vertragen, zu sich nehmen, sich damit innigst vereinigen, und allerhand andre Salze erzeugen konnte. Hieraus folget demnach, daß die Materie des Feuers, die elastische Materie der Luft, oder das fette Saure, Wasser und Erde die einzigen wahren Principia und Elemente aller Dinge sind, woraus alles besteht und zusammengesetzet ist, wodurch alles in der Natur, soweit es durch körperliche Dinge geschehen kann, bewirket wird, und worein sich endlich alles zerleget.

Dieses ist kürzlich der Begriff von der Beschaffenheit und dem Wesen des fetten Sauren, mit dessen lehrreichen Betrachtungen der unvergeßliche, mit so tiefer Einsicht und demüthiger Erkenntniß begabte Meyer, ein wahrhaftig großer Chymist, die Naturlehre bereichert hat. Ob wir schon nicht alles wegen Mangel verschiedener Erfahrungen vertheidigen noch viel weniger bestreiten können, so müssen wir doch bekennen, daß wir aus Erfahrungen, überzeuget, in der Hauptsache mit der Meyerischen Meynung von dem fetten Sauren einig sind. An dem Daseyn des fetten Sauren ist nicht zu zweifeln. Es ist das Verbindungsmittel, wodurch die andern elementarischen Grundmaterien mit einander vereiniget werden. Es kömmt aus dem Dunstkreis in alle Körper, und geht bey deren Zerstörung wieder dahin. Es verbindet die Lichtmaterie mit Erde und Wasser, und bringt nach Verschiedenheit der Proportion der Mischung und Zusammensetzung brennbare und auch salinische Substanzen hervor, aus deren Zusammensetzung mit Wasser und Erde unzählige zusammengesetzte Körper entstehen. Bisher sind wir aus Erfahrungen überzeuget, mit Meyern einerley Meynung; wir entfernen uns aber auch nicht von ihm, wenn wir sagen, daß aus der Verbindung des fetten Sauren mit Lichtmaterie und Erde eine Substanz erzeuget wird, welche man das brennbare Wesen nennen kann, welches wir als eine Substanz betrachten, in welcher die Lichtmaterie und das fette Saure durch die Vereinigung mit Erdtheilen gleichsam gebunden

den, und so lange in Ruhe erhalten wird, bis ein zutretendes, wirkendes Feuer die mit dem fetten Sauren verbundene Lichtmaterie von den Erdtheilen trennet, und in Bewegung setzet. Dieses brennbare Wesen kann bey einigen Mischungen freyer, bey andern verwickelter seyn; ist aber doch bey allen einerley, und von dem fetten Sauren darinne unterschieden, daß es zusammengesetzter ist, und zu seinem Daseyn fettes Saures haben muß. In brennbaren Körpern ist das brennbare Wesen mit andern ebenfalls gröber gemischten oder erzeugten Substanzen befindlich; und also das fette Saure mehr und weniger verwickelt; in einigen salinischen Mischungen aber ist das fette Saure, ohne erst die Mischung des brennbaren Wesens gemachet zu haben, unmittelbar mit andern feinern Substanzen verbunden, und also freyer und entwickelter, wie wir an dem rauchenden Salpetersauren, concentrirten Vitriolsauren, flüchtigen Schwefel und flüchtigen Vitriolsauren, an einigen in der Luft sich entzündenden oder nur leuchtenden Körpern und dergleichen feinen Mischungen mehr gewahr werden. Wir pflichten deshalben dem tiefdenkenden Meyer noch nicht bey, wenn wir die Meynung, daß das fette Saure, die elastische Materie der Luft, und daß es das ursprüngliche Saure, und die vorzüglichste Materie und Ursache der elektrischen und anderer Kräfte sey, nicht bestreiten, sondern uns hierdurch aufmerksam machen lassen, die Erscheinungen, welche darauf führen können, genau zu untersuchen.

Wir widersprechen endlich dem lobenswürdigen Meyer nicht, wenn wir das fette Saure, welches er nach seiner Erklärung unter die Elemente setzet, als diejenige Substanz betrachten, welche das einzige sogenannte Principiatum oder diejenige Grundmaterie ist, welche allein unmittelbar aus Erde, Wasser und Lichtmaterie durch die allmächtige Hand Gottes entstanden und verbunden worden, und welche alsdenn das Mittel ist, daß die weit einfachern Grundsubstanzen, die Lichtmaterie, das Wasser und die Erde, als aus welchen das fette Saure zu bestehen scheint, auf mannigfaltige Weise mit einander vereiniget, und feine gemischte Substanzen hervorgebracht werden.

Wer das Acidum pingue oder fette Saure, an dessen Benennung kein Chymist sich stoßen kann, kennet, und von dessen Wirklichkeit aus Erfahrungen überzeuget worden, der wird wissen, welchen Nutzen diese Erkenntniß bringt; wer es aber nicht kennet, noch auch aus verschiede-

nen

nen Ursachen nicht kennen will, der wird, wenn er aufrichtig ist, doch sagen und bekennen müssen, daß der, uns so schätzbare und unvergeßliche Meyer den Namen eines erfahrnen und tiefdenkenden Chymisten verdienet, und unter diejenigen gehöret habe, welche sich befleißigen, im geringen treu zu seyn, und bey ihren Bemühungen nicht vergessen, solche zur Ehre Gottes anzuwenden.

Fettkraut.

S. Butterkraut.

Feuer.

Ignis. Unter dem Feuer verstehen wir, dem sinnlichen Begriff nach, eine gewisse in Bewegung sich befindende Materie, welche in uns oder auf unserer Haut, diejenige Empfindung erreget, die nach Beschaffenheit der Stärcke, Wärme, Hitze oder Brennen genannt wird. Die Materie des Feuers scheint dem Wesen nach von der Materie des Lichts nicht unterschieden zu seyn. Unter beyden hat man einerley elementarische Substanz zu verstehen. Das Feuer ist nichts anders als ein concentrirtes Licht, oder eine Sammlung einander genau berührender Lichttheile. Je mehr von diesen Lichttheilen mit einander versammlet sind, je genauer dieselben einander berühren, je weniger fremde Materie sich dazwischen befindet, und je schneller der mit einander versammelten Lichttheile Bewegung ist, desto empfindlicher wird der Körper für unsre Augen, und desto deutlicher nehmen wir von ihm eine Gestalt wahr. Die Sonne ist ein concentrirtes Licht oder eine concentrirte Sammlung der reinsten elementarischen Licht- oder Feuertheile. Die Lichttheile, welche ihren Körper ausmachen, gehen von ihr aus, und entfernen sich, und scheinen auch in dieselbe wieder zurückzugehen. Wenn man die entfernten Lichttheile durch ein Brennglas, welches gegen die Sonne gehalten wird, wieder zusammensammelt, so vereinigen sich viele derselben wieder zusammen, und stellen sich, wenn man sie auf einen undurchsichtigen Körper fallen läßt, wieder in einem sichtbaren Körper dar, und machen eine kleine Sonne, welche ein concentrirtes Licht, ein Feuer ist, das brennbare Körper entzündet.

In der Atmosphäre sind beständig Lichttheile vorhanden, die aber durch viele andere, ebenfalls darinne befindliche Substanzen, so von der reinsten Lichtmaterie verschieden sind, von einander entfernet sind. Alle die in der Atmosphär befindlichen Substanzen werden von den Sonnenstrahlen, oder welches einerley, von den aus der Sonne in genauer Linie aus-

ausgehenden Lichttheilen in Bewegung gesetzet. Die Empfindung der in Bewegung gesetzten Lichttheile, so wir auf und in unserm Körper wahrnehmen, nennen wir Wärme. Je mehr Lichttheile in der Atmosphär vorhanden, und je weniger dieselben durch andere fremde Substanzen von einander entfernet sind, und je stärker die Bewegung derselben ist, desto größer ist die Wärme. Jemehr hingegen von andern Substanzen in der Atmosphäre befindlich sind, und jemehr die Lichttheile von einander entfernet und in der Bewegung verhindert werden, desto weniger Wärme wird unser Körper empfinden.

Man nehme folgende Bemerkungen zur Hand: in den längsten Sommertagen, wo wir die stärkste Wärme empfinden sollen, empfinden wir oft, sogar bey sehr heitern Tagen, nur eine mäßige Wärme, und in den kürzesten Wintertagen, wo wir Kälte haben sollen, empfinden wir oft Wärme. Wenn unsere Kenntnisse sich weit genug erstreckten, die feinen Substanzen von unsern Sinnen genug bemerket werden könnten. und Beobachtungen genug vorhanden wären, so würden wir vielleicht finden, daß in den Sommertagen, wo die Wärme zu geringe ist, eine außerordentliche Menge von fremden Substanzen in der Atmosphäre vorhanden ist, welche die concentrirte Vereinigung und geschwindere Bewegung der Lichtmaterie verhindern, und also die Ursache zur Wärme wegnehmen, so wie im Gegentheil im Winter, wo die Kälte zu geringe und die Luft zu lau ist, eine außerordentliche Menge mehr als gewöhnlich concentrirter Lichttheile, und zu wenig von andern Substanzen oder Materien vorhanden ist.

Unter den Substanzen, welche außer der Lichtmaterie in der Atmosphäre befindlich sind, kann man mit einiger Wahrscheinlichkeit als eine der vornehmsten Substanzen diejenige betrachten, welche von den Chymisten das fette Saure, acidum pingue, genannt wird, dessen Wirklichkeit, Natur und Eigenschaft in dem Artikel fettes Saure nachzusehen ist.

Außer diesem fetten Sauren sind auch Luft- und Wassertheile, ingleichen andere mehr gemischte und zusammengesetzte Substanzen in der Atmosphäre, welche alle einen großen Einfluß in die Vermehrung oder Verminderung der Wärme und Kälte und anderer Erscheinungen haben, und die Erzeugung der in den Körpern befindlichen mannichfaltigen brennbaren und salinischen Substanzen verursachen.

Das fette Saure scheint, wie einige chymische Bemerkungen darauf deutlich führen, das Mittel zu seyn, wodurch die Lichtthei-

le, oder welches einerley, die elementarischen Feuertheile mit den Erdtheilen zu derjenigen Substanz vereiniget werden, welche das brennbare Wesen genannt wird. So lange die Vereinigung der in dem brennbaren Wesen befindlichen Theile nicht gestöret wird, so lange sind die durch das fette Saure mit den Erdtheilen verbundenen Feuer- oder Lichttheile in Ruhe; so bald aber zu diesen in dem brennbaren Wesen ruhenden Feuertheilen andere bereits in Bewegung sich befindende Feuertheile hinzukommen, und sich mit selbigen vereinigen, sogleich hört die Ruhe derselben auf, und es erfolgen Wirkungen und Erscheinungen, welche, nachdem das brennbare Wesen mit einer größern oder kleinern Menge fremder Substanzen mehr oder weniger genau verbunden ist, sehr mannichfaltig und verschieden sind.

Die in Bewegung gesetzten Feuertheile durchdringen alle Körper, dehnen dieselben mehr und weniger aus, verursachen die Wärme, die Hitze, das Glühen, das Flammenfeuer und das Erleuchten, und verändern die Beschaffenheit aller Körper, dafern sie nur genugsam eindringen und den Zusammenhang der Bestandtheile trennen können. Sie sind auch die Ursache der Flüßigkeit, und wenn sie mit andern Grundsubstanzen vereiniget wirken, so sind sie die vornehmste Ursache derjenigen Erscheinungen, die sich durch die elektrische und magnetische Kraft und durch den Blitz zu erkennen geben.

Das Sonnenfeuer und das gemeine Feuer sind, in Betrachtung derjenigen Theile, welche das Wesentliche des Feuers ausmachen, von einander nicht unterschieden; es ist aber das Sonnenfeuer weit reiner, und scheint fast allein bloß durch diejenigen Theile zu wirken, welche das Wesen des Feuers ausmachen, da hingegen das gemeine Feuer, wenn es am reinsten ist, niemals anders als in Verbindung mit dem fetten Sauren wirket, oft aber auch seine Wirkungen nicht allein mit dem fetten Sauren, sondern auch in Verbindung mit andern Substanzen äußert. Daher es denn geschieht, daß so viele und mancherley Erscheinungen durch die Wirkungen des gemeinen Feuers verursachet werden. Denn das gemeine Feuer wird nicht anders als durch Substanzen erhalten und genähret, welche die eigentliche Materie des Feuers mit andern Substanzen verbunden enthalten. Da nun dieselben mehr und weniger gemischet und zusammengesetzet sind, so folget auch, daß die Entwickelung der in den Körpern mehr und weniger ruhenden Feuertheile schneller oder langsamer geschieht, und die Wirkungen, nachdem die unbrennbaren Materien gegen die

in Bewegung kommenden und zum Theil in Bewegung bereits gesetzten Feuertheile wirken, mehr oder weniger heftig sind.

Die sinnlichen Materien, wodurch das gemeine Feuer erhalten und genähret wird, sind Oel, Harz, Bergharz, Schwefel, Steinkohlen, Weingeist, Unschlitt, fette thierische Substanzen, Holz, Kohlen und alle trockene vegetabilische und thierische Theile. Diese und dergleichen Substanzen, welche sich entzünden lassen, und dem Feuer Nahrung geben, thun dieses nicht anders, als vermittelst der in ihnen befindlichen Feuertheile, welche, wenn sie zu einem brennenden Körper gebracht werden, in eine solche Bewegung kommen, daß sie die Behältnisse und Bande, wodurch sie gleichsam gebunden sind, und in der Bewegung mehr und weniger aufgehalten werden, brechen, und indem sie sich vereinigen und den Ort ihres Aufenthaltes verlassen, diejenige Erscheinung vor unsern Augen verursachen, die wir das Feuer nennen. Diese in den brennbaren Körpern befindlichen elementarischen Feuer- oder Lichttheile sind mit den Behältnissen, worinnen sie sich befinden, nicht unmittelbar, sondern vermittelst einer Substanz verbunden, in welcher die elementarischen Feuertheile durch das fette Saure mit den elementarischen Erdtheilen vereiniget und gebunden sind, und welche, wie bereits oben angemerket worden, das brennbare Wesen genannt wird. Dieses ist nun in allen zum Glühen oder Brennen und Entzünden geschickten Körpern von einerley Art und Beschaffenheit, obwohl die Materien und Körper, von welchen es einen wesentlichen Theil ausmachet, gar mannigfaltige und von einander sehr verschiedene Naturen und Gestalten haben. Da aber mit diesem brennbaren Wesen in den Körpern andere Grundsubstanzen verbunden sind, welche mit demselben verschiedene Mischungen machen, dergestalt, daß das brennbare Wesen in einigen Körpern freyer, in andern mehr verwickelt und gebunden ist, so sind daher auch die Wirkungen von den entzündlichen und verbrennlichen Körpern, obschon das brennbare Wesen in allen von einerley Natur ist, demohngeachtet gar sehr verschieden, wie die Bemerkungen von Weingeist, Oelen, Harzen, Schwefel, Holz, Kohlen u. d. einen jeden aufmerksamen Beobachter überzeugen müssen. Z. E. Weingeist läßt sich von einer hinzukommenden Flamme geschwind entzünden, und verbreñt ohne Rauch mit einer Flamme, welche kein helles sondern schwaches Licht giebt. Einige von den

Oelen lassen sich geschwind entzünden, verbrennen mit vielem Rauche und geben ein ziemlich helles Licht; andere Oele hingegen lassen sich nicht anders entzünden, als bis sie warm gemachet worden, und alsdenn verbrennen einige mit einer hellen Flamme und wenig Rauche, andere mit einer schwächer leuchtenden Flamme und vielem Rauche. Von den Harzen lassen sich einige geschwind entzünden und verbrennen mit einem sehr hellen Lichte und ohne Rauch, andere mit einem etwas schwächern Lichte, aber mit einer heftigen Flamme und vielem Rauche, noch andere mit einem schwachem Lichte und vielem Rauche. Der Schwefel entzündet sich geschwind und verbrennt ohne Rauch mit einem sehr schwachen Lichte und erstickenden Dampfe. Alles Holz verbrennt mit einer heftigen und ungestümen Flamme, doch mit dem Unterschiede, daß immer eins sich leichter als das andere entzünden läßt, und ein anderes mit einer heftigern Flamme und mehrerm Rauche, als ein anderes verbrennt, und eine andere Art sich geschwinder als eine andere verzehret. Holzkohlen, wenn sie gehörig gebrannt worden, geben nur ein starkes und anhaltendes Glühfeuer ohne sonderliche Flamme, und verbrennen ohne Rauch, doch aber mit einem besondern Dampfe, welcher, wenn sie in einem eingeschlossenen Raume verbrennen, wo kein Luftzug ist, sehr schädlich und tödtend ist. Andere verbrennliche Substanzen verhalten sich, in Betrachtung des Entzündens, der Flamme, des Verbrennens, und noch anderer Wirkungen wieder anders, dergestalt, daß man deutlich wahrnehmen muß, daß das eigentliche verbreñliche Wesen, wenn es bey Körpern in Bewegung gesetzet wird, niemals anders, als in Gesellschaft mit andern unverbrennlichen Substanzen wirket, und daher in seinen Wirkungen mehr und weniger Veränderungen leidet, und auch bisweilen Veränderungen machet, welche eigentlich von ihm allein nicht entstanden seyn würden.

Die eigentlichen Wirkungen des Feuers sind: 1) daß es alle Körper durchdringt und ausdehnet, den Zusammenhang trennet, und die getrennten Theile in Bewegung setzet, daher es 2) die Ursache der Flüßigkeit der Körper wird; 3) daß es, weil es die in den Körpern befindlichen Feuertheile in Bewegung setzet, oder die bereits in Bewegung befindlichen Feuertheile mit den Körpern verbindet, daher Wärme, Hitze, Glühen und Flamme hervorbringt; 4) daß es, wenn die Feuertheile in genugsamer Menge vereiniget und so sichtbar

bar worden, daß sie in dem Auge ein Bild machen, leuchtet; 5) daß es endlich alle Körper entweder in ihrer Natur, oder zum wenigsten in ihrer Gestalt, oder in beyden zugleich verändert. Wenn aber bey Entzündung oder Verbrennung der Körper ein Rauch, ein Knall oder Donner, ein gewaltsames Zerspringen und andere, außer den obengenannten, Wirkungen des Feuers hervorgebrachte Erscheinungen bemerket werden, so rühret dieses nicht von den Feuertheilen, sondern von den mit denselben verbundenen fremden Substanzen her, wie denn eben diese die Ursache sind, daß die in den Körpern befindlichen Feuertheile nicht auf einerley Art entwickelt, oder aus ihren Behältnissen befreyet und in Bewegung gesetzet werden. So kann z. E. ein brennender Körper einige andere Körper geschwind entzünden, wenn nicht allein die Feuertheile in genugsamer Menge vorhanden sind, sondern auch die Behältnisse oder Kapseln derselben eine solche Beschaffenheit haben, daß sie sich geschwind durchdringen, auflösen und zerreißen lassen, wie solches beym Weingeist, einigen flüchtigen ätherischen Oelen, wie auch einigen Harzen und beym Schwefel bemerket wird. Wenn aber die Kapseln eine gröbere und zähere Beschaffenheit haben, und sich also nicht so geschwind auflösen und zerreißen lassen, so werden die Körper, ob sie schon Feuertheile genug enthalten, sich von einem hinzukommenden brennenden Körper nicht eher entzünden lassen, als bis die Kapseln genugsam ausgedehnet, und hinlänglich aufgelöset oder verdünnet worden, wie solches an den fetten Oelen, Unschlitt, Wachs u. d. wahrgenommen wird, als welche sich sogleich von einem brennenden Körper nicht entzünden lassen, welches aber geschieht, und den Augenblick Flamme entsteht, so bald dieselben genugsam erwärmet worden. Je gröber nun die Behältnisse sind, je schwerer lassen sich die Körper entzünden, und wenn die Feuertheile nebst ihren Behältnissen noch dazu durch viele dazwischen sich befindende fremde Substanzen von einander sehr entfernet sind, so können die Körper endlich gar nicht mehr entzündet werden, sondern sie werden nach Beschaffenheit des hinzukommenden Feuers entweder nur warm, oder heiß, oder glühend, oder sie kommen, nachdem die Beschaffenheit des Körpers selbst ist, in Fluß, oder gehen in die Höhe und in die Luft, ohne sich zu entzünden.

Aus der Beschaffenheit der Mischung und Bestandtheile der Körper läßt sich ferner erklären, warum bey einigen sehr harten und

festen Körpern, welche durch einen angebrachten brennenden Körper kein Feuer geben, so gleich Feuer erzeuget wird, wenn sie gegen andere harte und feste Körper gerieben werden, wie man solches durch das Schlagen des Stahles gegen einen Feuerstein bemerket. Es sind nämlich die Feuertheile in einem solchen Steine durch eine sehr große Menge Erdtheile von einander entfernet, überdieß sehr feste eingeschlossen, so, daß sie zur Erzeugung eines Feuers nicht anders entwickelt werden können, als in wieferne die festen Behältnisse jähling gebrochen und ein Theil Feuertheile auf diese Weise geschwinde versammelt und beweget werden. Weil aber durch den Schlag z. E. eines Stahles oder eines harten Steins gegen einen andern harten Stein nicht alle Behältnisse, sondern nur die äußersten, welche der Schlag trifft, gebrochen werden, so können auch deshalben nicht alle Feuertheile des ganzen Steins, sondern nur diejenigen in Bewegung kommen, deren Behältnisse gebrochen worden; daher also nur ein geschwind vergehender Funke erzeuget wird, der aber in seiner Natur eben ein so wirksames Feuer, als das Feuer eines brennenden Körpers ist, nur mit dem Unterschiede, daß bey brennenden Körpern die beständig abgehenden Feuertheile durch andere nach und nach entwickelte ersetzet werden, und auf diese Weise die sichtbare Flamme so lange erhalten wird, als der brennende Körper Feuertheile darreichet. Da hingegen der durch den Schlag eines Stahls gegen einen Feuerstein erzeugte Funke, welcher in seiner Natur eben das, was die Feuertheile einer Flamme sind, nicht sichtbar erhalten werden kann, weil die verschwindenden Feuertheile nicht durch andere zukommende ersetzet werden. Daß aber ein solcher Funke ein wirksames Feuer ist, erfährt man dadurch, weil Zunder und Schießpulver durch selbigen augenblicklich entzündet werden. Werden hingegen die festen Behältnisse der Feuertheile eines Feuersteins nicht jähling gebrochen, sondern, wie durch das Glühen eines solchen Steins geschieht, nur nach und nach ausgedehnet, so werden zwar die Feuertheile auch in Bewegung gesetzet; da solche aber nicht jähling geschieht, so gehen die Feuertheile, ohne eine sichtbare Flamme, wie bey dem durch den Schlag erzeugten Funken davon, und wenn das Glühfeuer anhaltend genug ist, verlassen sie die Erdtheile, mit denen sie vorher verbunden waren, ganz und gar, so daß der Stein mürbe und locker wird, und nach seiner Erkaltung dasjenige nicht mehr lei-

sten kann, was er vorher gethan.

Außer der Entzündung der Körper durch andere brennende Körper, und außer dem Reiben, welches nur bey einigen harten Körpern statt findet, giebt es noch andere Arten von Entzündung, wovon diese Ursachen gleichfalls in der besondern Vermischung der Feuertheile mit andern Substanzen zu suchen sind. Wenn man z. E. rauchendes Salpetersaure mit Nelkenöl, oder einem andern dergleichen ätherischen Oele vermischet, so wird den Augenblick eine Flamme hervorgebracht, da hingegen durch die Vermischung dieses Sauren mit einigen andern Oelen oder mit Weingeist wohl ein starkes Aufwallen und Hitze, aber keine Entzündung erfolget. Mehrere dergleichen Bemerkungen geben zu erkennen, daß die Feuertheile auf verschiedene Weise in den Körpern mit verschiedentlich gemischten und zusammengesetzten Substanzen verbunden sind, daher denn auch folget, daß die Entbindung oder Entwickelung der Feuertheile nicht auf einerley Art, noch mit einerley Wirkungen geschehen kann.

Eine genaue Kenntniß der Mischung der Körper, welche wegen der Menge der Feuertheile vor andern zur Nahrung des Feuers dienen, kann zugleich den Unterricht geben, wie ein Feuer erreget, erhalten, vermehret oder gemäßiget und vermindert und gelöschet oder verhindert werden kann; doch ist nicht zu läugnen, daß eine bloße Kenntniß der Mischungen nicht hinlänglich ist, sondern bey Erzeugung und Verhinderung des Feuers sorgfältige Bemerkungen und Versuche angestellet, und mit der verlangten Kenntniß der Mischungen verbunden werden müssen.

Hat man Kenntnisse und Erfahrungen genug gesammelt, so wird man auch hierdurch geschickt gemachet werden, von dem Feuer und den Materien des Feuers einen guten Gebrauch zu machen; man wird alsdenn auch durch die bereits erworbenen Kenntnisse und Erfahrungen Anleitung bekommen, wie die in den verbrennlichen Materien befindlichen Feuertheile den Absichten gemäß in Bewegung gesetzet werden können, so, daß sie entweder zum Leuchten oder zur Erregung der Wärme und Hitze und zu fast unzähligen Veränderungen der Körper dienen. Vorzüglich haben Chymisten, wenn sie sich dieses Namens würdig machen wollen, ohne Unterlaß nöthig, von dem Feuer und dessen Wir-

kungen, wie auch von den Mischungen, wodurch Licht und Feuer erzeuget werden kann, Versuche und Bemerkungen zu sammeln, indem es gewiß ist, daß diejenigen, welche die meiste Kenntniß und Erfahrung hiervon haben, in dem, was zu den Bedürfnissen dieses Lebens gehöret, viel und mannigfaltigen Nutzen stiften, und viele Geheimnisse der Natur entdecken, aber auch bey diesen Entdeckungen die Allmacht und Weisheit Gottes erkennen und bewundern, zugleich aber auch in Demuth bekennen müssen, daß wir bey den größten Einsichten und Erkenntnissen der Dinge, demohngeachtet nicht so tief eindringen, daß wir die tiefsten Geheimnisse der Natur und ihrer Wirkungen ergründen und erklären, noch viel weniger höhere Geheimnisse, als die Geheimnisse der Natur sind, überdenken und einsehen können.

Feuerbeständig.

Fixum. Man nennet eine Substanz oder einen Körper feuerbeständig, welcher weder in verschlossenen, noch offenen Gefäßen durch keine Gewalt des Feuers in die Höhe, oder in die Luft getrieben werden kann. Die, der Feuerbeständigkeit entgegengesetzte, Eigenschaft eines Körpers wird die Flüchtigkeit genannt. Wenn ein Körper flüchtig ist, so wird derselbe durch die Wirkung des Feuers in Dämpfe verwandelt; folglich muß ein Körper, wenn er vollkommen feuerbeständig genennet werden soll, nichts von seinen Bestandtheilen verlieren, obgleich selbige verändert werden können. Dergleichen Körper giebt es in diesem Verstande nicht viel; denn die meisten, welche gemeiniglich unter die feuerbeständigen gezählet werden, sind es nicht in allen ihren Theilen, indem einige durch das Feuer in Dämpfe verwandelt und verflüchtiget werden. Z. E. Eisen, Kupfer, Zinn, Bley, Wißmuth und andere dergleichen metallische Substanzen haben eine solche Beschaffenheit, daß sie nicht unter die vollkommenen feuerbeständigen Körper, das ist, welche in allen ihren Theilen feuerbeständig sind, gezählet werden können, indem durch das Feuer das brennbare Wesen von ihnen geschieden wird. Sie sind aber in Betrachtung ihrer erdichten Theile feuerbeständig; denn diese werden nicht in die Höhe gehoben und zerstreuet.

Wie es mit diesen metallischen Substanzen beschaffen ist, so verhält es sich nun auch mit den erdichten und steinichten und allen andern Körpern, welche als feuerbeständig angesehen werden; denn sie

sie verlieren alle etwas im Feuer, und zwar dasjenige, welches das Verbindungsmittel ist; daher auch die Körper andere Gestalten und Eigenschaften bekommen. Unter allen bisher bekannten Körpern sind Gold und Silber, und unter den durch die Kunst bereiteten Producten einige reine Gläser die einzigen, welche unter die vollkommenen feuerbeständigen gezählet werden können; es wäre denn, daß man auch sogar Gold und Silber hiervon ausschließen wollte, weil selbige auch vermittelst des Brennspiegels solche Veränderungen leiden, daß man, wenn die Versuche richtig genug angestellet sind, muthmaßen muß, daß einige Theile von selbigen verflüchtiget worden; und auf diese Weise würde nur allein das reinste Glas für den einzigen vollkommenen feuerbeständigen Körper zu halten seyn.

Sobald man aber die Körper verhältnißmäßig gegen einander betrachtet, und nur denjenigen für flüchtig erkläret, welcher ganz und gar in Dämpfe verwandelt und zerstreuet wird, so kann man alsdenn diejenigen, welche im Feuer zwar verändert werden, aber einen geringen Abgang leiden, in Verhältniß gegen andere feuerbeständig nennen. Auf diese Weise können beynahe alle Metalle und metallische Substanzen und vorzüglich alle erdichte und steinichte Körper, wie auch einige feste Salze, und fast alle durch die Kunst bereiteten Producte, welche man aus metallischen, erdichten und steinichten Producten erhält, feuerbeständig genannt werden. Doch giebt es auch Körper, welche aus zween oder mehrern Körpern bestehen, wovon bisweilen der eine feuerbeständig und der andere flüchtig ist; wie z. E. der Schwefelkies zu seyn pfleget, welcher in Betrachtung seines metallischen Theils feuerbeständig und in Betrachtung des Schwefels flüchtig ist. Dergleichen Körper kann man weder unter die flüchtigen, noch feuerbeständigen zählen; sondern man muß eine besondere Classe von selbigen machen, und dieselben als Körper betrachten, welche aus flüchtigen und feuerbeständigen Körpern zusammengesetzet sind, und also, da sie nicht gemischet sind, und nur leichte zusammenhängen, auch leicht von einander geschieden werden können.

Der feuerbeständige Zustand eines Körpers ist mit demjenigen nicht zu vermengen, den man den feuerfesten nennet. Denn es können viele Körper feuerbeständig seyn, welche nicht feuerfest sind; da hingegen der Begriff des

Feuerfesten zugleich den Begriff des Feuerbeständigen in sich enthält. S. Feuerfest.

Feuerdorn.

S. Mehlfäßleinbaum.

Feuerfest.

Apyrum. Dieses Wort bezeichnet eigentlich in der strengsten Bedeutung diejenige Eigenschaft eines Körpers, da derselbe in jedem auch dem stärksten Grade des Feuers unveränderlich bleibt. Ein feuerfester Körper soll demnach soviel, als ein im Feuer unveränderlicher Körper heißen. Da man aber schwerlich in der Natur einen Körper antreffen wird, der nicht im Feuer einige Veränderung leiden sollte; so wird man demnach unter einem feuerfesten Körper einen solchen zu verstehen haben, welcher in Verhältniß gegen andere am wenigsten und kaum merklich im Feuer verändert wird, und unschmelzbar ist. Es begreift also der Begriff des Feuerfesten zugleich die Unschmelzbarkeit und Feuerbeständigkeit eines Körpers in sich, weil die, diesen beyden letztern entgegengesetzten Eigenschaften, die Schmelzbarkeit nämlich und die Flüchtigkeit eines Körpers, als beträchtliche und sehr merkliche Veränderungen anzusehen sind. Die reinsten Kiesel oder Sandarten, ingleichen die reinsten Thonarten sind unter allen Körpern wohl die vorzüglichsten, welche den Namen der feuerfesten verdienen. Die Kieselarten werden im stärksten Feuer nur mürbe, so daß sie sich hernach leichter zerreiben lassen; die Thonarten aber werden durch das Feuer härter, und wenn sie vorher mit Wasser vermischet und ausgetrocknet worden, so bekommen sie durch das Feuer eine noch mehrere Festigkeit. Diese letztern zeigen schon etwas mehr Veränderung; doch können beyde unter den feuerfesten Körpern oben angesetzet werden. Andere Körper, welche im Feuer wenig Veränderung leiden, und vorzüglich unschmelzbar bleiben, gehören entweder unter die Classe der Kieselarten oder der Thonarten, und haben also die feuerfeste Eigenschaft von der zu ihrer Mischung gehörigen Kiesel- oder Thonerde erhalten. Körper, welche durch das Feuer in Fluß kommen, können nicht feuerfest genannt werden, gesetzt, daß sie sonst auch keine Veränderung mehr leiden. Wir betrachten demnach die Unschmelzbarkeit als das vorzüglichste Merkmal eines Körpers, welcher feuerfest ist. Denn ein unschmelzbarer Körper ist wenigern Veränderungen, als ein schmelzbarer unterworfen.

Feuerkraut.
S. Flechte.

Feuerlilie.
S. Lilie.

Feuerröslein.
S. Adonisröslein.

Feuerschröter.
S. Schröter.

Feuerstein.

Flintenstein, Pyromachus, corneus vulgaris, sclopetarius, igniarius, ist ein sehr harter bald grauer, bald gelblichtgrauer, bald schwärzlichter oder schwarzer Stein, der mit Stahl Feuer schlägt und den man los auf Feldern, in Hügeln, im Sande, und zwischen den Kreideschichten findet. Diese Steine kommen meistentheils als unförmliche Klumpen vor, sind oft mit einer weißen kreideartigen Rinde überzogen, und bisweilen auch von kleinen weißen Kreideflecken durchstochen, so daß man bisweilen große Höhlungen davon wahrnimmt. Man findet sie auch bisweilen figuriret, als kleine Köpfe, Füße, Hörner, Nieren u. s. f. Bisweilen sind sie hohl und ledig, oder mit einem klappernden Stein, mit einer Erde, oder andern dergleichen Substanz ausgefüllet. Wenn man sie zerschlägt, so sehen sie inwendig dicht und glatt aus. Die Feuersteine verwittern an der Luft, und werden zu einer weißen kreideartigen Erde.

Wallerius Mineral. S. 109. und Cronstedt Mineral. S. 65. zählen die Feuer- oder Flintensteine zu den Kieselarten. Da sie sich aber in den chymischen Untersuchungen anders verhalten, so wird man sie wohl in eine andre Classe zu setzen haben. Geht man nach dem äußerlichen Ansehn und nach der festen Beschaffenheit, die sie haben, so können sie eher zu den Hornsteinarten gerechnet werden. Die Benennung Feuerstein ist zu einem Geschlechtsnamen nicht schicklich; indem es mehrere Steine giebt, welche mit dem Stahl Feuer schlagen, wie denn der Alten ihr Feuerstein, Pyrites, nichts anders als ein Schwefel oder Eisenkies ist, so ebenfalls mit Stahl Feuer schlägt, und zu dieser Absicht auch gebrauchet worden.

Die Feuersteine lassen sich schneiden und poliren, daher sie auch zu Flintensteinen geschliffen werden. Sonst aber ist bekannt, daß man die Feuersteine im gemeinen Leben zum Feueranschlagen gebrauchet; daher sie auch diesen Namen erhalten haben.

Feuerwürmlein.
S. Nachtvogel.

Feuren.
S. Fichte.

Fevillea.

Feuillea L. hat von dem französischen Franciscaner Ludw. Feuillee, welcher verschiedene gelehrte Reisen nach Peru und andern Ländern angestellet, und daselbst sonderlich die Pflanzen aufgesuchet, ihren Namen erhalten. Hr. von Linne' vereiniget in diesem Geschlechte nach der Murrayischen Ausgabe mit der kletternden Fevillea Spec. II. Band. 1457. die gefleckte Haarblume, Trichosanthes punctata, und zweifelt noch, ob beyde von einander unterschieden sind. Da diese in unsern Gärten nicht vorkommen; bemerken wir nur die Geschlechtskennzeichen. Nach Browns Beobachtungen stehen männliche und weibliche Blumen auf besondern Pflanzen. Die erstern haben ein fünffach getheiltes Kelch- und Blumenblatt, fünf fadenartige Honigbehältnisse und fünf Staubfäden; die weiblichen aber nur den fünffach getheilten Kelch und drey Griffel; die Frucht ist ein harter und in drey Fächer abgetheilter Apfel.